


STATE UNIVERSITY OF IOWA.
LIBRARY.


UNIVERSITY OF IOWA
3 1858 045 568 833

Zeitschrift

für

Völkerpsychologie

und

Sprachwissenschaft.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. M. Lazarus und Prof. Dr. H. Steinthal.

Vierter Band.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
Harrwitz und Goßmann.
1866.



Inhaltsverzeichniß.

Erstes Heft.

Drittes Heft.

In dem unterzeichneten Verlage erscheint:

Zeitschrift
für
Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben
von

Dr. M. Lazarus und **Dr. H. Steinthal,**
Professor an der Hochschule zu Bern. a. o. Professor an der Universität zu Berlin.

Drei Bände, 1859 bis 1865, zum Preise von 3 Thlr.

Die Aufgabe, welche sich diese Zeitschrift gesteckt hat, ist im Allgemeinen: eine Erkenntniß des Volksgeistes zu bereiten, wie die bisherige Psychologie eine des individuellen Geistes erstrebte. Es soll die Geschichte der Menschheit, der einzelnen Völker und ihrer Bestrebungen, nicht nur als Thatsache kennen gelernt, sondern auch nach ihren innersten Gründen begriffen werden. Demnach kann alles was im Verlauf der Geschichte als Saat oder Frucht, als Bedingung oder Erfolg des öffentlichen Geisteslebens sich darstellt, Gegenstand der Betrachtung unserer Zeitschrift werden, alle Arten von Strebungen und Leistungen des Kulturlebens bis hinauf zu den Ideen, welche den Genius einer Nation bewegen und erfüllen.

Die Sprache ist diejenige Erscheinung im Leben eines Volksgeistes, über welche uns die Thatsachen am vollkommensten vorliegen, und aus der mannichfaltige Lichtstrahlen auf andere Gebiete desselben geworfen werden. Die Sprachwissenschaft, wie sie hier bearbeitet werden soll, verschieden von Philologie und rein empirischer Linguistik, hat auf dem Wege der exakten Forschung vornehmlich die psychologischen Gesetze zu begründen, nach welchen die Idee der Sprache sich im Menschen verwirklicht.

Aus dem Inhalte dieser drei Bände mögen hier folgende Arbeiten hervorgehoben sein:

Erster Band.

1. **M. Lazarus** und **H. Steinthal**, Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie. — **H. Steinthal**, Ueber die unpersönlichen Zeitwörter. — 2. **H. Steinthal**, Assimilation und Attraction, psychologisch beleuchtet. — 3. **Paul Heyse**, Ueber italienische Volkspoesie. — **M. Lazarus**, Geographie und Psychologie. — **Prof. Pott**, Ueber Mannigfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff. — 4. **v. Eckstein**, Der Sitz der Cultur in

der Urwelt. — H. Steinthal, Ueber den Idealismus in der Sprachwissenschaft. — Derselbe, Zur Charakteristik der semitischen Völker. — 5. Dr. L. Tobler, Versuch eines Systems der Etymologie mit besonderer Rücksicht auf Völkerpsychologie. — G. Gerland, Psychologische Anthropologie. — Nöldeke, Die Schlange nach arabischem Volksglauben. — 6. M. Lazarus, Ueber den Ursprung der Sitten. — H. v. Blomberg, Das Theatralische in Art und Kunst der Franzosen. — H. Steinthal, Ueber Substanz und Person.

Zweiter Band.

1. H. Steinthal, Die ursprüngliche Form der Sage von Prometheus. — Dr. L. Tobler, Uebergang zwischen Tempus und Modus. — M. Lazarus, Verdichtung des Denkens in der Geschichte. Ein Fragment. — H. Steinthal, Ueber den Aberglauben. — Fr. Müller, Rede zweier Maori an den Kaiser von Oesterreich. — 2. H. Steinthal, Die Sage von Simson. — H. v. Blomberg, Ueber das Theatralische in Art und Kunst der Franzosen. II. Kunst. — Dr. L. Tobler, Ueber die dichterische Behandlung der Thiere. – H. Steinthal, Ueber Charakteristik der Sprachen. — Derselbe, Ueber das Passivum. — 3. W. Lübke, Der gothische Styl und die Nationalitäten. — H. Steinthal, Der Durchbruch der subjectiven Persönlichkeit bei den Griechen. (Ein geschichts-psychologischer Versuch). — 4. M. Lazarus, Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit. — H. Steinthal, Ueber die Wurzeln der Sprache. — H. Schwabe, Die Engländer und ihre Kohlenarbeiter.

Dritter Band.

1. M. Lazarus, Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie. — Dr. Ludwig Rüdiger, Ueber Nationalität. — 2. Dr. Paul Laband, Die rechtliche Stellung der Frauen im altrömischen und germanischen Recht. — C. Arendt, Darstellung einiger interessanter Eigenthümlichkeiten der ungarischen Sprache. — 3. Dr. L. Tobler, Das Wort in der Geschichte der Religion. — Dr. Berthold Delbrück, Die Entstehung des Mythos bei den indogermanischen Völkern. Ein psychologischer Versuch. — Dr. L. Tobler, Innere Sprachformen des Zeitbegriffes. — C. Arendt, Ein Hauptzug der ungarischen Poesie. — Prof. Pott, Ueber Mannigfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks. Wetter, Himmel, Gott. — H. Steinthal, Die Zählmethode der Mandenga-Neger. — 4. M. Lazarus, Ueber die Ideen in der Geschichte. — Dr. Berthold Delbrück, Ueber das Verhältniß zwischen Religion und Mythologie.

Einzelne Hefte des ersten Bandes (6 Hefte zu 5 Bogen) sind zum Preise von 15 Sgr., einzelne Hefte des zweiten und dritten Bandes (in je 4 Heften zu 8 Bogen erschienen) zum Preise von 25 Sgr. zu erhalten.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin
(Harrwitz und Goßmann).

Die Entdeckung des Isomorphismus.

Eine Studie zur Geschichte der Chemie

von

Emil Wohlwill.

Das Räthsel der Krystalle ist schon bei Plinius in Worte gefaßt. „Es kann nicht leicht ein Grund gefunden werden, heißt es in der Historia naturalis, weshalb der Krystall mit sechseckigen Seiten entsteht." Von dieser Ahnung einer Aufgabe ist ein weiter Weg bis zu den ersten Versuchen, sie wissenschaftlich zu formuliren. Die Beziehungen zwischen der mathematisch bestimmten Gestalt und der chemischen Substanz krystallisirter Körper sind erst in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts als unzweifelhaft vorhanden anerkannt; erst damals sind die Bedenken gegen die Berechtigung einer Wissenschaft der Krystalle verstummt. Es könnte die Verspätung dieses Zweiges der Naturwissenschaft auffällig erscheinen. Ist doch mit der Frage nach einem innern Grunde der Formen das tiefste speculative Interesse verknüpft und scheint doch, wo die Natur am gleichen Stein die gleichen scharf bestimmten Formen unabänderlich wiederholt, das uralte Problem in seiner einfachsten Fassung der Forschung sich entgegenzudrängen! Daß diese Einfachheit den Erscheinungen nicht eigenthümlich ist, beweist die lange Vorgeschichte der Krystallochemie. Einfach ist so wenig der Begriff der bestimmten Form wie der der bestimmten Substanz. Den einen wie den

anderen zur selbstverständlichen Deutlichkeit des heutigen Sprachgebrauchs zu entwickeln, war unbewußt die Aufgabe aller Bestrebungen im Bereich dieser Vorgeschichte. Selbst der Voraussetzung jeder Naturwissenschaft, der Annahme oder Ahnung irgend welcher Gesetzlichkeit legte die Erscheinung der Krystalle erhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Als „Spiele der Natur" erschienen diese in dem Schooß der Berge in regelmäßiger Mannigfaltigkeit gestalteten Steine. Die Betrachtung des Zwecks, zumal in der organisirten Natur, ist ein so wesentliches Element aller älteren Naturwissenschaft, daß sie das Gegentheil des Nothwendigen erblicken mußte, wo für die wiederkehrende Erscheinung ein Zweck sich nicht erdenken ließ. Versteinerungen und Krystalle, jetzt Gegenstände zweier mächtig entwickelten Wissenschaften, blieben viele Jahrhunderte als die Erzeugnisse müßiger Launen der Natur mit den mancherlei Concretionen zusammengeordnet, die in der That Zufälligkeiten der Erhärtung ihre Form verdanken. Eine höhere Stufe, weniger durch die Bedeutung des Gedankens, als den Wirkungen nach, bezeichnet die Anschauung späterer Forscher: „die Natur treibe Geometrie". In dem Verständniß der Meisten ist mit dieser Formel nur ein ernsteres und vor Allem ein streng geordnetes Spiel an die Stelle des mystisch regellosen getreten, aber eine Geometrie der Natur ließ sich erforschen, forderte den Erkenntnißtrieb heraus, und das 17. Jahrhundert bedurfte nicht mehr der Zwecke in den Erscheinungen, um die Beobachtung zu rechtfertigen. Vom heiteren Staunen gelangt man hier und da zu genauerer Betrachtung; mehr und mehr werden charakteristische Formen unterschieden; durch die Mittheilung unterscheidender Beschreibungen wird die Vereinzelung der Forscher, in ihr ein wesentliches Hinderniß der Wissenschaft aufgehoben; aber mehr als ein Jahrhundert verfloß, bis die geometrische Betrachtung auch nur den Leitfaden einer Klassification gewährte.

Geniale Forscher, die mit dem scharfen Auge für das Allgemeine auch in dem engen Gebiet der damals bekannten Erscheinungen Grundgesetze der Krystallbildung zu lesen vermochten, fehlten schon dem 17. Jahrhundert nicht, sie haben jedoch mit ihrer vorauseilenden Einsicht der geringeren Fassungskraft, dem

empirisch beschränkten Streben ihrer Nachfolger die Arbeit nicht gekürzt. Der längere Weg, den man einschlagen mußte, lag in der Anhäufung der Beobachtungen, wie die Gelegenheit sie gewährte. Es bedurfte einer ansehnlichen Vergrößerung der Krystallsammlungen, damit aus dem bunten Gewirr der Thatsachen auch dem, der nicht suchte, das unabänderlich Beständige sich entgegendrängte.

Daß der Diamant seine eigenen Formen hat, von denen die des Bergkrystalls und des Smaragds sich deutlich unterscheiden, war nicht leicht zu verkennen. Aber der bestimmte Stein hatte keineswegs, wo man ihn fand, dieselben Formen. Die Thatsachen wiesen nicht auf Gesetz und Nothwendigkeit, wenn der Bergkrystall in den mannigfaltigsten, oft unvergleichbar erscheinenden Combinationen seiner Flächen doch immer Bergkrystall blieb. Selbst dann noch, wenn im Allgemeinen die Weise der Combination dieselbe blieb, waren die Unterschiede in der Begrenzung der Flächen oft so außerordentlich, daß auch ein aufmerksames Auge die Einheit übersehen konnte, wenn nicht das bekannte Gesetz die Beobachtung vermittelte.

So lange der Bergkrystall in der Natur und in den Producten der beginnenden chemischen Technik nur wenige Genossen hatte, lag in diesem überreichlichen Wechsel, der das Beständige verdeckte, ein Widerspruch gegen jede Schätzung der Form als einer wesentlichen Eigenschaft; oft schien, was dem Wesen nach identisch war, in seinen Formen weit mehr geschieden als zweierlei Substanzen von unzweifelhafter Differenz. Und dann wieder waren Mineralien wie Schwefelkies und Flußspath bekannt, die außer der gleichen Würfelform kein zweites Merkmal gemeinsam hatten. Es sind nicht die unbedeutendsten Forscher, die um dieser Schwierigkeiten willen noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts alle Bemühungen um eine systematische Krystallkunde als ein im Beginnen verfehltes Streben belächeln.

Indessen förderte das Bergwerk immer neue Mineralien, die chemischen Processe immer neue Erzeugnisse der Affinität zu Tage, und immer wieder erschienen die bestimmten Eigenschaften, dieselbe wichtige Verwendbarkeit begleitet von derselben oder doch einer Mannigfaltigkeit von Gestalten, die sich als

gesonderte Gruppe erwies. In diesem steigenden Reichthum der Sammlungen und Beschreibungen traten wie von selbst unter den Abänderungen des Zufalls die wesentlichen Charaktere hervor; vernachlässigte Unterschiede erwiesen sich als beständig; Gesetze die dem Scharfblicke eines Steno spärliche Krystalle offenbarten, die nicht begriffen wurden, als er sie nachwies, schienen bald in der Sprache der Thatsachen sich selbst zu verkünden. So lag auch eine Krystallsammlung von damals seltener Vollständigkeit dem umfassenden systematischen Versuch zu Grunde, durch den Linné auch im Reich der Krystalle Anordnung und Uebersicht zu gewinnen hoffte. Seine Vergleichungen waren oberflächlich, der Kern seiner Betrachtungsweise unmathematisch, sein Eintheilungs-Princip, schon als er es anwandte, unberechtigt und unmöglich — aber dennoch beginnt mit diesem Versuch die zusammenhängende Entwicklung der Krystallographie. Bis dahin hatte fast jeder neue Forscher von Neuem begonnen; ließ er auch die neuen thatsächlichen Beobachtungen seiner Vorgänger nicht immer unbenutzt, so war doch die Regel, daß er mit seiner Auffassung unmittelbar „auf die Natur", d. h. auf die eigene mehr oder weniger durch geometrische Kenntnisse, nur nicht durch theoretische Einsicht der Vorgänger bestimmte Wahrnehmung zurückging. Die Wissenschaft — wenn der Ausdruck für diesen Fall gestattet ist — war eine andere in jedem anderen Kopf. Linné ist keineswegs, wie in der Pflanzenkunde, auch für die Krystallographie ein epochemachender Beobachter gewesen, seine Einsicht überragt nicht die des Zeitalters, aber er bot und stützte mit dem Gewicht seines Namens ein System der Krystalle, das man annehmen oder verwerfen, ausführen oder widerlegen, nur nicht vernachlässigen konnte; keiner der hervorragenden Nachfolger hat sich der Erörterung seines Princips entzogen; die meisten verwarfen es, Romé de l'Isle, der allgemein als Begründer der wissenschaftlichen Krystallographie anerkannt ist, legte es seinem ersten Werk zu Grunde.

Linné hatte sich nicht über die Geringfügigkeit der gewonnenen Einsicht getäuscht; er wies mit Wärme auf die Größe der Aufgabe, die dem jungen Geschlecht zu lösen blieb, und seinem Aufruf verdankte Romé de l'Isle die Anregung zu einer

umfassenden Thätigkeit, wie sie bis dahin kein einzelner Forscher, vielleicht nicht die Vorgänger insgesammt auf das Reich der Krystalle verwandt hatten. Er brachte Einheit in die Betrachtung; er verglich die Glieder der Krystallreihen, die theils früher, theils von ihm, als der Einen bestimmten Substanz zugehörig erwiesen waren, und von der Grundform einer solchen Reihe leitete er durch symmetrische Umgestaltung die andern als secundäre Formen ab. Er erhob durch eine ausgedehnte Reihe von Messungen die Unveränderlichkeit der Winkel über allen Zweifel und gab damit aller Beobachtung eine zuverlässige Grundlage.

Nicht viel später erkannte der schwedische Forscher Bergmann, daß der Gesammtbau des Krystalls eine regelmäßige Vereinigung gleichgestalteter Theile ist; die Grundform, die Romé de l'Isle nach dem unsichern Maßstab der größten Einfachheit wählte, fand Bergmann in der Theilungsgestalt; was er in einzelnen Fällen andeutete, wurde von Hauy als Princip der Wissenschaft durchgeführt.

So waren am Ende des 18. Jahrhunderts die Elemente der Krystallographie gewonnen. Erst dieser Ausgangspunkt machte eine Bestimmung der Körper nach ihren Formen möglich: der Erforschung bestimmter Beziehungen zwischen Substanz und Form war von Seiten der Krystallographie der Boden bereitet. Aber selbst die Aufgabe blieb eine schwankende, so lange nicht eine entsprechende Stufe der Klarheit und Anwendbarkeit für den Begriff der chemischen Substanz erreicht war. Kam es nur darauf an, krystallisirte Körper zu identificiren, so war die Chemie innerhalb gewisser Grenzen entbehrlich; es beweisen das am besten die hervorragenden Systeme der Mineralogie, denen ein gewisser Complex äußerer Eigenschaften ausschließlich die Species charakterisirt; auch heute wird selbst der geübte Chemiker zur Unterscheidung minder seltener Mineralien häufig keine chemischen Mittel anwenden. Aber ebenso gewiß bleibt die Reihe der unorganischen Körper auf diese Weise ein zusammenhangsloser Haufen, die glücklichste Anordnung eine zufällige. Wirft man die Frage auf: was es denn sei, dem dieser Glanz, diese Farbe, jene Form und Spaltbarkeit zukommt, so ist bei solcher Betrachtung die einzige Antwort ein Name, den man

für die bestimmte Summe von Eigenschaften wählte. Eine große Zahl von Mineral-Körpern wurde jedoch der Beobachtung dadurch nahe gelegt, daß man mit derselben Summe äußerer Merkmale die Fähigkeit, bestimmte Wesens-Veränderungen zu erfahren, vereint fand. Erze waren wesentlich Mineralien, durch deren Behandlung sich Metalle gewinnen ließen. Die Erkenntniß, daß in der äußeren Erscheinung eine gewisse Mannigfaltigkeit möglicher Veränderungen im Feuer und durch flüssige Reagentien angedeutet war, enthielt im Keime die Lehre von der chemischen Substanz. Den Keim zu entwickeln, die Transmutation in allen ihren Formen auszuschließen, in dem *Entstehen und Zerfallen chemischer Verbindungen* das Thatsächliche aller jener Umgestaltungen grundsätzlich zu begreifen, war die Aufgabe aller älteren Chemie. Ihre Geschichte scheint alle Phasen des Irrthums und des halben Begreifens zu erschöpfen, wenn sie den Weg von der ältesten chemischen Wahrnehmung bis zu ihrer einfachen Deutung durchläuft, von der Wahrnehmung, daß aus der Wechselwirkung zweier Substanzen ein Drittes mit völlig neuen Eigenschaften hervorgeht, bis zu der Deutung, daß in dem Dritten das Erste und Zweite, wenn auch (seinen Eigenschaften nach) gebunden, doch erhalten und für die Eigenschaften des Ganzen bestimmend blieb.

In aller Klarheit ist dieser *Begriff der Verbindung* schon im 17. Jahrhundert gedacht; auch die Folgerung, die in ihm eingeschlossen scheint, daß man analysiren muß um zu erkennen, entging den leitenden Forschern jener Periode nicht, dennoch blieb die Anwendung eine beschränkte, und die Analyse gewann nicht die entscheidende Stimme, selbst wo es eine Frage der Zusammensetzung zu entscheiden galt. Man mußte der *Luftarten* habhaft geworden sein, um die Erhaltung des Gewichts als allgemeine Thatsache in allen chemischen Veränderungen bewährt zu sehen, und erst mit dieser Ergänzung hat sich der Begriff der chemischen Verbindung dem Ausdruck der substantiellen Beschaffenheit hinreichend genähert, um in der Anordnung nach der Zusammensetzung ein natürliches System der Substanzen zu ermöglichen.

Der Zeit nach fällt dieser entscheidende Fortschritt der Chemie

mit den Entdeckungen Romé de l'Isle's und Bergmann's zusammen; die neue gleichfalls aus Frankreich stammende Krystallochemie setzt beide voraus; denn nun erst war es möglich, nicht nur zu denken, sondern thatsächlich darzuthun, daß der anderen bestimmten Grundform eine andere bestimmte Zusammensetzung, d. h. dem wesentlich Andern der Erscheinung ein wesentlich anderes Inneres entspricht. Das ist der Kern der Lehre Hauy's. Man wird ohne Mühe bei älteren Schriftstellern die Ahnung, ja den wörtlichen Ausdruck dieser Erkenntniß finden; lebenskräftig war sie erst jetzt geworden, denn nur als Grundanschauung war sie wahrhaft lebende Erkenntniß. Zu dieser wurde sie durch Hauy erhoben. In der Anwendung, die er ihr gab, durchdrang sie auf mehrere Jahrzehnte hinaus alle verwandten Forschungen wie mit gemeinsamer Färbung.

Wer im Anfang unseres Jahrhunderts die krystallisirten Körper zum Gegenstande seines Nachdenkens nahm, war an die Schule Hauy's gewiesen; er konnte sich von ihr lossagen, sie überwinden, aber er mußte von ihr ausgehen, durch ihre Sprache, ihre Hülfsmittel der Natur Meister zu werden suchen. Auf die Natur selbst zurückgehen, hieß auf ihre unerforschten Gegenstände die Vorstellungsweise Hauy's anwenden; man zerbrach den Krystall, um die Gestalt des integrirenden Moleküls, das heißt, die Form zu finden auf die — nach Hauy — jede andere durch Aneinanderlagerung der gleichartigen Theile sich zurückführen ließ, gleichviel ob dies mechanische Zertheilen durch Hand und Metall oder durch das geistige Werkzeug der Berechnung, durch die Ableitungsgesetze vollbracht wurde.

Alles, was eine neue Methode zur Herrschaft erheben kann, vereinigte sich zu Gunsten Hauy's. Den bekannten Thatsachen gab er eine einfache Gruppirung, für die Erforschung aller unentdeckten entscheidende Gesichtspunkte. In seinem System war denen, die im Geheimniß allwaltender Gesetze die einzig würdige Aufgabe der Forschung verfolgen, das höchste Ziel zum mindesten nicht unerreichbar hingestellt. Wenn jeder beobachteten Grundform eine andere Mischung entsprach, so lag die Enthüllung des großen Grundgesetzes in der Beantwortung der Frage: wie ändert sich mit der Zusammensetzung die Form?

Jede Krystallisation mußte eine Aeußerung des Gesetzes sein, und alle geschichtliche Erfahrung sprach in solchem Fall für die Möglichkeit, in den Thatsachen das Gesetz zu lesen.

Aber auch aller Einzelforschung war dadurch der Werth erhöht, daß ihr Ergebniß, ob an sich von beschränktem Interesse, in dem weit angelegten Bau eine vorbestimmte Stelle fand, durch richtige Combination eine weittragende Bedeutung gewinnen konnte. Auch denen, die sich bescheiden, ihren Fleiß auf die Vermehrung des Materials im Dienste des Gedankens zu verwenden, waren damit anregende Aufgaben im Ueberflusse gestellt. Eine jede näher bestimmte Form, ein jedes Mittel schärferer Formbestimmung und ebenso auf Seiten der Chemie jedes neue analytische Verfahren war willkommen als eine Verkürzung des Weges zum wichtigsten Ziele.

Schlagende Erfolge mehrten die Macht der Methode. Alljährlich wurden früher ungekannte Formen auch der Mischung nach neuen Substanzen entsprechend gefunden. Sah man ein scheinbar neues Material in wohlbekannter Krystallisation, so genügte, die Gleichheit der Formen scharf zu bestimmen, um die Abweichungen als unwesentlich zu durchschauen, die Identität auch der Substanzen anzunehmen; auch in der Zahl der länger bekannten mineralogischen Species ergab das Princip wesentliche Umgestaltungen; so erwies sich der Form nach der Beryll als identisch mit dem Smaragd, und Vauquelin bestätigte, was Hauy vorausgesagt: auch die Zusammensetzung der beiden Mineralien, die noch Werner trennte, war dieselbe. Noch weit häufiger hatte die unzureichende Betrachtungsweise der älteren Zeit dem Wesen nach Geschiedenes um der Farbe, des Glanzes, scheinbarer Form-Aehnlichkeit willen vereinigt — die genaue Bestimmung der Krystalle gab die Sonderung des unnatürlich Verbundenen, und in ihrer vollen Fruchtbarkeit erwies sich die Theorie, als auch hier fast jeder entscheidende Ausspruch Hauy's durch die nachfolgende Bestimmung der Zusammensetzung gerechtfertigt wurde. Bald erschien der Parallelismus in den Ergebnissen der krystallographischen und chemischen Analyse als die Regel.

Selbst die Ausnahme, die sich nicht übersehen ließ, wurde

mit dem Kern der Theorie sehr wohl vereinbar gefunden. In den ältest bekannten Formen, die das reguläre System der neueren Krystallographie umfaßt, in Würfeln, regelmäßigen Oktaëdern, Rhombendodekaëdern u. s. w. sah man die Krystallisationsweise einer größeren Reihe von Substanzen, deren Zusammensetzung nicht den entferntesten Anhalt einer Vergleichung bot; der complicirten Mischung der Alaune und Granate entsprach dieselbe Form wie der einfachen des Steinsalzes und Schwefelkieses, wie der elementaren Natur des Diamants, des Eisens und Blei's.

Hauy umfaßte die Formen dieser Körper oder ihrer „integrirenden Molecüle" unter dem Namen Grenzformen. Wenn die Gestalt eines integrirenden Molecüls — so folgerte er — in der Weise der Vereinigung verschieden geformter Elementar-Molecüle ihren Grund und Ursprung hat, so ist es möglich, daß aus völlig verschiedenen Combinationen verschiedener Elemente dieselben einfachen Formen als Resultat hervorgehen: „Diese Formen, sagt Hauy, sind gewissermaßen Grenzen, zu denen die Krystallisation auf verschiedenen Wegen gelangt." Durch den Namen der „Grenzformen" wurde der Schein eines Widerspruchs beseitigt; ihre Deutung wurde als wesentlicher Bestandtheil in das System von Hauy aufgenommen. So wenig sie der näheren Prüfung Stand hält, die forme limite war das wohlklingende Wort, wie es eine unvollständige Theorie zur Beseitigung widerspänstiger Thatsachen nicht entbehren kann, das Wort, das man lernte, wie man die Theorie selbst lernen mußte, und das man, weil es eine Lücke füllte, einem Zweifel begegnete, mit dem Uebrigen unbedenklich aufnahm.

Wir haben den Ideenkreis zu zeichnen versucht, der die krystallochemische Wissenschaft am Anfang des 19. Jahrhunderts bestimmte. Von ihm ausgehend, mit den Hülfsmitteln ausgestattet, die (mathematisch gedacht) als Functionen in ihm eingeschlossen lagen, durchdrang ein neues umfassendes Erkennen die alten Beobachtungen, und die Quellen neuer Thatsachen flossen ergiebiger; wechselseitig befruchteten sich auf dem Grunde der neuen Lehre Chemie, Mineralogie und Formenkunde.

Den überraschenden Erfolgen gegenüber fehlten jedoch von

Anfang an nicht die ernstesten Schwierigkeiten. Der consequenten Anwendung des Princips widerstrebten Beobachtungen in nicht geringer Zahl. In ihnen erkannten die Gegner alsbald entscheidende Einwürfe, an ihnen erprobten Hauy und seine Anhänger, um den Widerspruch zu heben, die mannigfaltigsten Deutungen, und doch vergingen zwei Jahrzehnte, von lebhaftester wissenschaftlicher Bewegung erfüllt, ehe der Fortschritt zur Lehre vom Isomorphismus für diese Räthsel eine einfache Lösung brachte.

Es war vorzugsweise die Mineralogie, deren wissenschaftliche Erneuerung jener unbequemen Thatsachen mehr und mehr zu Tage förderte. Hauy's mineralogisches System beruhte auf der scharf gefaßten Erkenntniß, daß die Mineralien chemische Verbindungen seien. Demnach war ihm die Species ein Inbegriff von Körpern, deren integrirende Molecüle aus denselben Grundstoffen, in demselben Verhältniß mit einander verbunden, zusammengesetzt sind. Durch eine chemische Anordnung des Systems muß, seiner Lehre entsprechend, ohne Weiteres vereint sein, was nach den äußeren Eigenschaften, namentlich der Krystallisation, zusammengehörte. Die ersten Chemiker Frankreichs standen Hauy zur Seite, um für die Durchführung dieser Parallele eine chemische Bestimmung der Mineralien zu gewinnen. Für viele einfach zusammengesetzte Mineralkörper ergab die Analyse, was die Krystallisation verhieß. Dagegen erwies sich in den Fällen complicirter Mischung häufig die Natur und das Verhältniß einzelner Bestandtheile in solchem Maße wechselnd, daß, sofern der Zusammensetzung die Entscheidung zukam, eine Reihe wesentlich verschiedener Species gegeben schienen, und doch verschwand alle diese Mannigfaltigkeit in der krystallographischen Betrachtung: Die gleiche Grundform schien aus so abweichender Mischung hervorzugehen.

War in solchen Fällen die Zuverlässigkeit der Untersuchung nicht in Zweifel zu ziehen, so lag damit der Gedanke an eine beschränkte Gültigkeit des Gesetzes, der scheinbar nächste, jener Zeit keineswegs nahe; er ist namentlich Hauy selbst stets als ein unmöglicher erschienen. War der vorsichtige Forscher weniger abgeneigt, eine noch unbekannte Ursache in diesen und den

verwandten Thatsachen mitwirkend zu sehen, so sucht er sie doch meistens durch bestimmte Auslegungsweisen mit dem vielbewährten Princip in Einklang zu bringen. Unter diesen ist die eigenthümlichste und meist angewandte die Hypothese von den formgebenden Bestandtheilen. Sie behauptet, daß gewisse Substanzen, mit überwiegender Krystallisationskraft begabt, größere Massen von völlig abweichender Mischung in ihre Form „hineinzuziehen" vermögen. Bei dergleichen Gemengen kann selbstverständlich die Analyse ein buntes Allerlei der Zusammensetzung nachweisen, während die in allem Wechsel beharrende Krystallform nur der Einen formgebenden Substanz eigenthümlich ist.

Es kam mit dieser Ansicht, wenngleich in veränderter Form, eine ältere Vorstellung zu erneuter Geltung. Es war im Geiste der ältesten Chemie, für die Eigenschaften der Substanzen besondere mit ihnen behaftete Träger anzunehmen; alles Festwerden, alle Stufen der Cohärenz sind nach Paracelsus durch das Salz im Körper bedingt: „ohne das Salz war nichts greiflichs da, aus dem Salz kommt dem Diamant sein Härti, dem Blei sein Weichi u. s. w. Alle Congelation, Coagulation ist auß dem Saltz." Die Salze waren es dann ausschließlich, an denen der Vorgang der Krystallisation sich beobachten, nach Willkür hervorrufen ließ; so wiederholt sich in der Reihe der älteren Speculationen über die Ursache der Krystallisation, als Ergebniß der gleichen Gedankenverbindung immer von Neuem die Ansicht, daß ein Salzgehalt in dem krystallisirten Körper das eigentlich Formende sei. Sie ist es, die dem System von Linné und dem ersten von Romé de l'Isle das Princip der Anordnung gab. Formen der Krystalle gab es dieser Betrachtung so viel als Formen der Salze. Charakteristisch ist dabei die Leichtigkeit, mit der der Einwurf beseitigt wird: daß doch dieser Salzgehalt in den „Steinkrystallen" nirgends zu finden sei. Auch im Glase, meint Linné, sei das Salz nicht mehr zu finden, das zu seiner Bildung verwandt werde; ein wenig rationeller hofft de l'Isle, daß einer genaueren Zerlegung das Salz in allen Krystallen nachzuweisen gelingen werde.

Beiden Forschern war die Chemie fremd. Um so freier konnten sie mit künftiger vollkommnerer Zerlegung schalten; die nüchterne Einwendung: „was nicht vorhanden ist, kann nicht die Form bestimmen“, entbehrte damals der entscheidenden Beweiskraft.

Als Romé de l'Isle sein erstes Werk schrieb, nahm noch die herrschende Chemie zur Erklärung der wichtigsten Erscheinungen eine Substanz zu Hülfe, die niemals außerhalb ihrer vermeintlichen Wirkungen wahrgenommen war. Erst als das Phlogiston entbehrlich geworden, erschien die Unmöglichkeit, seiner habhaft zu werden unter den Beweisen der Nicht-Existenz. So wurde auch die formgebende Kraft der Salze durch den Fortschritt der Krystallkunde beseitigt, sie zeigte, daß die Krystallisation jener Salze ein beständig andere sei, als die der angeblich in ihre Form gezogenen Mineralien. Das Princip war damit nicht widerlegt, ja die Natur selbst schien seine Echtheit zu bezeugen, als man in dem Sandstein von Fontainebleau Bildungen in der Form des Kalkspaths fand, in denen wenig Kalkspath *) mit überwiegenden Mengen der umgebenden Sandsteinmasse gemischt war. Waren auch diese Aggregate mit regelmäßiger Krystallisation nicht zu verwechseln, so erschien doch eine Formung fremder Substanz durch den Kalkspath offenbar.

An eine ähnliche Bildung dachte Hauy zuerst, als er erkannte, daß in den Mineralien von der rhomboëdrischen Form des Kalkspaths seiner Theorie eine Aufgabe zu lösen blieb. Es waren diese sogenannten Spathe ihrer Substanz nach als Verbindungen der Kohlensäure erkannt, in denen von Basen: Kalk, Magnesia, Eisenoxydul, Manganoxydul, Zinkoxyd entweder einzeln oder zu je zweien und dreien auftraten. Im ersteren Fall wies die Analyse ein bestimmtes, im letzteren sehr verschiedene Mischungsverhältnisse nach. Diese Mannigfaltigkeit machte die Gruppe der rhomboëdrisch krystallisirenden Spathe lange Zeit zum Kreuz der Systematiker.

Was jetzt in den mineralogischen Handbüchern, wie von

---

*) Nach der Analyse von Sage etwa $\frac{1}{3}$ des Gesammtgewichts.

Natur vereinigt, sich zur Seite steht, ist nur langsam in dieser natürlichen Verwandtschaft erkannt. Hauy ordnete zuerst den Perlspath nach Anleitung der Form dem Kalkspath zu, und Berthollet fand dem entsprechend in der Zusammensetzung nur wenig Eisen und Mangan neben 96 pCt. kohlensauren Kalks. Vorsichtig ließ man noch den gleichkrystallisirten Eisenspath in gesonderter Stellung unter den Erzen. Als aber Bergmanns Forschung einen Kalkgehalt in bald größerem bald geringerem Verhältniß in allem Eisenspath erwies, wurde der Perlspath zum Anfangsglied einer Reihe gemischter Spathe, an deren Ende der Eisenspath steht. Hauy vereinigte dann die gesammte Stufenfolge der Mischungen mit dem Kalkspath. Er knüpfte an Bergmanns Beobachtungen, die überall beträchtlichen Kalkgehalt erwiesen, als er dem kohlensauren Kalk die Rolle des Formbildners zuertheilte.

So durchaus zum Ausdruck der Natur hatte sich in Hauy's Vorstellung sein Princip gestaltet, daß seine Erklärungen hier und in ähnlichen Fällen wie zur Abwehr einer Naturwidrigkeit bemessen erschienen. „Wie käme die Natur dazu?" scheint er zu denken, wenn er fragt: „Warum sollte die Verbindung von Kohlensäure und Eisen eine Grundform ergeben, die vollkommen mit der des kohlensauren Kalks übereinstimmt?"

Nach seiner ersten Deutung sollte der kohlensaure Kalk, im Krystallisiren begriffen, größere oder geringere Eisenmengen, die ihn zufällig umgaben, ohne Aenderung im Krystallisationsbestreben seiner Theile „mitgenommen" haben. Der Anfang der Erklärung der neuen Erscheinung liegt also, wie in den meisten Fällen, in der Annahme einer Analogie mit einer früher erkannten Wirkungsweise. So war zuvor schon Romé de l'Isle durch die Kalkspathform des Spatheisensteins an das versteinerte Holz, also an den Vorgang der Pseudomorphose erinnert. Wie hier allmälig Quarzmolecüle ohne Aenderung der Structur die Substanz des Holzes ersetzten, sollten dort Eisentheile „nach und nach" unter Aufnahme der Kohlensäure den Kalk verdrängt haben. Hauy verwarf diese Auffassung, da ihm in der Erscheinung des Eisenspaths eine solche stufenweise Umbildung nicht angedeutet, vielmehr eine Entstehung „aus

Einem Gusse" unzweifelhaft erschien. Vermehrte Analysen ließen bald erkennen, daß als die Endglieder jener langen Stufenfolge von Mischungen der reine kohlensaure Kalk und das reine, d. h. kalkfreie kohlensaure Eisenoxydul zu betrachten seien. Für das letztere namentlich reichte der Fall des kalkhaltigen Sandsteins nicht zur Erklärung aus, und Hauy stellte nun selbst eine Reihe von Beobachtungen zusammen, die zu Gunsten der Pseudomorphose des Eisenspaths „nach Kalkspath" redeten. Er vermag jedoch dieser Deutungsweise kein unbedingtes Vertrauen zu schenken. Für alle Fälle blieb ihm ein drittes Mittel, um in der Identität der Formen nicht einen Widerspruch gegen sein Gesetz zu sehen. Es war das Kalkspath-Rhomboëder, dessen Verhältnisse sich die andern Spathe anzumaßen schienen, eine der einfachsten Formen, die der Messung bis dahin zugänglich gewesen. Warum sollten nicht wie in den einfachen Gestalten des Würfels und Octaëders auch in dieser die Combinationen verschiedenster Grundstoffe sich begegnen? Die Annahme, daß auch das Kalkspath-Rhomboëder eine „Grenzform" sei, erledigte alle Schwierigkeiten, die nicht auf anderem Wege zu heben waren.

Kam es bei den Spathen nur auf eine geeignete Deutung der Thatsachen an, so schien in einem andern Fall, nur wenn die angeblichen Beobachtungen Irrthümer waren, Raum für Hauy's Theorie zu bleiben.

„Die Eintracht", heißt es in einer Abhandlung aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, „in der bis jetzt die Geometrie der Mineralien mit der chemischen Analyse verbunden war, die den fundamentalen Voraussetzungen beider Wissenschaften Gewißheit verlieh und ihnen das Vertrauen der Forscher gewann, diese schöne Harmonie scheint heute vernichtet durch ein Mineral mit Namen Arragonit." Die Geschichte der eigenthümlich aufregenden Rolle, die dieses Mineral in der Entwicklung der krystallochemischen Ansichten gespielt hat, ist hier an ihrem Orte; es war nicht nur „ein Strohhalm, der groß verfochten" wurde, es war der große Gegenstand selbst, um den auf diesem engbegrenzten Feld alte und neue Anschauung kämpften.

Was in sechsseitigen Prismen krystallisirte, galt bis zur

Begründung der wissenschaftlichen Krystallographie als zusammengehörig. Ohne die Gleichheit oder Ungleichheit der Winkel zu beachten, ordnete man, was nach der Zahl der Flächen stimmte, zum Bergkrystall und zum Salpeter. Der Arragonit war solcher oberflächlichen Aehnlichkeit willen vor Werner, wie es scheint ohne Rücksicht auf seine chemische Natur, der Kalkspathreihe zugetheilt. Werner, der, auf das gründlichste Studium der äußeren Kennzeichen gestützt, so manche sehbständige Species aus einer unnatürlichen Verbindung befreite, trennte auch den arragonischen Spath vom Kalkspath. Der Arragonit wurde, wiederum einer äußerlichen Aehnlichkeit entsprechend, für eine Varietät des Apatits erklärt. Der Name dieses letzteren Minerals bewahrt das Gedächtniß der Täuschungen, die der älteren tastenden Mineralogie sein Wesen verhüllten, auch den Apatit hat Werner zuerst nach äußeren Eigenschaften als eigenthümliche Species gesondert. Sein Schluß fand Bestätigung in Klaproths chemischer Analyse. Der Schöpfer einer wissenschaftlichen Mineral-Analyse erkannte im Apatit die Zusammensetzung des phosphorsauren Kalks, bald darauf den Gehalt an Fluor. Im Arragonit jedoch, der vermeintlichen Apatit-Varietät, fand Klaproth nur die Bestandtheile des Kalkspaths, es war kohlensaurer Kalk wie dieser.

Was war nun der Arragonit? Der Fortschritt der Krystallographie gestattete nicht, seine Formen auf das integrirende Molecül des Kalkspaths zurückzuführen. War nun hier im Widerspruch mit allen Erfahrungen die Identität der chemischen Substanz mit wesentlicher Formverschiedenheit gepaart? Gab es für das Kalkcarbonat zwei gesonderte Krystallisationsreihen? Man erschöpfte sich in Vermuthungen, um einer Täuschung in dem unwahrscheinlichen Ergebniß auf die Spur zu kommen. Vor Allem mißtraute man der Vollständigkeit der Analysen. Ob nicht das Mengenverhältniß der Bestandtheile ein verschiedenes sei? fragte Kirwan. Sein naheliegender Zweifel wurde durch die vielfältigsten Analysen von Fourcroy und Vauquelin entscheidend widerlegt. Aber Kirwan hatte gleichzeitig auch als möglich hingestellt, daß ein dem Arragonit eigenthümlicher Bestandtheil sich der Beobachtung entziehe. Er lenkte zuerst die

Aufmerksamkeit auf die vor Kurzem in Schottland entdeckte Strontianerde. Man suchte nach seiner Anweisung, aber vergebens; die besten französischen Chemiker, von Hauy zur Anstrengung gespornt, fanden nicht, was sie suchten. Sie revidirten alle Methoden, grübelten über mögliche Fehlerquellen, beachteten die kleinsten Schwankungen im eingemengten Wassergehalt, aber zwei Kalkspathproben erwiesen sich nicht weniger verschieden, als die Durchschnittsergebnisse für Kalkspath und Arragonit.

Es zeigt sich die Macht der alleinherrschenden Theorie in der Bereitwilligkeit jener hervorragenden Forscher, namentlich in Hauy's unmittelbarer Umgebung, an sich selbst, an der Zuverlässigkeit ihrer Wissenschaft zu zweifeln, um die gestörte Eintracht zu retten. Fast schüchtern wagen sie die Frage aufzuwerfen, „ob nicht die genaue Uebereinstimmung der oft wiederholten, sorgfältigsten Analysen vielleicht der Mineralogie Veranlassung geben möchte nachzuforschen, ob nicht möglicherweise auch dieselbe zusammengesetzte Substanz, je nach (bis jetzt verborgenen) Umständen, verschiedene Grundformen annehmen könnte *);" sie fragten mit anderen Worten: ob das möglich sei, was — wie wir heute meinen — vor ihren Augen lag.

Unbedenkliche Aufnahme fand dagegen die neue Erkenntniß, wo sie, den systematischen Vorstellungen genügend, dem Widerspruch gegen Hauy Vorschub leistete, bei seinem ältesten Gegner Berthollet. Allein die Hartnäckigkeit, mit der Hauy die Möglichkeit eines Heteromorphismus bekämpfte, schlug der Wissenschaft zu größerem Gewinn aus als Berthollets vorurtheilsfreie Anerkennung der Thatsache. Hier war abgeschlossenes Wissen, dort rastlose Thätigkeit, um eben dies nicht wissen zu müssen.

Zwei Wege blieben denen, die den bisherigen Beobachtungen keine Beweiskraft zugestanden: sie mußten die Unvereinbarkeit der Formen leugnen und zu dem Zweck die Gesetze

*) Peut être donneront-ils à la minéralogie l'occasion de rechercher s'il ne serait pas possible que la même substance composée pût prendre des formes primitives différentes suivant des circonstances etc. (Fourcroy und Vauquelin in den Annales du muséum national d'hist. naturelle. 1804.)



für die Ableitung secundärer Formen nach Bedürfniß erweitern, oder sie hatten von einer verbesserten Analyse die Bestätigung der Differenz zu erwarten, wie sie die Krystallographie behauptete. Das Erste versuchte Bernhardi, das Letztere Hauy. Um aber Kalkspath und Arragonit zu vereinen, reichten nur Principien von solcher Dehnbarkeit aus, daß Hauy dem krystallographischen Verfahren Bernhardi's gegenüber behaupten durfte, es mache jede Sonderung zur Illusion. Auf wiederholte ausführliche Vergleichungen gestützt, schied Hauy den Arragonit als eine besondere Species vorläufig des kohlensauren Kalks. Die wahre Natur des Minerals schien ihm ein ungelöstes Problem. Seine Schriften hatten zahlreiche Fälle verzeichnet, in denen späterer Zerlegung früher übersehene Bestandtheile nachzuweisen gelang. So durfte er auch hier noch eine analytische Entdeckung hoffen, durch die das scheinbar Unmögliche auf ein Mögliches zurückzuführen wäre. Und wirklich schien die Chemie, nachdem die Anstrengungen ihrer besten Beobachter schon erschöpft waren, plötzlich einen Weg zur Lösung des Knotens zu entdecken. Kein größerer Triumph konnte der Beharrlichkeit Hauy's zu Theil werden, als der Bericht Stromeyer's, der ihm nach 25jähriger Noth um den Arragonit dessen Wesens-Verschiedenheit bestätigte. Stromeyer fand, was Kirwan gemuthmaßt, was Thenard vergeblich zu finden gehofft: alle von ihm untersuchten Arragonitstücke enthielten eine Quantität kohlensauren Strontians, die zwischen 2 und 4 Procent der Mischung schwankte. Es ging damals mit der Strontianerde, wie heute mit Rubidion und Cäsion. Man fand, weil man suchen gelernt hatte. *)

Stromeyer hatte Kalk in einem Mineral gefunden, das

*) Auch bei dem heutigen analytischen Verfahren verwandelt der Chemiker die Frage: „welche Bestandtheile?" stets in die weniger umfassende: ob diese oder jene bekannten Bestandtheile? Er findet in der Regel keine Substanz, „auf die" er nicht prüft. Die Möglichkeit einer höheren Art der Analyse, die unmittelbar auf die Frage nach der Zusammensetzung antwortet, ist durch die Untersuchungen über die Flammenspectra gegeben; in gewissem Grade gehört zu dieser Gattung auch die Löthrohrprobe, und für ein beschränkteres Gebiet die Bunsen'sche Gasanalyse.

wesentlich aus kohlensaurem Strontian bestand, das führte ihn auf die Frage, ob nicht im kohlensauren Kalk des Arragonits vielleicht Strontian enthalten sei. Er fand Strontianerde, als er sein Verfahren so wählte, daß kleine Mengen ihm nicht entgehen konnten. Die Geringfügigkeit dieses Strontiangehalts im Arragonit hinderte nicht, daß man in ihm alsbald die ausreichende Ursache einer völlig abweichenden Form erkannte. Jedenfalls schien es minder widersinnig, 2 Theilen kohlensauren Strontians einen so wesentlichen Einfluß in einer Verbindung oder Mischung mit 98 Theilen kohlensauren Kalks zuzuschreiben, als zweierlei Formen des kohlensauren Kalks von Natur gegeben zu denken.

Und so unzweifelhaft glaubte man in der ersten Andeutung eines chemischen Unterschiedes die Aufgabe gelöst zu sehen, daß man in den zahlreichen nun folgenden Untersuchungen des gleichen Gegenstandes nirgends die Frage aufgeworfen findet, die nach den Regeln der Induction vor Allen zu beantworten war, ob nicht auch Kalkspathe Strontiangehalt aufweisen; bis heute ist keine entsprechende Reihe von Kalkspathen untersucht.

Die Entdeckung Stromeyer's wurde von allen Seiten willkommen geheißen, die französischen Gelehrten erkannten bereitwillig an, daß der deutsche College gefunden, was ihnen trotz allen Suchens entgangen war. In einem anderen wissenschaftlichen Zeitalter hätte die Beobachtung, die der Theorie zur Rettung diente, leicht eine unbestrittene dauernde Aufnahme gefunden; auch in der Geschichte der Wissenschaft gilt, daß was erwünscht, am leichtesten geglaubt wird, daß die Logik am gefügigsten im Dienste der Neigung ist. Das spätere Zeitalter ändert nicht die psychologische Thatsache; es schwächt nur durch das Gewicht anderer mitwirkender Elemente ihren Einfluß.

Jetzt genügte schon die Zahl der Forscher, die nur dem eigenen Versuche zu glauben gewöhnt waren, um der Selbsttäuschung im Gefolge einseitiger Neigungen vorzubeugen. Auch erforderte die Wiederholung der entscheidenden Versuche keineswegs eine mehr als gewöhnliche Beobachtungsgabe; je geringer sein theoretisches Interesse, um so leichter konnte der einfache

Chemiker das Vorurtheil des gewiegten Systematikers besiegen. Die Zeitschriften jener Zeit sind reich an Mittheilungen über den Strontiangehalt der Arragonite. Wer damals des seltenen Steines habhaft wurde, analysirte. So kam man auf Exemplare, deren Strontiangehalt auf Minima herabging und endlich auf solche, die den besten Methoden zum Trotz jeden Gehalt an der vermeintlich formbestimmenden Substanz verleugneten.

Stromeyer erkannte diesen Berichten gegenüber als selbstverständlich an, daß ein einziger Krystall, der nachweislich frei von Strontian, jeden Einfluß selbst größerer Mengen wenn nicht widerlege, doch zweifelhaft mache. Was einmal ohne diesen Zusatz geschah, brauchte nicht, wo er vorhanden war, durch ihn bewirkt zu sein. Nur mußte bei den vereinzelten Fällen um so zuverlässiger sowohl die Identität der Substanz, als die fehlerfreie Anwendung des besten analytischen Verfahrens verbürgt, alle Möglichkeit der Täuschung ausgeschlossen sein. Es war natürlich, daß der Beobachter, der stets Strontian gefunden, dem andern mißtraute, der ihn nicht fand; es war noch weniger zu verwundern, daß Hauy, der seinen Freunden Vauquelin und Fourcroy niemals die Identität der Mischung geglaubt hatte, jetzt als sie widerlegt war, widersprechende Angaben nicht beachtete, die auf die unglaubliche Identität zurückführten.

So hat die Frage, ob es einen Arragonit gebe, der reiner kohlensaurer Kalk wie der Kalkspath sei, ihre endgültige, Zweifel und Streit ausschließende Erledigung erst gefunden, als sie längst für die Theorie bedeutungslos geworden war.

An den Strontiangehalt des Arragonits hatten sich neue Erörterungen über die überwiegende Krystallisationskraft geringer Gemengtheile geknüpft. Diese Lehre fand bald nach Stromeyer's Entdeckung eine scheinbar glänzende Bestätigung durch die Versuche Beudant's.

Es sind bereits die Schwierigkeiten angedeutet, die aus dem Wechsel in der Zusammensetzung vieler Mineralien entstanden. Ihre Lösung setzte vor Allem eine Entscheidung darüber voraus, wie weit Fremdartiges in die Zusammensetzung eines Minerals eindringen könne, ohne die bestimmte Krystallisation und mit ihr den Charakter der Species zu ändern. Es

2*

lag nahe durch Salz-Krystallisationen, die sich nach Belieben hervorrufen lassen, die Antwort auf experimentellem Wege zu suchen. Als geeignete Substanzen für derartige Versuche boten sich die Verbindungen der Schwefelsäure mit einigen Metalloxyden, die seit alten Zeiten die Vitriole heißen, also namentlich der Kupfer-, Eisen- und Zinkvitriol. Jedes dieser Salze ist wie durch die Farbe, auch durch eine bestimmte nur ihm eigenthümliche Form charakterisirt. Doch war, so lange man Hüttenproducte auf ihre chemische Zusammensetzung zu prüfen pflegte, beobachtet, daß die Vitriole bei aller Verschiedenheit sich zu homogenen Ganzen vereinigen können, namentlich fand man Eisen und Kupfer in den Vitriolen fast immer gemischt. So lange man die Form derartiger Producte zu beachten pflegt, hat man gesehen, daß die Form keine neue, sondern vorwiegend die des einen Gemengtheils, des Eisenvitriols ist. Monnet und Leblanc haben diese überlieferten Thatsachen durch Versuche bestätigt und vermehrt; Leblanc erhielt bei Mischungen von Eisen- und Kupfervitriol nach allen möglichen Verhältnissen stets die Eine Form. Der Zustand der Krystallographie gestattete jedoch damals noch nicht den Beweis einer Form-Identität; die Chemie vermochte noch nicht zu entscheiden, ob hier eine Verbindung oder Mischung vorliege.*) Keinenfalls hat Leblanc in solchen Beobachtungen einen Widerspruch gegen die Theorie gesehen, die er ziemlich klar hinstellt: daß die Krystallform als bestimmte Eigenschaft einer bestimmten Zusammensetzung zukomme.

Seine Untersuchungen über die gemischten Vitriole boten dem Mineralogen der folgenden Jahrzehnte wichtige Analogieen. Es lag nahe sie zu wiederholen und zum Zweck der theoretischen Erörterung zu ergänzen. Das ist durch Bernhardi und Beudant geschehen, wie es scheint, ohne daß der Eine vom Andern wußte. Ihre Forschungen ergaben wesentlich neue Thatsachen. Es zeigte sich, daß die untersuchten Vitriole, einzeln

*) Mit dem Ausdruck surcomposition umfaßt Leblanc sowohl Doppelsalze als gemischte Krystallisationen. Die Möglichkeit einer Unterscheidung liegt begreiflicherweise erst in der Erkenntniß bestimmter Verhältnisse.

gelöst, aus der Mischung der Lösungen in homogenen Krystallisationen hervorgehen, welche die verschiedenartigen Bestandtheile nicht in constanten, sondern in mannigfach wechselnden Verhältnissen enthalten, daß diese Mischungen die Form des Eisenvitriols selbst dann annehmen, wenn die anderen Salze, namentlich das schwefelsaure Kupferoxyd in überwiegender Menge, nicht nur in der Lösung vorhanden ist, sondern auch in die Krystallisation aufgenommen wird. Am auffallendsten zeigte sich das Verhältniß in Krystallen derselben Form, die neben Kupfer- und Zinkvitriol nur etwa 2—3 pCt. des formbestimmenden Eisenvitriols enthielten. Eine dritte Thatsache liegt im Wassergehalt der krystallisirten Mischungen; sie entging den Beobachtern, weil sie ihrer theoretischen Betrachtungsweise gegenüber noch nicht wichtig war. Beudant, dessen Versuchsreihe wohl die umfassendere war, zog daraus die theoretischen Resultate:

1) „Die vereinigten Krystallisationen sind Mischungen, nicht Verbindungen."

2) „Eine bestimmte chemische Verbindung kann ohne Aenderung der ihr eigenthümlichen Form fremde Substanzen nicht nur bis zu einem beträchtlichen Theil ihres Gewichts zulassen, sondern sogar in gewissen Fällen bis zu Mengen, die 6, 10 und selbst 32mal größer sind."

„Es kann demnach in einem chemischen Ganzen, wo nichts sonst eine mechanische Mischung verräth, ein Bestandtheil enthalten sein, der so gering seine Menge sei, doch dem Ganzen das wichtige Merkmal seiner Form aufprägt."

Es ist begreiflich, daß Beudant dieser Antwort seines Experiments eine ausgedehnte Anwendbarkeit im Bereich der Mineralien zugestand; sie entsprach den Erwartungen, mit denen er seine Versuche begonnen. Die Natur bietet sicherlich nicht minder als das Laboratorium vielfältige Mischung als Material der bestimmten Krystallisationen. Es sind daher die wechselnden Resultate der Analysen durch Beimengung solcher zufällig vorhandenen zu den wesentlich formgebenden Theilen der Substanz bedingt. Die bestimmte Krystallform bleibt dabei unter



allen Umständen das entscheidende Merkmal der Species, deren Begriff das Zufällige ausschließt.

Die Beobachtungen Beudant's wurden einer Commission der französischen Akademie zur Begutachtung übergeben. Hauy und seine Freunde waren die Mitglieder. Man konnte die Thatsachen nicht leugnen und versagte um so weniger den theoretischen Vorstellungen Beudant's die Anerkennung, da sie in den Schwierigkeiten der Mineralogie erwünschte Hülfe boten. Die Commission sah mit Beudant in den gemischten Vitriolen den Beweis eines „erstaunlichen Despotismus" des Eisenvitriols; mit ihrer Zustimmung gab sie zugleich der Lehre von den formgebenden Gemengtheilen erneute Bedeutung.

Es ist der Beachtung werth, daß Hauy und seine Anhänger so wenig in diesem Fall der gemischten Vitriole, wie in dem der Spathe und des Arragonits eines Umstandes gedenken, der uns heute hier wie dort vor Allem wesentlich erscheint: es sind nämlich in allen diesen Fällen die geringen Quantitäten der vermeintlich formbestimmenden Bestandtheile ihrer Zusammensetzung nach den geformten Substanzen verwandt.

Schon für den Chemiker am Anfang unseres Jahrhunderts gab es kaum zwei andere unter allen bekannten Verbindungen, die nach Natur und Zusammensetzung einander näher stehen, als kohlensaurer Strontian und kohlensaurer Kalk; ebenso waren formgebende und nehmende Substanz im Fall der Vitriolmischungen immer schwefelsaure Salze eines schweren Metalloxyds, die, wenn sie für sich oder gemischt krystallisiren, einen beträchtlichen Wassergehalt in ihre Zusammensetzung aufnehmen; und ein gleiches Verhältniß war in den Mischungen der rhomboëdrisch krystallisirenden Spathe kaum zu verkennen.

Nur in der Beschränkung auf Körper von verwandter Zusammensetzung hatte demnach die Beobachtung einen formenden Einfluß erwiesen (oder genauer betrachtet, gezeigt, daß die Gegenwart gewisser Beimengungen mit der Entstehung bestimmter Formen zusammentreffe).

Aber eine solche Grenze scheint Beudant in seinen Beobachtungen nicht wahrzunehmen; er denkt nicht daran, sich in der Anwendung auf die Zusammensetzung der Mineralien an



sie zu binden. Dem Princip der Hauy'schen Lehre gemäß fielen bei den Forschungen seiner Schule die Unterschiede mehr als die Aehnlichkeiten in's Gewicht. Es entsprach das auch dem natürlichen Ausgangspunkt der krystallochemischen Theorie, der Chemie Lavoisier's und seiner ersten Nachfolger. Mit dieser war die Lehre Hauy's so fest verwachsen, daß sie über ihren Anschauungskreis sich auch dann nicht erhob, als eine consequente Entwicklung aus jenen Anfängen bereits eine neue Wissenschaft gezeitigt, andere Betrachtungsweisen zu fundamentaler Bedeutung erhoben hatte.

Aehnlichkeiten der Zusammensetzung waren jener älteren chemischen Lehre nur in beschränktem Maße vorhanden; es waren Klassen-Aehnlichkeiten. Im Anfang des 19. Jahrhunderts kannte man Kalk und Strontianerde als zwei Körper, die zu den Erden zählten. Sie standen neben einander in dieser Klasse der Erden, wie Diamant und Schwefel in der der brennbaren Substanzen. Erst als Humphry Davy in den Erden Sauerstoff-Verbindungen zwar differenter, doch in ihren Eigenschaften höchst ähnlicher Metalle nachwies, hatte mit der veränderten Bezeichnung die Aehnlichkeit selbst einen anderen Charakter gewonnen. Die Klassen-Aehnlichkeit der Kalk- und Strontianerde war auf die ähnliche Zusammensetzung des Calciumoxyds und Strontiumoxyds zurückgeführt. Noch lag jedoch in dieser Bezeichnung ungleich weniger, als sie heute schon dem Anfänger ausdrückt. Die Aehnlichkeit in der Zusammensetzung der kohlensauren Salze beider Oxyde war noch eine qualitative; zwar wußte man, daß die Verbindungsverhältnisse in beiden Fällen constante seien, allein die Angabe: kohlensaurer Kalk enthält unveränderlich 57 pCt. Kalk und 43 Kohlensäure, kohlensaurer Strontian 70 Strontian und 30 Kohlensäure, stellte nur Zahlen neben einander, die jeder Beziehung entbehrten. Noch 1809, als Hauy die Resultate der chemischen und krystallographischen Analyse in vergleichender Uebersicht vereinigte, war er an diese Ausdrucksweise gebunden, die den Vergleich unmöglich machte. Sie war zunächst auch für die Zerlegungen Davy's dieselbe, auch diese wurden procentisch berechnet und blieben dadurch in ihren wichtigsten Beziehungen unverstanden. In Davy's

Entdeckungen lag jedoch gleichzeitig der kräftigste Hebel, diese Grenze der Auffassung zu überwinden; sie gab die Möglichkeit, allen Forschungen über chemische Zusammensetzung die Betrachtungsweisen zu Grunde zu legen, die (von älteren Forschungen abgesehen) im Anfang unseres Jahrhunderts von Richter und Dalton zur Geltung gebracht waren.

Regelmäßigkeiten der Zusammensetzung waren zuerst in der Verbindungsweise der Salze erkannt. Als man auf den Gedanken kam, die Gewichtsmengen verschiedener Säuren zu vergleichen, die sich mit derselben Menge einer bestimmten Basis zur neutralen Verbindung ausgleichen, ergab sich die zweite Stufe zur Erkenntniß der chemischen Proportionen: man fand, daß jeder Basis und jeder Säure für alle neutralen Verbindungen ein ihr wesentliches unabänderliches Gewichtsverhältniß zukomme. Beide engeren Bestandtheile der Salze galten seit Lavoisier im Allgemeinen als Sauerstoff-Verbindungen. Allein die theoretische Anschauung von dem Sauerstoff als dem gemeinsamen Band der Säure und der Basis fand damals in der Anwendung ziemlich enge Grenzen. Noch waren unter den Basen Kali und Natron, also gerade diejenigen, von deren Eigenschaften der unterscheidende Charakter dieser Klasse genommen ist, in deren Verbindungen man die Natur der Salze erkannt hatte und noch nachzuweisen pflegte, weder als Sauerstoff-Verbindungen erkannt noch überhaupt zerlegt; die wichtigsten Salze waren also Verbindungen einer sauerstoffhaltigen Säure und einer unzerlegbaren, also für den, der an Thatsachen festhielt, elementaren Basis. Nach der Analogie der Metallsalze vermuthete Lavoisier auch in solchen Basen Sauerstoff-Verbindungen; aber als Vermuthung nach Analogie, für die der Beweis nicht beizubringen war, der die tägliche Erfahrung Widerspruch leistete, konnte diese Ansicht zwar für einzelne speculative Geister den wirksamen Antrieb zur Forschung geben; sie war jedoch weit entfernt zu den nothwendigen Voraussetzungen der Wissenschaft zu gehören und als solche für den Fortschritt fruchtbar zu werden.

Durch Davy's Forschung wurde eine große Reihe früher unzerlegter Basen auch für die allgemeine Anschauung zu Sauer-

stoff-Verbindungen. Zu dieser Zeit hatte schon Proust eine Zusammensetzung nach bestimmten Gewichtsverhältnissen für die meisten bekannten Sauerstoff-Verbindungen, Basen sowohl als Säuren erwiesen; auch die neu zerlegten Substanzen zeigten sich dieser allgemeinen Regel unterworfen; es lag nun, da in allen Salzen je zwei Sauerstoff-Verbindungen vereinigt erschienen, doppelt nahe, die Sauerstoff-Mengen zu vergleichen, die in jedem Salze Basis und Säure enthielten.

Davy's Entdeckungen gaben den verstärkten Antrieb zu den wichtigen Untersuchungen, die in dieser Richtung von Berzelius unternommen sind. Berzelius erkannte, durch eine bis dahin unerreichte Kunst der Analyse unterstützt, daß das Verhältniß dieser Sauerstoff-Mengen stets durch die einfachsten Zahlen auszudrücken war, er fand also beispielsweise, daß in den neutralen schwefelsauren Salzen der Sauerstoff-Gehalt der Säure stets genau das Dreifache von dem der Basis beträgt. Berzelius bestätigte ferner für eine große Reihe von Verbindungen des Sauerstoffs und Schwefels, was Dalton mit seinem seltenen Scharfblick für das umfassende Gesetz aus wenigen einzelnen Fällen als allgemein gültig geschlossen hatte, daß, sobald je zwei Stoffe sich zu mehreren verschiedenen Verbindungen vereinigen, die abweichenden Gewichtsmengen des gleichen Bestandtheils stets die einfachsten Verhältnisse darbieten, als 1 : 2, 1 : 3, 2 : 3, 2 : 5 u. s. w.

Die Summe aller dieser Forschungen wurde schließlich Gemeingut der Wissenschaft in der einfachen Lehre: „daß die Substanzen sich nur nach ihnen als wesentlich und unveränderlich zukommenden Gewichtsverhältnissen oder nach einfachen Vielfachen derselben verbinden.“ Es konnte demnach die Zusammensetzung erschöpfend durch eine Zeichensprache ausgedrückt werden, in der das Zeichen für die einfache Substanz zugleich deren relative Gewichtsmenge bedeutet, die Zahlen, wo sie erforderlich waren, nur die Vielfachen dieser unveränderlichen Größen angaben.

In den chemischen Formeln, die Berzelius einführte, ist auf diese Weise die dauernde Verdichtung der neuen Erkenntniß gegeben. Man hatte schon früher der erreichten Stufe

der Wissenschaft entsprechende Versuche gemacht, durch Zeichen die Verbindungsweisen zu veranschaulichen, aber diese Erfindungen blieben in der Anwendung meistens auf den Urheber beschränkt; sie wurden oft nicht einmal von ihm gebraucht.

Bis gegen 1820 überwiegt in Zeitschriften und Lehrbüchern die einfache Bezeichnung durch den Namen, nur die procentische Zusammensetzung wird hinzugefügt. In Hauy's Werken findet sich keine Formel. Als aber die Gesetze Dalton's und Berzelius' ausnahmslose Bestätigung fanden, konnte man weder die stöchiometrische Betrachtung von irgend einer Forschung trennen, noch die Formel, ihr natürliches Werkzeug, entbehren. Die Lehre von den bestimmten und vielfachen Proportionen ist seitdem der Durchgangspunkt für alles chemische Denken geworden. Die einfachste Betrachtung enthält heute diesen größten Gewinn der neueren Chemie als eine schlechthin naturgemäße Weise des Denkens eingeschlossen.

Eine Quantitäts-Analyse ist erst durch diese Erkenntniß möglich geworden, und die alltäglichen „Proben" des Chemikers entnehmen ihr sowohl die Theorie als die praktische Weise des Verfahrens. Man bringt in den seltensten Fällen auf die Wage, was man wägen will; aber durch das geistige Hebel- und Zeigerwerk der Proportionslehre wird diese eigentlich gesuchte Größe unmittelbar nachgewiesen, sobald man sie in eine bestimmte Verbindung übergeführt und deren Quantität mit den bekannten Gewichtsgrößen verglichen hat. Man kann nicht den Schwefelgehalt eines Erzes oder unreinen Metalls durch einfache Wägung bestimmen, weil der Schwefel sich nicht seiner ganzen Menge nach unverändert abscheiden läßt, aber man kann es, wenn man die durch ihn bestimmte und leicht abgeschiedene Menge schwefelsauren Bariumoxyds auf die Wagschale legt. Und wie der ungebildetste Handwerker, wenn er nur „die Griffe" gelernt hat, in seinem Instrument die Ergebnisse der tiefsten Wissenschaft anwenden kann, so kann auch im chemischen Handwerk mit allen Hülfsmitteln der Stöchiometrie gearbeitet werden, ohne daß ein Verständniß des Instruments und seines Princips erforderlich wäre; und ist auch dies in der Regel vorhanden, so wird doch nur ausnahmsweise ein immer gegen-

wärtiges Bewußtsein über die Berechtigung der Anwendung nach Umfang und Begrenzung die Arbeit durchgeistigend begleiten.

Die Anwendung der Formelsprache zur Bezeichnung früher nicht erforschter Verbindungs- oder Wirkungsweisen schließt, gleichviel ob bewußt oder nicht, die Voraussetzung einer ausnahmslosen Gültigkeit der chemischen Gesetze ein; denn für eine chemische Betrachtung den Formelausdruck finden, heißt sie auf die Gesetze der Stöchiometrie beziehen. Die Möglichkeit einer Formel voraussetzen, heißt zugleich vor der Berechnung alle neu gefundenen Zahlenverhältnisse als commensurabel mit den früher bestimmten Größen der Aequivalentgewichte betrachten, es heißt in diesen Größen — selbst abgesehen von ihrer atomistischen Deutung — natürliche Maße im höchsten Sinne des Wortes sehen, nicht bestimmte Functionen der Naturkraft wie die Länge des Secundenpendels, oder die Dichtigkeit jeder Substanz im Zustande völliger Reinheit, sondern ursprünglich gegebene Maße, mit denen die Natur mißt. Denn die Formel bestimmt die Ergebnisse der Beobachtung ihrem Werthe nach durch Vergleichung mit diesen Maßen. Sie könnten nicht irrthümlich bestimmt, nicht lediglich conventionelle Maße sein, ohne daß Alles, was auf sie bezogen war, ebenso ungenügend, oder ebenso wenig seiner eigentlichen Natur nach erkannt wäre.

Wie man aber Gewichte von zuverlässigen oder vom Staate beglaubigten Leuten kauft, in der Regel ohne ihre Richtigkeit, geschweige die des Systems dem sie angehören in Frage zu ziehen, so entnimmt der Chemiker die Gewichtsverhältnisse mit denen er rechnet und mißt, den Beobachtungsresultaten der bedeutendsten Forscher.

Diese unumgängliche, unmittelbare Beziehung aller Einzelforschung auf die Fundamental-Untersuchungen der ersten Beobachter mußte an sich schon einen erhöhten Grad der Wissenschaftlichkeit im Bereich der chemischen Arbeiten zur Folge haben. Es bedurfte darum nicht einer durchschnittlich höheren Geistesstufe unter den forschenden Chemikern, es war der objective Geist der Wissenschaft so vielseitig bereichert worden, daß von ihm aus helleres Licht selbst auf die untergeordneten Bemühungen zur Seite der großen wissenschaftlichen Thaten fiel.

Auch die chemische Sprache dichtet und denkt für ihre Volksgenossen, und deren reichliche Vermehrung in unserem Jahrhundert ist wohl zum Theil dieser Fruchtbarkeit der Sprache und Denkweise zu verdanken. Unter Anwendung der stöchiometrischen Gesetze genügte Sorgfalt des technischen Verfahrens, um wichtige Thatsachen zur Erkenntniß zu bringen, oder doch dergleichen theoretische Entdeckungen durch entscheidende Beobachtungen vorzubereiten. Andererseits blieben auch hier die wesentlich neuen Schwierigkeiten nicht aus.

Es galt für alle Verbindungen nicht nur die bestimmte Zusammensetzung, sondern die Constitution, die Formel zu finden. Aber nach der Weisung des Dalton'schen Gesetzes schloß die Forderung einer Formel bestimmte Grenzen für die Wahrscheinlichkeit der formulirten Constitution ein. Durch die Sprache der Aequivalentzahlen ließ sich das Ergebniß jeder Analyse, auch der fehlerhaftesten ausdrücken, aber dieser berechnete Ausdruck wurde als das Symbol der inneren Anordnung um so weniger leicht geglaubt, je weiter er sich von den bekannten Zusammensetzungs- und Zersetzungsweisen entfernte, je complicirter die Formel war. Selbstverständlich war diese vorgeschriebene Einfachheit eine veränderliche Grenze; sie erweiterte sich mit der Zahl der genauer erforschten Verbindungen.

Die einfacheren Verhältnisse sind jedoch so verbreitet, daß das Dalton'sche Gesetz, zumal in der ersten Zeit seiner Anwendung und auf unorganischem Gebiete weit öfter die Nachtheile der unzuverlässigen Forschung verminderte, als Gesetzmäßigkeiten außerhalb seiner Grenzen der Erkenntniß verhüllte. Hatte früher für die Betrachtung eines zuvor nicht zerlegten Körpers jeder Maßstab gefehlt, an dem die gefundene Zusammensetzung sich als glaubwürdig bewähren konnte, war man nur ausnahmsweise im Stande gewesen die Differenzen verschiedener Beobachter ihnen selbst oder der angewandten Methode zur Last zu legen, so gewährte die Proportionslehre in vielen Fällen die Handhabe, angebliche Beobachtungen als durchaus verdächtig zurückzuweisen; für alle Forschungen war eine strenge Controlle gewonnen.

Doppelte Vorsicht, wiederholte Bestätigung der Analysen

schien jeder ungewöhnlich verwickelten Formel gegenüber geboten; man zweifelte ob die Zusammensetzungsweise der Natur getroffen sei, wenn der Ausdruck in Zeichen jene unsymmetrische wenig anschauliche Form annahm, wie sie z. B. manchen in der Natur verbreiteten Verbindungen der Kieselsäure zu entsprechen scheinen, und der Zweifel befruchtete die Forschung. Die Erfahrungen, die das Gesetz Dalton's von allen Seiten bestätigten, bestärkten hier in ihrem Einflusse die vorwiegende Neigung zum Einfachen, die in der Geschichte der exacten Wissenschaften von so großer, vielleicht nicht hinreichend gewürdigter Bedeutung ist.

Unter den wichtigen Erfolgen, die aus der Begründung der Stöchiometrie und ihrer Sprache der gesammten Chemie erwuchsen, war es für den Gegenstand dieser Betrachtungen von entscheidender Bedeutung, daß erst durch dies neue Organ eine Analogie der Zusammensetzung im heute gebräuchlichen Sinne wahrnehmbar wurde. Am Leitfaden der Analogieen ist wie alle Erkenntniß auch die chemische fortgeschritten. Die Sonderung der Säuren, Basen und Salze nach der hervorstechenden Analogie der Wirkungsweisen ward Vorbedingung aller späteren Entwicklung; die Einsicht in die Analogie zwischen dem Verbrennungsproceß und der Verkalkung der Metalle war der große Gewinn, den die Wissenschaft der phlogistischen Theorie verdankt, und die Chemie Lavoisier's beruht auf der wissenschaftlichen Durchführung und der richtigen Deutung derselben Analogie. Man lernte nun Reihen von ähnlichen Verbindungen kennen, in denen Ein gemeinsamer Bestandtheil mit verschiedenen, aber durch wesentliche Eigenschaften einander nahestehenden Substanzen vereinigt war, und die Beobachtung fand dieser gleichartigen Zusammensetzung entsprechend, ähnliche Weisen der Bildung und Umbildung. Alle diese Analogieen blieben auf die Qualität beschränkt. Da aber die Natur der Verbindungen durch die Quantitätsverhältnisse bestimmt ist, so waren die natürlichen Analogieen ihrem Wesen nach erst durch Vermittelung der Stöchiometrie der Beobachtung zugänglich. Es ist seitdem von einer Analogie der Zusammensetzung ausschließlich in diesem Sinne zu reden.

Eine einfache Zusammenstellung ergiebt, wie früher völlig

verschlossene Beziehungen, mit der neuen Anschauungsweise vor Aller Augen liegen.

Bei Hauy bestehen

100 Theile kohlensauren Kalks

aus 57 Kalk und 43 Kohlensäure,

100 Theile kohlensauren Strontians

aus 70 Strontian und 30 Kohlensäure.

Nach Davy's Entdeckungen und Berzelius' Analysen hatte man in 100 Theilen kohlensauren Kalks

57 Calciumoxyd = 40,7 Calcinm + 16,3 Sauerstoff,
verbunden mit
43 Kohlensäure = 11,7 Kohlenstoff + 31,8 Sauerstoff;

in 100 Theilen kohlensauren Strontians

70 Strontiumoxyd = 59,3 Strontium + 10,7 Sauerstoff,
verbunden mit
30 Kohlensäure = 8,2 Kohlenstoff + 21,8 Sauerstoff.

Als eine zuverlässige Forschung über die Zusammensetzung der beiden Erden, wie der Kohlensäure, die Möglichkeit einer solchen Zusammenstellung gegeben hatte, konnte nicht lange ungesehen bleiben, daß (von kleinen Ungenauigkeiten abgesehen) der Sauerstoffgehalt von Erde und Säure hier wie dort an das gleiche einfache Verhältniß 1 : 2 gebunden war. Eine erhöhte Bedeutung gewinnt diese Analogie, sobald man die Quantität eines der gemeinsamen Bestandtheile in beiden Fällen gleich, beispielsweise die Sauerstoffmenge in jeder Erde = 100 setzt. Es ist dann der kohlensaure Kalk eine Verbindung von

350 Kalk (= 250 Calcium + 100 Sauerstoff)
mit 275 Kohlensäure (= 75 Kohlenstoff + 200 Sauerstoff)
in jeden 625 (350 + 275) Gewichtstheilen; der kohlensaure Strontian eine Verbindung von

648 Strontian (= 548 Strontium + 100 Sauerstoff)
mit 275 Kohlensäure (= 75 Kohlenstoff + 200 Sauerstoff)
in jeden 923 Gewichtstheilen.

Diese Aehnlichkeit stellen auf's Anschaulichste die Formeln

$$Ca\,O\,CO_2$$

und $$Sr\,O\,CO_2$$

dar, in denen (Sauerstoff O = 100 gerechnet)

Ca = 250 und Sr = 548 als äquivalente Gewichtsmengen erscheinen.

Diese Zahlen bezeichnen allgemein die Verhältnisse, nach denen Calcium und Strontium in allen gleichartigen Verbindungen sich vertreten, d. h. sich mit bestimmten gleichen Quantitäten irgend welcher anderen Substanzen vereinigen, so in schwefelsaurem Kalk ($CaO\,SO_3$)

250 Calcium (Ca) mit 400 Sauerstoff (4 O) und 200 Schwefel (1 S),
in schwefelsaurem Strontian ($SrO\,SO_3$)

548 Strontium (Sr) mit 400 Sauerstoff (4O) u. 200 Schwefel (1 S),
ebenso in Schwefelcalcium (Ca S)

250 Calcium mit 200 Schwefel,
in Schwefelstrontium (Sr S)

548 Strontium mit 200 Schwefel.

Von derartigen Analogieen ist die gesammte spätere Chemie so durchaus beherrscht, daß man sie im Bewußtsein ihres geschichtlichen Hervortretens von allen Vorstellungen ausschließen muß, um die ältere Zeit, der sie nicht vorhanden waren, in ihrem Sehen und Nicht-Sehen zu begreifen.

In dem neuen Begriff der analogen Zusammensetzung lag die Vorbedingung auch für eine Erweiterung der krystallochemischen Anschauungen: ein wesentlich Neues war auch hier dem Forscher wahrnehmbar, d. h. dem inductiven Begreifen zugänglich geworden. Daß es begriffen und in den Zusammenhang der Wissenschaft als neues, wirkendes Moment aufgenommen wurde, war seitdem vorzugsweise eine Frage der Zeit.

Nach Bunsen's Beobachtungen ist nicht in dem Augenblick wo dem chemisch wirkenden Sonnenstrahl ein lichtempfindliches Object geboten wird, seine Wirkung vollendet, er wirkt zunächst „durch photochemische Induction" vorbereitend, einleitend auf die Substanz, zwar so, daß dann die eigentliche Zersetzung oder Vereinigung nicht ausbleiben kann, aber doch erst nach meßbarem Zeitraum wirklich bewirkt ist. So ist auch in der Geschichte der Wissenschaft, wenn neue Grundanschauungen neue Thatsachen und Gesetze wahrnehmbar machen, deren Erkenntniß ein bestimmter Erfolg der gegebenen Vorbedingungen; aber Zeit und Verhältnisse, unter denen das Wahrnehmbare wahrgenom-

men wird, sind in jedem besonderen Fall besonders bestimmte. So sind die Consequenzen einer neuen Denk- oder Anschauungsweise in den meisten Fällen erst dann auf dem ganzen Gebiet ihrer Anwendbarkeit wirklich gezogen, wenn dieser Ausgangspunkt der Apperception bereits überwunden, ersetzt oder entwickelt ist. Wissenschaften, wie die Chemie, in denen die Fülle der Thatsachen eine Theilung der Arbeit in immer steigendem Maße erforderlich macht, stellen daher in der Gesammtheit ihrer theoretischen Deutungen und Auffassungsweisen überblickt, nicht selten eine ganze Stufenfolge der Gedankenentwicklung im widerspruchsvollen Nebeneinander dar.

Es ist nicht minder leicht begreiflich und durch geschichtliche Thatsachen vielfach bewährt, daß in den älteren Zeiten, wo die Wissenschaft das Heiligthum weniger Auserwählter ist, wo es noch aller Orten Grund und Boden für den weiteren Bau zu sichern gilt, daß in solchen Perioden beträchtliche Zwischenräume den Zeitpunkt der Enthüllung von dem der Wahrnehmung trennen können, daß dagegen in den Zeiten der blühenden Wissenschaft die größere Zahl der Forscher und deren vielseitigere Thätigkeit eine rasche Entdeckung verbürgt, sobald die vorbereitenden Elemente gegeben sind. Die Entdeckung des Isomorphismus ist ein hervorragendes Beispiel für den letzteren Fall. Sie war mehr als vorbereitet, sie war erwartet, durch die Thatsachen gefordert.

Die Beobachtungen, die als Schwierigkeiten dem System Hauy's gegenüber nach und nach zu Tage traten, waren Fälle des Isomorphismus, sofern unter diesem Namen nur die Thatsache der Formgemeinschaft wesentlich verschiedener Substanzen begriffen wird. Der gemeinsame Inhalt aller Bemühungen, in diesen Fällen der Schwierigkeit Meister zu werden, war ein Sträuben gegen die Möglichkeit, den Isomorphismus als in der Natur der Substanzen begründet und in diesem Sinne wesentlich zu betrachten; nur über die Art und Wirkungsweise des Zufalls, dem die nicht zu verleugnenden Erscheinungen ihre Entstehung verdankten, wichen die Meinungen ab. Forschern, die nicht im System befangen waren, konnte die Schwäche, das Spiel mit Worten in allen diesen theoretischen Versuchen

nicht entgehen. Noch war in jenen zahlreichen Fällen die Formgleichheit weder dem System gegenüber gerechtfertigt, noch ein Gesetz ihres Auftretens bestimmt.

Eine klare Lösung dieser Aufgabe wurde doppelt dringlich, seitdem Berzelius ein System der Mineralien geschaffen hatte, in dem jede Mineralspecies, wie in der gesammten Chemie jede Verbindung durch eine bestimmte Constitution charakterisirt war. Es entstand dies neue System nach Berzelius' eigenem Ausdruck aus einer Anwendung späterer Entdeckungen, d. h. namentlich der stöchiometrischen Gesetze auf das System Hauy's. Die Aufgabe der Mineralchemie war durch diese keine andere, aber eine schärfer bestimmte geworden. Wo Hauy eine constante Zusammensetzung, forderte Berzelius zugleich, daß diese einer einfachen Formulirung, d. h. der Beziehung auf andere zuverlässig ergründete Verbindungsweisen fähig sei.

Hatte nun schon früher die wechselnde Zusammensetzung innerhalb unzweifelhafter Identität der Species die Beobachter verwirrt, jetzt hätte man bei manchen leicht erkennbaren Mineralien für jedes Individuum einer besonderen Formel bedurft, sofern man wirklich jeder abweichenden Analyse entsprechen wollte. War es nur die Beimischung von Fremdartigem, was eine reine Bildung nirgends erscheinen ließ — wie blieb dann zu hoffen, daß man überhaupt die wesentliche Constitution der Mineralien erfassen könne? Oder war in der Bildung der Mineralien, wie Berthollet behauptete, mehr die vorhandene Masse der Substanzen, als ein ursprüngliches Verhältniß, nach dem die Verwandtschaft aller Orten wirkt, für die in Verbindung tretenden Mengen entscheidend? Konnte ein solcher durch die Umstände bedingter Wechsel der Verhältnisse zum mindesten für viele Mineralien als wahrscheinlich gelten? Einer allgemeinen Anerkennung hat sich diese Deutung nie erfreut; denn sie anerkennen, hieß an einem klar gefaßten Begriff der Species und damit an einer wissenschaftlichen Behandlung der Mineralogie verzweifeln.

Auch Berzelius glaubte wie Hauy die Unregelmäßigkeiten im Ergebniß der Analysen auf die Vermengung bestimmter chemischer Verbindungen mit zufälligen Bestandtheilen zurück-

führen zu müssen. Er konnte sich jedoch nicht verhehlen, daß bei solcher Erklärung an vielen Stellen der Mineralchemie ein „Chaos“ blieb, „das eher zurückschreckte als ermunterte.“ Als man sich nach Berzelius' Vorgang gewöhnte, die Ergebnisse der Beobachtung nicht mehr procentisch, sondern in Formeln auszudrücken, fand sich ein erster Faden in dem Labyrinth. Man erkannte, daß bei Mineralien von mannigfaltiger Mischung eine gewisse Beständigkeit in dem Mengenverhältniß einiger Substanzen mit reichem Wechsel in dem der übrigen verbunden war, und daß auch in diesem Wechsel Aehnlichkeit der Qualität bestand. Eine solche Betrachtung, ja eine solche Thatsache war erst innerhalb der stöchiometrischen Erkenntniß vorhanden. Um eine Formel für Verbindungen der Kieselsäure zu gewinnen, mußte man den Sauerstoff-Gehalt der Säure und Basis vergleichen. Bei solcher Zusammenstellung blieb nicht lange verborgen, daß in manchen Fällen wechselnder Mischung gerade dieses Verhältniß ein beständiges war; es kam nur darauf an, den Sauerstoff der nach Menge und Qualität veränderlichen basischen Bestandtheile zusammenzurechnen.

So erkannte Fuchs zuerst „vicariirende“ Bestandtheile. Mineralien, die nach den äußeren Eigenschaften derselben Species angehörten, erschienen ihm zuerst auch chemisch zusammengehörig durch die Annahme, daß gewisse Basen in wechselnden Verhältnissen einander vertreten können. Seit längerer Zeit war ein Beispiel solcher wechselseitiger Vertretung in der Mischung der Alaune wohlbekannt. Seit Jahrhunderten wußten die Alaunsieder, daß sie ein Product von gleichen äußeren Eigenschaften und von gleicher Anwendbarkeit erhielten, wenn sie den üblichen Zusatz von Kalisalz durch gefaulten Urin oder dessen wesentliche Substanz, Ammoniaksalz ersetzten. Das Uebereinstimmende in den Wirkungen des vegetabilischen (Kali) und des flüchtigen (Ammoniak) Laugensalzes ließ sich nicht übersehen, da man aber nicht zu analysiren verstand, so nahm man (ähnlich, wie noch viel später bei allem mineralischen Dünger) eine Wirkung der „Laugensalze“ auch auf die Alaunbildung an, ohne an eine Aufnahme der wirkenden Substanzen in die Mischung des Endproducts zu denken. Daß der Alaun je nach dem Zusatz

Kali oder Ammoniak wirklich enthält, wurde erst mit der Belebung der wissenschaftlichen Analyse am Ende des vorigen Jahrhunderts dargethan. Es zeigte sich damals, daß es für die Form des Alauns keine Veränderung bedingte, ob er nur Kali, nur Ammoniak oder beide Alkalien in wechselndem Verhältniß gemischt enthielt.

Hauy gedenkt in seiner Mineralogie dieser merkwürdigen Beobachtung, allein er beachtet nicht, daß sie für seine Theorie bedeutsam ist. „Diese Identität der Functionen", sagt er ziemlich obenhin, „die ein Alkali durch das andere zu ersetzen gestattet, bietet den Chemikern einen neuen Gegenstand zu anziehenden Untersuchungen." Hauy sieht nur einen abgesonderten Fall, obwohl verwandte Thatsachen von ihm verzeichnet sind. Die reguläre Form der Alaune genügte ihm ohnedies, um den Anschein eines Widerspruchs mit den Grundsätzen des Systems zu beseitigen. Aber schon Berthollet (1803) verzeichnet die Alaune unter den thatsächlichen Beweisen gegen die herrschende Lehre. Sobald mit der neuen Chemie die Lehre von vicariirenden Bestandtheilen gleichzeitig möglich und nothwendig geworden war, fand sie eine wichtige Stütze in diesem ältest bekannten Fall des Isomorphismus.

Auf den Fall der Alaune greift auch Gay-Lussac zurück, als er bald darauf in der wechselnden Mischung der Arragonite eine Verbindung nach unbestimmten Verhältnissen angedeutet sieht.

Während Fuchs eine Vertretung einzelner Bestandtheile annimmt, gelangt Gay-Lussac an Beobachtungen über den Vorgang der Krystallisation zu der Hypothese: die Molecüle der verschiedenen Arten des Alauns und der verschiedenen kohlensauren Salze haben identische Formen. Nicht anders schien ihm seine Wahrnehmung erklärlich, daß Kali-Alaun in der Lösung von Ammoniak-Alaun wächst, daß die gemischten Lösungen beider Alaune Krystalle in mannigfaltigster Mischung abscheiden. Haben die Molecüle beider Arten Alaun dieselbe Form, so, folgert er, kann der Krystall im Wachsen Molecüle, gleichviel ob von dem einen oder andern dieser Salze, sich aneignen, da zum Wachsen nur die Ueberlagerung gleichgeformter

Theile gehört. In solchen Fällen wären dann Combinationen nach allen erdenklichen Verhältnissen als nothwendiges Ergebniß zu erwarten.

Das Gebäude Hauy's mußte in seinem Grunde erschüttert sein, wo solche Annahmen möglich waren. Fuchs und Gay-Lussac gestanden Verbindungen von ähnlicher Beschaffenheit eine gleiche Bedeutung für die Krystallisation zu, die nach Hauy immer nur dem Wesen einer einzigen Substanz entsprechen konnte.

Worin die Aehnlichkeit solcher vicariirender Substanzen bestehen mußte, hat weder Fuchs noch Gay-Lussac erkannt. Der Letztere schon darum nicht, weil die schwankenden Ansichten über die Constitution des Ammoniaks noch nicht die Möglichkeit gewährten, neben den übereinstimmenden chemischen Eigenschaften der Alkalien auch eine Verwandtschaft der Zusammensetzung anzunehmen.

Fuchs nannte als vicariirende Bestandtheile im Gehlenit den Kalk ($Ca\,O$ oder nach damaliger Bezeichnung $Ca\,O_2$) und und das Eisenoxyd ($Fe_2\,O_3$ oder damals $Fe\,O_3$), also gleichfalls Körper von unähnlicher Constitution. Er verglich den Sauerstoff-Gehalt, den in verschiedenen Gehlenit-Arten die beiden Basen zusammengerechnet aufwiesen und fand die Summen beständig, wie sehr der Gehalt an den einzelnen Basen schwankte. Obwohl das Ergebniß in diesem Falle streng genommen nicht richtig, die beiden Basen nach heutigen Begriffen nicht vicariirende sind, so ist doch das Verfahren, durch welches Fuchs zu einer beständigen Zusammensetzung des Gehlenits gelangte, wesentlich dasselbe, das bei besserer Einsicht in die Natur der gleichwerthigen Bestandtheile allgemeine Anwendung gefunden hat.

Es ist bezeichnend, daß auch Fuchs seine Zusammenstellung nicht durch die Formelsprache wiedergiebt. Sie bot für diese Art der Auffassung keine größere Anschaulichkeit; aus den Formeln wäre eine Rechtfertigung oder Erläuterung des Vicariirens von Kalk und Eisenoxyd nicht zu entnehmen gewesen. Und damit ist auch entscheidend gezeigt, daß der feinen Beobachtung von Fuchs noch eine eigentliche Entdeckung hinzuzufügen blieb: es

blieb als das Merkmal vicariirender Bestandtheile die analoge Zusammensetzung zu erkennen; für diese war die Formel wesentlicher, naturgemäßer Ausdruck.

Diese entscheidende Entdeckung fiel einem jüngeren Forscher zu. Daß sie geschichtlich bedingt, als Endglied einer langsam an dem Leitfaden der wachsenden Beobachtung entwickelten Gedankenreihe anzusehen ist, wird nach dem Vorhergegangenen nicht weiteren Beweises bedürfen. Und dennoch tritt Mitscherlich's Entdeckung mit dem vollen Glanz der Genialität in die Schranken der Wissenschaft. Diesen Glanz erhöhen die Darstellungen nicht, die das Gesetz des Isomorphismus in mährchenhafter Weise aus dem wissenschaftlichen Nichts einer unvermittelten Beobachtung entspringen lassen. Denn jede solche geistige generatio aequivoca läßt für die Denkenden das Mißtrauen zurück, mit dem der Physiologe Erscheinungen des Lebens den Gesetzen der Chemie und Physik widerstreben sehen würde: er wird zweifeln, ob er die Thatsachen kenne.*)

Daß übrigens die bestimmte Voraussetzung einer zusammenhängenden Entwicklung völlig unabhängig davon besteht, ob ein Wissen des Entdeckers von den Beobachtungen und Theorieen seiner Vorgänger sich erweisen läßt, ist gerade in unserem Falle einfach darzuthun. Prioritäts-Streitigkeiten zu entscheiden, muß als fester Maßstab das Datum des veröffentlichten Berichts genügen; aber mit der Entscheidung auf solchen Grund hin wird im Ernste nie ein Schluß auf die Abhängigkeit des späteren Beobachters gezogen werden. Darum liegt auch der Geschichte der Wissenschaft, wenn sie als Ganzes betrachtet wird, wenig an dem Früher oder Später, das auf solche Weise documentirt wird. Sie rechnet mit Ursachen, nicht mit Anlässen und Gelegenheiten, oder doch mit diesen — wäre ihr Name auch Genius — nur als den hinzutretenden Umständen, die eine unausbleibliche Wirkung zeitigen.

Und ebenso wenig wird sie der zuverlässigen Biographie

*) Ich gestehe, daß den Anlaß zu diesen vielleicht trivialen Bemerkungen die jüngste Behandlung des gleichen Gegenstandes durch einen berühmten Naturforscher gegeben hat.



bedürfen, um zu constatiren, wie weit ihrem Helden die wissenschaftliche Literatur zugänglich und für den Gedankengang bedeutsam gewesen ist, sofern es sich nur darum handelt, seine Stellung zu den Vorgängern zu bestimmen.

Wie weit Mitscherlich von dem Widerspruch, den die herrschende Lehre der Krystallochemie bereits gefunden, unterrichtet war, ob ihm Berthollet's und Bernhardi's systematische Bekämpfung, ob ihm die bestimmten Versuche der Ergänzung von Fuchs und Gay-Lussac bekannt geworden, sind Fragen von geringem Belang, neben der Bedeutung der nicht zweifelhaften Thatsache, daß er mit der Anschauungsweise der neueren Chemie den früher gekannten Erscheinungen gegenübertrat, daß sie durch dies Organ zur Wahrnehmung gekommen, wahrhaft neue Erscheinungen geworden waren.

Und nicht Einsicht und Wahl des Genies, das Zeitalter selbst bestimmte dem jüngeren Forscher im Gebiete der Chemie zu jener Zeit als Durchgangsmedium all seiner Forschung die stöchiometrische Betrachtungsweise. Er konnte vielleicht aus philosophischen Gründen der atomistischen Theorie widerstreben, aber die Lehre von der chemischen Constitution, den Aequivalenten, und die Formelsprache mußte er einfach erlernen. Er mußte zu Berzelius in die Schule gehen, gleichviel, ob er wie mehrere der ersten Forscher der Folgezeit aus dem Munde des Meisters in Stockholm die einzig mögliche Bildung für die neue Wissenschaft empfing, oder sie der täglich wachsenden Literatur entnahm. Er mußte, ob alt oder jung, um nur innerhalb der Wissenschaft zu denken. Aber von wesentlich anderer Bedeutung für das Denken und Sehen des Einzelnen, wie für den Fortschritt der Gesammterkenntniß, ist dies Erlernen allerdings, je nachdem dadurch früher Erkanntes und Gewußtes entwickelt oder umgestaltet, oder dem wissenschaftlichen Erkennen eine erste Grundlage gegeben wird.

Je wesentlicher, je tiefer eingreifend die Erneuerung, um so schärfer ausgeprägt, um so bedeutungsvoller für den geschichtlichen Verlauf ist der Unterschied. Mag dabei selbst das Gebiet der wissenschaftlichen Fehden außerhalb der Betrachtung bleiben, die aus der gleichen Quelle so reichlich entspringen,

um immer wieder in gleicher Weise mit dem Siege des jüngeren Geschlechts zu endigen, mag die natürliche Vorliebe für das Selbsterkannte, und die innerlich erlebte Geschichte dieses Erkennens, der Gemüths-Antheil an der anderweitig erworbenen Anschauungen, die durch eine kürzere oder längere Periode des wissenschaftlichen Lebens die Bedeutung eines inneren Eigenthums gewonnen haben — mögen alle derartigen Banden des persönlichen Interesses gegenüber der Strenge der wissenschaftlichen Wahrheitsliebe völlig machtlos zu denken sein — auch im günstigsten Falle wird in der Erneuerung der Apperception hier ein nach allen Regeln der Optik bereitetes Glas für die Beobachtung erworben sein, während dort ein anderes Auge sieht, mit allen Vortheilen jenes künstlichen Organs von Natur begabt, und dazu mit dem unendlich größeren, daß es ein Auge ist.

Die Berichte über Mitscherlich's erste Entdeckung bewähren im vollsten Maße die ausgesprochene Ansicht über ihre geschichtliche Stellung. Es war keine einzelne der bereits beobachteten Thatsachen des Isomorphismus, nicht ihre Gesammtheit — die ihm die Lösung des Räthsels offenbarte; es war, wie in so vielen Fällen, eine völlig neue, aber dem Wesen nach jenen älteren gleichartige Erscheinung, die für sich und jene zugleich die Deutung gewährte. Mitscherlich verglich die entsprechenden phosphorsauren und arsensauren Salze. Er fand eine auffallende Aehnlichkeit der Formen, sobald die beiden Salze, wie dies meistens zutrifft, in der Constitution übereinstimmten, sobald also der Unterschied in der Zusammensetzung der verglichenen Verbindungen sich darauf beschränkte, daß der Gehalt an Phosphor in dem einen durch eine chemisch gleichwerthige Menge Arsenik in dem anderen vertreten war, beispielsweise wiesen phosphorsaures und arsensaures Kali, deren Formeln

$$KO\ 2HO + PO_5$$

und $KO\ 2HO + As\,O_5$,

übereinstimmende quadratische Krystallisationen auf. Alle weiteren Entdeckungen gingen aus dieser ersten hervor. Fragt man aber, was den Beobachter zur ersten Vergleichung jener Salze von analoger Zusammensetzung geführt, so findet man in ihr

ein bestimmtes Ergebniß der jüngsten Fortschritte der Chemie. Kaum ein Jahr früher hätte nur Zufall und Unordnung zusammenlegen können, was seitdem die Wissenschaft zusammengeordnet hatte.

Lavoisier hatte das Gemeinsame aller Säuren in ihrem Gehalt an Sauerstoff erkannt. Es standen nun Kohlensäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure, Arsensäure u. s. w. als ähnliche Verbindungen neben einander.

Lag eine weitere Vergleichung jener Zeit überhaupt nicht fern, so hätte man zunächst an eine Parallelisirung der Schwefel- und Phosphorsäure denken können. Als die Untersuchung der Constitution eine wesentliche Aufgabe wurde, fand sich für die Schwefelsäure die Formel SO_3, für Phosphorsäure PO_2, für Arsensäure AsO_6. Durch solche Formeln war eine nähere Vergleichbarkeit in keiner Weise angedeutet; es gab keinen Grund, die Verbindungsreihen so wesentlich verschiedener Körper wie PO_2 und AsO_6 zusammenzustellen, und in der That ist die heute jedem Chemiker geläufige Parallele jener Zeit **nicht vorhanden**. Erst einer wiederholten Untersuchung entnahm Berzelius mit der Erkenntniß einer eigenthümlich abweichenden Zusammensetzung der phosphorsauren Salze, auch die Formel PO_5 als das Zeichen der Säure. Auch die Resultate über die Zusammensetzung der Arsensäure erschienen ihm nun zweifelhaft; er revidirte auch hier die analytischen Methoden, es drängte sich ihm die Frage auf, ob vielleicht den völlig abweichenden Gesetzen, die er für die Zusammensetzung der phosphorsauren Salze erkannt hatte, auch die Salze der Arsensäure folgten? Eine umfassende Arbeit bestätigte seine Vermuthung auf's Vollständigste und ergab damit für die Arsensäure die Formel AsO_5.

Seit dieser Untersuchung, die in das Jahr 1818 fällt, in Deutschland erst 1819, also unmittelbar vor Mitscherlich's Entdeckung des Isomorphismus (1819) bekannt wurde, ist die Zusammenstellung der Phosphorsäure und Arsensäure eine selbstverständliche. Seitdem eine Analogie in den Formeln existirte, waren nicht zwei andere Körper ihrer Zusammensetzung nach erkannt worden, von deren Verbindungen sie in so ausgedehntem Maße gegolten hätte.

Es begreift sich, daß diese Forschungen die Aufmerksamkeit der Chemiker in Anspruch nahmen. Mitscherlich stellte sich die Aufgabe, ihre Resultate zu prüfen; er bestätigte die Gleichheit der Constitution für eine größere Reihe der correspondirenden Salze. Er fand zugleich, als er die krystallisirten Verbindungen verglich, eine „große Aehnlichkeit“ der Formen in allen Fällen, wo die Formeln nur durch den Gehalt an Phosphor und Arsenik unterschieden waren.

Ein Problem wie die Spathe, nicht mehr und nicht minder, bot diese neue Thatsache, wo die Analogie der Verbindungen ungesehen und unbegriffen war. Die specifische Verschiedenheit der Zusammensetzung, vielleicht die Zuverlässigkeit der Analysen in Zweifel ziehen, in den Methoden zur Scheidung des Phosphors und Arseniks eine Unvollkommenheit muthmaßen, das etwa wären Hauy's Hülfsmittel gewesen, um sich auch dieser Beobachtungen begreifend zu bemächtigen.

Mitscherlich dagegen knüpfte an dieselbe Thatsache die bestimmte Frage: ist es also nicht die Zusammensetzung, sofern sie durch die Natur der Bestandtheile bezeichnet wird, sondern schlechthin die Constitution, die Weise der Zusammensetzung, was die eigenthümliche Krystallisation bedingt? Er sah also nicht der Lehre Hauy's gegenüber eine neue Ausnahme, er vermuthete ein Gesetz, das sie aufhob.

In dieser Vermuthung lag die Entdeckung, wie im Keim die Pflanze. Sie bestand wesentlich darin, daß Mitscherlich die beiden Beobachtungen — die der analogen Zusammensetzung, und die der übereinstimmenden Krystallisation — auf einander bezog, und daß die Gleichzeitigkeit der Erscheinungen ihn auf ein Verhältniß von Ursache und Wirkung hinwies. Er hatte die Beziehung wahrgenommen, die durch den Fortschritt der Chemie der Wahrnehmung bloßgelegt war.

Die Biographie berichtet, die Ahnung eines allgemeinen Gesetzes, die ihm der Eine Fall erschlossen, sei für Mitscherlich der Anlaß zum eigentlichen Studium der Krystallographie gewesen, die so erworbene gründliche Kenntniß habe ihm dann die Möglichkeit gewährt, seinen Gedanken als Thatsache der

Natur zu erweisen. Die psychologische Wahrscheinlichkeit dieses Gedankenganges ist nicht zu bestreiten, sobald nur die Mißdeutung ausgeschlossen ist, als sei durch die einfache Thatsache der Beobachtung auf ein Gesetz gewiesen, das diese Thatsache außerhalb ihres wissenschaftlichen Zusammenhanges nicht andeuten kann, weil es in ihr nicht liegt. Ohne Krystallograph der Hauy'schen Schule, ohne mit dem ganzen Apparat der neueren wissenschaftlichen Krystallographie bekannt zu sein, mußte doch der Forscher in das Wesen und die wichtigsten Ergebnisse dieser Lehre, namentlich in ihre Beziehungen zur Chemie vollständig eingeweiht sein, der ein ihr widersprechendes Gesetz auch nur zu ahnen vermochte. Denn wie noch heute die einfachste lehrende Mittheilung, auch wo sonst eine geschichtliche Methode des Unterrichts nicht durchgeführt wird, in der Regel mit Hauy's allgemeinem Satze beginnt, um die Lehre vom Isomorphismus zu erläutern, so ist sie geschichtlich, sei es als Ergänzung, Entwicklung oder Widerlegung, doch nicht außer Zusammenhang mit der älteren Krystallochemie zu denken. Diesen Zusammenhang erwarb schon damals ohne Studium der Krystallographie, ohne mit Hauy's Werken bekannt zu sein, ein Jeder, der in die Elemente der physischen Wissenschaften eingeweiht wurde. Man war als Chemiker unwissend, und damit selbstverständlich zur Forschung unfähig, wenn man den Resultaten der krystallochemischen Forschung fremd geblieben war. Konnte aber der Gedanke eines allgemeinen Gesetzes des Isomorphismus sehr wohl sich an diese elementaren, mühelos zugänglichen Vorbedingungen knüpfen, so war der vorgeschriebene Weg, um den Gedanken selbständig durch den Bereich der Thatsachen verfolgen, um die in's Auge fallende Aehnlichkeit durch scharfe Bestimmung der Formen bestätigen zu können — eine Aneignung der krystallographischen Methode, nicht nur in ihren letzten Ergebnissen und praktischen Verfahrungsweisen, sondern als wissenschaftliches Ganzes. Es war das jüngst von Weiß als weitere Entwicklung der Methoden Hauy's und Bernhardi's aufgestellte System, das Mitscherlich zur Durchführung seiner epochemachenden Forschung die krystallographische Grundlage gewährte.

Die schärfere Bestimmung führte nun die Aehnlichkeit in den Formen der phosphorsauren und arsensauren Salze von entsprechender Zusammensetzung auf vollständige Gleichheit zurück; wie die Grundformen, stimmten die abgeleiteten in allen Beziehungen überein.

„Jedem arsensauren Salz", so lautete das Ergebniß aller dieser Forschungen, „entspricht ein phosphorsaures, das nach denselben Verhältnissen zusammengesetzt, mit gleich viel Atomen Krystallwasser verbunden ist und gleichzeitig dieselben physikalischen Eigenschaften hat; die beiden Reihen von Salzen unterscheiden sich einzig und allein dadurch, daß das Radical in der Säure der einen Phosphor, in der der anderen Arsenik ist."

Es galt nun Analogieen derselben Art zu finden, um zu prüfen: ob in dieser Doppelreihe ein besonderer Fall, oder wirklich die Spur eines allgemeinen Gesetzes erkannt war. Es fand sich kein ähnliches Paar unter den Säuren; um so reichere Ausbeute gewährten die Basen. Vermuthlich leitete Mitscherlich das bekannte Beispiel der Alaune, oder die Verwandtschaft in den Grundformen des phosphorsauren Kali und Ammoniak, als er zunächst die analog zusammengesetzten Verbindungen dieser beiden Basen verglich: denn eine Analogie der Zusammensetzung, als Vorbedingung der erwarteten Formgleichheit, war für Kaliumoxyd und Ammoniak nicht zu erkennen. Es ergab sich in den einfachen, wie den complicirten Verbindungen beider Basen eine zweite Reihe „isomorpher" Krystallisationen. Nach der Berechnungsweise Mitscherlich's mußten jedoch immer zwei Verhältnißtheile Wasser zum Ammoniaksalz treten, damit die Form des entsprechenden Kalisalzes entstehe. So schien an der Schwelle der Entdeckung aus der vollständigen Formgleichheit der Kali- und Ammoniak-Verbindungen ein Widerspruch gegen die erste Vermuthung eines Grundgesetzes hervorzuleuchten: es schien die Formgleichheit in diesem Fall bei allgemeiner Aehnlichkeit nicht durch die Analogie der Zusammensetzung bestimmt. Allein die Reihe der Forschungen, der wir das Gesetz des Isomorphismus verdanken, trägt vor Allem darin das Zeichen des hervorragenden Naturforschers, daß weder die kleinen Abweichungen, noch die

deutlichen Ausnahmen und ungefügigen Thatsachen, die auf allen Seiten der Existenz eines allgemeinen Gesetzes zu widersprechen schienen, den Entdecker in der Erkenntniß dieses Gesetzes zu hindern vermochten.

Er verzeichnet die Uebereinstimmung in den Formen der Kali- und Ammoniaksalze als „eine einfache Thatsache außerhalb aller Theorie". Er deutet und deutelt nicht, er sucht nicht nach einem weiteren Princip, das mit den anderen auch diese Thatsache umfasse; er läßt sie stehen, wie sie vorläufig erscheint und forscht, ob andere Fälle des Isomorphismus besser jener allgemeinen Fassung sich fügen.

Der glückliche Griff in diesem auswählenden Verfahren fällt um so mehr in's Licht, wenn man beachtet, zu wie geringen Resultaten der entgegengesetzte Weg trotz aller anscheinenden Berechtigung seiner Schlußweisen geführt hat.

Es ist eine überraschend lange Reihe widersprechender Thatsachen, die Berthollet schon zu Anfang unseres Jahrhunderts den Ansichten Hauy's gegenüberstellen konnte*); es ist nicht möglich, war sein Schluß, daß die Form ein charakteristisches Merkmal der Substanz gewährt, da nach Hauy's eigenen Berichten das Ungleichartigste in gleichartigen Formen erscheint; es ist die Form noch weniger das Zeichen einer constanten Zusammensetzung (die Berthollet ohnedies nicht anerkennt), da die Natur nach dem Zeugniß von hundert Analysen reichen Wechsel in den Gewichtsverhältnissen der Mischung in den Rahmen derselben Form zu ordnen weiß.

Die völlige Abweisung naturgesetzlicher krystallochemischer Beziehungen, die in diesen Folgerungen liegt, scheint heute, da die Möglichkeit eines Gesetzes für die Formgleichheit erwiesen ist — weit geringere Berechtigung zu haben, als ihr jener Zeit bei der völlig anderen Bedeutung der gleichen Thatsachen zukam. Dennoch ist der Widerspruch Berthollet's, eines der ersten

*) Berthollet hat unter den vielen lichtvollen Bemerkungen seiner wenig gekannten Abhandlung (Statique chimique I. p. 433) auch zuerst 1803 auf die Bedeutung der gemischten Vitriole (s. S. 19 ff.) für die Frage der Krystallochemie gewiesen.



Chemiker des Zeitalters, von so geringem Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaft gewesen, daß er, obwohl im natürlichen Zusammenhang mit ihrer Gedankenreihe, nicht früher genannt werden mußte. Es genügte, um für die Genossen der Wissenschaft den Werth solcher theoretischen Opposition bis zur völligen Bedeutungslosigkeit herabzusetzen, daß thatsächlich eine neue Mineralogie nach den Principien Hauy's entstanden war, daß die bestimmten Formen zum Erkennen der Mineralien wirklich benutzt wurden, während in allen jenen zweideutigen Fällen ein zweites Merkmal leicht zur entscheidenden Bestimmung ergänzte, was die Form andeutete. Dem gegenüber bot Berthollet nirgends neue Aufklärung, nirgends einen Fingerzeig, wie sie zu gewinnen sei; er setzte den Zufall an die Stelle der Ordnung; so war es begreiflich, daß auch die Wahrheit in seinen Schlüssen überhört wurde, wo man vor Allem dieser Ordnung sich erfreute.

In anderer Weise widersprechend, war Bernhardi aufgetreten. Er zweifelte nicht an einem gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen Form und Mischung, er war vielmehr von der Möglichkeit überzeugt, das Gesetz dieses Zusammenhanges zu erforschen. Durch künstliche Krystallisationen vermehrte er die Zahl der Beobachtungen, in denen eine Gleichheit der Formen sich verschiedener Mischung entsprechend zeigte, und gerade diese, die Hauy zu beseitigen suchte, waren ihm vorzugsweise von Bedeutung; an ihnen suchte er zu erkennen, welche Aenderung die Zusammensetzung erleiden konnte, ohne die Entstehung einer anderen Form zu veranlassen. So verwarf er den Begriff der Grenzformen, und übte seinen Scharfsinn an der Deutung des Isomorphismus gerade dieser regulär krystallisirten Körper. Es bedarf kaum noch der Erwähnung, daß diese mannigfaltig zusammengesetzten Substanzen dem Gesetze Mitscherlich's nicht untergeordnet sind. Wenn es unzweifelhaft ist, daß ein Gesetz, in ihrem Wesen wurzelnd, auch ihre Formgemeinschaft bestimmt — in einer gemeinsamen Constitution wird sich der Grund nicht finden, der mit dem Diamanten (C) auch dem Granat $[3(SiO_2RO) + (3SiO_2 2R_2O_3)]$ und dem Leucit $(KOSiO_2 + M_2O_3 3SiO_2)$ genügt.

Es fehlte damals wie noch heute an dem leitenden Gedanken, um in dieser Mannigfaltigkeit das gemeinsame Princip von den Erscheinungen zu sondern. Als daher Bernhardi's Krystallochemie von den regulären Formen, als dem Normalen der Krystallisation ausging, und eine wesentliche Aufgabe darin fand, für die Abweichung von diesen Gründe und Gesetze zu erkennen, war sie schon damit zur Unfruchtbarkeit verurtheilt; die Thatsachen der Chemie versagten ihr, so blieb nur eine kaum noch wissenschaftliche Speculation, die endlich im Phantastischen verlief. Der Kern in Bernhardi's Kampf gegen Hauy war der Widerspruch gegen die atomistischen Vorstellungen, in denen bei dem letzteren sowohl die Lehre vom Bau der Krystalle, als auch die vom bestimmten Zusammenhang zwischen Form und Mischung wurzelte. Wie weit die große Verschiedenheit der chemischen Mischung in den regulären Formen dieser Richtung den Ursprung gegeben, oder sie nur als gewichtiges Beweismittel begünstigt hat, sei dahingestellt. Es ist jedoch der Betrachtung werth, daß für die rechnende Krystallographie aus derselben Quelle eine neue Methode hervorging, die von dem Gefüge des fertigen Krystalls als hypothetisch vieldeutig absieht und die Verhältnisse der Begrenzung zum ausschließlichen Gegenstand ihrer Betrachtungen nimmt.

An Bernhardi's Kritik der Hauy'schen Methode schließt sich diese ausschließende Geometrie der Krystalle, in der alle wie auch sonst verschiedenen Systeme der Gegenwart übereinstimmend die Aufgabe der Krystallographie erkennen. War es aber hier von unzweifelhaftem Gewinn, die Betrachtungen von der Richtigkeit der Hypothese unabhängig zu machen, so war es von wesentlich entgegengesetztem Einfluß, die atomistische Hypothese als schlechthin unrichtig zu verwerfen, und um dieser Voraussetzung willen eine neue Krystallochemie zu erdenken, in der die Constitution bedeutungslos erscheinen mußte.

Auch Bernhardi's Forschen und Grübeln, dem nicht Aufgaben, sondern immer nur die Eine Aufgabe der Krystallerkenntniß zu Grunde lag, gewährte zur Erreichung dieses Ziels nur zweifelhafte Förderung. Es galt auf Hauy's Grundlagen fortzubauen, nicht sie aufheben, um neu zu beginnen,

wie Bernhardi, oder durch den leeren Raum zu ersetzen, wie Berthollet wollte. Dabei ist jedoch mit Zuversicht anzunehmen, daß die Kritik, namentlich Bernhardi's, die Fälle, denen die ältere Lehre nicht genügte, mehr und mehr in den Vordergrund gedrängt, das Unzureichende in ihrer Deutung durch Hauy fühlbarer gemacht hat.

Es konnte namentlich die Deutung der Grenzformen nicht zweifelhaft werden, ohne Bedenken gegen den Kern des Systems zu wecken. Daß durch eine Anregung von dieser Seite her Mitscherlich's entscheidender Gedanke vorbereitet wurde, läßt sich vorstellen; da jedoch kein geschichtlicher Bericht davon redet, so muß betont werden, daß ein wesentliches Zwischenglied der Gedankenfolge auch mit Bernhardi nicht fehlen würde.

Auch Mitscherlich prüfte die länger bekannten Thatsachen der Formgleichheit, aber seine Frage war scharf bestimmt, der deutlichen Sprache der Thatsachen entnommen. Er verzeichnete und ordnete auch unter dieser Reihe isomorpher Körper zunächst nur diejenigen, die durch ersichtlich gleiche Constitution sich dem Gesetz der arsensauren und phosphorsauren Salze unterworfen zeigten. So erkannte er in der Mitte der Grenzformen mehrere Gruppen zusammengehöriger Verbindungen; da schien von selbst der Glanzkobalt [$Co(AsS)_2$] zum Eisenkies (FeS_2) zu treten; da vereinigte den Spinell ($MgO_2 2AlO_3$), den Pleonast ($MgO_2 2FeO_3$), Gahnit ($ZnO_2 2AlO_3$) und den Magneteisenstein ($FeO_2 2FeO_3$) die gemeinsame Formel ($MO_2 2MO_3$); die Alaune, deren complicirte Formeln bis auf die gleichartig zusammengesetzten, in gleichem Verhältniß gebundenen Oxyde: Thonerde (AlO_3), Eisenoxyd (FeO_3) und Chromoxyd (CrO_3) sich glichen, wiesen in dieser Uebereinstimmung der Formeln den entscheidenden Grund des Isomorphismus auf. So fanden sich innerhalb des regulären Systems mehrere Gruppen analog constituirter Verbindungen. Die weitere Vereinigung aller solcher durch wesentlich abweichende Formeln getrennten Gruppen schien außerhalb der Aufgabe zu liegen. Es ist nirgends im Verlauf dieser Untersuchungen gesagt, daß Mitscherlich auf die Entdeckung des gemeinsamen Princips für alle Fälle des Isomorphismus Verzicht leistete, aber sein Schweigen von dem weiteren Räthsel

der regulären Krystallisation bezeugt, daß er in solcher Beschränkung den Weg erkannte, der zum Gesetz der Erscheinungen führt.

Für die Zuversicht seiner Forschung war es von nicht geringer Bedeutung, daß unter den früher bekannten Fällen der Formgemeinschaft gerade diejenigen sich einfach als Beispiele unter das Gesetz des Isomorphismus ordnen ließen, die am meisten zu Auslegungsversuchen gedrängt hatten.

So fand die Formgleichheit des kohlensauren Baryt, Strontian und Bleioxyd, die Fuchs vor Kurzem erwiesen, durch die gleiche Constitution eine einfache Erklärung; Mitscherlich erkannte, daß die drei Basen wie in den kohlensauren, so auch in schwefelsauren, salpetersauren und anderen Salzen sich ohne Formänderung ersetzen können.

So trat erst jetzt in dem vielfach interpretirten Fall der Spathe die gemeinsame Formel $MO_2 2CO_2$, in der M durch ein Aequivalent Calcium (Ca), Eisen (Fe), Magnesium (Mg), Zink (Zn) oder Mangan (Mn) vertreten werden konnte, als Ursache des Isomorphismus hervor.

Die neueren Beobachtungen Bernhardi's und Beudant's (1817) über die Krystallisation schwefelsaurer Salze (vergl. S. 19 ff.) vermehrten das Material für die Entscheidung sowohl in dem besonderen Fall der Spathe, als auch zu Gunsten des allgemeinen Gesetzes. Mitscherlich ergänzte die bereits gefundenen Thatsachen durch eine umfassende Untersuchung. Die Beachtung der chemischen Constitution führte ihn auch hier zur Regel der verwickelten Erscheinungen.

Schon die Vergleichung der arsensauren und phosphorsauren Salze hatte die Betrachtung nahegelegt, daß bei Körpern ähnlicher Zusammensetzung eine Gleichheit der chemischen Formel, wenn sie anderweitig nicht bestimmt zu erweisen, aus der Gleichheit der Krystallisation mit Sicherheit geschlossen wird, daß also die Isomorphie ein wichtiges Hülfsmittel bietet, um aus der Zusammensetzungsweise bekannter Körper auf die der unbekannten zu schließen. Die Anwendung dieser Erkenntniß auf die Untersuchung der schwefelsauren und kohlensauren Salze gewährte entscheidende Aufschlüsse.

Die übereinstimmende Zusammensetzung gewisser Sauerstoff-Verbindungen des Mangans, Eisens und Kobalts (damals MnO_2, FeO_2 und CoO_2) war bereits erkannt; die krystallographische Beobachtung lehrte Formgleichheit für die kohlensauren Salze der beiden ersten und die schwefelsauren der beiden letzten Basen; es waren die Körper von den Formeln $MnO_2\,2CO_2$ und $FeO_2\,2CO_2$, $FeO_2\,2SO_3 + 12HO$ und $CoO_2\,2SO_3 + 12HO$ *) isomorph. Da nun die Form jener Salze von der schematischen Formel $MO_2\,2CO_2$ zugleich die des kohlensauren Kalks, des kohlensauren Zinkoxyds und der kohlensauren Magnesia war, so schloß Mitscherlich, es könne die noch zweifelhafte Constitution des Kalks, der Magnesia und des Zinkoxyds keine andere sein als die des entsprechenden Mangan- und Eisenoxyds, also CaO_2, MgO_2, ZnO_2.

Für Magnesia und Zinkoxyd war die gleiche Constitution aus der Uebereinstimmung der kohlensauren Salze geschlossen, die gleiche Form ihrer Vitriole bestätigte den Schluß.

Erschien nun andrerseits die Krystallisation der wichtigsten Vitriole verschieden, obwohl ihre Basen in anderen Verbindungen sich durchgehends ohne Formänderung vertreten, so war zu vermuthen, daß anderweitige Differenzen der Zusammensetzung eine verschiedene Constitution bedingten; die Analyse bestätigte die Vermuthung. Alle diese krystallisirten Salze enthalten in bestimmten Gewichtsverhältnissen Wasser, aber dieses Verhältniß ist ein anderes für die verschieden geformten Vitriole. Mitscherlich hat bei dieser Gelegenheit zuerst erkannt, daß ein Aequivalent Wasser mehr oder weniger in der Zusammensetzung unter allen Umständen wesentliche Verschiedenheit in der Form zur Folge hat. Er unterschied dreifach verschiedenem Wassergehalt entsprechend drei Formen dieser Verbindungen von Metalloxyden mit Schwefelsäure; jede dieser Formen kam den Salzen mehrerer Metalloxyde zu; die erste (mit 10 Wasser), denen des

*) Ich behalte hier wie im Vorhergehenden und Folgenden die Formeln bei, wie sie um 1820 geschrieben wurden, und nehme daher auch in den Betrachtungen, die auf den Eisenvitriol Bezug haben, nicht die Aenderungen vor, die der späteren Bestimmung seines Wassergehalts entsprechen.

Manganoxydul und Kupferoxyd, die zweite (12 W.), denen des Eisenoxydul und Kobaltoxyd, die dritte (14 W.), denen des Zinkoxyd, der Magnesia und des Nickeloxydul.

Es ist bereits der Forschungen über die Mischungen solcher Vitriole und das Vorherrschen der Eisenvitriolform in ihrer Krystallisation gedacht (s. S. 29). Die Deutung durch die überwiegende Krystallisationsgewalt geringer Mengen Eisenvitriol hatte inzwischen den Rest ihrer Wahrscheinlichkeit eingebüßt, als Wollaston Mischungen von Zink- und Kupfervitriol völlig eisenfrei in der Form des Eisenvitriols beobachtete. Aber Wollaston selbst vermißte nun jeden „geometrischen Grund" für eine solche Gleichheit der Formen bei absoluter Verschiedenheit der Substanz.

Mitscherlich gab allen diesen räthselhaften Erscheinungen der gemischten Vitriole die einfache Deutung: krystallisiren irgend welche Vitriole einzeln oder gemischt in der Eisenvitriolform, so geschieht dies nur, indem den krystallisirten Mischungen gleichzeitig der Wassergehalt und mit diesem die Constitution des Eisenvitriols zukommt. Denn erst durch diese ist die Vorbedingung des Isomorphismus gegeben.

An diese Untersuchung knüpft sich eine weitere wichtige Erkenntniß. Wie schon Gay-Lussac durch die Alaune, so wurde Mitscherlich durch die mannigfaltige Mischung der Vitriole auf die Annahme geführt, daß isomorphe Körper, in unbestimmtem Verhältniß gemischt, sich zu krystallisirten Ganzen vereinigen können. Die gemischten Vitriole in der Form des Eisenvitriols waren demnach Mischungen verschiedener Vitriole, deren jeder den Wassergehalt des Eisensalzes angenommen hat. Jedes Theilchen Kupfervitriol $CuO_2 2SO_3 + 10HO$ muß $CuO_2 2SO_3 + 12HO$ werden, wenn es sich mit Eisenvitriol $FeO_2 2SO_3 + 12HO$ in dessen Formen vereinigt.*) Dann aber ist die Mischung beider nicht mehr an bestimmte Mengenverhältnisse gebunden.

---

*) Es bleibt dabei allerdings, was als Thatsache durch Mitscherlich constatirt ist, unerklärt, daß dieser andere Wassergehalt beim Zusammenkrystallisiren aufgenommen wird.



In dieser Grenze für das Gesetz der bestimmten Proportionen war, wie weiterhin erhellen wird, die bedeutsamste Consequenz der neuen Lehre erkannt. Mit der Wahrnehmung, daß isomorphe Verbindungen in mannigfaltigem Verhältniß zusammenkrystallisiren können, hatte man zunächst eine neue einleuchtende Deutung für alle die Fälle gewonnen, in denen früher Gemengtheile in wechselndem, oft untergeordnetem Verhältniß als formbestimmende erschienen. Da hier jedes zusammengesetzte Molecül des einen in den Raum des andern von analoger Zusammensetzung paßte, konnten bei der Aggregatbildung die Masse und die Löslichkeitsverhältnisse der vorhandenen Gemengtheile auf die Zusammensetzung bestimmend wirken, während bei der einfachen chemischen Verbindung ein solcher Einfluß ausgeschlossen war. So begriff sich die Entstehung jener langen Reihe kohlensaurer Salze, die zur Verzweiflung des Systematikers in der Form des Kalkspaths kohlensauren Kalk, Magnesia, Eisenoxydul, Manganoxydul, Zinkoxyd in den allermannigfaltigsten Mischungsverhältnissen vereinigten.

Als einfaches Ergebniß dieser Betrachtungsweise folgte dann, daß man den Isomorphismus, und die durch ihn bedingte Möglichkeit sich in wechselndem Verhältniß zu vertreten, nicht mehr auf das Ganze der Verbindung beschränkte, das sich krystallisirt beobachten ließ, sondern isomorph auch die Bestandtheile gleicher Constitution in solchen Verbindungen nannte und dachte, gleichviel ob sie selbständig krystallisirt gefunden wurden oder nicht. Waren die Verbindungen der Formeln $CaO_2\ 2CO_2$ und $MgO_2\ 2CO_2$ isomorph, und diese Gleichheit der Form ersichtlich an die gleiche Weise der Zusammensetzung geknüpft, so mußten in den beiden Verbindungen die entsprechenden Quantitäten CaO_2 und MgO_2 die gleiche Bedeutung haben, in den gleichartig gruppirten Ganzen, den zusammengesetzten Molecülen den gleichen Raum einnehmen, also selbst isomorph sein. Derselbe Schluß galt für die mit der gleichen Quantität Sauerstoff verbundenen also äquivalenten Mengen von Ca und Mg. Selbst wenn man eine andere Deutung als die atomistische durch Nebeneinanderlagerung der Theile ersinnen könnte, um die chemische

Verbindung zu erklären, so müßten auch bei diesem Vorgang die äquivalenten Mengen von Ca und Mg genau die gleiche Rolle spielen, um in ihrer Vereinigung mit den gleichen Quantitäten gleicher Stoffe ein zum Verwechseln gleich geformtes Resultat zu liefern.

Diese unabweisliche Hypothese einer gleichen Gestalt der Bestandtheile hat in den meisten Fällen, wo diese Theile selbständig krystallisiren, die Probe der Beobachtung bestanden.

Die Thatsachen, so reichlich sie der neuen Lehre flossen, forderten jedoch bald eine Beschränkung ihres Princips. Hatte Mitscherlich in der Form, in der er sein Gesetz zuerst gedacht und ausgesprochen, vor Allem jeden Einfluß der speciellen Bestandtheile ausgeschlossen, die „Atomzahl" als das allein Bedingende für die Form betrachtet, und damit die Lehre vom Isomorphismus im bestimmtesten Gegensatz zu Hauy aufgefaßt, so ergab die Beobachtung nach der Anleitung dieser allgemeinen Lehre gesonderte Gruppen von isomorphen Elementen. Die Glieder einer solchen Gruppe bilden in ihren gleich constituirten Verbindungen auch übereinstimmende Krystallisationen, dagegen erscheinen trotz aller Analogie der Zusammensetzung die Formen unvereinbar, wenn die unterscheidenden Bestandtheile je einer anderen isomorphen Gruppe angehören; nur Glieder derselben Gruppe können sich in unbestimmten Verhältnissen vertreten.

Könnte damit auf den ersten Blick ein Theil des verlorenen Gebiets für den Einfluß der Substanz zurückgewonnen scheinen, so ist doch dieser Gewinn in hohem Grade fraglich, wenn man durch die isomorphen Gruppen Elementen, die in ihrem chemischen Verhalten völlig heterogen zu nennen sind, in den krystallisirten Verbindungen die gleiche Rolle zugewiesen sieht. Nach wenigen Jahren entdeckte Mitscherlich das Aeußerste, was in dieser Richtung zu finden war, Verbindungen in denen das Metall Mangan ohne Formänderung durch das Chlor ersetzt werden konnte, in denen also Elemente sich krystallochemisch gleichwerthig erwiesen, die durch electrische Differenz und die Summe ihrer Eigenschaften, als einander fremdeste gelten müssen.

Neben derartigen Thatsachen ist der Isomorphismus der meisten auch chemisch ähnlichen Grundstoffe von untergeordneter Bedeutung für das Grundgesetz und das System der Krystallochemie.

Eine weitere Hinweisung auf eine formbestimmende Bedeutung der besonderen Substanz schien in den Winkel-Unterschieden zu liegen, die abgesehen von den regulären Formen überall innerhalb der durchgehenden Form-Aehnlichkeit „isomorpher" Körper beobachtet wurden. Auch hier hatte Mitscherlich mit dem glücklichen Instinct des Entdeckers vorläufig von der Betrachtung zurückgewiesen, was dem Anscheine nach zu Gunsten Hauy's redete. Winkel-Differenzen, die Hauy zuerst gemessen und in Uebereinstimmung mit der chemischen Analyse als Unterscheidungsmerkmal für sonst ähnliche Substanzen erkannt hatte, vernachlässigte Mitscherlich, um sein Gesetz der „Formgleichheit" durchzuführen. Mit wahrem Entsetzen hörte Hauy von einer identischen Krystallisation, wo die charakteristischen Winkel um 2 und 3° von einander abwichen.*) Aber so wenig dieser Unterschied als zufällig zu betrachten war, so war er doch der allgemeinen Gültigkeit des Gesetzes gegenüber für Mitscherlich so geringfügig, wie für das System Hauy's bedeutend. Erst als von allen Seiten der vorwiegende Einfluß der Constitution erwiesen war, gewann die Frage nach der Ursache jener Unterschiede erneuten Werth. Mitscherlich sah, vielleicht mehr umschreibend als erklärend, in den abweichenden Winkel- und Axen-Verhältnissen das allgemeine Gesetz durch die besonderen Affinitäten „modificirt".

Bestimmte Beziehungen dieser Abweichungen zum Unter-

*) An diesem Beispiel läßt sich wie an zahllosen anderen erkennen, wie schwer das Verfahren des Naturforschers Regeln oder gar Gesetzen unterzuordnen ist. In hundert Fällen wird der Fortschritt durch die zunehmende Genauigkeit der Messungen und Meßinstrumente bedingt; hier ist es die Ungenauigkeit, die streng genommen hinter Hauy zurückgehend, wahrhaft fördert. Dagegen erfordert eine weitere wissenschaftliche Vergleichung der isomorphen Krystalle allerdings die Anwendung eines Goniometers, dessen größere Schärfe Hauy (an den Danziger Hevel erinnernd) verschmähte.

schied der chemischen Eigenschaften sind bis heute nicht erforscht; es ist jedoch auch hier ein Parallelismus in der Größe der Unterschiede weder aus den bekannten Thatsachen zu entnehmen, noch von durchgeführter schärferer Bestimmung zu erwarten.

Wie nach allen diesen Forschungen die besondere chemische Substanz höchstens mitwirkend die Entstehung der bestimmten Form bedingte, so war auf der anderen Seite, da man isomorphe Gruppen sondern mußte, auch die Constitution der Verbindung für die Krystallisation nicht mehr wesentlich entscheidend: es kommen eine Reihe durchaus unvereinbarer Formen unzweifelhaft gleichartigen Verbindungsweisen zu.

Ein neues Licht fiel auf diese Thatsache und damit auf die theoretischen Vorstellungen, die dem Gesetz des Isomorphismus zu genügen suchten, durch die Entdeckung des Dimorphismus. Es ist diese weitere Erkenntniß, die wir Mitscherlich verdanken, nicht nur durchaus an die des Isomorphismus geknüpft, sondern mit ihr zugleich entstanden, eine Seitenlinie desselben Gedankenganges und endlich mit ihm zur Einheit der Theorie verwachsen. Eine Darstellung, die wenn auch nur im Allgemeinen die Entwicklung des neuen Begriffs der Isomorphie zu verfolgen beabsichtigt, müßte willkürlich die Gedankenfolge zerreißen, wollte sie vom Dimorphismus schweigen.

Wie der Isomorphismus lag auch die Erscheinung der Dimorphie in den vor Mitscherlich bekannten Beobachtungen. Man hatte sie als unmöglich darstellen müssen, um sie nicht in den Formen des kohlensauren Kalks als gegebene Thatsache wahrzunehmen (s. S. 20 ff.).

Es ist gezeigt, wie scheinbar wohl begründet und zugleich erfolgreich sich Haüy's Widerspruch durch die Entdeckung des Strontiangehalts im Arragonit erwies (s. S. 24). Mitscherlich erwähnt die Beobachtung Stromeyer's nicht, er redet überall nicht vom Arragonit; und dennoch liegt der Gedanke an die doppelte Krystallisationsweise des kohlensauren Kalks unzweifelhaft seit den ersten Mittheilungen über den Isomorphismus hinter den Zeilen jener epochemachenden Abhandlungen. Es entspricht dem Gesammtcharakter dieser experimentellen Forschung, daß kaum irgendwo in den umfassenden Berichten über ihre

Ergebnisse die leitende Hypothese erwähnt wird, ehe unzweideutige Thatsachen sie zu stützen, gewonnen sind. *)

Es war wiederum wie bei der Entdeckung des Isomorphismus eine völlig neue Thatsache, die für das alte Räthsel die entscheidende Aufklärung gewährte. Als Mitscherlich bei Gelegenheit seiner ausgedehnten Untersuchungen über die phosphorsauren und arsensauren Salze auch die Verbindungen verglich, die nach der chemischen Nomenclatur als saures phosphorsaures und saures arsensaures Natron (auch Biphosphat und Biarseniat des Natron) bezeichnet werden, vermißte er die erwartete Uebereinstimmung der Krystallisation. Die Formen beider Salze gehörten demselben System an, waren jedoch nicht auf dasselbe Axenverhältniß zurückzuführen. Dabei ergab die sorgfältigste Untersuchung weder im Wassergehalt noch in dem Verhältniß der anderen Bestandtheile irgend welche Unterschiede; die völlig analogen Formeln waren

$$NaO\,PO_5\,2HO + 2\,aq.$$
$$NaO\,AsO_5\,2HO + 2\,aq.$$

Vielfach wiederholte Versuche bewährten diese Gleichheit der Constitution, aber den fortgesetzten Bemühungen dankte Mitscherlich die gelegentliche Entdeckung eines phosphorsauren Natron, das der Mischung nach durchaus dem früher untersuchten glich, in seiner Form aber, der Lehre des Isomorphismus gemäß, mit dem arsensauren Salz gleicher Constitution übereinstimmte. Unter gewissen Umständen krystallisirte das phosphorsaure Salz ausschließlich in dieser zweiten Form. Alle erdenklichen Variationen des analytischen Verfahrens bestätigten, daß der gleichen Zusammensetzung des sauren phosphorsauren Na-

*) Auch später freilich redet Mitscherlich von solchem leitenden Gedanken nicht. Es begreift sich bei der Fülle und der außerordentlichen Bedeutung der neu erkannten Thatsachen, daß er in der Reihe der Abhandlungen über den Isomorphismus weniger noch als sonst in den ersten Berichten über naturwissenschaftliche Entdeckungen üblich, sich bei Mittheilungen über die Geschichte und Vorgeschichte seines Gedankenganges aufhält. Um so gewisser ist die geschichtliche Darstellung berechtigt, zumal wenn es wie hier in völlig ungezwungener Weise geschehen kann, aus der zeitlichen Folge der veröffentlichten Berichte die logische Verknüpfung der Ideen zu abstrahiren.

tron zwei nach den Gesetzen der Krystallographie unvereinbare Formen zukommen. „Es steht also fest", so lautete der Schluß des Entdeckers, „daß dieselbe Substanz bei völlig unverändertem Verhältniß der verbundenen Elemente verschiedene Formen annehmen kann, je nachdem besondere Umstände auf den Act der Krystallisation einwirken."

Mitscherlich erkannte alsbald, daß der unzweifelhafte Dimorphismus des phosphorsauren Natron nicht nur allen Versuchen, die zwiefache Krystallisation des kohlensauren Kalks hinwegzudeuten, Werth und Inhalt nahm — er sah gleichzeitig in beiden Fällen die bedeutsame Analogie mit jenen Erscheinungen der ungleichen Form, die zur Annahme isomorpher Gruppen geführt hatten (s. S. 52).

Im Zusammenhang mit diesen betrachtet, lehrte die neue Entdeckung, daß der bestimmten Constitution verschiedene bestimmte Formen entsprechen, gleichviel ob das Gemeinsame der Zusammensetzung nur in der Analogie der Formeln oder in völliger Identität beruht. Hatte sich dort die Thatsache der Form-Differenz auf irgend welche Wirkung der unterscheidenden Bestandtheile zurückführen lassen, so schien nun, um gleichzeitig den Dimorphismus im wahren Sinne des Worts begreiflich zu machen, nur die weitere Annahme zu genügen, daß innerhalb der gleichen Weise der Zusammensetzung die relative Lagerung der kleinsten Theile und dadurch die Form der analog gebildeten oder gleichen Verbindung eine verschiedene werden kann. Diese Deutung war selbstverständlich nicht auf die anfangs ausschließlich wahrgenommene Zweiheit der Gestalten beschränkt; vielmehr erschien ihr gegenüber jede Mannigfaltigkeit in gleichem Grade möglich.

In überraschender Einfachheit erschien im Lichte der neuen Betrachtungsweise die Krystallisation der mehrfach besprochenen kohlensauren Salze. Durch einfache Zusammenstellung der bereits ausgeführten Messungen zeigte Mitscherlich, daß die rhombische Krystallisation des Arragonits nicht wesentlich von der des kohlensauren Baryt, Strontian und Bleioxyd abweiche; der kohlensaure Kalk vereinigt demnach in seinen Formen zwei isomorphe Gruppen:

$CaO\,CO_2$ (Kalkspath)	$CaO\,CO_2$ (Arragonit)
$FeO\,CO_2$ (Eisenspath)	$BaO\,CO_2$ (Witherit)
$MnO\,CO_2$ (Manganspath)	$SrO\,CO_2$ (Strontianit)
$MgO\,CO_2$ (Magnesit)	$PbO\,CO_2$ (Weißbleierz)
$ZnO\,CO_2$ (Zinkspath)	
krystallisiren rhomboëdrisch.	krystallisiren rhombisch.

Als eine solche vergleichende Zusammenstellung möglich geworden war, konnte die Sonderung isomorpher Gruppen nicht länger wesentlich und für die Elemente charakteristisch erscheinen; daß den Beobachtungen gemäß das kohlensaure Strontiumoxyd nicht die Form des Eisenspaths, der Eisenspath nicht die des Arragonits annimmt, beweist nicht, daß die Möglichkeit hier fehlt, die für den kohlensauren Kalk stattfindet; die Thatsachen scheinen vielmehr anzudeuten, daß nur die Umstände unbekannt sind, unter denen die zweite Form ebenso regelmäßig entstehen würde, wie die erste unter den in der Natur gegebenen Bedingungen. Im Sinne dieses Gedankenganges wird heute auch von einem Heteromorphismus geredet, wo die unvergleichbaren Formen völlig verschiedenen, aber analog zusammengesetzten Verbindungen zukommen. Vielleicht ist bei der außerordentlich ausgedehnten Anwendung, die man von dieser Art der Zusammenstellung neuerdings gemacht, nur zu wenig Gewicht darauf gelegt, daß die Beispiele eines thatsächlichen Heteromorphismus in der Natur von verhältnißmäßig geringer Zahl sind neben denen der Hypothese.

Mitscherlich selbst beobachtete bald nach der ersten Entdeckung in kurzer Frist die meisten der bis heute bekannten Fälle, in denen einer bestimmten Mischung zwei krystallographisch nicht vereinbare Formen zukommen. Er fand mit der zwiefachen Krystallisation des Schwefels zugleich eine wichtige Ergänzung seiner Lehre. In dem thatsächlichen Beweis, daß auch der einfache Körper nicht an Eine Krystallisationsweise ausschließlich gebunden ist, war der Speculation über die Natur der sogenannten Elemente ein neuer Ausgangspunkt und zugleich für den Dimorphismus der Verbindungen eine zweite Möglichkeit der Deutung gegeben.

Mit der Entdeckung einer Dimorphie des Schwefels war die Reihe wesentlich neuer Thatsachen abgeschlossen, aus deren Vereinigung durch die Theorie eine neue Epoche der Krystallochemie hervorging. Das Ergebniß seiner Forschungen hat Mitscherlich in diesem Gesetz der krystallochemischen Beziehungen zusammengefaßt: „Dieselbe Zahl von Atomen in gleicher Weise verbunden giebt als Product dieselbe Krystallform; dieselbe Krystallform tritt unabhängig von der chemischen Natur der Atome auf und ist nur durch die Zahl und relative Lage der Atome bestimmt.“ Obwohl mit diesem allgemeinen Ausdruck keiner Zeit das Gebiet der bekannten Krystallisationen umschlossen war, so sind doch in ihm die Lehren vom Isomorphismus und Dimorphismus zu der theoretischen Fassung vereinigt, in der sie für längere Zeit den Anschauungskreis der Wissenschaft bestimmen und begrenzen sollten.

Es kann an dieser Stelle, wo eine Geschichte der Entdeckung nur in engerem Sinne beabsichtigt wird, nicht darauf ankommen, noch weiter dem Scharfsinn und der unermüdlichen Forscherthätigkeit des Entdeckers in der Analyse der überaus zahlreichen Thatsachen zu folgen, durch die er die ausgedehnte Wirksamkeit seines Gesetzes erwies.

Aus Hauy's Wissenschaft entwickelt, wurde die neue Lehre wie diese für das folgende Zeitalter zu einem Durchgangsmittel aller Wahrnehmung und Reflexion, in Vereinigung mit der neuen Chemie der Inbegriff der Voraussetzungen für jede wissenschaftliche Forschung auf verwandtem Gebiet. So ist sie für den chemischen Theil der M i n e r a l o g i e der Ausgangspunkt zu völliger Erneuerung geworden. In den chemischen Verbindungen des Mineralreichs, deren Bildung — wenn wir vom complicirteren Spiel der Verwandtschaften absehen — sich meist auf eine Aussonderung aus reichlich in Lösung oder geschmolzenem Zustand vorhandenem Material zurückführen läßt, erscheint dieser Bildungsweise entsprechend, selten eine Zusammensetzung derartig beständig, daß nicht in den verschiedenen Individuen isomorphe Bestandtheile in mannigfaltiger Mischung und Vertretung anzutreffen wären.

Da beispielsweise Thonerde (Al_2O_3) und Eisenoxyd (Fe_2O_3)

sich ohne Formänderung ersetzen können, so wird aus einem noch nicht individualisirten Material, das beide Substanzen enthält, stets ein Mineral hervorgehen, das von beiden verschiedene an die Regeln der bestimmten Verhältnisse nicht gebundene Quantitäten vereinigt. Je nach den Umständen, unter denen die Masse jedenfalls mitbestimmend wirkt, wird hier das Eisenoxyd, dort die Thonerde überwiegen, ohne daß die in solcher Weise sehr verschiedenartig gemischten Verbindungen als wesentlich verschiedene Mineralien gelten könnten; denn nur insofern die Summe der isomorphen Bestandtheile als ein Ganzes berechnet wird, läßt sich eine Constanz der Zusammensetzung erkennen, der dann die bestimmte Krystallform entspricht. Nur durch eine Constanz in diesem weiteren Sinne ist das Individuum der Mineralogie charakterisirt. So lange man für die Species Identität in den Mengenverhältnissen der verschiedenen Bestandtheile selbst erwartete, war die Zusammensetzung, wie sie bei der überwiegenden Zahl der genau untersuchten Mineralien beobachtet wurde, mit den Anforderungen des Systems nur näherungsweise, bei vielen überhaupt nicht zu vereinen; eine solche Identität existirt nur ausnahmsweise.

Was man Granat nennt und nach entscheidenden äußeren Eigenschaften unter diesem Namen als zusammengehörig betrachten muß, war für Haüy ein Wirrwarr der verschiedensten Zusammensetzungsweisen. So verzeichnet er beispielsweise als Bestandtheile verschiedener Granate in 100 Theilen:

	I.		II.		III.	
Kieselsäure	35,75	Th.	44	Th.	40	Th.
Thonerde	27,25	„	8,5	„	28,5	„
Eisenoxyd	36	„	12	„	16,5	„
Manganoxyd . . .	0,25	„	2	„	0,25	„
Kalk	—		33,5	„	3,5	„
Magnesia	—		—		10	„

Die Ergebnisse der Analysen, deren Mannigfaltigkeit durch diese Zahlen nur angedeutet wird, führten Haüy zur Vermuthung, daß unter dem Namen des Granats dreierlei verschiedene Species vereinigt seien; aber er enthielt sich der Entscheidung, wie weit „Beimengungen“ die Analysen unsicher machten, oder inwiefern

man wirklich Verschiedenes durch die Form geleitet, die doch nur „Grenzform" war, unter dem Einen Namen vereinigt hatte. Noch weniger wußten die Chemiker der Berzelius'schen Schule, die eine Formel verlangten, trotz verbesserter Untersuchungsmethoden der chemischen Natur der Granate mächtig zu werden.

Erst durch die Lehre von der isomorphen Vertretung war in dem regellosen Zahlenhaufen die beständige Regel erkennbar geworden. Wie man das neu erfundene Fernrohr alsbald auf die nun sich zertheilende „Milch des Himmels" richtete, so war die Frage, wie der neuen Betrachtungsweise gegenüber die Granate erscheinen, der chemischen Mineralogie durch Mitscherlich's Entdeckung wie von selbst gestellt; die Formel, die nach einigen Jahren Trolle-Wachtmeister aus einer umfassenden Untersuchung der Granate ableitete,

$$(3RO_2)\,2SiO_3 + 2(RO_3\,SiO_3)$$

die nur in der Bezeichnungsweise geändert *), noch heute gilt, versinnlicht die vollbrachte Umwälzung. In dieser Formel können in jedem besonderen Fall für R (Radical) eine Reihe als isomorph betrachteter Metalle eintreten, entweder das eine oder das andere oder mehrere zugleich im buntesten Wechsel der Mengen-Verhältnisse, jedoch immer so, daß die Summe zu der Sauerstoffmenge ein bestimmtes Verhältniß darstellt.

(Wäre R_2O_3 in einem bestimmten Fall Al_2O_3 (Thonerde), so wären $3 \times 8 = 24 O$ mit $2 \times 13{,}7 = 27{,}4 Al$ verbunden,

wenn $Fe_2O_3 : 24 O$ mit $2 \times 28 = 56 Fe$,

wenn $Mn_2O_3 : 24 O$ mit $2 \times 27 = 54 Mn$,

ebenso kann aber auch R_2 durch $(Al, Fe, Mn)_2$ vertreten werden, wo dann eine den verschiedenen Aequivalentzahlen entsprechende mittlere sich ergeben müßte.)

Mit der Aufstellung solcher allgemeinen Formeln, mit der Möglichkeit einer derartigen Anwendung des Buchstaben R ist die Aufhebung der Lehre Hauy's besiegelt; die chemische Constitution ist an die Stelle der specifischen chemischen Substanz

*) $(3RO)\,SiO_3 + R_2O_3\,SiO_3$ oder (bei anderem, jetzt wahrscheinlichen Aequivalent des Si) $(3RO)\,2SiO_2 + R_2O_3\,SiO_2$.



als das Wesentliche getreten. Niemand erwartet nun in einem unbekannten Mineral, das Eisenoxyd und Thonerde, Kalk und Magnesia neben einander enthält, einfache oder nur beständige Gewichtsverhältnisse dieser isomorphen Bestandtheile; in jedem solchen Fall verlangt man nur eine Formel, die unter den Zeichen RO und R_2O_3 die entsprechenden isomorphen Oxyde vereinigt. Es ist auf diese Weise gelungen, eine große Zahl von Mineralien durch sehr einfache Formeln als chemische Verbindungen mit dem wesentlichen Merkmal constanter Verhältnisse zu erweisen, die früher als unlösbare Räthsel aller Bemühungen der Systematik spotteten.

Der Gewinn blieb nicht auf die Betrachtung krystallisirter Mischungen beschränkt. Die Erkenntniß, daß die Individuen des Mineralreichs in ihrer wesentlichen Zusammensetzung nur dann erkannt werden, wenn man mit den Summen der isomorphen Bestandtheile rechnet, fand ausgedehnte Anwendung auch da, wo ungeformte Massen als einheitliches oder gemischtes Ganzes sich darboten. Wie das Rohproduct der Erze, so wurden nun auch die geschmolzenen Zwischenproducte und namentlich die Schlacken der metallurgischen Processe, bei denen die chemische Natur der Bestandtheile in anderer Beziehung selbstverständlich nicht unbeachtet zu lassen ist, für die Zwecke der metallurgischen Theorie wesentlich auf ihre schematische Zusammensetzung angesehen. Eine Uebersicht über die chemischen Wirkungen, die der Hüttenarbeit zu Grunde liegen, war erst zu gewinnen, als diese Betrachtungsweise das Gleichbleibende in der vielfältigen Mischung erkennen ließ. — So wird die Natur der Schlacken durch das Verhältniß des Sauerstoff-Gehalts der vorhandenen Kieselsäure zu dem der vorhandenen Basen bestimmt und unter den letzteren in der kennzeichnenden Formel, höchstens Monoxyde (RO) und Sesquioxyde (R_2O_3) unterschieden.

Wie hier, so findet in den Gesteinen der Natur, den Gebilden des Wassers, wie den plutonischen und vulkanischen eine so mannigfaltige Vertretung der isomorphen Bestandtheile statt, daß völlige Regellosigkeit als das Gesetz dieser Bildungen erscheinen müßte, wenn nicht die leitende Regel der isomorphen

Mischungen von den krystallisirten auf die amorphen Körper übertragen würde.

Auch für die Systematik des Mineralreichs wurde durch die Lehre Mitscherlich's eine Umgestaltung bedingt. Berzelius ersetzte alsbald seine ältere Anordnung durch ein neues chemisches System im Einklang mit den Lehren des Isomorphismus. Er ordnete die Klassen und Species nach denjenigen wesentlichen Verbindungsbestandtheilen, die eine isomorphe Vertretung, wenigstens in den natürlich vorkommenden Verbindungen nie oder selten erfahren; nur auf diese Weise konnte eine Eintheilung nach chemischen Principien zugleich der größeren mineralogischen Ungleichartigkeit durch einen größeren Abstand im System entsprechen. Als nächstverwandte Species reihten sich dann in den Unterabtheilungen die Verbindungen von gleicher Constitution aneinander, in deren gemeinsamer Formel die basischen Bestandtheile durch je ein oder mehrere Glieder einer isomorphen Gruppe vertreten waren. Es war damit, wenn kein natürliches System, doch unzweifelhaft eine Annäherung an die Natur gewonnen, namentlich im Vergleich mit der älteren Anordnung, die um der specifischen Verschiedenheit der metallischen Bestandtheile zu entsprechen, auch die Verbindungen getrennt hatte, die nach den mineralogischen Kennzeichen einander zunächst standen. Beispielshalber zählte der Eisenspath früher zur Familie des Eisens, während er nun dem nächst verwandten Kalkspath zugesellt wurde.

Das System aber, sofern es auf der Höhe der Wissenschaft steht, ist nicht nur die Form, in der sich die erlangte Erkenntniß der Periode am präcisesten ausprägt, und dadurch in ihren Resultaten am einfachsten fortpflanzt, sie ist zugleich eins der wichtigsten Mittel, um in jeder neuen Beobachtung, da sie in den Zusammenhang desselben Systems aufzunehmen ist, die Summe des Errungenen zur Anwendung zu bringen. In den schematischen Formeln und der neuen Anordnung des Systems wurde der Isomorphismus auch für die Mineralogie ein Element der wissenschaftlichen Sprache.

Noch wichtiger fast als durch diese tief eingreifenden Neuerungen wurde der Isomorphismus der allgemeinen chemischen

Theorie. Die neue Stöchiometrie, aus der er hervorgewachsen, nahm ihn alsbald als wichtigen Bestandtheil in den Zusammenhang ihrer Lehren auf; gestattete er doch leichter als die mühsamste Berechnung, oft durch einen Blick über die Zusammensetzungsweise einer Verbindung zu entscheiden, sofern nur der Qualität nach ihre Bestandtheile und gleichzeitig eine verwandte gleichgestaltete Verbindung bekannt war. Ein Krystall, der seiner Herkunft nach keinen Schwefel, aber sicher Selen und Kali enthalten mußte, wurde nach der Uebereinstimmung seiner Form mit der des schwefelsauren Kali (KO SO_3) als selensaures Kali (KO SeO_3) erkannt; in dieser Beobachtung und diesem Schluß war zugleich die Entdeckung der früher unbekannten Selensäure als völlig der Schwefelsäure analogen Verbindung enthalten. Eine Verbindung von Selen und Sauerstoff, die in krystallisirten Verbindungen die Schwefelsäure vertrat, konnte nur der Zusammensetzung dieser entsprechen: SeO_3 sein. Die Gewichtsmengen zweier Stoffe, die sich ohne Formänderung in Verbindungen vertreten, sind unzweifelhaft und ersichtlich solche, die sich mit denselben Gewichtsmengen anderer Stoffe verbinden, also äquivalente Mengen. Man gewann daher mit den Gesetzen Mitscherlich's eins der zuverlässigsten Mittel, die Aequivalentzahlen der einfachen Stoffe wie der Verbindungen zu bestimmen, oder doch auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

In einfachster Weise ließen sich zugleich alle Erscheinungen des Isomorphismus mit der atomistischen Theorie vereinen, ja eine klare Deutung für diese Erscheinungen ist in gleichem Grade wie für die Gesetze der Stöchiometrie, außerhalb der atomistischen Vorstellungen nicht möglich; so mußten denn auch diese in der neuen Lehre eine neue Bestätigung, alle von ihnen ausgehenden Betrachtungen erhöhte Sicherheit gewinnen; alle späteren Darstellungen der atomistischen Theorie schließen, ob ausgesprochen oder nicht, die Anschauungen ein, die an der Lehre und den Thatsachen des Isomorphismus gereift sind.

In diesem Zusammenhang kann nicht übersehen werden, daß einer der wichtigsten Zweige der theoretischen Chemie, die Lehre vom Zusammenhang der äußeren Eigenschaften mit der chemischen Natur der Substanz erst seit jener Zeit im engen

Anschluß an die Stöchiometrie zur wissenschaftlichen Gestaltung gediehen ist. Auf dem Gebiete der Electricität und der Wärmelehre war die Reihe folgenreicher Untersuchungen begonnen, aus der eine physikalische Chemie entstanden ist, aber die Entdeckungen Mitscherlich's, die sich ihnen anschlossen, hatten den nicht gering zu achtenden Vortheil, daß sie nicht nur im Bereich der Thatsachen außerordentlich umfassend, in ihrer Anwendbarkeit vielverheißend, sondern auch vorzugsweise leicht zugänglich waren. Es bedurfte nur weniger Voraussetzungen, um Jedermann durch den Augenschein von der Thatsache des Isomorphismus zu überzeugen. Jeder konnte hier die Aequivalenz der Substanzen in der Erhaltung der äußeren Eigenschaften erkennen. Dazu konnte der Anwendung dieser Erkenntniß sich kaum ein Forscher entziehen; denn überall hatte sie entscheidend mitzusprechen.

Dulong's und Faraday's Entdeckungen dagegen gehören noch heute zu den zahlreichen theoretischen Erkenntnissen von höchster Wichtigkeit, die auf der unvollkommenen Stufe der Wissenschaft zwar gewußt werden und gewußt werden müssen, doch aber mit dem übrigen Wissen nicht organisch zusammenhängen. Unzweifelhaft verdankt daher die physikalisch-chemische Forschung Mitscherlich's Untersuchungen zu dem verheißungsvollen Aufschwung, den sie in der Neuzeit genommen hat, den energischen Antrieb.

So gewährte die Entdeckung, deren Werden und Wachsen wir zu begleiten suchten, für die verschiedensten Zweige der Wissenschaft den Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung; durch sie wurden in jedem dieser Gebiete neue Anschauungsweisen und damit in gewissem Sinne eine neue geistige Organisation seiner Forscher gewonnen, neue Organe der fortschreitenden Beobachtung zur Verfügung gestellt; aber auch in der Beziehung stellt sich Mitscherlich's Entdeckung manchen der größten an die Seite, daß sie für die Speculation einen Rückschritt gebieterisch verlangt.

Wie die Naturphilosophie der Naturwissenschaft als der Wissenschaft von den Naturgesetzen vorausgeeilt war, so ist in den einzelnen Gebieten der Naturforschung fast immer die Be-

mühung um das Wesen in den Erscheinungen älteren Datums, als die Ergründung ihrer Regel- und Gesetzmäßigkeiten, aber auch da, wo die Methode der exacten Forschung als Führerin erkannt, der umgekehrte Weg mit Bewußtsein eingeschlagen ist, wird nur ausnahmsweise die Beobachtung so gleichgültig gegen ihre Ergebnisse nur der Sprache der Thatsachen lauschen, daß sie nicht in der einen oder anderen Richtung Gesetzmäßigkeiten als vorzugsweise wahrscheinliche erwartete. Selbst wenn man so indifferent beginnen könnte: an die ersten Beobachtungen knüpfen sich Ansichten und Anschauungen, die von der ferneren Beobachtung nicht mehr zu trennen sind; ob die neuen Thatsachen sich denselben Gesichtspunkten fügen, ist dann vorzugsweise die Frage; je häufiger dieser Fall eintritt, um so mehr wächst der theoretischen Vorstellung die Kraft, um so minder leicht wird dem späteren Widerspruch hinreichende Würdigung. Ist das Gebiet, das der Beobachter betritt, ein so dürftig gepflegter Boden, wie die Krystallochemie, als Hauy begann, so werden die theoretischen Anfänge, die sich fruchtbar bewähren, um so kühneren Hoffnungen Nahrung geben. Es ist das Eine Gesetz, das den gesammten Kreis der Erscheinungen umfaßt, dem der ahnende Geist mit voreilendem Fluge zustrebt.

In den einleitenden Betrachtungen ist hervorgehoben, wie sehr diese Richtung auf die letzten Ziele, die nirgends innerhalb der sogenannten inductiven Forschung fehlt, die sicherlich der exacten Naturwissenschaft die stärksten Impulse geliehen hat, durch die großen Erfolge Hauy's gefördert wurde. Nach Hauy's Ideengang konnte eine jede neu beobachtete Krystallisation das fehlende Glied sein, das den Zusammenhang der bereits erkannten Thatsachen zur allgemeinen Erkenntniß ergänzte und damit der gewichtigen Frage nach der Abhängigkeit der Form vom inneren Sein für das Reich der Krystalle eine bestimmte Antwort gewährte.

Wie wenig Mitscherlich's Entdeckung diesem Ziele näher zu führen verhieß, wie sie vielmehr der Hoffnung eine unberechenbare Form zeigte, hat Hauy am schärfsten empfunden, er hat ihre Hoffnungslosigkeit als ein Moment, die neue Lehre abzuweisen, hingestellt.

Mit der ersten über die Thatsachen weit hinausgehenden Form des Gesetzes schien freilich weit eher eine Vereinfachung der Forschung gewonnen, und wenn Hauy dieser widerstrebte, weil sie der entscheidenden Aufgabe der Krystallochemie jede Möglichkeit der Lösung versage, so bestätigt das die ausgesprochene Ansicht, daß ihm für die stöchiometrischen Betrachtungen die Auffassung fehlte. Sobald jedoch durch den Fortschritt der Beobachtungen die isomorphen Gruppen sich schieden, ohne daß durch diese Sonderung in anderen Beziehungen Gleichartiges oder selbst nur Nahestehendes vereint wäre, als die Heteromorphie Verwandtschaft der chemischen Beschaffenheit nicht ausschloß, und selbst mit völliger Identität der Substanz, der einfachen, wie der gemischten sich vereinbar zeigte — da bedurfte es kaum noch der Hypothese eines allgemeinen Polymorphismus, um zweifellos darzuthun, daß durch die neuen Entdeckungen die Aussicht auf Lösung für das Räthsel der Krystalle eine unvergleichlich ärmere geworden war. Wie sollte ein Gesetz in jenem höheren Sinne denkbar bleiben, wenn die Formel die Form bestimmte, und es doch nicht Eine, sondern eine Reihe von völlig unvergleichlichen Formen waren, die derselben Constitution genügten; zumal wenn nirgends eine Bürgschaft sich bot, daß mit der Zahl der Einer Constitution zukommenden **bekannten** Formen ihre Mannigfaltigkeit erschöpft sei?

So bedeutsame Ergebnisse demnach die neue Forschung namentlich als Stütze der atomistischen Hypothese der allgemeineren Betrachtung gewährte — so war sie doch für jene Richtung der Speculation, die in dem Gesetz der Krystallochemie das verborgene Band zwischen Formen und Substanzen zu erkennen hofft, vorzugsweise durch ihre Negation von Wichtigkeit.

Durch die Thatsachen und Begriffe des Isomorphismus und Dimorphismus sind jene kühnen Hoffnungen auf's Empfindlichste beschränkt, die Versuche das scheinbar Werthvollste aus den bekannten Thatsachen, in denen es liegen müsse, zu entwirren, von vornherein als unfruchtbar gestempelt und unzweifelhaft vermindert. Aber jede derartige Verarmung ist eine positive Bereicherung, wenn sie die Selbsttäuschung vernichtet, die im Verlangen nach Allgemeingültigem auf hoffnungslosen Wegen irrt.

Und in diesem Sinne ist es auch nicht zu beklagen, daß die Speculation — nur von der, die überhaupt auf wissenschaftlichen Thatsachen fußt, ist selbstverständlich die Rede — daß sie auf krystallochemischem Gebiete heute fast dürftiger erscheint, als unter der Herrschaft Hauy's.

Es ist auf der anderen Seite unmöglich zu verkennen, daß seit Mitscherlich's Wirken im Bereich der krystallographischen Chemie ein Ueberfluß an Beobachtungen gesammelt ist, dem wissenschaftliche Durchdringung fehlt.*) Was die spätere Zeit an zuverlässigen theoretischen Betrachtungen zur Verknüpfung des reichlichen Materials der Lehre vom Isomorphismus und Dimorphismus hinzugefügt hat, ist von geringer Bedeutung gegenüber der bestimmenden Macht jener Forschungen. Auch behauptet Niemand, dies sei der Fall, weil die alten Principien den heute bekannten Thatsachen Genüge leisten — ein jedes Lehrbuch sagt und erweist das Gegentheil; auch fehlt es nicht an mannigfaltigen weitergehenden Hypothesen, die manche Thatsachen befriedigend zu verbinden scheinen und doch sich nicht zu allgemeiner Anerkennung, geschweige zu unentbehrlichen Elementen der wissenschaftlichen Apperception erhoben haben — die Krystallochemie erwartet noch heute den Nachfolger Mitscherlich's, der durch die Fortschritte auf anderen Gebieten der Physik und Chemie in seinen Anschauungen bereichert, eine neue Betrachtungsweise zur sicheren Deutung den bekannten Thatsachen abgewinnt, oder wie Mitscherlich in dem hellen Scheine neuer Wahrnehmungen das rechte Licht auch auf die ältere Beobachtung fallen sieht.

*) „Die Räthsel der Isomorphie von Anatas und Apophyllit, Smithsonit und Pyrargyrit, Tinkal und Augit u. s. w. sind noch so ungelöst wie vor dreißig Jahren, wo sie zuerst zur Sprache kamen." (F. v. Kobell, Geschichte der Mineralogie. 1864.) Vergl. in diesem Werk den ganzen Abschnitt über krystallochemische Forschungen nach Mitscherlich.

Ueber nomina propria und appellativa.

Der ursprüngliche Sinn dieser Bezeichnungen kann nur aus den entsprechenden terminis der stoischen und alexandrinischen Grammatik geschöpft werden. Aus den von Steinthal (Gesch. d. Sprachw. bei den Griechen und Römern, S. 595—601. vgl. 670) beigebrachten Stellen erhellt aber, daß schon der griechische Sprachgebrauch hier etwas schwankend und zweideutig war, indem der Gegensatz von ὄνομα und προςηγορία sich mit dem von ὀνόματα κύρια und προςηγορικά und beide mit dem von ἰδία und κοινὴ ποιότης so nahe berührten, daß sich nicht zu verwundern ist, wenn bereits in den lateinischen „nomina propria“ dieses Adjectiv halb κύριος halb ἴδιος übersetzt. Wenn nun vollends die deutsche Uebersetzung das zusammengesetzte Wort „Eigennamen“ gebildet hat, so hat sich der Sinn desselben von der im lateinischen Adjectiv noch latenten Doppelbedeutung „eigen“ und „eigentlich“ entschieden dem ersteren zugewandt, und wir haben daran ein nicht uninteressantes Beispiel einer gelehrten „Volksetymologie“ d. h. Umdeutung. Diesen „Eigennamen“ hat man denn hie und da in consequenter Verdeutschung „Gemeinnamen“, statt des lat. „Appellativa“ oder wenigstens neben diesem, gegenübergestellt; aber dieser Sprachgebrauch konnte nicht durchdringen, weil er sich mit dem lat. nomina communia (griech. κοινά und ἐπίκοινα), der stehend gewordenen Bezeichnung von Personen- und Thiernamen ohne Ausprägung natürlichen Geschlechtes, nicht vertragen oder in der Uebersetzung vermischt hätte. Wer, unbekannt mit all diesen Zufälligkeiten des geschichtlichen Sprachgebrauchs der grammatischen Zunft, nur der Ableitung des Namens appellativa vom

gewöhnlichen Verbum appellare nachginge, würde leicht auf ein weiteres Beispiel von Volksetymologie verfallen, indem er unter Appellativa gerade die jetzt so genannten Eigennamen verstände, als diejenigen Substantiva, welche vorzugsweise oder schlechthin nur „nennen" oder mit denen man nennt, wie das griech. ὄνομα κατ' ἐξοχήν eben auch dies bedeutete.

Freilich, auch die übrigen Wörter der heutigen Sprache sind so ziemlich auf die Stufe herabgesunken, daß sie nur noch „nennen", d. h. sie sind mehr oder weniger todte Zeichen geworden, denen man nicht mehr auf den Grund sieht. Wenn dennoch die Eigennamen uns noch undurchsichtiger vorkommen, so ist dies zum Theil bloßer Schein: weil sie gleichsam nur Einen Gegenstand haben, an dem sie sich bewähren, scheinen sie weniger berechtigt und willkürlicher als Wörter, die durch Anwendung in einer Masse von ähnlichen Fällen des täglichen Lebens ihre Realität und Richtigkeit gleichsam selbstverständlich zu verkünden scheinen. Im Uebrigen lehrt die Geschichte der Sprache, daß Eigennamen und Gattungsnamen (denn auch diese letztere Benennung hat sich in der deutschen Grammatik geltend gemacht und verdiente wohl durchzudringen), trotz theilweiser Verschiedenheit ihres Lautstoffes und ihrer äußeren Schicksale mit einander nicht bloß sich berühren, sondern stellen- und zeitweise sogar sich förmlich austauschen, in einer Reihe von Punkten, von welchen hier einige wenigstens angedeutet werden sollen.

Wenn die Geschichte der Sprache in gewissem Sinne gleich mit dem Ursprung derselben beginnt, und dieser auf ihrem Wesen beruht, so ist aus dem letzteren an sich klar, überdies schon mehrfach gefolgert worden (vgl. z. B. M. Müller, Vorlesungen üb. d. Wissensch. d. Spr. S. 319 ff.), daß nomina propria und appellativa ursprünglich zusammenfallen, in dem Sinne, daß die ersten Namen, die überhaupt geschaffen wurden, während sie objectiv Appellativa im heutigen Sinne waren und es schon damals sehr bald wurden, doch subjectiv psychologisch zunächst ganz den Werth von Eigennamen, ebenfalls im heutigen Sinne, besitzen mußten. Der Name einer Gattung oder Art konnte doch immer nur an einem Individuum derselben,

das gerade auffiel, erfunden werden; dieses eine aber war zugleich das erste, und insofern doppelt „einzig in seiner Art" (nicht bloß eo ipso, sondern auch in dem uneigentlichen, unlogischen, aber emphatischen Sinne, in dem wir noch heute, und zwar auf bemerkenswerthe Weise auch von appellativen Gegenständen, jenen Ausdruck gebrauchen); es war noch vom ganzen Reiz der Neuheit umflossen, von der Frische des Schöpfungsmorgens bethaut. Dem Naturmenschen, der zuerst bei entsprechendem Anblick ein Wort wie „Baum" ausstieß, im Sinne des Satzes: (das ist ein) Baum! — während wir heute nur noch etwa im Erstaunen über ein Prachtexemplar der längst bekannten Pflanzengattung, mit verändertem Satzaccent ausrufen können: (aber) das ist (einmal) ein Baum! — dem Naturmenschen war der zum ersten Mal gebrauchte Name „Baum" ein Eigenname, wie noch unserem Kinde „Vater". Aber wie das Kind, wenn sich, bald nachdem die Mutter ihm mühsam jenes erste Wort mit Zeigen und Vorsprechen entlockt hat, ein dem Vater irgendwie ähnlicher Mann ihm vorstellt, diesen zum Aerger der Eltern ebenfalls „Vater" nennt und dabei von seinem Standpunkt aus weniger unrichtig gesehen und gedacht hat als die Eltern meinen, so fand auch der erwachsene Naturmensch früh genug, daß der Baum Seinesgleichen habe. Es wurden also die anfänglich scheinbaren propria eigentliche appellativa, und erst aus diesen konnten sich nun die eigentlichen Eigennamen erheben, welche ihr Gegentheil voraussetzen, und durch historischen Nachweis sämmtlich auf appellativa zurückzuführen sind.

Warum sind aber, ohne diesen Nachweis, die Eigennamen einer bestimmten Sprache zu einer bestimmten Zeit zum Theil wirklich, wie anderntheils bloß scheinbar (s. oben) dunkler als die übrigen Bestandtheile des Wortschatzes? Zunächst darum, weil sie überhaupt großentheils alt, sodann weil sie zum Theil fremd, und drittens weil sie relativ unlebendig sind. Auch soweit sie wirklich in der betreffenden Sprache wurzeln, sind sie dunkel, nicht so fast weil sie älteres Stoffes wären als die übrigen Wortarten (obwohl sich allerdings in Eigennamen manche sonst verlorene Wortstämme zu erhalten vermögen),

sondern weil ihre Verwendung als Eigennamen schon sehr früh eintrat und zur Folge hatte, daß der einst auch in ihnen lebendig gewesene Quellpunkt allgemein appellativer Bedeutung erstarrte, in einer Art von Versteinerung, welche eben nur die Wissenschaft, wie im Reich der Natur, wieder flüssig zu machen versteht. Die Eigennamen, von Orten und Personen, gehören ja doch nur zu den äußeren, an sich gleichgültigen Formen, innerhalb deren das „wirkliche Geschehen" in der Menschenwelt sein buntes Spiel treibt. In diesem Fluß der Geschichte bewegt sich die Sprache mit, aber von einem Wandel der Bedeutung kann natürlich nur an den Appellativen die Rede sein, welche dabei zwar einen entsprechenden Verfall ihrer Form in der Abnutzung des täglichen Gebrauchs erleiden, aber dafür in den einzelnen Uebergängen von einem Gefühl lebendiger Continuität ihres Inhalts begleitet bleiben, während die Eigennamen nur von jenem Nachtheil betroffen werden, freilich dabei auch weniger Gefahr laufen, ganz unterzugehen. In noch höherem Grade gilt dies bei den aus einer fremden Sprache, in Folge von Einwanderungen und Eroberungen oder friedlicher Cultur, stammenden Eigennamen, welche, einmal geschaffen, vermöge der vorhin besprochenen Zähigkeit dieser ganzen Wortart und auch wegen der Abnahme des Vermögens sprachlicher Neuschöpfung im Allgemeinen, so fest wie die einheimischen haften bleiben, wenn nicht Orte und Geschlechter selbst aussterben oder in den Vornamen die Sitte eine andere Richtung nimmt. Uebrigens stoßen wir schon hier neben der Verschiedenheit von Eigennamen und Gattungsnamen auch auf eine Aehnlichkeit. Nicht bloß die ursprünglich fremden Eigennamen, sondern auch die auf die oben angegebene Weise im Verlauf der Zeit innerlich immer fremder gewordenen einheimischen, gleichen den Fremdwörtern einer Sprache überhaupt, auch den appellativen, darin, daß Volksetymologie an der theilweisen Ausdeutung beider umformend mit Vorliebe arbeitet; und wie nahe hier auch der umgekehrte Uebergang, von Appellativen zu Eigennamen, liegt, spricht z. B. P. Paris aus, wenn er (in Ebert's Jahrb. f. roman. Lit. 1, 208) bei Anlaß der chanson de geste „voyage de Charle-

magne“ sagt: „en général les poètes et les écrivains de ces époques d'ignorance transformaient en noms propres tous les mots, dont ils ne comprenaient pas le sens et qui frappaient leur attention dans les auteurs latins.“ Daß die mittelhochdeutschen Dichter hinwieder mit ihren altfranzösischen Quellen ebenso verfuhren, erklärt wohl manche der zahlreichen und dunkelen Eigennamen, z. B. des Parzival. Was sich sonst von wirklichem Uebergang beider Klassen von Namen in einander zugetragen hat und im Munde des Volks noch immerfort zuträgt, hat Wackernagel unter dem Titel „die deutschen Appellativnamen“ (in Pfeiff. German. 5, 317 ff.) so reichhaltig und sinnig zusammengestellt, daß hier nur darauf verwiesen werden kann. Hinzufügen läßt sich aus dem weiteren Umfang der internationalen Sprachengeschichte noch das, daß unter den z. B. von Wurzbach in seiner immerhin brauchbaren Sammlung so genannten „historischen Wörtern“ sich manche finden, die entweder wirklich, oder in einer der vom Volk ihnen gegebenen Ausdeutungen, aus Eigennamen recht eingefleischte Appellativa geworden sind, z. B. Henri-quatre für „Knebelbart“; umgekehrt war der Hergang, wenn man den Appellativnamen der ägyptischen Könige, „Pharao“, als Eigennamen auffaßte. Dieses Beispiel erinnert uns ferner an diejenigen aus der Weltgeschichte und klassischen Poesie allgemein bekannten Namen von Personen, welche sprüchwörtliche Bezeichnung stehender moralischer Charaktere geworden sind oder wenigstens rhetorisch dafür gebraucht werden können, und sich dann als Appellativa schon dadurch ausweisen, daß sie mit dem unbestimmten Artikel verbunden und in den Plural gesetzt werden können, wie z. B. Nero, als Typus eines wüthenden Despoten.

Auch der Zahl nach erreichen die Eigennamen nahezu die Gattungsnamen, wenn wir zu den Ortsnamen auch alle Flurnamen hinzunehmen, welche heutzutage noch im Munde des Volkes leben, dazu die Namen der Berge und ihrer Theile, auch von Hügeln und sogar einzelnen Steinen, ebenso innerhalb der Städte die Namen einzelner Quartiere, Gassen und Häuser. Der Reichthum dieser Namenwelt fließt aus verschiedenen Quellen, aber das Bedürfniß der Namengebung bleibt

quantitativ ziemlich dasselbe. Wenn die Bewohner des Gebirges, abgeschnitten von der sogenannten „großen Welt", aber umgeben von einer großartigen Natur, ihr Thal durch reiche Namengebung zu einer kleinen „Welt" erhoben, so geschah dies aus demselben Instincte, der die ersten Menschen, in traulichem Zusammenleben mit ihrer nächsten Umgebung, sie benennen lehrte; in den zunehmenden Städten einer viel späteren Culturzeit sind es Bedürfnisse ganz anderer Art, welche im Nothfalle sogar die Polizei veranlassen, als Namenschöpferin aufzutreten, und der Einzelne behält wenig Anlaß und Raum, sich in Namenschöpfung zu ergehen, wenn er sich nicht etwa auf ein Landgut zurückziehen kann, für dessen Gesammtcharakter und einzelne Anlagen er dann, in mehr oder weniger sentimentaler Reflexion, aus der Fülle bereits vorhandener entsprechende Namen sucht, wie die Eltern für die erwünschten Eigenschaften ihres neugeborenen oder auch noch nicht geborenen Kindes.

Daß in früherer Zeit nicht bloß Menschen und Thiere, sondern auch allerlei Geräthe mit Eigennamen versehen wurden, hat Wackernagel im ersten Theil seiner Abhandlung (a. a. O. 4, 133 ff.) ebenfalls schon gezeigt; es wäre aber von einigem Interesse, nachzuspüren, ob dieser Zug zur Personifikation sich gleich geblieben oder vielleicht sich nur auf andere Gegenstände gerichtet habe.

Den mächtigsten Zufluß haben unstreitig die Eigennamen in neuerer Zeit aus den Geschlechtsnamen erhalten. Freilich deutet dieser Name auf Berührung mit den appellativen Gattungsnamen, aber eben diese verlangt hier zum Schlusse eine nähere Betrachtung. — Die Römer empfanden zunächst das Bedürfniß von „Geschlechtsnamen" (im eigentlichen Sinne), denen „Familiennamen" (im engeren Sinne) beigefügt wurden, ähnlich wie der Adel der modernen Zeit seine Zweige und Linien durch Angabe des Stammsitzes bezeichnete, und die Beifügung des Namens der Frau als Unterscheidungszeichen innerhalb größerer Verwandtschaften sogar in den Bürgerstand gedrungen ist. Das Wiederaufkommen zunächst der einfachen Familiennamen bei den neueren Völkern lehrt uns noch in relativ später Zeit, wie einst auch die bloßen Vornamen der Personen aus reinen Appella-

tiven entstanden sein müssen. Wir sehen hier das in der Geschichte der Sprache häufige Faktum, daß ein Bildungstrieb, nachdem er eine Reihe von Produkten hervorgerufen, aber auch in derselben sich gleichsam erschöpft und ausgelebt hat, so daß seine Quelle verschüttet, seine innere Sprachform in der äußeren erstarrt ist, später nochmals ansetzt und aus oder an dem ersten Produkt ein zweites hervortreibt, das doch als bloße Wiederholung des ersten nicht mehr erkannt wird. Ursprünglich konnten Personen, wie Orte, bloß durch demonstrative Pronomina bezeichnet werden. Diesen begann man aus wirklichen Eigenschaften der Personen geschöpfte Nomina zu substituiren, die ersten einfachen Personennamen. Als diese nicht mehr ausreichten, schuf man aus ihnen schon vorher gelegentlich beigegebenen oder substituirten Zunamen oder Uebernamen stehende förmliche Familiennamen, und diesen konnten abermals Beinamen hinzugefügt oder vorgezogen werden. Durch äußerliche Fortpflanzung der jedesmaligen Namen vom Vater auf den Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht, verloren dieselben natürlich ihre ursprüngliche Beziehung auf wirkliche Eigenschaften des Namenträgers, sowie auf Orte in ihrer späteren Gestalt der alte Name nicht mehr paßt und auch die übrigen Wörter der Sprache sämmtlich von ihrer etymologischen Bedeutung sich entfernt haben. Warum diese Entfremdung die Eigennamen schon früh zu einer besonderen Wortart stempeln mußte, wurde bereits oben angedeutet; daß aber diese Abtrennung an den Familiennamen am wenigsten schroff ist, bedarf hier nur kurzer Erinnerung.

Am nächsten stehen den Personennamen und theilen mit ihnen die größte Schroffheit und Dunkelheit von Eigennamen diejenigen Familiennamen, welche zugleich selbst noch als Vornamen von Personen vorkommen, wie: Jakob, Konrad, Franz. Das andere Extrem bilden diejenigen Familiennamen, welche zugleich als ganz deutliche Appellativa im Sprachgebrauch fortdauern, wie: Schneider, Schmid, und viele solche Handwerksnamen. In der Mitte steht die große Masse derjenigen, welche in zum Theil verunstalteter Form eben auch eine ursprüngliche Bedeutung nur noch ungefähr errathen oder vermuthen, nicht

mehr genau und sicher erkennen lassen. Aber wichtiger als diese mehr oder weniger vollständige Gemeinsamkeit des Lautstoffes und das hellere oder dunklere Bewußtsein einer Bedeutung ist der praktische Werth der Familiennamen. Wenn nun dieser darin gesucht wird, daß ein zu einem Vornamen gefügter Familienname eine Person schneller und schärfer kennzeichne als eine einfache Benennung, so erinnert jene doppelte an die in der Botanik und Zoologie übliche Nomenclatur von genus und species oder sogar an die von jeder logischen Definition geforderte Zweiheit von genus proximum und differentia specifica, und bei dieser Betrachtungsweise treten allerdings die Geschlechts-Eigennamen den appellativen Gattungsnamen nahe genug. Es könnte sogar noch angeführt werden, daß auch der doppelte Eigenname streng genommen ein menschliches Individuum als dieses einzelne so wenig erschöpfend und untrüglich kennzeichne wie der doppelte Gattungsname ein einzelnes Thier- oder Pflanzenexemplar. Allerdings genügt der doppelte Eigenname sogar in der nächsten Umgebung der betreffenden Person nicht unter allen Umständen, um diese von allen anderen zu unterscheiden, denn was in weiteren Kreisen reiner Zufall heißen mag, daß nämlich zwei Personen ganz gleiche Tauf- und Geschlechtsnamen tragen, ist in engeren Kreisen oft fast Sitte, und davon rührt es zum Theil her, daß die ländliche Bevölkerung (z. B. in der Schweiz, s. darüber den schönen Aufsatz von Rochholz in der Zeitschr. f. deutsche Mundarten 6, 305—14) nach griechischer Sitte statt eines Familiennamens dem Vornamen den Namen des Vaters und nöthigenfalls Großvaters beigiebt oder sich statt der wenigen in einer ganzen Dorfschaft verbreiteten Familiennamen mit Uebernamen der Einzelnen oder mit Zunamen der Familien behilft; aber eben daraus erkennt man, daß jener oben angenommene Zweck der doppelten Namen, wenn er auch beim historischen Aufkommen derselben im fünfzehnten Jahrhundert mitwirkte, doch den Sinn des Gebrauches nicht erschöpft. Denn daß überhaupt ein Name nie ein Individuum als solches erschöpfend und untrüglich zu kennzeichnen vermag, hat bei menschlichen Individuen nicht wie bei Pflanzen und Thieren seinen Grund bloß in der

Gemeinsamkeit aller äußeren Hauptmerkmale der Art oder Gattung, sondern zugleich in der unendlichen Verschiedenheit jener inneren Eigenschaften, die dem Menschen eben als „Individualität“, als Ueberschuß über die bloße „Individuation“, zukommt und auch sein Aeußeres mit einer Mannigfaltigkeit feinerer Unterscheidungsmerkmale durchdringt. Eine Folge nun gerade dieser höheren Begabung des menschlichen Individuums ist es, daß schon die nächst höhere Gemeinschaft, der es angehört, die Familie, ebenfalls als ein Individuum, aber „höherer Art“, eine „moralische Person“, nicht bloß in rechtlichem, sondern in eigentlich sittlichem Sinne, einen Namen bekommen hat und forterbt. Die Innigkeit sittlicher Bande zwischen den Genossen eines solchen Namens hängt freilich nicht an diesem selbst und kann auch ohne ihn stattfinden; aber daß wenigstens eine ältere Zeit, welche noch nicht so tief wie die Gegenwart von Weltverkehr durchfurcht war, in den Familiennamen, als in welchen auch ein Familiengeist wohne und sich fortpflanze, ein sittliches Gut erkannte, beweist der altehrwürdige Sprachgebrauch, wonach heute noch der „Name“ einer Familie mit ihrem „Ruf“ und ihrer „Ehre“ bis zur Identität verwachsen ist. Denn gesetzt auch, die Gleichbedeutung von „Name“ und „Ruf“ habe schon von den einfachen Personennamen gegolten und sei von da auf die Familiennamen nur übertragen worden, so mußte doch solche Uebertragung durch das tertium comparationis einer inneren Sprachform geschehen; dies konnte aber nur die Vorstellung von der Familie unter dem Bilde einer Person (im obigen Sinne) sein, deren Glieder mit dem Ganzen des Leibes und dadurch auch mit der Seele (d. h. eben mit der Ehre) desselben so innig verbunden sind, daß jedes einzelne am Wohlsein und Uebelbefinden der anderen oder des Ganzen als solchen nicht bloß mitgenießt und mitleidet, sondern auch durch eigenes Wohl- oder Uebelverhalten die anderen und das Ganze in Mitgenuß und Mitleidenschaft zieht. Aus dieser Consequenz sieht man denn deutlich genug, daß und wo die scheinbare Analogie der Familien-Eigennamen mit den Gattungsnamen von Pflanzen- und Thier-, aber auch Völker- und Sprachfamilien,

ihr Ende nimmt; wie denn von vornherein klar ist, daß das Wort „Familie“ im ersteren Sinne eine viel engere Gemeinschaft bedeutet als in letzteren, und nur darum von jener Sphäre auf diese übertragen werden konnte, weil gerade die geschichtlich allmählich eingetretene Gültigkeit desselben Familiennamens für längst nicht mehr oder von Anfang an nie blutsverwandte Familien den Schein erweckte, als ob die Familie der Menschen ein so lockerer Verband wäre wie die der niedrigeren Naturwesen.

Dr. L. Tobler.

Darstellung einiger interessanten Eigenthümlichkeiten der ungarischen Sprache.

II. Eine merkwürdige Art der Zusammensetzung.

„Der Ungar scheut sich nicht, flectirte Wörter als erstes Glied in Zusammensetzungen zu gebrauchen, z. B. hit, Glauben, Wort (*fides*); hite, sein Wort; szegett, wer gebrochen hat; daraus hite-szegett, wortbrüchig, sein Wort gebrochen habend, wo das accusative Verhältniß nicht ausgedrückt ist.“ So ungefähr schrieb ich in meinem ersten Aufsatz über das Ungarische (III. S. 223, Anm. 2.), wobei ich jedoch schon hinzufügte, daß sich das Verhältniß der beiden Glieder der Zusammensetzung zu einander auch anders und vielleicht besser auffassen ließe. Seitdem nun hat mich eine eingehendere Untersuchung überzeugt, daß man das Verhältniß der Glieder in hite-szegett und ähnlichen Ausdrücken allerdings nicht nur anders auffassen könne, sondern müsse.

Das Part. auf ett, ött, ott, t hat bei transitiven Verben der Regel nach perfect-passivische, bei intransitiven perfect-activische Bedeutung, entspricht also bei jenen dem Part. Perf. Pass. der Verba transitiva, bei diesen dem Part. Perf. der

Verba deponentia des Lateinischen. Also heißt szegett gebrochen; egy jött-ment ember, ein gekommener-gegangener Mensch, volksthümlich = der erste beste. Freilich kommt dies Part. auch bei transitiven Verben zuweilen in activischer Bedeutung, mit vorangestelltem Objects-Accusativ vor, wie z. B. a vértanui halál-t szenvedett tanitványok, die blutzeugerischen Tod [halál, Tod; -t, nota accusativi] erlitten-habenden Schüler, die Schüler, die den Märtyrertod erlitten haben; oder: egy önmagá-t összezuz-ott lángész, ein sich-selbst zerstört-habendes Genie; doch geschieht dies nur in der Schriftsprache, und auch da sehr selten. Ausdrücke dagegen, wie hite-szegett = wortbrüchig, gehören recht eigentlich der Volkssprache an; wir müssen also wörtlich übersetzen:

egy | hit-e-szegett | ember
unus | *fides-ejus-fracta* | *homo*

ein Mensch, (dessen) Treue gebrochen (ist); nicht: ein seine Treue gebrochen habender Mensch. Aehnliche Ausdrücke der Volkssprache sind:

egy | esz-e-veszett | ember
unus | *mens-ejus perdita* | *homo*

ein Mensch, dessen Verstand verloren ist, ein Wahnsinniger; und ebenso im Plur.

esze-veszett | emberek
fides-ejus-perdita | *homines*, statt
fides-*eorum*, wie zu erwarten stände.

So können alle dergleichen Ausdrücke mit pluralischen Substantiven verbunden werden, ohne daß das Possessiv-Suffix die dem Sinne nach nöthige Aenderung erlitte, ein Beweis, daß eben diese Redeweisen stereotyp, daß sie zu einer Art Zusammensetzung geworden sind.

Ein drittes, gleich häufiges Beispiel ist:

magv-a-szakadt | családok
semen-earum-ruptum | *gentes* (oder eigentlich genau:)
semen-ejus-ruptum | *gentes*,

Familien, deren Samen unterbrochen ist, ausgestorbene Familien.

Mehr formell genau gleiche Beispiele sind mir bei meinen beschränkten Hülfsmitteln nicht zur Hand, dürften aber ziemlich zahlreich in der lebenden Sprache vorhanden sein. Der inneren Form nach genau entsprechende indessen stehen mir aus einer sehr authentischen Quelle, aus Arany's volksthümlichen Epos „Toldi", noch folgende zu Gebote:

1) Mit dem Part. Präs. Act.

egy | szav-a-játszó | ör
unus | verbum-ejus-ludens | custos,

wie mir scheint, zu erklären: „ein Wächter, dessen Wort spielt" (nicht: „der mit seinem Worte spielt"), d. h. ein unzuverlässiger.

2) Mit dem Gerundium auf *va*. Zur Verdeutlichung des Gebrauchs dieser Form zunächst ein paar Beispiele: mosolyog-va szólt, ridendo dixit, er sprach lächelnd; reszket-ve jött hozzám, tremendo vēnit ad-me, zitternd kam-er zu-mir. So nun bei Arany:

a kantárhoz | keze-reszketve | nyul

zum Zügel | seine-Hand-zitternd | greift-er (= mit zitternder Hand, indem seine Hand zittert);

könyje-szakad-va | fordul a beteg-töl félre

seine-Thräne-hervorbrechend | wendet er sich ab vom Kranken (= mit hervorbrechender Thräne, indem seine Thräne hervorbricht).

Daher wird man auch den in der Sprache des gewöhnlichen Lebens häufigen Ausdruck: száj-tát-va, dem Sinne nach = mit aufgesperrtem Munde, von száj Mund und tát-ok ich sperre auf, aperio, tát-*va* aufsperrend und aufgesperrt, aperiendo und apertus [denn bei transitiven Verben hat die Form auf *va* auch die Bedeutung des Part. Perf. Pass.] erklären müssen: Mund aufgesperrt, os (nom.) apertum, nicht Mund-aufsperrend, os (acc.) aperiendo, z. B. száj-tátva állott, er stand mit offenem Munde.

3) Beide Wörter, die auf diese Art zusammengefaßt sind, sind Substantiva; dafür gebe ich ein schönes, gewiß dem Volksmunde abgelauschtes Beispiel aus dem Toldi, wo es heißt (von

1 2 2 1
eb Hund, anya Mutter, any-ja seine-Mutter; ló Pferd,
1 2 2 1
lov-a sein-Pferd):

eb-anyja | lova
canis-mater-ejus | equus-ejus
(ein —) Hund-seine-Mutter | sein-Pferd

d. h. sein Pferd, dessen Mutter ein Hund (und kein Pferd) ist = sein schlechtes, nichtsnutziges Pferd. In diesem Beispiel ist die Aufeinanderfolge der zusammengesetzten Wörter umgekehrt, wie in allen vorigen, indem das eine Aussage enthaltende Wort (eb, Hund) hier vorsteht, während es sonst nachzustehen pflegt. Diesem Beispiele genau entsprechend (von der Reihenfolge abgesehen) folgende, aus einer Naturgeschichte entlehnte, wissenschaftliche Thiernamen:

a dala-báj
die ihr-Lied-Entzücken,
die, deren Lied Entzücken ist, d. i. die Nachtigall;

sonst gewöhnlich fülemile, d. i. Philomele, oder csalog-ány, eigentlich die Verlockende, Bezaubernde (von csalog-atni locken, bezaubern), auch wohl csattog-ány die Schmetternde (von csattog-ni singen wie die Nachtigall) genannt. Ferner:

a farka-gom
der sein-Schwanz-(ein-) Stummel,
der, dessen Schwanz ein Stummel ist;

Name einer gewöhnlichen kurzschwänzigen Affenart.

Wenn wir hier eine kleine Rückschau halten, so sehen wir, daß in allen aufgeführten Beispielen zwei Wörter, von denen das eine (gewöhnlich das erste) im subjectivischen, das andere (gewöhnlich das zweite) im prädicativen Verhältniß steht, eine Art von Zusammensetzung eingehen, die wir sachgemäß Zusammenfassung glauben nennen zu dürfen. Ueberall ferner (außer in száj-tátva) ist das im subjectivischen Verhältniß stehende Wort mit dem suffigirten Pron. possess. versehen, welches die syntaktische Verbindung zwischen den zusammengefaßten Wörtern und dem Ausdruck, als dessen Glied sie auftreten, herzustellen bestimmt ist. Man könnte dies

Suffix in den meisten Fällen sehr passend mit dem Gen. des Pron. relat. übersetzen, wodurch eine sehr schlagende Analogie der hier besprochenen Zusammenfassung mit den in unserem ersten Aufsatze behandelten sprachlichen Erscheinungen zu Tage tritt, z. B. a hit*e*-szegett *ille fides-ejus fracta*, *ille cujus* fides fracta (est).

So werden nun auch die beiden folgenden, etwas abweichenden Beispiele klar sein: naturwissenschaftlicher Name: a hárm-*a*-lát (három drei, hárm-a sein drei, d. i. dreierlei, was ihm gehört; lát 3. Pers. Sing. Ind. Präs. „er sieht") der sein-drei sieht, soviel als der dreiäugige, Name einer Krebsart (lat. Triophthalmus). Hier ist ein vollständiger Satz, mit einem Verbum als Prädicat, zu einem substantivischen Begriffe zusammengefaßt. Im folgenden und letzten Beispiel endlich haben wir ein Pron. possess. suffix. der ersten Person, und das Part. in der Adverbialform. (Adverbia werden gebildet durch das Suffix *on*, *ön*, *en*, *n*, z. B. *szép pulcher*, szép-en *pulchre*).

So nämlich lesen wir (Toldi estéje, Gesang III., Strophe 30):

1 2 3 4 5
Talán azt hiszitek hogy utam-veszetten,
6 7 8 9 10
Szándékomon kivül csak ide-tévedtem.

1 3 2 4 5
Vielleicht glaubt-ihr (dieses), daß [ich] mein-Weg-verloren,
7 6 8 9 10
Ohne meine-Absicht nur hierher-mich-verirrt-habe.

Ut der Weg, utam mein-Weg; veszett verloren, davon Adverbium: veszetten, also lateinisch gleichsam: via-mea-perdit*e*, i. e. ita, ut via mea perdita sit.

Berlin, Juni 1864. C. Arendt.

Nachträgliche Bemerkungen zu der Abhandlung über das Ungarische.

(III. S. 216 ff.)

In Betreff der oben abgedruckten, vor mehr als einem Jahre ohne bestimmte Aussicht auf Veröffentlichung geschriebenen Abhandlung über das Ungarische glaube ich mir zunächst die Erklärung schuldig zu sein, daß mir während des Drucks derselben keine Correctur davon zugekommen ist, wodurch mir die Gelegenheit genommen wurde, einige unangenehm auffallende Nachlässigkeiten im sprachlichen Ausdruck zu beseitigen. Dies jetzt nachträglich zu thun, hätte wenig Nutzen, und die Bemerkungen, die ich hier zu geben beabsichtige, beschäftigen sich mit der Sache, nicht mit der Form. Zunächst einige kleinere Berichtigungen.

S. 218, Z. 3 ist zu lesen: köny- és vérázott (statt köny-és vérázott); és bedeutet „und".

S. 222, Z. 12 ist zu lesen: külügyér*) (statt külügyer), und igénye (statt igénge).

S. 222, Z. 8 v. u. lies idéztük-címü (statt idéztük — címü).

In den Wörtern öt, ihn (S. 216, Z. 3 v. u.), ezdő, Wald (mehrmals auf S. 218, Z. 13 v. o. ff.), und ők, sie (S. 222, Z. 1), ist das ö lang. Die Länge des ö, sowie des ü wird im ungarischen Druck jetzt dadurch bezeichnet, daß man statt der Punkte Strichelchen über das o und u setzt: Typen die unseren Druckereien fehlen. Früher schrieb man ő, ű, eine

---

*) Die Acute bezeichnen die Länge der Vocale.

Bezeichnungsweise, die ich beim Mangel anderer Typen für die Folge adoptire.

S. 223, in der ersten Anmerkung liest man: „Was ich sagte, daß man in den Grammatiken diese Construction nicht erwähnt finde, war unrichtig." Diese Worte beziehen sich, wenn ich mich recht erinnere, auf ein kurz vor der schriftlichen Abfassung des obigen Aufsatzes vorgefallenes Gespräch mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift; in der gedruckten Abhandlung würde man die Behauptung, „daß man in den Grammatiken diese Construction nicht erwähnt finde", vergebens suchen. —

Ich erlaube mir nun, die Aufmerksamkeit des Lesers nochmals auf jene eigenthümliche Construction der ungarischen Sprache zurückzulenken, welche ich in dem mehrerwähnten Aufsatze zu erläutern gesucht habe. Um zuvörderst meine Ansicht über diesen Punkt noch einmal kurz zusammenzufassen, so glaube ich an der S. 220 ff. gegebenen Darstellung und Deutung der neuen Construction auch jetzt festhalten zu dürfen. Statt zu sagen: „das Buch, welches ich geschrieben habe", oder: „das von mir geschriebene Buch"*) kann der Ungar sagen: **Az én irtam könyv**, „das ich habe-es-geschrieben Buch." Und so in beinahe allen Personen des Zeitworts. Diese Construction ist neu, sie gehört nur der Schriftsprache an, wenigstens habe ich sie im mündlichen Verkehr nie bemerkt; ihren Ursprung aber hat sie wahrscheinlich in den auf S. 218 angeführten Ausdrücken der Volks- und Dichtersprache, wie **Isten-adta**, Gottgegeben. Für diese Entstehung der neuen Construction fällt besonders der auf S. 224, Anm. 3 angeführte Grund in's Gewicht, den ich hier nicht wiederholen will. In wie fern aber die längst gäng und geben Ausdrücke der Volkssprache zu der Entstehung der neuen Construction Anlaß geben konnten, habe ich auf S. 219 ff. zu zeigen versucht. Die dortige Darstellung scheint mir auch jetzt sachgemäß. Schwierigkeit aber macht allerdings die Erklärung jener volksthümlichen Ausdrücke selber, von denen auch die mehr dichterischen, wie

*) Es ist sehr schlecht ungarisch, wörtlich zu sagen: **a tölem irt könyo**, das von-mir geschriebene Buch.

hó-födte schneebedeckt, erst werden ausgegangen sein. Vielleicht bringen uns die folgenden Bemerkungen der Lösung etwas näher.

Daß man die Ausdrücke der Volkssprache, wie egy Isten-adta szív, „ein Gott-gegebenes Herz", nicht so deuten dürfe, wie die neue Construction, habe ich schon in meinem früheren Aufsatze (S. 220, Z. 4 ff.) bestimmt ausgesprochen; wenn ich dagegen früher (a. a. O. S. 219 Mitte), in freilich ziemlich unentschiedener Weise, Formen wie adta in Isten-adta für eine „vollere Gestaltung des Particips" (adott, gegeben) ausgab, so möchte ich diese etwas wohlfeile Erklärung nicht länger verfechten. Wir müssen dem in diesen Formen zugefügten a oder e (Isten-adta gegen adott; fájdalom-szülte Schmerz-erzeugt, gegen szült erzeugt), statt es für bedeutungslos zu erklären, vielmehr seine Bedeutung nachzuweisen suchen. Nun aber ist a, e das gewöhnliche suffigirte Pron. Poss. der 3. Person, z. B. ház Haus, ház-a sein Haus; vér Blut, vér-e sein Blut. Der Genitiv ferner — um mich zwar falsch, aber kurz und verständlich auszudrücken — kann unter anderem so gebildet werden, daß man das Wort, welches den Besitzer bezeichnet, ohne Suffix voranstellt, das Wort aber, welches den Besitz anzeigt, mit jener Anhängesylbe a, e versehen, nachfolgen läßt; z. B. Isten Gott, nyil Pfeil — nyila sein Pfeil, daraus Isten nyila, wörtlich: Gott sein-Pfeil, d. h. Gottespfeil, volksthümlicher Ausdruck für „Blitz". — Und so nun ist es mir jetzt nach langer, vielfacher Ueberlegung sehr wahrscheinlich, daß in jenen dem Volksmunde entnommenen Ausdrücken, wie Isten-adta, ördög-adta, das Part. adott mit dem Suffix a versehen sei,*) mit anderen Worten, daß das Substantiv zu dem Particip im Genitiv-Verhältniß stehe. Wir hätten also wörtlich zu übersetzen: „Gottes-gegeben, Teufels-gegeben". Vergleichen lassen sich einige deutsche Ausdrücke, wie

*) Das formelle Verhältniß von ad-o-tt zu ad-t-a ist ganz in der Ordnung, denn das wesentliche für das Part. ist nur das t; vgl. marad-ok ich bleibe, Part. marad-o-tt oder marad-t geblieben; oder ad-o-tt er hat gegeben mit ad-t-a er hat es gegeben, ad-t-am ich habe gegeben u. s. w.

„gottsverfluchter, herzensgeliebter", die wir ja ebenfalls adjectivisch gebrauchen können.*) —

In welchem etymologischen Zusammenhange übrigens die im Lauf unseres früheren Aufsatzes und dieser Bemerkungen so häufig erwähnten vier Formen, beispielsweise adott (Part.) gegeben, adt-a (nach der eben begründeten Vermuthung ebendies Part. mit Suffix a), adott er hat gegeben (Perf., unbestimmt), und adt-a er hat es gegeben (dasselbe, bestimmt), untereinander stehen, das ist eine Frage, deren Lösungsversuch uns sehr weit führen würde, und die wir hier um so eher unberücksichtigt lassen können, als ihre Beantwortung für unser hier behandeltes Thema ohne entscheidende Wichtigkeit ist.

C. Arendt.

Ueber die Formen der gebundenen Rede bei den altaischen Tataren

von

W. Radloff.

Diejenigen Turk-Stämme, die östlich vom Irtisch Süd-Sibirien bewohnen, die Altaischen Bergkalmücken, die Teleuten, Schonen, Lebed- und Abakan-Tataren und die Kysylen haben sich von ihren südwestlichen Stammgenossen getrennt, ehe der Islam bei diesen feste Wurzeln geschlagen hatte. In ihrer Ab-

*) In dem auf S. 219 im zweiten Abschnitt angeführten alleinstehenden szerette geliebt, statt szeretett, kann von einem Genitiv-Verhältniß freilich nicht die Rede sein; diese Form jedoch wurde mir von geborenen Ungarn mehrfach als eine sprachwidrige poetische Licenz bezeichnet.

geschlossenheit haben sie ihre ursprünglichen Sitten und ihre Sprache reiner bewahrt als es diesen möglich war. Es ist daher das Studium der Mundarten der nichtmuhammedanischen Tataren für die Sprachforschung von der höchsten Wichtigkeit. Bei meinen sprachlichen Forschungen auf diesem Gebiete habe ich es mir besonders angelegen sein lassen, reiche Sammlungen von Sprachproben jener Mundarten anzulegen. Da aber keiner dieser Stämme eine Schrift besitzt, so mußte ich mich bei diesen Sammlungen auf die traditionelle Volkslitteratur beschränken und Lieder, Mährchen und Sagen mir von den eingeborenen Sängern dictiren lassen.

Den reichsten Schatz von dergleichen Ueberlieferungen fand ich im Altai bei den Altajern und Teleuten, und am Abakan.

Bei der Abgeschlossenheit der Wohnsitze dieser Turkstämme konnte keines der benachbarten Litteraturvölker auch auf ihre Volkslitteratur nur den geringsten Einfluß ausüben, und konnte sich dieselbe in Form und Inhalt naturwüchsig entwickeln. Besonders auffallend ist die Strenge der Form, die bedeutende metrische Einschränkung, — die bei der gebundenen Rede in Liedern und Mährchen herrscht; aber alle diese Formeinschränkungen sind bei dem Volke selbst entstanden, sind also genau dem Sprachgeiste angepaßt. Ein genaueres Eingehen auf eine so selbständig entwickelte Metrik wird, wie ich hoffe, den Sprachforschern nicht unwillkommen sein; ich will daher die Gesetze derselben, soweit es meine Materialien erlauben, zu ordnen versuchen. Beim Altai-Teleutischen Dialecte, wo mir reichhaltigere Aufzeichnungen vorliegen, wird mir dies am leichtesten gelingen.

Der Zweck der gebundenen Rede ist, der Sprache einen dem Ohre angenehmeren Tonfall zu verleihen, sie durch äußere Einschränkungen, durch Gleichklang und Wiederholungen melodischer, wohlklingender zu machen. Da nun bei Naturvölkern Gesang und Poesie fast unzertrennlich sind, so ist es auch die Pflicht ihrer gebundenen Rede, die Worte gewissen herkömmlichen Volksmelodien anzupassen. Die Mittel, durch welche diese Zwecke erreicht werden, sind folgende:

1) Das Abtheilen der Rede in bestimmte Verse, um diesen Versen durch Alliteration, vokalischen Gleichklang, Sylbenzählung und Tonfall eine gewisse Melodie zu verleihen.

2) Das Zusammenstellen dieser Verse zu Strophen, d. h. die Verse untereinander durch Anfangs- oder Vers-Reim enger zu verbinden.

Betrachten wir zuerst diejenigen Mittel, durch welche die Verse den rhythmischen Wohlklang erhalten.

I. Alliteration.

Da beim Singen die Wirkung der Alliteration leicht verwischt wird, so wird dieselbe meist in solchen poetischen Productionen angewendet, die zum Sprechen oder Recitiren bestimmt sind, d. h. in Sprüchwörtern, Gebeten, Segenworten und Mährchen. Hier mögen einige Beispiele folgen:

*Y*aqš-ā *y*anaš-qan *y*aqšį-zį *y*uχ-ar
Gutes-an gelegen seiend Gutes sein ankleben wird
*Y*aman-χa *y*anaš-qan *y*aman-į *y*uχar.
Schlechtes-an gelegen seiend Schlechtes sein ankleben wird.
Wenn etwas bei Gutem liegt, theilt sich das Gute mit,
wenn etwas bei Schlechtem liegt, theilt sich das Schlechte mit.
(Altaisches Sprüchwort.)

*Q*arį-nįṅ söz-ü̆n*) *q*ap-*q*a suq!
Alten des Wort-sein Sack in stecke
*Y*ān-įṅ söz-ü̆n *y*ančįq-qa sał!
Großen des Wort sein Tasche in lege.
Des Alten Worte stecke in den Sack!
Des Großen Worte lege in die Tasche!
(Altaisches Sprüchwort.)

*Q*ał-χan-čį ča*q* kälär-dä
Die letzte Zeit das Kommen in
*t*äṅäri *t*ämir poł-įp *q*ał ar
der Himmel Eisen sei-end bleiben wird

---

*) Ein Haken über einem Vocal bedeutet einen Zwischenlaut zwischen dem betreffenden Vocal und į. Er findet sich über ü, u und i. ł polnisch, doch nicht so dumpf. į oder ɨ ist das slav. dumpfe i.

yär yäs poł-ịp qał-ar
Erde Kupfer seiend bleiben wird
Qan qan-χa qapčịχ-ar
Fürst Fürsten dem zürnen werden
Qalịq qalịq-qa qara sauịž-ar
Volk Volke dem schwarz sinnen werden.

Wenn das Ende der Welt kommen wird,
wird der Himmel von Eisen sein,
wird die Erde von Kupfer sein,
Fürsten werden auf Fürsten zürnen,
Völker werden Völker anfeinden.
(Aus einer teleutischen Sage.)

Nicht nur bei den Altai-Bewohnern und den Abakan-Tataren sind dergleichen Alliterationen weit verbreitet, sondern auch bei den westlich wohnenden Kirgisen und schwarzen Kirgisen und bei den Uiguren haben sich in Volkspoesieen Alliterationen sehr beliebt erhalten; hiervon ein Beispiel aus dem Kara-kirgisischen Gesange Manos:

Taš-tan soq-qon qorχon-ün
Stein von gebaut Festung die
taqịr qịł-ịp ał-χamịn
glatt machend nehmen will ich
qum-dan qịł-χan qorχon-ün
Sand von gebaut Festung die
čup čịnqurčaq qịł-amịn
ganz ausgehöhlt machen will ich
qarqana-łu bu qịz-ịn
Fasanenfeder mit dies Mädchen sein
qarma-p oldyo qịł-amịn
angreif-end Gefangene machen will ich.

Die aus Stein gebaute Feste
will dem Boden gleich ich machen,
die aus Sand gebaute Feste
will ich zu 'ner Höhlung machen,
dieses Mädchen mit der Feder
will ich mir gefangen nehmen.

II. Vokalischer Gleichklang.

Wie im ganzen finnisch-uralischen Sprachen-Geschlechte, so besonders im türkischen Stamme in Sibirien herrschen sehr ausgebildete Gesetze über den Einklang der Vokale.

Die Vokale zerfallen in harte (a, o, u, į) und weiche (ä, ö, ü, i), von denen in einem Worte nur einer Klasse angehörende Vokale vorkommen können. Aber auch innerhalb dieser Klassen können die Vokale nur in gewissen Beschränkungen auf einander folgen.

Eine so geregelte Stellung der Vokale zu einander wird ganz besonders benutzt, um den Wohlklang der Verse zu erhöhen.

Dergleichen vokalische Gleichklänge sind:

a) Versen mit harten Vokalen Verse mit weichen Vokalen gegenüberzustellen:

äl-dĭṅ äpči-zĭ
Volk des Vereiniger sein
ton-ŭṅ topčį-zį
Pelz des Knopf sein

Der Friedensstifter beim Volk
ist wie der Knopf beim Pelz.
(Altaisches Sprüchwort.)

arįq-tā poł-zo
mager auch wenn es ist
sämis-kä pāła!
fett für halte
as-tā poł-zo
wenig auch wenn es ist
köp-kö pāła!
viel für halte.

wenn's auch mager ist,
nimm's für fett auf!
wenn's auch wenig ist,
nimm's für viel auf!

b) In einem und demselben Verse, oder in correspondirenden Versen harte mit weichen Vokalen wechseln zu lassen:

poidoṅ-dị̧ṅ moin-ị̧n pit yīr
Junggesellen des Hals=sein Laus ißt
tap-qan tartị̧n-χan-ị̧n it yīr
gefunden gesammeltes=sein Hund ißt

Des Junggesellen Hals ißt die Laus,
seine Ersparnisse ißt der Hund.

Yaqa-zị̧ altịn mandị̧q ton
Kragen sein Gold Stickerei Pelz
yaqa- laś-sa yịrtịł-bas
beim Kragen wenn man sich packt reißt er nicht
yat-tị̧ṅ ič-ĭndä quda-łar
Fremde der Innern sein in Gevattern
yaman aidị̧ś-sa airịł-bas
schlecht wenn sie sagen wird nicht getrennt

ädä-χ́ĭ altịn tämir ton
Rockschoß sein Gold Eisen Pelz
ädäk-täṅ tịssa yịrtịł-bas
Rockschoße beim wenn faßt reißt er nicht
äl-dĭṅ ič-ĭndä quda-łar
Volkes des Innern seinen in Gevattern
ärmäk täś-sä airịł-bas
wenn sie sprechen wird nicht getrennt

Der gestickte Pelz mit goldnem Kragen
reißt nicht entzwei, wenn man sich beim Kragen faßt,
die Gevattern, die in der Fremde wohnen,
werden durch böse Reden nicht entfremdet.

Der eiserne Pelz mit goldenem Schooße
reißt nicht entzwei, wenn man sich beim Rockschoß packt,
die Gevattern in der Heimath
werden durch Reden nicht entfremdet.

c) Häufiges Vorkommen eines Vokales, z. B. der Vokal o:

T*o*b*o*ł-dįṅ y*o*ł-į t*o*łχ*o*š y*o*ł
Tobolsk des Weg sein gewunden Weg
t*ozo*-dįr q*o*mįt quła χ-į
zerreißend ist Kummet Ohr sein
T*o*b*o*ł bar-χan pai ūł-ŭm
Tobolsk gegangen reich Sohn mein
t*o*muq mai-łar-į y*o*χ*o*n-*o*t
Knie Fette die sein vergehen.

Der Weg nach Tobolsk ist gewunden,
des Kummet Oesen reißen entzwei,
mein reicher Sohn ist nach Tobolsk gegangen,
das Fett seines Kniees ist verschwunden.
(Teleutisches Lied.)

Der Vokal ä:

k*ä̅* sül*ä*-χ́*ä*n k*ä*č-k*ä* y*ä*t-p*ä*s
groß gesprochen habender Abend zum kommt nicht
k*ä*r-*ä* *a*ł-ta-χan *ä*žik-k*ä* y*ä*t-p*ä*s
ausdehnend der geschritten Thür zur kommt nicht.

Wer stolze Reden macht, erreicht den Abend nicht,
wer große Schritte macht, erreicht die Thür nicht.

Der Vokal u:

*u*ya-l*ū* q*u*š
Nest mit Vogel
*u*ya-zįn tašta-dį
Nest sein verließ er
t*u*r*u*-l*ū* kīk
Standort mit Hirsch
t*u*r*ū*-n tašta-dį
Standort sein verließ er.

Der Vogel, der ein Nest hat,
verließ sein Nest.
der Hirsch, der einen Standort hat,
verließ seinen Standort.
(Altaische Sage.)

III. Versfüße und Sylbenzählung.

Eigentliche Versfüße wie im Griechischen, Deutschen u. s. w., die aus Sylben verschiedener Quantität zusammengesetzt sind, giebt es im Altaischen ebensowenig wie in den übrigen Turk-Sprachen, sondern jeder Vers ist durch eine Art von Cäsur in kleinere Abschnitte getheilt, die ungefähr unseren Versfüßen entsprechen.

Bei diesen Versfüßen herrschen folgende Gesetze:

1) Der Versfuß muß stets mit dem Wortfuße zusammenfallen, d. h. die theilende Cäsur muß stets zwischen zwei Worten liegen.

2) Jeder Versfuß kann aus wenigstens zwei, höchstens aus sechs Sylben bestehen.

3) Bei Productionen, die zum Singen bestimmt sind, besteht der Versfuß meist aus zwei bis vier Sylben. Auf jeden derselben fallen zwei Takte.

4) Ein einsylbiges Wort mit einem langen Vokale kann selbständig als Versfuß stehen.

5) Ein Vers besteht meist aus drei solcher Versfüße; Verse, die aus ein, zwei oder vier Füßen bestehen, sind viel seltener, und in Liedern meist unzulässig.

Beispiele:

tänärä-nĭṅ quž-ŭn | tud-ain täp | nä san-ai-zịṅ
Himmels des Vogel seinen fangen will ich sagend was denkst du
tänis-tĭṅ paḷịχ-ịn | tud-ain täp | nä san-ai-zịṅ
Meeres des Fisch seinen fangen will ich sagend was denkst du

Was gedenkst du die Vögel des Himmels zu fangen?
was gedenkst du die Fische des Meeres zu fangen?

Yort-oł-bos | yoł puz-ar
nicht gehen könnender Weg verdirbt
aid-ał-bas | sös puz-ar
nicht reden könnender Wort verdirbt

Wer nicht gehen kann, verdirbt den Weg,
wer nicht reden kann, verdirbt das Wort.

orus-tüṅ | ait-kan | sös-törŭ
Russen des gesagte Worte seine
omurtqa-daṅ | ödö-dĭr
Rückgrat von dringen durch
qanča | ułu-zŭn | yunat-qan
wieviel Volk sein versammelt
orus | pī | küč äm-tĭr
Russen Herr stark ist

Der Russen gesprochene Worte
dringen durch den Rücken,
der so viele Völker versammelt,
der Russen Herr ist stark.

Tonfall.

In jedem Versfuße muß eine besonders betonte Sylbe sein, so daß in jedem Verse ebensoviele scharfe Tonsylben sind, als Versfüße. Die Sylben mit scharfem Tone sind die Haltepunkte, um die sich die übrigen Sylben gruppiren. Der Vers bildet deshalb gleichsam eine Wellenlinie, die Stimme gleitet über die tonlosen Sylben leise hin, und erhebt sich bei der jedesmaligen Tonsylbe. Bei Versfüßen von vier und fünf Sylben ist außer der scharf betonten Sylbe gewöhnlich noch eine schwach betonte Sylbe.

Die betonte Sylbe im Verse muß stets auch den Wortton haben. Da nun in den Turk-Dialekten der Ton immer auf der letzten Sylbe des Wortes ruht, und nur wenn an ein Wort Pronominal- und Prädicat-Affixa treten, derselbe auf die vorletzte Sylbe rückt, so lassen sich über die betonte Sylbe im Versfuße folgende Regeln aufstellen:

1) bei zweisylbigen Versfüßen ist stets die letzte Sylbe betont,
2) bei dreisylbigen Versfüßen ist meist die letzte Sylbe, aber auch die vorletzte Sylbe betont,
3) bei vier- und fünfsylbigen Versen ist
   a) die letzte Sylbe betont,
   b) die vorletzte Sylbe,

c) halber Ton auf der ersten, zweiten oder dritten Sylbe, ganzer Ton auf der letzten,
d) halber Ton auf der ersten, zweiten oder dritten Sylbe, ganzer Ton auf der vorletzten.

Hier mögen folgende Beispiele folgen, wobei ich bemerke, daß ich mit dem Zeichen ○ die unbetonten, mit ' die halbtönigen, mit ‿ die betonten Sylben bezeichne:

○ ‿ ○ ‿ ○ ○ ‿
arị | par-ar | tyol-ịṅ-a
dorthin zu befahrender Weg deinem auf

○ ‿ ○ ‿ ○ ○ ‿
aḷt-on | kiži | tyịχ-ịḷ-zịn
sechs=zehn Menschen mögen umfallen

○ ‿ ○ ‿ ○ ○ ‿
päri | käl-är | tyol-ịng-a
hierher zu befahrender Weg deinem auf

○ ‿ ○ ‿ ○ ○ ‿
päž-on | kiži | tyịχ-ịḷ-zịn
fünf=zehn Menschen mögen umfallen.

○ ‿ | ○ ‿ | ○ ○ ‿
○ ‿ | ○ ‿ | ○ ○ ‿
○ ‿ | ○ ‿ | ○ ○ ‿
○ ‿ | ○ ‿ | ○ ○ ‿

Auf deinem Wege dorthin
mögen sechzig Menschen stürzen,
auf deinem Wege hierhin
mögen fünfzig Menschen stürzen!

○ ‿ ○ ○ ‿
čīq čīq | čīqịnaq
weh weh weh

○ ○ ‿ ○ ○ ‿
köz-ü yān | kök čorton
Auge sein groß blau Hecht

○ ' ○ ‿ ○ ○ ‿
kör-düng minä | pala-m-dy
sahst du vielleicht Kind mein

o ˜ o o ˜
čīq čīq | čīqịnaq
weh weh weh

o o o ˜ o o ˜
qoχo-bịłań | sał ät-säm
Kalmus mit Floß machen wenn ich

o o , o ˜ o o ˜
qož-ịł-χai minäm | pata-mdị
erreichen möcht vielleicht ich mein Kind

o ˜ | o o ˜
o o ˜ | o o ˜
o , o ˜ | o o ˜
o ˜ | o o ˜
o o o ˜ | o o ˜
o o , o ˜ | o o ˜

Weh! weh! O weh!
du großäugiger blauer Hecht,
hast du nicht vielleicht mein Kind gesehn?
Weh! weh! O weh!
wenn ich aus Schilf ein Floß machte,
würde ich nicht vielleicht mein Kind erreichen?

o o , o ˜ o o , o o ˜ , o ˜
täkä-niṅ müz-ï | täṅärä yätkänïn | käm kör-χön |
Bock des Horn sein Himmel zum erreicht habend wer gesehen hat

o , o o ˜ o , o o ˜ , o ˜
tönüṅ quiruχ-ü | yär-χä yätkän-ïn | käm kör-χön |
Kameel des Schwanz sein Erde zur erreicht wer hat gesehen

o o , o ˜ | o o , o o ˜ | , o ˜ |
o , o o ˜ | o , o o ˜ | , o ˜ |

Wer hat gesehen, daß des Bockes Horn zum Himmel reicht,
wer hat gesehen, daß des Kameeles Schwanz zur Erde reicht.

Der Reim.

Das wichtigste unter allen Mitteln, den Wohlklang der Verse zu erhöhen, ist unstreitig der Reim, er ist auch gerade in den poetischen Productionen der sibirischen Tataren auf das

höchste ausgebildet. Hier mußte er aber, durch die Sprachverhältnisse bedingt, einen ganz anderen Charakter erhalten, als in den indo-germanischen Sprachen.

In den türkischen Sprachen geschehen alle grammatischen Flexionen, alle Wortbildungen durch Anfügung gewisser Affixe an die Wurzelsylbe; die Wurzelsylbe ist starr und unveränderlich, ihr Vokal bedingt die Vokale aller grammatischen Anhänge, sie ist gleichsam als der Kern des Wortes zu betrachten. Deshalb ist es gerade die Wurzelsylbe (die erste Sylbe des Wortes), die in Betreff des Reimes am meisten in Betracht gezogen wird. Die verschiedenen Arten des Reimes sind:

1) akrostichische Reime (Sylben-Reime),
2) Versreime.

1) Der akrostichische Reim, d. h. der Reim zu Anfang des Verses ist das wichtigste Erforderniß eines jeden poetischen Products, und jeder Fall, wo derselbe vernachlässigt wird, muß unbedingt als eine Ungehörigkeit, eine Fahrlässigkeit des Dichters angesehen werden. Dieser akrostichische Reim ist nicht ein Buchstabenreim, wie in unseren gekünstelten Akrostichen, sondern er ist ein Sylbenreim, er verlangt den Gleichklang der ersten Sylbe, d. h. eines Consonanten mit dem darauf folgenden Vokale:

Beispiele:

*Qā*n qudai-dįṅ köz-ü tī-zĭn!
Herr Gott des Auge sein treffe!
*Qa*rį kižiniṅ ałqįž-į yät-sĭn!
Alt Mensch des Segen sein erreiche
ulu qudai-dįṅ köz-ü tī-zĭn
Groß Gott des Auge sein treffe
ulu kiži-nĭṅ ałqįžį yät-sįn
Groß Mensch des Segen sein erreiche!
*Qo*n-χon yärĭṅ qoq-tū połzįn
bewohnt Land dein Asche-reich sein möge!
*Qo*zį-łū qoidoṅ köp poł-zįn
Lamm mit Schafen von viel mög es sein
*Pa*s-qan jär-ĭṅ pairam-dū poł-zįn
betreten Land dein Feste-reich möge sein

Palalū čaidaṅ köp polẓịn
Kind=mit Auerhahn=von viel mögen sie sein
Talčịlap qorbolop tur-zịn
Wie Weidengebüsch Baumschößlinge wie seiend mögen sie stehen
Taručịlap quḷχalap tur-zịn
grützenartig seiend Saat gleich seiend mögen sie stehen
Aldị-ṅ-naṅ ai čalịzịn
Vorderseite dein von her Mond möge scheinen
Arka-ṅ-naṅ kün čalị-zịn
Rücken dein von her Sonne möge scheinen
Töṅ yär-χä üy-üṅ sal-χịn
Hügel Land auf Haus dein stelle
Töbö yär-χä mal-ịṅ küt-kün
Berg Land auf Vieh dein weide!

Des Herrn Gottes Auge möge dich treffen!
der alten Leute Segen möge dich erreichen!
des hohen Gottes Auge möge dich treffen!
der hohen Menschen Segen möge dich erreichen!
deine Wohnstätte möge aschenreich sein!
zahlreicher als das Schaf mit seinen Lämmern möge (deine Nachkommenschaft) sein!
das von dir betretene Land möge festereich sein!
zahlreicher als der Auerhahn mit seinen Jungen möge (deine Nachkommenschaft) sein!
wie Weidengebüsch und Baumschößlinge mögen sie sein!
wie Grütze und Saathalme mögen sie sein!
vor dir möge der Mond scheinen!
hinter dir möge die Sonne scheinen!
auf Hügelland stelle dein Haus!
auf Bergland weide dein Vieh!

Tumandū kün-dä kiš tä-zä
Nebel=mit Tag=in wenn es=wiehert
tulbar-ịm ün-ü tanịlū
Pferd=mein Stimme=sein bekannt

*tu*šman yär-ĭn-dä yür-χän-dä
Fremd Land sein in lebend in
*tu*χan-ḭm ün-ŭ tanḭlū
Verwandte mein Stimme sein bekannt.

*qa*račqḭ tün-dä kiš-tä-zä
Dunkel Nacht in wenn er wiehert
*qa*ltar-ḭm ün-ŭ tanḭlū
Braunen mein Stimme sein bekannt
*qa*ḽḭk yär-ĭn-dä yürχän-dä
Volk Land sein in lebend in
*qa*rḭndaš ün-ŭ tanḭlū
Bruder Stimme sein bekannt

Wenn es auch an einem nebligen Tage wiehert,
ist meines Rosses Stimme mir bekannt,
wenn ich auch in der Fremde lebe,
ist des Verwandten Stimme mir bekannt.

Wenn es auch in dunkler Nacht wiehert,
ist meines Braunen Stimme mir bekannt,
wenn ich auch bei andern Völkern lebe,
ist des Bruders Stimme mir bekannt.

Beginnen die Worte mit einem Vokale, so erstreckt sich der Reim nur auf diesen.

*a*zŭ yān kök čortoṅ
Mund=sein groß blau Hecht
*u*q-tüṅ minä pała-m-dḭ
hörtest du vielleicht mein Kind

Du blauer Hecht mit großem Munde,
hörtest du nicht von meinem Kinde?

ai čḭχ-ar yan-ḭ pos połor
Mond hervorkommend Seite sein grau ist
*a*ltḭndḭ tut-qan us połor
Gold das haltende Künstler ist

adanịṅ yurt-ün päk tut-qan
Vater des Wohnsitz sein fest gehalten
aimaχ-ị yonχo mak połor
Volk sein Leute Lob wird

Die Seite wo der Mond hervorkommt ist grau,
wer das Gold bearbeitet ist ein Künstler;
wenn es die väterliche Wohnstätte gut erhalten,
gereicht es dem Volke zum Lobe.

2) Der Versreim ist ein Gleichklang einzelner Worte im Innern des Verses, oder ein Gleichklang ganzer Verse. Diesen Versreim bewirkt sowohl die Wiederholung derselben Worte, wie auch der Gebrauch gleichklingender correspondirender Worte, in denen gleichviel Sylben entweder mit übereinstimmenden Vokalen oder übereinstimmenden Consonanten enthalten sind:

ät qaina-za-m *sä* *min-ĭ* *yät-päs*
Fleisch Kochen wenn ich dir (dich) Brühe sein erreicht nicht
äki sös-tön *sä* *pir-zĭ* *yät-päs*
zwei Wort=von dir (dich) eins erreicht nicht

wenn ich Fleisch koche, ist für dich keine Brühe da,
von zwei Worten ist für dich keins da.

až-ịm as połdị
Speise=mein wenig war
paž-ịm tas połdị
Kopf=mein kahl war

meine Speise war karg,
mein Kopf war kahl.

öt-pös-tŭ *pilä-bä*!
was nicht schneiden will, schleif nicht!
u*kpastị* *sülä*b*ä*!
wer nicht hören will, den unterrichte nicht!

altın *paš-tü* qadıt-tan
Gold Kopf-mit Weib-von
apıq *paš-ta* är artıq
mager Kopf-mit Mann besser

besser als ein goldenköpfiges Weib
ist ein magerköpfiger Mann.

Der Versreim ist so außerordentlich verbreitet, daß es weiterer Beispiele nicht bedarf, fast in jedem Verse, den ich bei früherer Gelegenheit aufgeführt, ist ein Versreim enthalten.

Nachdem ich die Bildung des Verses und die Mittel des rhythmischen Wohlklanges betrachtet, will ich jetzt zu der Zusammenstellung der Verse übergehen. Diese Gruppirung der Verse ist in den verschiedenen Arten poetischer Productionen eine andere; daher müssen wir auch unsere Betrachtung diesen zuwenden.

I. Die zweizeilige Strophe.

Die zweiversige Strophe findet ihre Anwendung in kleinen Liedern, Sprüchen, Sentenzen, Sprüchwörtern, Segensworten, Gebeten und Zauberformeln. Sie besteht aus je zwei aufeinanderfolgenden Versen, die in Laut und Inhalt in engster Verbindung stehen. Was den lautlichen Gleichklang betrifft, so herrschen gewöhnlich folgende Regeln:

a) Beide Verse bestehen aus einer gleichen Anzahl von Versfüßen, gewöhnlich zwei bis drei, meist aber auch aus einer gleichen Anzahl von Sylben.
b) Beide Verse haben meist den akrostichischen Anfangsreim.
c) Der Versreim wird aufs peinlichste beobachtet und zieht sich meist durch alle Worte der Verse hindurch.
d) Alliteration und vokalischer Gleichklang muß den Wohlklang jedes Verses heben.

Was die Inhaltsbeziehung beider Verse betrifft, so ist in längeren Liedern der zweite Vers meist eine Wiederholung des ersten, in Sprüchwörtern und Sentenzen hingegen enthält

der zweite Vers entweder eine Nutzanwendung oder eine Vergleichung.

Als Beispiel eines längeren Gedichtes in zweiversigen Strophen folge das teleutische Loblied der Schlange auf ihre Kinder:

Qas pała-zį || qas-qa ärkä
Gans Kind sein Gans der lieb
qairįχaž-į || mā ärkä
das gekrümmte mir lieb

kiži pałaz į || kiž-ā ärkä
Mensch Kind sein Mensch dem lieb
käiriχäž-ï || mā ärkä
das gewundene mir lieb

mał pała-zį || małχa ärkä
Pferd Kind sein Pferd dem lieb
mairįgaž-į || mā ärkä
das geschlängelte mir lieb

mįi pała-zį || mįi-χa ärkä
Katze Kind sein Katze der lieb
mįirįχaž-į || mā ärkä
das gebogene mir lieb

qoi pałazį || koi-χa ärkä
Schaf Kind sein Schaf dem lieb
qoirįχaž-į || mā ärkä
das geringelte mir lieb

tülkü pała-zį || tülk-ā ärkä
Fuchs Kind sein Fuchs dem lieb
türläχän-ï || mā ärkä
das gemusterte mir lieb.

Das Kind der Gans ist der Gans lieb,
das gekrümmte ist mir lieb.

Das Kind des Menschen ist dem Menschen lieb,
das gewundene ist mir lieb.

Das Kind des Pferdes ist dem Pferde lieb,
das geschlängelte ist mir lieb.

Das Kind der Katze ist der Katze lieb,
das gebogene ist mir lieb.

Das Kind des Schafes ist dem Schafe lieb,
das geringelte ist mir lieb.

Das Kind des Fuchses ist dem Fuchse lieb,
das bunt gemusterte ist mir lieb.

Als ein anderes Beispiel diene der Anfang des altaischen Segenswortes, das schon Seite 96 und 97 aufgeführt.

Beispiele für zweizeilige Sprüchwörter und Sentenzen habe ich schon in Menge aufgeführt (vergl. S. 87, 89, 91, 92).

Bei einigen Teleuten-Liedern findet sich ein Refrain-Vers, der die Strophen von einander trennt, z. B.:

Män, män, köyönök!
ich ich Häschen
tyar paž-ɪn-da | oin-ɪm par,
Ufer Haupt sein auf Spiel mein ist
tyazɪł qɪrčɪn | qɪyɪłūm par,
grün Weidenstrauch Nahrung ist

män, män, köyönök!
ich ich Häschen
tyaman kižinŭ̈ | nä-zĭ par?
schlecht Mensch des was sein ist
tyaṅɪs tyarχak | tonŭ par.
allein kahl Pelz-sein ist.

Ich, ich bin das Häschen!
Auf der Höhe des Ufers ist mein Spielort,
der grüne Weidenstrauch ist meine Nahrung,

ich, ich bin das Häschen!
was hat denn nur der böse Mensch?
nichts als einen kahlen Pelz hat er, rc.

II. Die vierzeilige Strophe.

Die vierzeilige Strophe ist die verbreitetste von allen Versarten; in allen Liedern, sowohl in Improvisationen wie auch in historischen Liedern ist sie fast ausschließlich allein angewendet.

Jede Strophe besteht aus vier Versen und zwei dieser Strophen gehören stets zusammen. Improvisationen und kleinere Lieder bestehen eben nur aus zwei Strophen, während die längeren historischen Lieder eine Anzahl von Strophenpaaren bilden. Sowohl dem Inhalt, wie auch der Form nach stehen die einzelnen Verse der Strophen und die beiden zusammengehörigen Strophen in gewisser Beziehung. Bei den Versen ist zu bemerken, daß je zwei dem Inhalt nach ein Ganzes bilden, die letzten beiden Verse der Strophe sind entweder eine Vergleichung, oder eine Nutzanwendung der ersten beiden. Die zweite Strophe wiederholt im Allgemeinen mit anderen Worten den Inhalt der ersten.

Die rhythmischen Gesetze, nach denen die einzelnen Verse zu einem Ganzen sich verbinden, sind folgende:

1) alle vier Verse bestehen:
   a) aus einer gleichen Anzahl von Versfüßen (zwei oder drei),
   b) der erste und dritte Vers, und der zweite und vierte Vers bestehen je aus zwei oder drei Versfüßen;
2) akrostichischer Reim aller vier Verse oder wenigstens dreier Verse;
3) Versreim im ersten und dritten Verse oder im zweiten und vierten Verse;
4) oft herrscht Alliteration oder vokalischer Gleichklang des Anfangs-Buchstaben des akrostichischen Reimes innerhalb der Verse, meist im dritten Versfuße.

Beispiele:

S*a*ndįχ-aś | učat | *saz*-į *s*ain
Nachtigall fliegt Sumpf-sein jedem
***sas*-qa | püt-kön | tał-į *s*ain**
Sumpf in geschaffen Weide-sein jeder

sana-χan | tu-χan | käl-ät täp
gedacht Verwandter kommt sagend
saqta-p | kör-düm | yol-ị sain
wartend sah ich Weg jeden

Die Nachtigall fliegt zu jedem Sumpfe,
zu jeder Weide, die auf dem Sumpfe steht,
da ich dachte, daß mein Verwandter kommt,
wartete ich an jedem Wege.

aral-daχị | ayuga
Gebüsch in Bären dem
aldịrbaχan | Aya Pī
erlegen nicht Aja Pi
altan tümän | čärü-χä
sechzig zehntausend Soldaten den
pastịrpaχan | Aya Pī.
bezwungen nicht Aja Pi

Dem Bären im Gebüsche
bist du nicht erlegen, Aja Pi,
von den sechsmal hundert tausend Soldaten
bist du nicht bezwungen, Aja Pi.

qulaχ-ịn-da | quduq par
Ohr sein in Quelle ist
qul-dar | ičip | tüχöt-pös
Sklaven trinkend leeren nicht
quiruχ-ŭnda | tana par
Schwanz sein an Perlmutter ist
qịstar | alịp | tüχät-päs
Mädchen nehmend endigen nicht

In seinem Ohre ist eine Quelle,
Sklaven leeren sie nicht trinkend,
an seinem Schwanze ist Perlmutterschmuck,
für alle Mädchen ist er zuviel.

Da der Inhalt zweier zusammengehörigen Strophen fast derselbe ist, so bemüht man sich auch, der Form nach sie ent-

sprechend einzurichten, die Art aber, wie dies hervorgerufen wird, ist durchaus dem Dichter überlassen, und lassen sich darüber keine genaueren Regeln angeben; gewöhnlich geschieht es durch Versreim in den entsprechenden Versen der beiden Strophen, oder auch durch correspondirende vokalische Gleichklänge und Alliterationen.

Hier mögen zwei Lieder als Beispiele folgen:

yätti | yaś-tū | yäränĭm
sieben jährig mein Fuchs
yär-ĭn | sanap | kiśtädĭ
Land sein denkend wieherte
yättän | yaśtū | öṅmöχön
siebzig jährig Alte
yịrχałịn | sanap | qunuqtŭ
Vergnügen ihr gedenkend grämte sich

ałtị | yaśtū | ak porom
sechs jährig weiß'Schimmel mein
ałtayịn | sanap | oqrondị
Altai des gedenkend schrie
ałtan | yaśtū | öṅmögön
sechzig jährig Alte
yịrgałịn | sanap | qunuqtŭ
Vergnügen ihres gedenkend grämte sich

Mein siebenjähriger Fuchs
hatte Heimweh und wieherte,
die siebenzigjährige Alte
dachte an frühere Freuden und härmte sich.

Mein sechsjähriger weißer Schimmel
dachte an den Altai und schrie,
die sechzigjährige Alte
dachte an frühere Freuden und härmte sich.

Qusqun | yätpäs | quł adịm
Rabe nicht erreichend Falbe mein
qułaχịnda | taṅmałū
Ohr sein in mit Eigenthumszeichen

*qu*bu*i*ła*s*qan | pałdardįṅ
sich vergnügend Mädchen der
*qu*łaχįnda | sįrχałū
Ohr ihr in mit Ohrringen

*Sa*ṅįsq*a*n | yätpäs | *sa*r adįm
Elster nicht erreichend gelb Pferd mein
*sa*ṅadįnda | taṅmalū
Hals sein an mit Eigenthumszeichen
*sa*b*ai*ła*s*qan pałdardįṅ
sich erfreuende Mädchen der
*sa*barįnda yüstüktü
Finger ihr an mit Ringen

Mein Falbe, den der Rabe nicht erreicht,
an seinem Ohre ist ein Eigenthumszeichen,
die sich vergnügenden Mädchen,
an ihrem Ohre ist der Ohrring.

Mein gelbes Pferd, das die Elster nicht erreicht,
an seinem Halse ist ein Eigenthumszeichen,
die Mädchen, die sich erfreuen,
an ihrem Finger sind Ringe.

Bei den Improvisationen werden alle oben angeführten Regeln genau beobachtet, da der Sänger dadurch seine Kunstfertigkeit beurkundet; in historischen Liedern werden sie hingegen oft vernachlässigt. So trifft man häufig hier Unregelmäßigkeiten in den Anfangsreimen, es reimen nur zwei Verse, der erste und zweite, oder erste und dritte, oder zweite und vierte; ferner fehlt oft die zweite Strophe. Dies hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß diese Lieder nicht von den frischen Sängern der Jugend, sondern von ganz alten Leuten vorgetragen werden, die sich mit Mühe noch der Klänge ihrer Jugend erinnern.

Vierzeilige Strophe mit Refrain habe ich nur in dem Liede vom Mįrat Pī gefunden, wo, wenn die Mutter singt, der Ausruf:

ayī Mįradįm Mįradįm
O! Myrad mein, Myrad mein!

wenn der Myrad singt,

ayī änäkäm änäkäm
O! Mütterchen, Mütterchen!

jeder vierzeiligen Strophe vorausgeschickt wird.

III. Die vielzeilige Strophe.

Mehr als vierzeilige Strophen gehören zu den größten Seltenheiten, und habe ich nur in Heldenliedern sechszeilige und achtzeilige angetroffen. Auch bei diesen vielzeiligen Strophen entsprachen sich in Bedeutung und Rhythmusanlage mehrere aufeinander folgende Strophen.

Die sechszeilige Strophe war folgendermaßen zusammengesetzt:

Die ersten vier Verse sind gebildet, wie die vierzeiligen Strophen überhaupt, aus zwei Verspaaren, die sich in Sinn und Form entsprachen, die fünfte und sechste Zeile hingegen sind eine Wiederholung (Nachahmung) in Inhalt und Form der dritten und vierten Zeile.

Wenigstens drei Zeilen müssen den Anfangsreim haben, und von den übrigen, wenn es drei sind, haben noch zwei einen anderen Anfangsreim.

*P*ī Taš minχän *p*uruł at
Pi Tasch bestiegenes gemischt-haariges Pferd
*p*ura tartarda tyįχįłzįn
herum ziehend in stürze hin
*p*į qalįqtįn ułanį
dies Volk des Jünglinge sein
*q*azįr połzįn *P*ī Tašqa
grausam seien sie Pi Tasch dem
*q*andū tyäbä sįr tyäbä
Blut mit Geschoß bunte Geschoß
ötkür połzįn *P*ī Tašqa
durchdringend sei es Pi Tasch dem

*T*äminä minχän *T*älzärū
Täminä bestiegener Tälsärü
*t*ämdänärχä tyįχįłzįn
laufen im hin stürze es

tälänättŭn ūlanį
Teleuten der Jünglinge
qazįr połzįn *Täminä*
grausam seien sie dem Täminä
tälįχän tyumdū sįr tyäbä
Geier Feder mit bunt Geschoß
ötkür połzįn *Täminä*
hindurchgehend sei es dem Täminä

Des Pi Tasch Reitpferd mit gemischtem Haare,
wenn es umwendet, stürze es nieder!
die Jünglinge dieses Volkes,
gegen Pi Tasch mögen sie rasen!
das blutige Geschoß, das bunte Geschoß,
durchbohren möge es den Pi Tasch.

Tälsärü, des Täminä Reitpferd,
wenn es läuft, so mag es stürzen!
die Jünglinge der Talangat,
gegen Täminä mögen sie rasen!
das bunte Geschoß mit der Geierfeder,
den Täminä möge es durchbohren!

Die achtzeilige Strophe fand ich nur in drei Strophen desselben historischen Gesanges des Pi Tasch. Sie ist ähnlich construirt wie die sechszeilige Strophe, nur daß die Nachbildungen des dritten und vierten Verses sich zweimal wiederholen.

Der Anfangsreim war
a) in der ersten, zweiten und dritten Zeile,
b) in der vierten und fünften,
c) in der sechsten und siebenten.

Eine Strophe wird als Beispiel genügen, um die Bildung zu verdeutlichen.

Pu *Pi* Taš körgön kižä
diesen Pi Tasch gesehen-habenden Menschen
purul aigįr ürü pärädim
gemischt-haarig Hengst Heerde-sein will ich geben

purul aiχir malin albaza
gemischt-haarig Hengst Vieh-sein wenn-er-nicht-nimmt
müstü malin pärädim
Gehörnt Vieh-das will-ich-geben
müstü malin albaza
gehörnt Vieh-das wenn-er-nicht-nimmt
*sä*mis qoyin pärädim
Fett Schafe-die ich-will-geben
*sä*mis qoyin albaza
fett Schafe-die wenn-er-nicht-nimmt
poyim qilχa pärädim
mich-selbst als-Sklave will-ich-geben.

Dem Menschen, der Pi Tasch gesehen,
will ich des bunten Hengstes Heerde geben;
wenn er des bunten Hengstes Heerde nicht nimmt,
will ich das gehörnte Vieh ihm geben;
wenn er das gehörnte Vieh nicht nimmt,
will ich die fetten Schafe ihm geben;
wenn er die fetten Schafe nicht nimmt,
will ich mich selbst ihm zum Sklaven geben.

Außer diesen nach den strengsten Regeln zusammengestellten zwei-, vier-, sechs- und achtzeiligen Strophen besteht noch eine Mittelform zwischen gebundener und freier Rede, in den poetischen Erzählungen und Mährchen, die nicht gesungen, sondern recitativ vorgetragen werden. Bei den streng metrisch beschränkten Productionen habe ich ausschließlich Beispiele aus dem Altai-Teleutischen aufgeführt, da hier dieselben auf das höchste ausgebildet sind. Wenn ich jetzt zum Mährchen und Heldengesange übergehe, so muß ich mich zu den Abakan-Tataren wenden, bei denen diese Art der Dichtung mehr als bei allen übrigen Tataren in Blüthe steht.

Die Heldengesänge und Mährchen sind nicht in Strophen abgetheilt, sondern in einzelne Verse, die aus zwei bis fünf (meist aus drei bis vier) Versfüßen bestehen. Beim Recitiren kommen zwei Takte auf jeden Versfuß, so daß diese auch meist

aus zwei bis drei, seltener aus vier oder fünf Sylben bestehen. Dies ist die einzige Beschränkung, die dem Mährchensänger auferlegt wird. Je mehr es ihm aber gelingt, seinen Vorträgen auch äußerlich eine poetische Färbung zu geben, je mehr er den Rhythmus und Wohlklang erhöht, um desto größeren Beifall wird er bei seinen Zuhörern finden.

Die Mittel, durch die er dies erreichen kann, sind die zu Anfang aufgeführten:

1) Alliteration,
2) vokalischer Gleichklang,
3) Reim,
4) Zusammenstellung von entsprechenden Verspaaren.

Es lassen sich aber unmöglich nähere Regeln über die Anwendung dieser Mittel aufstellen, da sie ganz dem Dichter überlassen ist. Ich glaube nicht deutlicher zeigen zu können, wie dies geschieht, als wenn ich den Anfang eines der vorzüglichsten Heldengesänge, die ich gehört, als Beispiel aufführe.

*Bu*łuṅ *ty*erĭn *ty*erläp *ty*adɨr,
Ecken Land bewohnend ist
*bu*łuṅ sūn i*ty*ĭp *ty*adɨr,
Ecken Wasser trinkend ist
*tö*s tyergä ep tut tyadɨr,
Niederung in Haus gebaut hat
*tö*ṅ tyergä mał qadɨr tyadɨr,
Hügel Land in Vieh weidend ist
amdɨχɨ töldüṅ ałnɨnda
jetzig Geschlechtes Vorderseite-seiner-in
purunχŭ töldüṅ sōnda.
früher Geschlechtes Folge-der-in
*e*ṅis talai endrä
weit Meer hineingehend
*e*lĭg tyonnɨχ połtɨr
Volk mit Leute mit ist er
*e*rbännĭχ tyazā
Thymian mit Steppe zu

sịṅmas maḷị poḷtịr.
fassend nicht Vieh sein ist
*ty*ätti *ty*astịχ kat aḷχan
sieben jährig Frau genommen habend
Ak kan poḷtịr
Ak Kan ist
*ty*ätti *ty*astịχ kat aḷχan
sieben jährig Frau genommen habend
*a*χ oi *a*ttịg *A*k Kan
weiß blau Pferd mit Ak Kan
*ty*ätton *ty*asqa *ty*ät parχan.
siebzig Jahre erreicht habend
*a*ltị tyastịg ergä parχan
sechs jährig Manne=zum gekommen
*A*gịḷaṅ Kō kattị poḷgan
Agulang Ko Frau seine ist
*a*ltị tyastịg ergä parχan kattị
sechs jährig Manne zum gekommen Weib sein
*a*lton tyasqa tyät parχan
sechzig Jahre erreicht hat sie
*ty*ätton *ty*asqa *ty*ätkän Aq Qanχa
siebzig Jahre erreicht habend Ak Kan
ürönŭ tyoχuḷ
Samen sein ist nicht
*ty*ätton *ty*asqa *ty*ätkän Ak Kan
siebzig Jahre erreicht habend Ak Kan
ürönŭ ŭčŭn altiläp työr,
Samen sein um willen grämt sich
alton tyasqa tyätkän Aχịlaṅ Kō
sechzig Jahre erreicht habend Agylang Ko
paḷa ŭčŭn maḷkịḷap työr.
Kind um willen jammert
*ty*azị *ty*ätkän Aq Qan
Alter erreicht habend Ak Kan
*ty*ayānχa ịḷχap tyadịr
Schöpfer zu weint

*ty*azị toɫtra malị noχa pärdĭṅ
Steppe voll Vieh wozu gabst du
*ty*azị toɫtra malị mǟ pärgändyä
Steppe voll Vieh mir anstatt zu geben
ǖrön mä pärgän polzịn!
Samen mir gegeben hättest du
Agịlaṅ Kō ịlχap odịr
weint.
ebĭ toɫtra estĭ
Haus voll Habe
noχa mǟ pärdĭṅ Kudai
wozu mir gabst du Gott
ep toɫtra es mǟ pärgändyä
Haus voll Habe mir anstatt zu geben
paɫa mǟ pärgän polzịn,
Kind mir gegeben hättest du
*ty*azị toɫtra menĭṅ maɫịm
Steppe voll mein Vieh
*ty*āɫap sür parar! tädĭr
Krieg=führend fortführen=wird=man, sagt er
tö̆lüm tyoqta sür parar!
Geschlecht=mein Nichtsein=in fortführen=wird=man
ebi toɫtra ezĭm eldī polgai!
Haus voll Habe Volkes möge es sein
paɫa tyoqta eldī polgai!
Kind Nichtsein in Volkes möge es sein
ịlχanịn estibas elĭ tyonị
Weinen sein hört Volk sein Leute sein
qad-ok ịlχaza-dịrlar
zusammen weinen sie
Arga tyonị tyōqtap tyadịr.
alles Volk sprechend ist
*Ty*ayān *ty*aqsịnịṅ abazị
Schöpfer Guten des Vater sein
*ty*as ürönü̆ pär saɫdyaṅ!
jung Samen geben wird

*ty*aza dā *ty*ätkändä pär sałdyań!
Alter wenn auch dem=Erreichen=in geben wird er
qadyannań pütkön qairan
irgend einmal ist Noth
ag oi adįń kaidī ezärlīr tyoχįłzįń
weiß blau Pferd=dein wie satteln thust du nicht
qamįk tyonįńnį sanįp
alles Volk dein zählend
qaidī ałar tyoχįłzįń
wie nehmen thust du nicht
tyazį tołtra małįńnįń
Steppe voll Vieh deines
pŏqünün qaidī ałar tyoχįłzįń
Zahl seine wie nehmen thust du nicht
qara künörtö qaraq siskändyä
Nacht Mittag=in Auge bis=es=angeschwollen
noχa įłχī dįrzįń.
wozu weinend bist du.

In dem Eckenlande wohnt er,
und das Eckenwasser trinkt er,
hält die Jurte in der Niedrung,
auf dem Hügel weidet's Vieh er,
vor den jetzigen Geschlechtern,
nach den früheren Geschlechtern.
Bis hinein in's weite Meer
lebt sein Volk und seine Leute,
und die quendelreiche Steppe
faßt nicht seines Viehes Heerden,
der gefreit schon siebenjährig,
lebte er, der Weiße Fürst.
Der gefreit schon siebenjährig,
Ak Kan mit dem blauen Schimmel,
war schon siebzig Jahre alt.
Schon sechsjährig kam zum Mann sie,
seine Gattin Agylang Ko.
Die sechsjährig schon zum Mann kam,

zählte jetzt schon sechzig Jahre,
Ak Kan, der schon siebzigjährig,
hat (bis jetzt noch) keine Kinder.
Ak Kan, der schon siebzigjährig,
grämt sich wegen seines Samens;
Agylang Ko, die sechzigjährige,
jammerte der Kinder wegen.
Der schon alt gewordne Ak Kan
klagt zum Schöpfer (dem Allmächt'gen):
wozu gabst du mir viel Vieh?
statt der Steppe voller Vieh
solltest du mir Samen geben!
Agylang Ko, sie weinte auch:
voll von Habe ist mein Haus,
wozu gabst du mir's, o Gott?
statt mir Habe zu verleihen,
solltest du mir Kinder geben!
all mein Vieh hier auf der Steppe
wird im Kriege fort man treiben,
da ich keine Kinder habe!
meine Habe wird des Volks sein,
da ich keine Kinder habe!
Seine Klagen hört das Volk,
alle fingen an zu weinen,
und es spricht des Volkes Menge:
Schöpfer! aller Guten Vater!
mögest jungen Samen geben,
wenn er auch schon alt geworden!
einmal wird die Noth sich end'gen.
(Sprich!) den blauen Schimmel,
weshalb sattelst du ihn nicht?
alles Volk und alle Leute,
weshalb zählest du sie nicht?
auch die Steppe voller Vieh,
was besichtigst du sie nicht?
weshalb weinst du Tag und Nacht,
bis die Augen dir geschwollen?

Lotze, Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie. Drei Bände. 1856—64.

Erster Artikel.

Niederer und höherer Verlauf der Vorstellungen.

Endlich liegt uns auch der dritte und letzte Band des angezeigten Werkes vor, auf dessen Vollendung gewiß jeder gebildete Deutsche mit Sehnsucht wartete. Zu einer Kritik der nun vorliegenden Leistung aus deren eigensten Voraussetzungen; zu einer Prüfung der Principien, der Folgerichtigkeit und Reichhaltigkeit ihrer Durchführung; zu einer Würdigung des gesammten Strebens, des vorgesteckten Zieles, des eingehaltenen Ganges, des schließlichen Ergebnisses; zu einer allseitigen und eindringenden Darlegung des Verhältnisses der Ideen Lotze's zu den philosophischen Ansichten anderer Denker: zu all dem ist weder hier der Ort, noch bin ich dazu berufen. Die Aufgabe, die ich mir hier gestellt habe, ist eine viel beschränktere: der Nachweis dessen was wir aus Lotze's Werk für Völkerpsychologie lernen können.

„Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit", ein „Versuch einer Anthropologie" muß die völkerpsychologischen Aufgaben (der Verfasser mag darum wissen oder nicht, mag es wollen oder nicht) aufs vielfältigste berühren, ja muß einen vollständigen Abriß unserer jungen Disciplin enthalten. So sollte man wenigstens meinen, und zumal bei unserm Verf., der sonst immer den Mechanismus, an welchen alles Leben und Geschehen geknüpft ist, aufs umfassendste erforscht wissen will. Er,

8*

meinte ich, müßte von der dringenden Nothwendigkeit überzeugt sein, auch den psychischen Mechanismus zu ergründen, auf dem alles menschlich-geistige Leben ruht; er müßte sich um so mehr veranlaßt fühlen, die Mechanik der Geschichte zu bearbeiten, als es gilt, irrthümlichen Begründungen der Geschichte, die auch er bekämpft, die Gelegenheit sich breit zu machen durch die Ausführung der richtigen Gesichtspunkte zu benehmen. Auch fürchte ich nicht, mich im Verf. zu irren. Aber im vorliegenden Werke hat er andere Ziele verfolgt. Das hat er auch, wenn wir genau hinsehen, schon auf dem Titel ausgesprochen. Ideen, nicht etwa Gedanken überhaupt, zur Natur- und geistigen Geschichte der Menschheit wollte er geben; Ideen aber sind bei Lotze nur solche Gedanken, welche den Inhalt, die Wesens- und die Werthbestimmungen der Dinge ausdrücken. Um das Was und nicht um das Wie des Geschehens bewegen sich Ideen. Der Verf. wollte einmal, nachdem er so oft die Mechanik hervorgehoben hat, auf die Ideen als das eigentliche Ziel und den eigentlichen Kern unserer Erkenntniß hinweisen. Er wollte nicht eine Anthropologie im üblichen Sinne, noch auch bloß eine Philosophie der Geschichte geben, sondern „die Idee des Menschen" darstellen, wie er sie erfaßt hat. Er wollte „von neuem die Frage angeregt haben, welche Bedeutung denn nun der Mensch und das menschliche Leben, sowohl mit seinen beständigen Erscheinungen, als auch mit dem veränderlichen Laufe seiner Geschichte, in dem großen Ganzen der Natur hat, deren beständigem Einflusse wir uns nach den Ergebnissen der neuen Wissenschaft mehr als je unterworfen fühlen." Gegen die Wichtigkeit dieser Frage kann sich doch niemand verschließen. „Könnte es der menschlichen Forschung nur darauf ankommen, den Bestand der vorhandenen Welt erkennend abzubilden, welchen Werth hätte dann doch ihre ganze Mühe, die mit der öden Wiederholung schlösse, daß, was außerhalb der Seele vorhanden war, nun nachgebildet in ihr noch einmal vorkäme? Welche Bedeutung hätte das leere Spiel dieser Verdopplung, welche Pflicht der denkende Geist, ein Spiegel zu sein für das, was nicht denkt, wäre nicht die Auffindung der Wahrheit überall zugleich die Erzeugung eines Gutes, dessen Werth die Mühe seiner Gewinnung rechtfertigt?" Und wel-

ches Gut gewährt uns also zuletzt die Wissenschaft? Sie soll uns, antwortet Lotze, „ein Bild der Welt entwerfen, das uns ausdeutet, was wir als den wahren Sinn des Daseins zu ehren, was wir zu thun, was zu hoffen haben." Darum ist das vorliegende Werk eine Metaphysik und Ethik, eine Naturphilosophie, Psychologie und Religionsphilosophie. Gegenstand dieses Mikrokosmos ist der Kosmos, Gott und die Welt und der Mensch, wie sie dem Menschen gelten sollen. Es handelt sich um die alten Gegensätze, die auch heute wieder zum Kampfe aufstehen: „hier die Erkenntniß der Sinnenwelt" (und auch des geistigen Lebens — Statistik und Geschichte) „mit ihrem täglich sich mehrenden Reichthum des bestimmtesten Wissens und der Ueberredungskraft anschaulicher Thatsachen, dort die Ahnungen des Uebersinnlichen, kaum ihres eigenen Inhaltes recht sicher, jeder Beweisführung schwer zugänglich, aber durch ein stets wiederkehrendes Bewußtsein ihrer dennoch nothwendigen Wahrheit noch unzugänglicher für jede Widerlegung." Die großartige Entwicklung der mechanischen Weltanschauung droht eine Beeinträchtigung des Höchsten der menschlichen Bildung. Darum wollte der Verf. nachweisen, „wie ausnahmslos universell die Ausdehnung, und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung ist, welche der Mechanismus in dem Baue der Welt zu erfüllen hat." Er möchte die Ueberzeugung befestigt haben, daß der Streit zwischen der mechanischen Auffassung der Dinge und den Bedürfnissen unseres Gemüths mit seinen Ahnungen und seinem Glauben „eine unnöthige Qual ist, die wir durch zu frühes Abbrechen der Untersuchung uns selbst zufügen." Unbegründet einerseits ist die Furcht, die Wissenschaft könne alle Lebendigkeit, Freiheit und Poesie, allen Glauben an das Uebersinnliche aus der Welt verschwinden machen; sie wird mit ihren begründeten Einreden nur die täuschenden Betrachtungen zerstreuen, welche mangelhafte Erfahrung und Mißverständnisse aller Art auf das beständig gleiche Ziel unserer Sehnsucht werfen; sie wird uns nur nöthigen, immer tiefer zu suchen, was wir oberflächlich greifen zu können meinten. Andererseits kann aber auch die Wissenschaft selbst nicht vergessen, „daß ihre eigenen Grundlagen, unsere Vorstellungen von

Kräften und Naturgesetzen, noch nicht die Schlußgewebe der Fäden sind, die sich in der Wirklichkeit verschlingen. Auch sie laufen vielmehr für einen schärferen Blick in das Gebiet des Uebersinnlichen zurück."

Es mag geeignet sein, hier wiederholt die Erklärung abzugeben, daß, wenn wir der Erforschung des Mechanismus des geistigen Lebens ein Organ in dieser Zeitschrift schaffen wollten, hiermit nicht das Recht und die Nothwendigkeit der idealen Betrachtungsweise geleugnet oder auch nur verkürzt werden sollte. Wem die angedeuteten Bestrebungen des Verf.'s in diesem Mikrokosmus gleichgültig oder nichtssagend erscheinen, dem fehlt eine ganze Seite der Humanität. Wer, um nur ein Beispiel, und nicht das bedeutendste, zu nennen, in dem Kapitel über „Die menschliche Sinnlichkeit" (II. S. 168—208) die Feinheit und Zartheit der Beobachtung und Deutung bei vollster kritischer Vorsicht nicht anzuerkennen vermöchte, dem fehlte etwas, was mehr werth ist als ein leiblicher Sinn, dem fehlte die Sinnigkeit.

Ob dem Verf. sein Unternehmen geglückt ist? dies zu untersuchen ist, wie schon bemerkt, hier nicht der Ort. Nur dies sei bemerkt. Der Verf. macht es seinem Kritiker insofern leicht, als er schließlich selbst darlegt, wieviel ihm noch bis zum Ziele fehlt. Dies wollten wir hier darum erwähnen, weil wir uns nicht enthalten können, laut des Verf.'s Ehrlichkeit anzuerkennen, d. h. die Festigkeit, mit der er das Ziel unverrückt im Auge behält, und die Strenge der Logik, mit der sein Blick unverblendet seine eigene Leistung mißt. Solche Hut vor Selbsttäuschung, so klares Selbstbewußtsein erringt sich die höchste Achtung; und dem gegenüber auf das Ungenügende der letzten Ergebnisse hinweisen zu wollen, schiene wohl thöricht. Solcher Kritik, wenn sie gegeben würde, hat der Verf. im voraus die Spitze abgebrochen.

Wenn wir uns aber auch mit der Richtung des Werkes, mit der Idee, die es belebt, völlig einverstanden erklären: so können wir es doch nur bedauern, daß der Verf. der, wenn auch im Ganzen seines Werkes nothwendig nur untergeordneten, Rücksicht auf die Mechanik des Geistes nicht mehr Raum und Kraft

zugewandt hat. Wir bedauern dies um so mehr, als der Gedanke nicht fern liegt, daß durch näheres Eingehen auf die Erforschung der Gesetze des geistigen Lebens der hauptsächlichste Zweck des Werkes gefördert sein würde. Denn abgesehen davon, daß es für den „Versuch einer Anthropologie" angemessen gewesen wäre, nach keiner Richtung hin, weder nach der mechanischen noch nach der idealen, einseitig zu verfahren, scheint es auch bei der heutigen Lage der Wissenschaft, da man in der Erforschung der Natur fast ausschließlich auf die Mechanik bedacht ist, allerdings höchst rathsam und gelegen, die Ideen in der Natur hervorzukehren, umgekehrt aber auch dringend nothwendig, in die Geschichte, wo man bisher nur um die Thatsachen und ihren Sinn bemüht war, die Mechanik einzuführen. Unser Verf. dagegen hat unter zehn Kapiteln, die der Geschichte gewidmet sind, nur eines für „die wirkenden Kräfte in der Geschichte", und dieses eine ist zum größten Theil der Abweisung falscher Ansichten gewidmet, während die wahre Aufgabe kaum mehr als eine bloße Andeutung findet. Nun scheint mir, daß sich die positive Kritik des vorliegenden Werkes nicht an dessen Schluß zu wenden hat, dessen Lückenhaftigkeit der Verf. vermuthlich besser als jeder Kritiker kennt, sondern an die grundlegenden Kapitel, an die Voraussetzungen. Je inhaltreicher diese, um so sicherer und voller der Schluß. In Bezug auf solche Gegensätze, wie teleologische und causale Betrachtung, ist es meine wissenschaftliche Ueberzeugung, mein logischer Glaube, daß man dieselben am sichersten auflöst, wenn man die eine Richtung, die uns die gangbarste scheint, folgerecht so weit wie möglich durchschreitet. Dann muß man endlich nothwendig an den Punkt kommen, in welchem beide Richtungen zusammentreffen. So wird man auch, das glaube ich, um so sicherer den Sinn der Geschichte deuten, je bestimmter und reicher die Erkenntniß des geistigen Mechanismus geworden ist.

Noch eine vorläufige Bemerkung. Die Disposition des vorliegenden Werkes scheint mir wenig übersichtlich, und doch von einer herausfordernden Symmetrie. Drei Bände zerfallen in je drei Bücher, und diese neun Bücher in je fünf Kapitel. Das kann nicht zufällig sein; aber der Verf. erklärt sich dar-

über nicht und legt überhaupt die Gliederung oder den Fortgang des Werkes und die Beziehung der Theile desselben zu einander und zum Ganzen, kurz den Plan des Werkes nirgends in übersichtlicher Zusammenfassung dar. Die drei mal drei Bücher zeigen auch in den Ueberschriften einen auffallenden Parallelismus:

Leib	Seele	Leben
Mensch	Geist	Welt-Lauf
Geschichte	Fortschritt	Zusammenhang der Dinge.

Glaubte der Verf., die Nothwendigkeit und der Werth dieser Gliederung werde von selbst einleuchten? Mir, ich muß es gestehen, ist diese Anordnung unbegreiflich, und wird es um so mehr, je näher ich auf den Inhalt der einzelnen Kapitel jedes Buches eingehe. Kurz des Verf.'s Plan ist mir nicht klar. Er hat, wie es scheint, mehrere Rücksichten zugleich genommen, die einander kreuzen, wodurch die Darstellung an Plastik verloren hat. Ich muß also meinen eigenen Gang wählen.

Bei der Wichtigkeit der psychologischen Fundamental-Lehre auch für Völkerpsychologie muß ich mit dem zweiten Buche des Werkes „Die Seele" beginnen. Aber auf das erste Kapitel „Das Dasein der Seele", in welchem der Verf. die Nothwendigkeit erweist, die Erklärung der seelischen Erscheinungen aus einem eigenthümlichen Wesen herzuleiten, will ich nicht eingehen. Nur dies will ich erklären: mir scheint Lotze die Nothwendigkeit der Annahme eines untheilbaren übersinnlichen Wesens, einer Seele, unwiderleglich dargethan zu haben. Indessen muß ein Punkt aus dieser Betrachtung hervorgehoben werden, weil er für die Grundlage der Psychologie wichtig ist. Es ist folgender (S. 175): „Sehen wir in der Natur aus zwei Bewegungen bald Ruhe, bald eine dritte mittlere entstehen, in welcher sie unkenntlich untergegangen sind, so bietet sich uns Aehnliches im Bewußtsein nirgends dar. Unsere Vorstellungen bewahren durch alle verschiedenen Schicksale hindurch, die sie erfahren, denselben Inhalt, den sie früher besaßen, und nie sehen wir die Bilder zweier Farben in unserer Erinnerung zu dem Gesammtbild einer dritten aus ihnen gemischten, nie die Empfindungen zweier Töne zu der eines einfachen zwischen ihnen gelegenen,

niemals die Vorstellungen von Lust und Leid zu der Ruhe eines gleichgiltigen Zustandes sich mischen und ausgleichen. Nur so lange verschiedene der Außenwelt entspringende Reize noch innerhalb des körperlichen Nervengebietes, durch dessen Vermittlung sie auf die Seele wirken, nach physischen Gesetzen einen Mittelzustand erzeugen, läßt uns dieser, als einfacher Anstoß nun dem Geiste zugeführt, auch nur die einfache Mischempfindung entwickeln, statt der beiden, die wir getrennt wahrgenommen haben würden, wenn die Reize uns gesondert hätten zukommen können ... Das Bewußtsein hält das Verschiedene auseinander ... Wenn zugleich ein stärkerer und ein schwächerer Ton gleicher Höhe und gleichen Klanges unser Ohr treffen, so hören wir nur denselben Ton stärker, nicht beide getrennt; ihre Wirkungen fallen bereits in dem Gehörnerven zusammen, und die Seele kann in dem einfachen Reize, der an sie gelangt, keinen Grund zu einer Spaltung in zwei Wahrnehmungen finden. Aber wenn beide Töne nach einander erklangen, so daß das Sinnesorgan ihre Eindrücke gesondert leiten konnte, so entsteht aus ihren Vorstellungen, welche die Erinnerung aufbewahrt und zu dem Zwecke der Vergleichung in demselben Augenblick beide wieder ins Bewußtsein führt, nicht mehr die Vorstellung eines dritten Tones von größerer Stärke, sondern beide bleiben als gesonderte einander gegenüber ... Die Vergleichung, welche wir wirklich vollziehen, besteht in dem Bewußtwerden der eigenthümlichen Veränderung, die unser Zustand erfährt, indem wir von dem einen Tone vorstellend zum andern übergehen, und dabei entsteht uns statt eines dritten gleichen Tones ein ungleich größerer Gewinn: die Vorstellung eines intensiven Mehr oder Minder. Roth und gelb verschmelzen, wenn sie, schon im Auge sich mischend, nur als einfacher mittlerer Reiz unserer Seele sich nähern; in unserer Erinnerung bleiben die getrennt empfundenen getrennt und es entsteht nicht aus ihnen der Eindruck des Orange; entstände er, so wäre auch durch ihn nur vergleichbares Material vermehrt, nicht die Vergleichung vollzogen. Sie wird vollzogen, indem wir uns der Form des Wechsels bewußt werden, den unser Zustand in dem Uebergang von Roth zu Gelb erfährt, und wir gewinnen durch sie die neue Vorstellung

qualitativer Aehnlichkeit und Unähnlichkeit. Vergleichen wir endlich einen Eindruck mit sich selbst, so ist nicht das Ergebniß, daß der doppelt gedachte zu einer Verdopplung seiner einfachen Stärke führte, sondern indem wir die Thätigkeit des Uebergehens wahrnehmen, ohne eine Aenderung in ihrem Ergebnisse zu bemerken, erlangen wir die Vorstellung der Gleichheit." Die hier hervorgehobenen Thatsachen und die Deutung, welche ihnen der Verf. gibt, sind nach mehreren Seiten von großer Wichtigkeit, was hier nicht weiter auseinanderzusetzen ist.

Auch auf das zweite Kapitel „Natur und Vermögen der Seele", in welchem der Verf. für die Anerkennung einer Mehrheit auf einander nicht zurückführbarer Aeußerungsweisen der Seele kämpft und nach hergebrachter Weise Vorstellen, Fühlen und Streben als drei Urvermögen hinstellt, will ich nicht näher eingehen. Indem ich mich aber damit begnüge, hierzu nur kurz meine Zustimmung auszusprechen, muß ich wieder einen Gedanken herausheben, den der Verf. an diese Betrachtung knüpft und der von principieller Wichtigkeit ist.

Herbart hält nur die einfachen Empfindungen, wie die einer Farbe, eines Tones (d. h. die Rückwirkungen, welche die Seele in unmittelbarer Wechselwirkung mit äußeren Reizen entwickelt) für ursprüngliche, nicht weiter und nicht auf einander zurückführbare Aeußerungen der Seele (S. 198): „Alle anderen höheren Thätigkeiten dagegen, die in der Verarbeitung und der gegenseitigen Wechselwirkung dieser innern Zustände entstehen, sollen zugleich auch völlig aus ihnen entstehen; nachdem die Seele einmal jenes ursprüngliche Material, die Welt der Empfindungen, aus ihrer Natur erzeugt: zieht sich ihre wirkende Thätigkeit zurück; sie überläßt diese Erzeugnisse ihres Thuns sich selbst und den allgemeinen Gesetzen ihrer Wechselwirkung, ohne wieder mit ihrer vollen Natur selbst handelnd einzugreifen und den herbeigeführten Verhältnissen neue Wendungen zu geben, die nicht von selbst aus ihnen nach der Folgerichtigkeit ihres mechanischen Verlaufes hervorgingen. So ist die Seele nur noch der Schauplatz für das, was zwischen den Empfindungen und Vorstellungen geschieht, allerdings ein solcher, der

alles auf ihm Geschehende mit Bewußtsein begleitet, aber ohne viel anderen Einfluß darauf auszuüben, als den des Umfassens und Zusammenhaltens, den jeder Rahmen auf das umschlossene Gemälde äußert." Der Verf. erklärt sich gegen diese Betrachtungsweise. „Nicht nur einmal, nicht nur in der Entwicklung der einfachen Empfindungen ist die Seele in dieser schöpferischen Weise thätig; mögen diese ersten Erzeugnisse immerhin einem gesetzlichen Mechanismus anheimfallen und der Lauf der Vorstellungen seine Verknüpfungen und Trennungen, sein Vergessen und Wiedererinnern von selbst und ohne einen neuen Eingriff der Seele zu Stande bringen: so ist doch damit das geistige Leben nicht abgeschlossen; und die höhern Thätigkeiten, auf denen sein Werth beruht, gehen aus diesem mechanischen Treiben nicht von selbst hervor. Der ganze nothwendige Ablauf dieser innern Ereignisse erzeugt nur Veranlassungen, die dadurch allein, daß sie auf das stets gegenwärtige ganze Wesen der Seele zurückwirken, aus diesem neue Formen der Wirkung hervorlocken, die sie für sich allein nicht erzeugt hätten. Gegen jeden einzelnen ihrer innern Zustände befindet sich die Seele in derselben Lage, in welcher sie sich gegenüber den äußern Empfindungsreizen befand; gegen jeden kann sie mit einer Gestalt der Thätigkeit antworten, die wir nicht aus jenen Zuständen ableiten können, weil sie in der That nicht in ihnen allein liegt, die wir vielmehr an diese Zustände nur anknüpfen können, nachdem uns die Erfahrung gelehrt hat, daß eben diese neue Form es ist, die von ihnen als Reizen einer höhern Ordnung in dem Wesen der Seele geweckt wird." Die einzelnen Elemente des Seelenlebens, bemerkt der Verf., sind nicht selbständige Atome, noch auch können wir sie den wesentlich geschiedenen Theilen gleichsetzen, aus denen sich die Gestalt einer Pflanze zusammensetzt; sondern sie sind doch nur Zustände des einen Wesens, der Seele, aus der sie nicht heraustreten können. Die Seele verhält sich also zu ihren ursprünglichsten Empfindungen, Gefühlen und Strebungen nicht so, wie man sich vorstellt, „daß die Erde die Thiere erzeuge, um ihren freien Bewegungen künftig nur als geduldiger Schauplatz zu dienen; sie fühlt vielmehr jeden Schritt, den der Verlauf der Vorstel-

lungen in ihr thut, und durch ihn gereizt, tritt sie hier und da wieder selbsthandelnd hervor und führt in das scheinbar sich selbst überlassene Getriebe derselben neue Elemente ein, deren Grund wir vergeblich in diesem allein suchen würden" (S. 206).

Hierzu bemerke ich, daß (da es sich für Herbart darum handelte, die wissenschaftliche Psychologie allererst zu gründen) seine Genialität, sein Beruf für diese Schöpfung sich gerade auch darin kund gab, keine andere Weise des innern Geschehens zuzulassen, als die rein mechanische, und zu versuchen, wie weit sich alle geistigen Erzeugnisse bloß durch die Verbindungen und Bewegungen der ursprünglichsten und einfachsten Zustände der Seele ohne Hinzunahme eines Eingriffes irgend welcher Art oder von irgend woher erklären ließen. Den mythischen Gebilden Hegel's gegenüber, z. B. gegenüber jener Göttin Intelligenz, welche die allgemeinen Begriffe macht, war es gerathen, ausschließlich dem selbstlosen Verlaufe der Vorstellungen jede geistige That, auch die der Bildung des Selbst, aufzutragen, und die Thätigkeit der Seele selbst auf die Rückwirkung gegen äußere Reizung in den Empfindungen zu beschränken. Indessen was von Herbart Genialität und gut war, das könnte, wenn wir es festhalten, Nachbeterei und hemmend werden. Darum müssen wir Lotze's Annahme „höherer Rückwirkungen" der Seele, Rückwirkungen auf ihre eigenen Zustände, unbefangen prüfen, zuerst in allgemeinen Betrachtungen bleibend, dann auf einzelne Thatsachen eingehend.

Daß Lotze's Annahme bei leicht fertigen Geistern nachtheilig wirken kann, ist nicht zu leugnen; sie werden die Geduld nicht haben, die mühselige Untersuchung anzustellen, wie lediglich durch den psychischen Mechanismus, durch selbstbewußtlose Vorgänge zwischen den ursprünglichsten Seelenregungen, das reiche geistige Leben des Menschen sich gestaltet; und werden schnell die neuen Formen der Thätigkeit des Bewußtseins von der Seele aus ihr selbst eingeführt werden lassen. Doch auf Ungeduld und Unfähigkeit haben wir nicht zu achten. Allerdings aber wäre festzustellen, wie weit verhält sich die Seele dem Verlaufe der Vorstellungen in ihr gegenüber passiv fühlend, und

wann, wo, unter welchen Bedingungen greift sie selbsthandelnd in das Getriebe ein; denn sie thut das doch nur „hier und da", wie Lotze sagt. Er will nicht etwa eine Gesetzlosigkeit in das innere Leben führen, sondern „eine Gesetzlichkeit von mehr verwickelter Form"; und er fordert selbst, daß „eine genaue innere Beobachtung die Ausdehnungsgrenzen dieses Verhaltens aufkläre."

Lotze nimmt also für die Entwicklung des Geistes eine Weise der Gesetzlichkeit an, die er für die Natur nicht gelten lassen will. Er sagt: „In der Entwicklung des Organismus ist der Erfolg, den die Wechselwirkung zweier Elemente haben wird, völlig bestimmt durch die allgemeinen Gesetze des Naturlaufes und die gegebenen Umstände des Augenblicks; in dem geistigen Leben dagegen ist zu jeden zwei Zuständen und zu den Gesetzen, die über ihre Wechselwirkung gelten, die Natur der Seele ein beständig vorhandenes viertes Element, das den kommenden Erfolg so mitbedingt und umgestaltet, wie etwa die Berücksichtigung eines widerstehenden Mittels die Berechnung einer Bewegung umändern kann, die für einen leeren Raum gemacht worden war." Indem Lotze hier in den letzten Worten aus dem Kreise der Naturerscheinungen etwas heraushebt, was dem entsprechen soll, was er in den seelischen Prozessen als viertes Element hinstellt: war er entschieden unfolgerichtig, da eben solch ein Viertes in der Natur nicht existiren soll. Auch sehe ich in der That nicht ein, wie „das widerstehende Mittel", innerhalb dessen sich eine Bewegung vollzieht, etwas besonderes sein kann neben „den allgemeinen Gesetzen des Naturlaufs und den gegebenen Umständen des Augenblicks". Ebensowenig aber sehe ich auch ein, wie „die Natur der Seele" als viertes Element noch außer den allgemeinen Gesetzen geistigen Geschehens den Erfolg solle bedingen können, da doch in diesen Gesetzen die Natur der Seele liegen muß. Schon davon, was wir kurz zuvor als Grund-Thatsache des Bewußtseins hinstellten, daß die Vorstellungen sich nicht zu einem Mittlern mischen, sondern sich entweder die Beleuchtung durch das Bewußtsein einander streitig machen, oder mit einander verglichen werden, schon davon müssen wir den Grund in der Natur der Seele suchen, oder in der Natur des Bewußt-

seins. Hierin aber liegt eben kein besonderes Eingreifen der Seele. Vortreffliche Bemerkungen werden von Lotze im dritten Kapitel „über den Verlauf der Vorstellungen“ gemacht, indem gerade auf die völlig andere Natur der Seele im Vergleiche zu der Körperwelt hingewiesen wird. Sehen wir uns aber endlich das vierte Kapitel an, welches die Hauptpunkte der analytischen Psychologie behandelt, um zu prüfen, ob Veranlassung zur Annahme höherer Rückwirkungen der Seele vorliegt. In der That kommt hier (S. 243 ff.) Lotze auf diesen Gegenstand zurück, und wir dürfen annehmen hier seine volle Meinung zu erfahren.

Der Ablauf der Vorstellungen schließt einen Wechsel des Wissens in sich, aber noch nicht ein Wissen von diesem Wechsel im Bewußtsein. Wenn wir einen Satz gehört haben, so sind wir vielleicht hinterher im Stande, die Bilder der gehörten Worte und ihrer Bedeutungen in unserer Seele in einer Reihe zu ordnen, derjenigen gleich oder ähnlich, in der sie früher durch äußere Eindrücke in uns erweckt wurden. Aber so entstünde nur ein aufgestelltes Heer von Lauten und Inhalten; jedoch es fehlte das Auge des Feldherrn, das ihre Ordnung wahrnähme; es fehlte das verstehende Auffassen. Wäre die Seele nur der Schauplatz der Vorstellungen, so würde sie ebensowenig einen Satz, einen Zusammenhang mehrer Sprach-Elemente, bilden, als das musikalische Instrument eine Melodie aufzufassen weiß, welche auf ihm gespielt wird. Von der Seele ginge eine Melodie aus, es würde aber für sie selbst keine Melodie vorhanden sein, sondern nur für einen Beobachter, der es versteht, in einem zweiten und höheren Bewußtsein die Veränderungen seines unmittelbar angeregten Vorstellens zusammenzufassen und zu beurtheilen. Lotze gesteht nun zu, daß die Seele selbst ein solcher Beobachter ihrer selbst ist. Nur will er diese Fähigkeit als eigenthümliche ausdrücklich hervorgehoben wissen und sie im Gegensatze zu dem Mechanismus des unmittelbaren Vorstellens auszeichnen, aus dem allein sie niemals erklärbar sein wird, „so sehr auch seine wechselnden Ereignisse die leitenden Veranlassungen zu ihrer Ausübung sind.“

Ich gestehe Lotze zu, daß er mit dem Hinweis auf diese Fähigkeit der Seele, sich selbst zu beobachten, Herbart's psycho-

logische Grundlagen in höchst bedeutsamer Weise ergänzt, ja daß diese Ergänzung jene Grundlagen wesentlich umgestaltet. Wenn er aber von einem Mechanismus des unmittelbaren Vorstellens spricht, den er in Gegensatz zu einem höheren Bewußtsein von dem unmittelbar angeregten Bewußtsein stellt: so scheint mir solche Sonderung völlig abstract. Unter psychischem Mechanismus als Gegenstand der Psychologie kann nur der Mechanismus verstanden werden, der allein wirklich, concret ist, nämlich der, welcher sich aus der vollen Natur und Fähigkeit der Seele ergibt, zu dem nicht eine zunächst bei Seite gebliebene Fähigkeit erst noch hinzutritt. Wie groß die Gefahr ist, durch Annahme eines höheren Bewußtseins über das mechanische die psychologische Forschung zu schwächen oder abzustumpfen, das könnte leicht das von Lotze angeführte Beispiel zeigen. „Die Sträucher grünen" sind eine Reihe von Wortlauten, die von einer Reihe von Bedeutungen begleitet wird. Wer nun meinte, das Verständniß dieses Satzes sei ein inneres Ereigniß, das aus nichts weiter bestehe als einem Ablauf zweier paralleler Reihen im Bewußtsein von Laut und Bedeutung (und das ist allerdings die Herbart'sche Ansicht), der irrte. Wer nun aber mit Lotze hinzufügt, dieser Ablauf werde von einem zweiten und höhern Bewußtsein in derselben Seele beobachtet, und wer damit die Sache für erledigt hielte, der hätte die Untersuchung abgeschnitten und wäre in die mythisirende Psychologie zurückgesunken; er hätte sich ein Wesen erdichtet oder eine Fähigkeit, welche die nothwendige Zusammenfassung vollzieht. Die Sache liegt aber ganz anders. Wie ich anderwärts gezeigt habe, liegt in jedem einfachen nackten Satze (Subject und Prädicat), der wirklich gedacht wird, sowohl vom Sprechenden als vom Hörenden eine vierfache Apperception vor. Jemand sage im Frühjahr: „die Sträucher grünen", so hat er die einheitliche Anschauung der grünenden Sträucher oder diese Naturerscheinung erstlich als „Sträucher" appercipirt, dann abermals als „Grünen"; und wir müssen anerkennen, vor ihm stehen Sträucher, und vor ihm begibt sich ein Grünen. Er appercipirt aber ferner drittens das Subject durch das Prädicat und viertens das Prädicat durch das Subject: die Sträucher als grünende, das Grünen als das der

Sträucher. Er setze ein Adverbium hinzu: „die Sträucher grünen schon", so ist vor der dritten Apperception eine fünfte vollzogen, nämlich des Grünens als eines schon sich ereignenden Geschehens, und dieses Apperceptionserzeugniß wird als Prädicat neu appercipirt. Wir erkennen also hier im Sprechen und Verstehen eines einfachen Satzes einen mannichfach verschlungenen Prozeß, und keinesweges bloß eine Reihe associirter Laute und Inhalte.

Gesetzt nun, die Apperception sei eben nur zu vollziehen, wenn die Seele jenes höhere Bewußtsein hat, und sie sei überhaupt nur der genauere Ausdruck für letzteres: so gehört sie doch zum psychischen Mechanismus und bleibt diesem nicht als etwas höheres fremd gegenüber, das in diesen bloß aus höherer Sphäre eingriffe. Ich denke mir nun aber den ganzen Vorgang in folgender Weise. Wir haben einen Complex von Erkenntnissen, der sich um den Strauch bewegt, und der durch das Wort Strauch repräsentirt wird; ebenso einen Erkenntniß-Complex, der durch das Wort „grünen" vorgestellt wird. Indem der Laut „Strauch" ins Bewußtsein tritt, wird der dadurch vorgestellte Complex erregt, d. h. unserer Anschauung die Richtung gegeben, sich das Object Strauch zu vergegenwärtigen. Diese Richtung wird aber sogleich noch näher bestimmt, indem durch den Laut „grünen" auch dieser Complex erregt und dadurch der Anschauung die Thätigkeit geboten wird, den Strauch mit grünen Blättchen versehen innerlich abzubilden. Sage ich also dem Freunde, der in der Stube sitzt: „die Sträucher grünen", so wird vermöge der Association seiner Anschauung mit dem Laute und dem Inhalte der gebrauchten Wörter nicht bloß ein Ablauf von Wörtern erfolgen, sondern dadurch zugleich seine Anschauung gezwungen sein, das Bild grünender Sträucher zu entwerfen. Tritt denn nun hierbei irgend eine besondere Fähigkeit der Seele auf, die nicht auch wirksam wäre, selbst wenn es sich bloß darum handelt, eine farbige Fläche in bestimmt begrenzter Ausdehnung anzuschauen?

Wie abstract, d. h. das lebendig Einheitliche zerreißend, hier Lotze verfährt, ersieht man daraus, daß er seinen Gedanken gar nicht correct, exact, mit Akribie und Genauigkeit aus-

drücken kann. Lotze bemerkt sehr richtig gegen Herbart (S. 244): „Man täuscht sich wohl, wenn man auch das Wissen von dem Wechsel unseres Wissens aus der Einheit der Seele als eine selbstverständliche, der besondern Erwähnung kaum würdige Folge zu begreifen glaubt. Die Betrachtung dieser beziehenden Thätigkeit konnte uns wohl zu dem Rückschluß auf die nothwendige Einheit des Wesens führen, von dem sie ausgeübt wird; aber der leere Begriff dieser Einheit kann uns nicht lehren, daß die Seele die Reihe ihrer wechselnden Erregungen in dieser Form einer bewußten Anschauung vereinigen müsse; ihm und seinen Forderungen schiene sie genug gethan zu haben durch jene Verkettung der Associationen und durch die Wechselwirkung der einzelnen Vorstellungen, die nichts theilnahmlos und unverbunden neben einander ließen. Auch dies reicht nicht aus, zu dem Begriffe der Einheit hinzuzufügen, daß die Seele ein vorstellendes Wesen sei, jede Störung ihres Zustandes durch ein empfindendes Innewerden beantwortend; wir müßten noch fortfahren und behaupten, daß auch die gegenseitigen Verhältnisse dieser ersten Handlungen, die Beziehungen zwischen den Vorstellungen von Neuem herausfordernde Reize für ihre Thätigkeit werden und sie zur Entwicklung neuer Anschauungen nöthigen." Aber Lotze meint doch gewiß nicht, als gäbe es zwischen den Vorstellungen Beziehungen und Verhältnisse, welche etwa ein objectives Dasein hätten und als Realitäten auf die Seele einen Reiz ausüben könnten. Der Vergleich mit dem aufgestellten Heere hat, wie es scheint, Lotzen dazu verleitet, auch den Vorstellungsreihen eine ihnen objectiv inwohnende Ordnung zuzuschreiben, welche nun erst das Auge des Beobachters erwartet, um nicht nur objectiv dazusein sondern auch bewußt zu werden. Aber alles was Ordnung der Vorstellungen, was Beziehung und Verhältniß, Zusammenfassung und Gegenstellung zwischen den Vorstellungen heißen kann, ist nicht etwas schon an sich Vorhandenes, das nur wahrgenommen werden kann; sondern dies alles ist etwas was erst vom Bewußtsein gestiftet werden muß und nur insofern ist, als es bewußt ist. Während also Lotze sagt: „Nicht dadurch, daß sie da sind, werden diese Beziehungen auch schon Gegenstände des Bewußt-

seins; würde ich vielmehr in entgegengesetzter Wendung sagen: Nur dadurch, daß sie bewußt, das heißt vom Bewußtsein gebildet werden, sind sie auch da. Wie könnte also etwas, was die Seele erst zu schaffen hat, als Reiz auf die Seele wirken? Allerdings ist im Gegensatze zu den sinnlichen Wahrnehmungen die Stiftung von Verhältnissen und Beziehungen zwischen Vorstellungen „eine neue lebendige Aeußerung des lebendigen Geistes", aus der höhere Leistungen hervorgehen; man mag es auch ein „neues Bewußtsein" nennen — aber es steht ganz innerhalb des psychischen Mechanismus und bildet nur eine höhere, verwickeltere Form desselben, wie die organischen Leistungen eine höhere Stufe des Natur-Mechanismus bilden.

Lotze hat, wie mir scheint, das specifische Wesen der Vorstellung im Gegensatze zur sinnlichen Anschauung oder zum erinnerten Bilde ganz außer Acht gelassen. Die Anschauung oder das Bild entsteht in der Seele gewiß durch den unmittelbaren Mechanismus. Die Anschauung wird wiederum durch den Mechanismus der Association, wie anderweitig ausführlich gezeigt ist, in die Vorstellung erhoben; das heißt: derselbe Inhalt, der im Bewußtsein als Bild war und wieder sein kann, kann auch durch Vorstellung bewußt werden. Die vorstellende Thätigkeit aber (das Sprechen) ist in mechanischem Zusammenhange mit dem Anschauen; sie repräsentirt, stellt vor das Anschauen, und sie thut dies in dem Doppelsinne der hier gebrauchten Wörter, sowohl im Sinne der Vertretung als auch der Darstellung. Vorstellungen vertreten die Anschauungen und stellen dieselben zugleich dar. Um dies kurz, wenn auch unvollkommen, zu zeigen. Die Worte z. B. „der Strauch grünt" vertreten, wie schon oben gezeigt, jedes den Theil eines Bildes; jedes aber trägt auch eine grammatische Form an sich, die auch mechanisch gehört wird, und die mechanisch das Bewußtsein veranlaßt, in vorgezeichneter Form jene Bild-Theile zusammenzusetzen. Doch darauf will ich hier nicht weiter eingehen. Nur dies noch. Keine Vorstellung kann ohne Vergleichung zu Stande kommen. Wie kann von Blau und Roth, von Laufen und Stehen, von Pferd und Baum die Rede sein, wenn nicht viele Anschauungen

mit einander verglichen und nach ihren Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zusammengefaßt und getrennt worden wären? Solches Vergleichen hält Lotze schon für die Thätigkeit jenes höheren Bewußtseins, und mit Recht. Wie soll man sich aber die Wiedererweckung eines aus dem Bewußtsein gewichenen Bildes durch den Anblick einer gleichen Gestalt erklären? Denn mit dieser Wiedererweckung ist doch thatsächlich die Anerkennung der Gleichheit beider Bilder, des früheren, bloß erinnerten, mit dem gegenwärtigen, gegeben. Dies aber ist der einfachste Fall des psychischen Mechanismus. Schon dieser also ist ohne vergleichende Thätigkeit, ohne die Leistung des höheren Bewußtseins nicht möglich.

Was ich also gegen Lotze in dem angeregten Punkte geltend gemacht haben möchte, ist dies, daß er gewisse Leistungen der Seele einer höheren Fähigkeit zuschreibt, die er dem Mechanismus des Bewußtseins entgegenstellt, während jene Fähigkeit so sehr zum Wesen der Seele gehört, daß sie in Wirksamkeit tritt, sobald über den Zusammenhang von Seele und Leib und über die Leistungen der Seele durch unmittelbare Unterstützung des physiologischen Mechanismus hinausgegangen wird. Dazu kommt nun, daß Lotze nicht diesen Mechanismus verfolgt, sondern sich begnügt, ganz allgemein auf die höhere Thätigkeit hinzuweisen. Dadurch hat er es sich unmöglich gemacht, den psychischen Mechanismus in seinem vollen Wesen darzulegen, da derselbe allerdings vermöge der Natur des Geistes durchweg mehr enthält, als in ihm zunächst gegeben ist.

Die hierauf folgende kurze Uebersicht über die wichtigsten Hebel unserer Weltauffassung (S. 249—260) enthält wieder viel Beherzigenswerthes, bleibt aber doch zu allgemein, zu abstract. Der Verf. hat dies selbst bemerkt, und sagt, dieser erste Ueberblick unseres geistigen Lebens sei nur der Betrachtung der Hilfsmittel gewidmet, aus deren Gebrauch die menschliche Bildung entstehen kann (S. 257). Es ist aber einerseits ein übles Ding, wenn Hilfsmittel, die erst im Gebrauche entstehen, schon vorher und außerhalb des Getriebes betrachtet werden, in welchem sie sich entwickeln, indem sie es bewegen und erweitern. Andererseits aber ereignet es sich dann leicht, daß später die

Geschichte der Weltauffassung erzählt wird, ohne daß die Wirksamkeit jener Mittel, und die Gesetzlichkeit, der sie unterliegen, besonders beachtet würde.

Hiermit ist der Kern der Kritik gegeben, welche ich Lotze's Werk widmen könnte. Eine weitere Ausführung wird aber kaum nöthig sein. Ich will also nur noch aus den beiden anderen Bänden die für uns wichtigsten Punkte angeben, um eben nur darauf hinzuweisen. Das dritte Kapitel des fünften Buches (Bd. II.) hat „die Sprache und das Denken" zum Gegenstande. Ueber die Unfähigkeit der Thiere zur Sprache und über die lautliche Seite der Sprache wird manches sehr fein bemerkt. Was Lotze über die innere Seite sagt, habe ich schon in meiner „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues" (S. 90—105) geprüft.

Ich bedaure, daß Lotze der Mythologie, obwohl zwei Mal, doch beide Male nur gelegentlich gedenkt, im Eingange zum ganzen Werke (I. 3—11) und in dem zum achten Buche (III. 187 f.). Der Mythos wird als eine Form des Wissens gefaßt und deren Grundgedanke dargestellt im Gegensatze zu anderen Formen des Wissens. Es versteht sich von selbst, daß hierbei der Gegenstand nur berührt wird. Was Lotze über ihn sagt, ist vortrefflich, bildet aber nur die Einleitung zu dem Kapitel „die Wahrheit und das Wissen". Je besser das Gesagte ist, um so mehr bedaure ich, daß er ihr nicht ebenso wie der Arbeit, der Kunst, der Religion und dem Staate ein besonderes Kapitel gewidmet hat.

Daß das Kapitel über „die Sitten und Gebräuche" (das dritte des sechsten Buches) schöne Bemerkungen enthält, bedarf kaum der besonderen Erwähnung; aber man hat das Gefühl, als sei hier aus einem umfassenden Kreise von Stoffen nur Einzelnes herausgerissen. In dem Grundgedanken wird dieses Kapitel ergänzt durch das fünfte des fünften Buches „das Gewissen und die Sittlichkeit".

Wir kämen nun zu Lotze's Ansicht über die Geschichte. Doch diesem Punkte widmen wir wohl passender einen besonderen Artikel im nächsten Hefte.

Zur Geschichte der Wissenschaft.

Wie vielen unserer Leser auch die Ueberschrift des Aufsatzes, mit dem wir den vierten Band unserer Zeitschrift eröffnen, völlig fremd klingen mag, so setze ich doch voraus, es werde sich Niemand weder durch die Fremdheit des Namens, noch durch die beim Blättern bemerkten mathematischen Formeln abhalten lassen, denselben zu lesen, zu studiren, ja, wenn nöthig, mit Anstrengung durchzudenken. Denn wenn es unleugbar ist, daß der neue wissenschaftliche Geist sich bis heute noch am entschiedensten und in entwickeltester Gestalt in der Naturwissenschaft bethätigt hat, und wenn wir noch danach zu ringen haben, diesen Geist in die historische Wissenschaft überzutragen: so kann letzteres nicht gelingen ohne die gründlichste Einsicht in das Wesen der Naturwissenschaft. Eine solche erfordert nicht eine ausgedehnte Bekanntschaft und Vertrautheit mit den Thatsachen und Gesetzen der einzelnen naturwissenschaftlichen Disciplinen, der Chemie, Anatomie u. s. w. — sie erfordert dieselbe nicht, weil sie daraus allein auch gar nicht erstehen würde; aber sie erfordert die möglich tiefste Einsicht in die Methode, die Denkweise der Naturforschung. Man mag genau die Verzweigung der Adern und Nerven des menschlichen Leibes kennen und ein guter Blumenzüchter sein — darum hat man noch nichts vom Geist der Naturwissenschaft in sich. Noch weniger freilich genügen die allgemeinen Phrasen und die Gerüchte, die über den neuen Geist in Umlauf sind. Daher erregen die Einbildungen manches Sprachforschers, der sich naturwissenschaftlich dünkt, beim echten Naturforscher nur Lächeln.

Aufsätze aber, wie der, auf den wir hier hinweisen, sind vorzüglich geeignet, das zu verschaffen, was wir brauchen. Sie gewähren einen Blick in die Werkstätte, in das Werden der Naturwissenschaft; sie geben den wichtigsten Inhalt in der Form seiner Entstehung, seines Processes.

Man wird auch nicht sagen: Gut, solche Aufsätze sind schön, werthvoll, aber wie gehören sie in die Völkerpsychologie? Indem ich meine, das Beste der auf diese Frage gehörenden Antwort werde sich aus dem mitgetheilten Aufsatze selbst ergeben: will ich doch hier folgendes bemerken. Wenn die Völkerpsychologie nur diejenigen Erzeugnisse des Geistes zum Gegenstande hätte, welche dem Bewußtsein des ganzen Volkes angehören: so könnte sie freilich nicht von den Thaten der Männer der Wissenschaft reden. Wiederholt aber haben wir bemerkt, daß die Völkerpsychologie jeden gesellschaftlichen Geist ihrer Betrachtung unterwirft, selbst die individuellste, persönlichste That, insofern auch an ihr ein gemeinsamer Geist, ein allgemeiner Zustand des Bewußtseins, ein geschichtlich überlieferter und sich fortbildender Geist, eine allgemeine Strebung Antheil hat.

Gesetze der Entwicklung der Wissenschaft zu suchen gehört durchaus in die Völkerpsychologie. Die Republik oder das Volk der Gelehrten ist ja eine geläufige Vorstellung, die auch wohlbegründet ist.

Nachdem uns nun unser geehrter Mitarbeiter ein höchst anziehendes Stück aus der Geschichte der Naturwissenschaften in so geistvoller Weise vorgeführt hat: will ich versuchen einige Analogieen zu der dargelegten Entwicklung aus der Geschichte der Sprachwissenschaft aufzusuchen. Möchten Andere aus der Geschichte ihrer Wissenschaft ebenfalls Analogieen suchen. Dies dürfte wohl der Weg sein, auf dem wir hoffen dürfen allgemeine Gesetze der Bildungsgeschichte der Wissenschaft zu finden.

Ja, „mit der Frage nach einem inneren Grunde der Formen ist das tiefste speculative Interesse verknüpft" (oben S. 1); und wenn sogar schon in Betreff des Steines, obwohl doch „die Natur am gleichen Stein die gleichen scharf bestimmten Formen unabänderlich wiederholt", das Problem doch gar nicht so einfach ist: so ist es dies natürlich in Betreff der Sprache

noch weit, weit weniger. Hier bedurfte es selbst zur Feststellung der Thatsache, daß sich am gleichen Stoff die gleiche Form wiederholt, eines mehrhundertjährigen Kampfes — der Kampf um Analogie gegen Anomalie. Und noch weit, weit weniger einfach als in der Krystallochemie ist für die Sprache der Begriff der Form und der Substanz; und gerade auch die Unklarheit darüber gab dem Streit um die Analogie so lange Zeit Nahrung.

Freilich zeigt sich hier ein Gegensatz zwischen Mineralogie und Sprachwissenschaft. Der Naturforscher, in allen wiederkehrenden Formen einen Zweck voraussetzend, war erstaunt, an den Krystallen feste Formen zu finden ohne irgend einen denkbaren Zweck (oben S. 2); der Sprachforscher umgekehrt von dem Gedanken ausgehend, die Sprache müsse nothwendig dieselben Formen des Wortes immer gleich ausprägen, fand in ihr die vorauszusetzende Gleichheit und feste Wiederkehr nicht. Der Genitiv z. B. wird bald so bald anders gebildet; und selbst die ähnlichen Grundformen wie servus und manus decliniren verschieden. Daher nahm die Entwicklung beider Wissenschaften eine ganz entgegengesetzte Richtung. In ersterer war es Aufgabe, für die sich aufdrängende Beständigkeit charakteristischer Formen die Ursache zu suchen; in letzterer galt es vor allem, die Analogie als wirklich zu erweisen, den Schein der Anomalie aufzuheben. Nach Gründen der Analogie ward nicht gesucht; denn diese glaubte man durch die Natur der Sache geboten. Das Anomale aber galt schlechthin als das Grundlose, Zufällige.

Wenn nun selbst in der Mineralogie Jahrhunderte erfordert wurden, bevor man „aus dem bunten Gewirr der Thatsachen das unabänderlich Beständige“ (S. 3) erkannte: um wie viel mehr mußte die Sprachwissenschaft langer Zeit bedürfen für Sammlung und Anordnung der Thatsachen.

Der Mineralog nahm also den ersten Anstoß an einer zwecklosen Analogie, der Sprachforscher an einer zweckwidrigen Anomalie. Aber auch jener stieß bei der Anhäufung der Thatsachen auf vielfältige Anomalieen (das.), und im vorigen Jahrhundert war er in derselben Verlegenheit wie die Väter der alexandrinischen Grammatik. Ward Linné, ich möchte sagen, zum Aristo-

phanes der Krystallographie, der in Romé de l'Isle oder in Hauy seinen Aristarch fand (S. 4): so spricht Berthollet (S. 44) die volle Verzweiflung des Anomalisten aus.

Aber auch in der Sprachwissenschaft „blieb selbst die Aufgabe eine schwankende, so lange nicht Klarheit für den Begriff der chemischen Substanz" (S. 5), d. h. der Wurzel erreicht war; und auch hier war (S. 6) „die Erkenntniß einer gewissen Mannigfaltigkeit möglicher Veränderungen in der äußeren Erscheinung" (der Wortwandel) nur ein Keim für die Theorie der Wurzeln. Mußte man, um zur substantiellen Beschaffenheit der Krystalle zu gelangen, erst der Luftarten habhaft geworden sein, so war für das Aufsuchen der wirklichen Wurzeln der Sprache die Entdeckung des Sanskrit nöthig; und konnte erst Hauy thatsächlich darthun, „daß der andern bestimmten Grundform eine andere bestimmte Zusammensetzung, d. h. dem wesentlich Andern der Erscheinung ein wesentlich anderes Inneres entspricht" (S. 7): so konnte endlich Bopp zeigen, wie jeder Wandel der Wortform auf einer abgeänderten Zusammensetzung der Wurzel-Elemente des Wortes beruht, daß an die Verbalwurzel ein andres Suffix (Pronominalwurzel) gefügt, und dabei ein regelmäßiger Lautwechsel eingetreten war. Auch in der Sprachwissenschaft war in weiterem Umfange die Folge, daß nun früher Geschiedenes verbunden, früher Verbundenes getrennt ward. Selbst die Ausnahmen ließen sich aus dem Gesetz erklären.

Mit der Kenntniß des Sanskrit entstand die Sprachvergleichung, und es galt hier eine umfassendere Gleichheit und Verschiedenheit. Auch hier zwar war die Verschiedenheit bei vorausgesetzter Gleichheit zu erklären, der Ausgangspunkt also entgegengesetzt dem der Krystallographie. Hier soll der Isomorphismus, der vorliegt, erklärt werden; dort wird der ursprüngliche Isomorphismus verschiedener Sprache, d. h. ihre Gleichheit und ihre Abstammung von derselben Ursprache, erwiesen trotz der vorliegenden Verschiedenheit. Anders gewandt aber erscheint hier wie dort die Aufgabe dieselbe. Die scheinbare Verschiedenheit der chemischen Substanzen der Krystalle sollte beseitigt und Gleichheit nachgewiesen werden; ebenso hatte die Sprachforschung zu zeigen, daß die Verschiedenheit der ver-

wandten Sprachen nur eine oberflächliche ist. Hier wie dort wird die Gleichheit erwiesen, die aber nicht in der Einerleiheit der Substanz liegt, sondern nur in Proportionen. Der Isomorphismus erfolgt aus gleichen Proportionen der Substanzen; und die ursprüngliche Stammsprache steht zu den besonderen Sprachen in bestimmten Proportionen wie auch diese unter einander. — Freilich steht die Proportionslehre der Sprachforscher auf der niederern Stufe Dalton's, und was oben S. 28, 29 bemerkt ist, paßt auch auf Grimm's und Bopp's Lautproportionen.

Hiermit lassen wir diesen Faden der Analogie fallen. Die Betrachtung der Lautform der Sprache hat den ihr angemessenen Gesichtspunkt erreicht. Es läßt sich heute nicht im mindesten absehen, wie Bopp's und Grimm's Behandlung des Wortes, so viel sie auch noch an Schärfe und Sicherheit gewinnen mag, wesentlich abgeändert werden könnte, wie sie einen Fortschritt machen könnte, der dem von Dalton zu Berzelius gleichkäme. Wir knüpfen einen andern Faden an.

Wird die chemische Zusammensetzung als das Innere, die krystallinische Form als die Erscheinung gefaßt: so liegt es ja noch näher, die Analogie in der Weise zu verfolgen, daß wir die Bedeutung und die Lautform in ihrem gegenseitigen Verhältnisse jenen beiden Momenten der Mineralogie parallel stellen.

Aber auch in dieser Hinsicht zeigt sich der Ausgangspunkt beider Wissenschaften, das den Anstoß gebende Problem, entgegengesetzt. Indem man beiderseits voraussetzte, daß bei gleichem Innern gleiches Aeußere da sein müsse: schien dem Mineralogen „die gleiche Grundform aus abweichender Mischung hervorzugehen" (S. 10); der Sprachforscher aber findet in verschiedenen Sprachen verschiedene Bezeichnungen derselben Begriffe und besonders in den verschiedenen Sprachstämmen mannigfache grammatische Formungsweisen bei immer gleichen Denkformen. Bald aber fand auch der Mineralog „die Identität der chemischen Substanz mit wesentlicher Formverschiedenheit gepaart" (S. 15). Nicht nur der unerwartete Isomorphismus, sondern auch der ebenso unerwartete Heteromorphismus oder Dimorphismus bot sich als Schwierigkeit dar (S. 54): wie auch andrerseits der

Sprachforscher manche Aehnlichkeit der Formbildung findet, wo er sie nicht erklären kann.

Doch will ich mich nicht darauf einlassen, auch in dieser Beziehung für die Parteien in der Krystallochemie die entsprechenden Bestrebungen in der Sprachwissenschaft aufzusuchen, dies dem Leser überlassend. Denn die Parallelisirung würde hier eine Kritik der Sprachforscher einschließen, und dies in einem Falle, wo der Streit noch ungeschlichtet ist und ich selbst Partei bin.

Indem ich hier meine Parallele schließe, kann ich doch nicht umhin, noch auf das besonders aufmerksam zu machen, was S. 26—28 über eine gewisse Bewußtlosigkeit und über das Wirken des objectiven Geistes der Wissenschaft gesagt ist; denn dies wird wohl in entsprechenden Verhältnissen in dem Kreise jeder Wissenschaft Geltung haben.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

Ueber das volksthümliche Epos der Franzosen.

Oeffentliche Vorlesung

von

Adolf Tobler.

Man kann etwa begeisterte Freunde des nordischen Alterthums ihr Bedauern aussprechen hören, daß die selbständige und streng nationale geistige Entwickelung des deutschen Volkes, von der denn doch noch allerlei Kunden und Zeugnisse auf uns gekommen sind, so früh unterbrochen worden sei, daß so früh eine nicht aus dem Schoße der Nation selbst hervorgegangene, über den damaligen Stand ihrer Gesittung weit hinausragende und mit Feuer und Schwert sich Bahn brechende Religion das Wachsthum der Keime künstlerischer Thätigkeit gehemmt und unterdrückt oder doch nicht frei habe gewähren lassen, daß es Deutschland nicht wie Island vergönnt gewesen, eine von fremdem Einflusse unberührte, von der Stammesreligion durchdrungene und getragene Literatur sich entfalten zu sehen. Neidisch blicken sie auf die Griechen, ihre wenn auch nicht ganz, doch in weit höherem Maße eigene Cultur, ihre durch und durch volksthümliche Dichtung, und klagen, daß das reich begabte deutsche Volk durch unwiderstehliche Einwirkung von außen um den Ruhm betrogen worden sei, den Erzeugnissen des griechischen Geistes in gleichem Grade unverkümmerte Blüthen seines Wesens gegenüberzustellen. Hier soll die Frage nicht erledigt werden, ob die deutsche Nation für die Einbuße an Eigenthümlichkeit nicht genügenden Ersatz gefunden habe. Dagegen wollen wir daran erinnern, daß beinahe jedes Volk, sicher wenigstens die

Völker des modernen Europa gleiche Klagen erheben dürften, und daß namentlich Deutschlands westliche Nachbarn, die Franzosen, neben den Segnungen des Wiederauflebens der klassischen Literatur als eine bedauernswerthe Wirkung jener tief eingreifenden Bewegung der Geister die Thatsache stellen dürften, daß ihr volksthümliches Epos bevor es zu der möglichen Höhe der Ausbildung, zu der die Unsterblichkeit sichernden Vollendung gelangte, abgestorben und auf Jahrhunderte ganz aus dem Bewußtsein des Volkes geschwunden ist, das unter andern Umständen mit gerechtem Stolze darauf geblickt haben würde.

Es soll damit nicht behauptet sein, daß die Renaissance allein die Schuld trage an der Gleichgiltigkeit, mit welcher die vier letzten Jahrhunderte die ehrwürdigen epischen Denkmäler der vier vorhergehenden im Staube haben liegen lassen, an der Unwissenheit, mit welcher sonst gewissenhafte und belesene Pfleger der Dichtkunst die Existenz einer jedenfalls doch formensicheren und strenger Ordnung im Versbau und im Gebrauche der Sprache sich fügenden Dichtung vor Villon geradezu läugneten und die Ursprünge der französischen Poesie in die Zeit setzten, wo sie im Grunde am entschiedensten das eigentlich Französische von sich abzustreifen bemüht war. Die Zeiten waren auch sonst andre geworden; nachdem König und Gemeinden mit so viel Erfolg thätig gewesen waren, die Macht der widerspenstigen Vasallen zu brechen und dem Reiche eine nach außen furchtbare und nach innen Ruhe sichernde Gestaltung zu verleihen, nachdem in den nicht endenden Kriegen gegen England die längst nicht mehr zu fürchtenden nichtchristlichen Feinde des Landes, die Moslemin wie die Sachsen, neben den gefährlichen Gegnern diesseits und jenseits des Kanals in den Schatten getreten waren, gab es freilich keinen großen Hörerkreis mehr für einen Sänger, der den Trotz der Haimonskinder gegen Karl, die Unbeugsamkeit des Gerart von Viane besungen hätte, und des guten Rolant Ende bei Roncevaux hätte auch nur als Episode keine Aufmerksamkeit und Theilnahme erwarten dürfen. Aber sollte man nicht denken, das siegreiche Ringen Karls des Großen wenigstens zur Herstellung des römischen Reiches, oder die Besitzergreifung des heiligen Grabes durch die vereinten christlichen Mächte oder der

Triumph Johannas über die Engländer hätten noch einmal die epische Muse zu wecken vermocht und ihrem Sange hätte ganz Frankreich freudig gelauscht, wenn nicht eben eine ganz neue, uralte Welt sich inzwischen erschlossen, strebsame Geister erfüllt und die der volksthümlichen Dichtung verderbliche Kluft zwischen der Menge und den Gebildeten weit aufgerissen hätte. Wer einmal auf seiner Wanderung in's alte Italien den kunstvoll angelegten, an überraschenden und wirkungsvollen Schönheiten so überreichen Park der vergil'schen Dichtung betreten hatte, Den ließ derselbe so bald nicht wieder los; es zog ihn von einer schattigen Gruppe zur andern, vom stillen Pfade zum hohen Tempel und zur weiten Fernsicht, und Ruhe fand er nicht wieder, bis er des geschickten Gärtners Kunstwerke völlig sich zu eigen gemacht hatte; kehrte er dann in die kältere Heimat mit dem graueren Himmel zurück, wie mochte er wieder unter den knorrigen Eichen und den finstern Tannen wandeln! Stets auf's Neue schwang sich sein Geist hinüber zu den wunderbaren Schöpfungen jener Künstlerhand und wenn ihn je der Genius trieb, selbst zu schaffen, so kam er über die knechtische Uebertragung der Aeußerlichkeiten des fremden Vorbildes auf den heimischen Boden nicht hinaus; er legte wol breite Wege an und streute feinen Kies darüber, er stutzte die Eichen zurecht, damit sie Pinien vorstellen sollten und säte backsteinerne Tempel und Triumphbogen dazwischen, aber die dürftige Nachbildung ließ die unerreichbare Schönheit des Vorbildes nur um so glänzender hervortreten, und muthlos sank zuletzt die Hand in den Schoß. Die Anlegung römischer Villen auf französischem Boden, um bei dem Bilde zu bleiben, ist seither aufgegeben worden, auf den Kieswegen der mißglückten Versuchsstücke wächst Unkraut, vor den Backsteinbauten steht das Volk und weiß nicht, was sie bedeuten. Aber manch Einer freut sich, daß noch da und dort ein alter Eichwald sich erhalten hat, und wenn er mit geheimem Schauer darin wandelt, so kommt ihm wol der Gedanke, auch in den Eichen bekunde sich mächtig ein kräftiger Trieb des Bodens und das sichere, selbständige Eingreifen eines sinnigen Künstlergeistes hätte auch die nordische Landschaft in ein landschaftliches Kunstwerk umzuwandeln vermocht.

Doch lassen wir die Frage nach dem, was hätte sein können, und treten wir an das heran, was gewesen ist. Wenn man vom griechischen Epos spricht, so denkt man unmittelbar an die Ilias und die Odyssee, trotzdem daß neben diesen beiden Dichtungen eine Menge anderer bestanden haben, von denen freilich wenig mehr als eine dunkle Kunde auf uns gekommen ist; das deutsche Epos wird vorzugsweise durch das Nibelungenlied vertreten, wenn gleich die Vertrautheit des deutschen Volkes mit demselben bei weitem nicht an die der Griechen mit ihrem Homer reicht; wenn man die Franzosen nach ihrem volksthümlichen Epos frägt, so sind sie mit der Antwort nicht so schnell bei der Hand. Einmal ist dasselbe seit nicht gar langer Zeit erst wieder aufgefunden und auch nicht einmal in dem bescheidenen Maße zum Eigenthum der Gebildeten geworden, wie die Nibelungen bei den Deutschen; andererseits hat aus der gewaltigen Zahl mittelalterlicher epischer Dichtungen, die auf uns gekommen und durch den Druck oder durch Inhaltsangaben bekannt geworden sind, keine weder durch die Bedeutsamkeit ihres Gegenstandes, noch durch hervorragenden Reiz der Darstellung den andern einen Vorsprung abzugewinnen vermocht. Das Rolantslied reicht in weite Vergangenheit zurück, wie seine Sprache und sein Versbau bezeugen, es hat eine Sage zum Inhalt, die wie nicht leicht eine andere den sämmtlichen europäischen Völkern bekannt und theuer geworden ist, und dürfte darum vielleicht Anspruch machen, in erster Linie genannt zu werden. Aber es kann doch nur als Muster Einer Gattung gelten, neben welche eine oder mehrere andere dem Inhalte nach wesentlich verschiedene Gattungen sich mit gleicher Berechtigung stellen. — So soll ihm denn auch hier keine besondere Berücksichtigung zu Theile werden, sondern die Darstellung die übrigen volksthümlichen Epen des französischen Mittelalters gleichmäßig im Auge behalten.

Auch wenn wir von der bedeutenden Zahl derjenigen erzählenden Dichtungen der in Rede stehenden Zeit absehen, welche als Schwänke, Novellen, Legenden der epischen Gattung im engern Sinne nicht angehören, wenn wir ferner, um uns die Uebersicht zu erleichtern, die Reimchronik, der es auf Häufung für geschichtlich gehaltener Thatsachen ankommt, ausschließen und

mit ihr das Thierepos, den Roman de Renart mit seinen zahlreichen Verzweigungen, und den allegorischen Roman, so bleibt doch noch immer eine so bedeutende Zahl epischer Dichtungen, daß uns die Versuche des Mittelalters, dieselben ihren Gegenständen nach zu gruppiren, nur willkommen sein können. Der geistliche Chronist Lambertus von Ardre unterscheidet eine Gattung, welche die verschiedenen Heldenhäuser verherrliche und eine zweite, welche Ritterabenteuer erzähle, wozu er als dritte die oben von uns ausgesonderte Gattung der Schwänke und Erzählungen gesellt. Im Wesentlichen übereinstimmend damit sagt Jehan Bodel, ein Dichter des 13. Jahrhunderts, der Einsichtige könne nur drei Arten von Gegenständen erkennen, die französischen, die bretonischen und die römischen; seine „französischen" Stoffe sind des Lambertus „Heldenhäuser", seine „bretonischen" sind des Chronisten „Ritterabenteuer"; die „römischen", zu welchen noch die griechischen und die biblischen Stoffe zu fügen wären, hat Lambertus zu erwähnen versäumt. Wir lassen sie als fremdes Gut ganz bei Seite, so anziehend die Betrachtung der kindlich unbefangenen Weise auch ist, in welcher die Sänger des Mittelalters die Sagen und Geschichten des Alterthums zu ihrem Eigenthume gemacht haben. Die zwei uns verbleibenden Gattungen aber entsprechen im Ganzen genommen den zwei Gattungen des gesungenen Volksepos und des gesagten Kunst- oder Hofepos. Uns soll hier nur das erste beschäftigen, das seine Stoffe in der französisch-fränkischen Geschichte findet, wie die mündliche Ueberlieferung unter dem Einflusse erneuerter Lebensverhältnisse dieselbe gestaltet hatte, das in volksthümlicher Weise unter treuer Beibehaltung gewisser metrischer und stylistischer Formen, in steter Verbindung mit dem Gesange durch einen Stand gepflegt wurde, innerhalb dessen die dichtende Persönlichkeit nur ausnahmsweise sich zu erkennen gibt.

Daß es an Werken nicht fehlt, welche dem Inhalte nach mit dem volksthümlichen Epos verwandt oder doch in Verbindung gesetzt sind, während ihre Form sie der Klasse der Kunstdichtungen zuweist, daß es hinwieder solche gibt, welche ganz in der Weise des volksthümlichen Epos einen Stoff behandeln,

der eher an die Abenteuer der Hofpoesie erinnert und mit der Karlssage, dem eigentlichen Kerne der Chansons de geste, nur in losem Verbande steht, darf uns nicht wundern, ebenso wenig wird es uns überraschen, daß in Zeiten gesteigerter Bedeutung der bürgerlichen Tüchtigkeit und abnehmenden Werthes der vorzugsweise ritterlichen Tugenden, in Zeiten, welche mit wachsender Ernüchterung auf den Glanz der adeligen Großthaten zurückschauten, wo der Adel sich der Poesie der Höfe zuwandte und den Einfluß auf die weitere Pflege der Volksdichtung dem Bürgerthume allein zugestand, eine gewisse spöttische Stimmung bei manchen Sängern sich geltend macht, die äußerlich in der hergebrachten Weise zwar zu dichten fortfahren, an ihren Helden aber auch menschliche Schwächen in nicht geringer Zahl entdecken und mit boshaftem Behagen hervorheben, oder daß mit leicht erkennbarer Absicht der Held dem bisher ausschließlichen Besitze der alten, sagenberühmten Häuser entwunden und dem inzwischen emporgekommenen Bürgerstande als ein wenigstens zum Theil Angehöriger zugewiesen wird. Kunstwerke, wie Ariosto's aus einem ähnlichen Umschlage im öffentlichen Geiste hervorgegangner Orlando, hat freilich die geringe Bildung des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts hervorzubringen nicht vermocht. Alle diese Zwittergattungen und Ausläufer lassen wir hier ebenfalls außer Betracht, um uns ausschließlich der Chanson de geste in ihrer ungestörten Entfaltung zuzuwenden. Geste bezeichnet zwar seiner Herkunft vom lat. gesta gemäß eigentlich Heldenthaten, dann aber auch Buch, Dichtung, Bericht von Heldenthaten, sei es eines Einzelnen, sei es eines Hauses oder Stammes, endlich in Folge eines sonderbaren Ueberganges der Bedeutung das Haus, den Stamm selbst; und Chanson de geste oder Stammgesang ist nun der Name, den das Mittelalter sehr sachgemäß der in Rede stehenden Dichtung gegeben hat, indem es einerseits dieselbe als eine singend vorzutragende, andrerseits dem Inhalte nach als eine die Heldenthaten eines Stammes oder Hauses darstellende bezeichnete. Und namentlich der Verlauf ihrer Entwicklung rechtfertigt die ihr gegebene Benennung, indem sich in immer zunehmendem Maße in ihr die Richtung geltend macht, die Sage, welche Anfangs nur Ein

hervorragendes Stammesglied verherrlicht hatte, durch Anfügung von Dichtungen über Ahnen und Abkömmlinge desselben zu erweitern, und Helden verschiedener Häuser durch willkürliche Erdichtung verwandtschaftlicher Beziehungen in Verbindung zu setzen. Drei Häuser sind es namentlich, welche eine Menge epischer Helden aufweisen und denselben zugleich durch die bloße Thatsache der Angehörigkeit gewisse Grundzüge der Thätigkeit im Gebiete der sagenhaften Ereignisse verleihen: das königliche Haus der Karolinger, der Inhaber der Krone Frankreichs, welche in unbestrittenem Rechte auf die Herrschaft bald voll Thatkraft und Einsicht den Landesfeinden gegenüberstehen, bald durch Härte und Uebermuth die mächtigen Vasallen aus dem Hause Garin's von Monglane zu hartnäckigem Widerstande reizen, deren Hilfe ihnen doch so oft Noth thut und ihrer Rathlosigkeit und Ohnmacht in andern Fällen wirksam zur Seite steht; endlich das Haus der von dem Mainzer Doon stammenden Verräther, welche bald in Verbindung mit den Landesfeinden des königlichen Geschlechtes Verderben suchen, bald durch neidische Verläumdung treue Vasallen derselben zu verdrängen streben.

Was nun den Inhalt der zahlreichen Dichtungen des karolingischen Sagenkreises betrifft, welche in der gegenwärtig auf kaiserlichen Beschluß erscheinenden und den besten Händen anvertrauten Ausgabe achtunddreißig Bände zu ungefähr zehntausend Versen füllen werden und von welchen ein großer Theil in mehrfacher Bearbeitung vorliegt, so kann hier nicht der Ort sein, auch nur eine Uebersicht davon zu geben. Bruchstückweise ist derselbe Gemeingut aller europäischen Völker geworden; und wenn gleich seit dem zwölften und dem dreizehnten Jahrhundert des Pfaffen Konrad „Ruolandes Liet“ und Wolfram's von Eschenbach „Willalm“, welche berühmten französischen Gesängen nachgedichtet wurden, dem deutschen Volke wieder ziemlich fremd geworden sind, so haben später einzelne Volksbücher, wie z. B. das von den vier Haimonskindern, das von Fierabras, ferner Wieland's Oberon, Schlegel's Roland, einige Uhland'sche Romanzen und Uebersetzungen und in noch neuerer Zeit eine gelungene Uebertragung des altfranzösischen Rolantsliedes einige

Vertrautheit mit dem volksthümlichen Epos unter uns erhalten, der Dichtungen Ariosto's und seiner Vorgänger und Nachfolger gar nicht zu gedenken.

Dagegen sei mir gestattet, an einem Beispiele das Verhältniß der Sage zur Geschichte zu zeigen und in Kürze wiederzugeben, was der gelehrte Holländer Jonckbloet bei genauer Untersuchung der Dichtungen über den ebengenannten Willalm oder französisch Guillaume d'Orange in dieser Beziehung erkannt hat.

Gleichwie der Kaiser Karl, der Mittelpunkt aller der in Rede stehenden Dichtungen, in denselben nicht bloß als der Träger eines Theiles der Großthaten erscheint, welche die Geschichte ihm mit Sicherheit zuschreibt, sondern in Folge einer leicht begreiflichen Vermengung der Personen und der Zeiten zugleich den Ruhm und hinwieder die Schwächen auf sich vereinigt, welche sich bei geschichtlicher Untersuchung auf Karl Martel seinen großen Ahnen und auf seine Nachfolger bis in's zehnte Jahrhundert herab vertheilen, also ist auch durch die Sage auf den Einen Namen des Grafen Wilhelm von Toulouse, des Herzogs von Aquitanien, angesammelt worden, was in Wirklichkeit das Eigenthum einer beträchtlichen Anzahl früher und später lebender Männer ist, welche mit Jenem aber meistens den Namen Wilhelm, zum Theile die Richtung ihrer Wirksamkeit, alle aber das gemein haben, daß sie dem Volke als thatkräftige, vaterlandsliebende, hochverdiente Männer erschienen. Sein Leben ist vorerst der Sagenkern geworden, um welchen sich angesetzt hat, was sechzig oder siebzig Jahre zuvor Herzog Odo von Aquitanien gegen die in Frankreich eingedrungenen Mauren vollbracht hatte; die Gegend, wo Dieser gesiegt, der Gegner den Dieser geschlagen, werden zum Schauplatze des heldenmüthigen Kampfes, aus welchem Jener zwar überwunden, aber um seines Heldenmuthes willen mit Ruhm bedeckt hervorging, zum Feinde vor dem Jener zuletzt wich. Der Ort wohin man ehrfurchtsvoll zu den Gräbern Derer wallte, welche in der früheren glücklichen Schlacht gefallen waren, wird zum Orte des zweiten Kampfes; ja in weiterer Vollziehung desselben Vorganges erscheint er hinwieder in anderen sagenhaften Darstellungen als die letzte Ruhestätte jener der

Geschichte ganz unbekannten Pairs, welche mit Rolant bei Roncevaux fielen.

Doch damit stehn wir erst am Beginn einer langen Reihe ähnlicher Vorgänge. Um 975 zeigt uns die Geschichte einen zweiten Wilhelm, einen Grafen von Provence, welcher an der Spitze der Krieger seines Lehens und des Delphinates die seit etwa achtzig Jahren neuerdings im südlichen Frankreich niedergelassenen Mauren vertrieb und das ihnen abgewonnene Land zu seinem Besitze schlug. Lag schon in seinem Namen und in der Art seiner Kriegsthaten hinlänglicher Anlaß zu der Vermischung und Zusammenziehung der Thatsachen auf Eine Person, wie wir sie in der Dichtung vorfinden, so kam als weitere Aehnlichkeit in den Lebensverhältnissen der beiden Wilhelm der Umstand hinzu, daß, gleichwie der frühere in höherem Alter als Mönch in die von ihm gestiftete Abtei Gellone getreten und sechs Jahre später daselbst im Geruche der Heiligkeit verstorben war, wie ihn denn auch seit 1076 die katholische Kirche unter ihren Heiligen aufzählt, also auch der jüngere vor seinem Ableben das Mönchsgewand nahm und in einem von ihm gegründeten Kloster bestattet ward. Schon zweier Männer bedeutendste Thaten hat somit die Sage zu denen Wilhelm's geschlagen; die Betrachtung weiterer Branchen der ihn verherrlichenden Dichtung hat Jonckbloet zu der Ueberzeugung geführt, daß noch andre dem Volke theure Männer in der Einen Heldenerscheinung haben aufgehn müssen. Die Kämpfe gegen die Mauren füllen nur Einen Theil des Lebens aus, das die Sage von Wilhelm vor uns entrollt. Sie stellt ihn außerdem als den treuen Anhänger und Beschützer des gefährdeten Königsgeschlechtes dar, als den Vasallen von unwandelbarer Ergebenheit, welcher dem noch im Knabenalter vom Vater zum Nachfolger bestimmten und durch seine Schwäche die ehrgeizigen Gelüste der Großen des Reiches herausfordernden Ludwig dem Frommen zur Erlangung der angestammten Krone verhilft. Der Widerspruch zwischen diesem Theile der Dichtung einerseits und der Geschichte andrerseits, welche von der großen Jugend Ludwigs zur Zeit der Thronbesteigung und von Kämpfen um die Krone gleich wenig weiß wie von irgend welchen durch Wilhelm bei diesem

Anlaß geleisteten Diensten, erklärt sich auch hier nur aus einer Vermengung früherer Ereignisse mit späteren, aus der Uebertragung dessen, was nach dem Tode Karl's des Einfältigen (929) zuerst Wilhelm Langschwert, der Herzog von Normandie, für die Zurückberufung des unerwachsenen Thronerben Ludwig Transmarinus aus England und was nachmals Wilhelm, zubenannt der Flachskopf, für die Wahrung der Rechte Desselben thaten. Das was die Sage von Wilhelms von Orange Beweisen der Treue gegen Ludwig den Frommen nach dem Tode Karls des Großen erzählt, ist ein Nachklang dessen, was die beiden späteren Wilhelm für Ludwig Transmarinus nach dem Hinschied Karls des Einfältigen gethan haben. Zu dem Unvermögen, das zeitlich Nähere von dem zeitlich Ferneren zu unterscheiden, welches der Volkssinn mit dem Kindessinn gemein hat, gesellte sich ein zufälliges, überraschendes Zusammentreffen der Namen und kam dem Bedürfniß des Volkes entgegen, in die Ehrenkrone des einmal erkorenen Helden immer neue Edelsteine zu setzen. Aehnlich scheint es sich mit den zwei ruhmreichen Zügen zu verhalten, welche die Sage ihren Wilhelm nach Italien thun läßt, um dem Pabste gegen sarazenische Einfälle beizustehn, nur daß dort allem Anscheine nach die zu Grunde liegenden geschichtlichen Thatsachen in noch höherem Grade entstellt sind. Auch das fromme Lebensende Wilhelms wird von der Sage ganz anders dargestellt als von der Heiligengeschichte. Ist nur das richtig, was zwei von seiner Demuth und seinem gottesfürchtigen Sinne begeisterte Angehörige der von ihm gestifteten Klöster, der Eine schlicht und kurz bald nach Wilhelms Tode, der Andere breit und mit mehr Einzelheiten hundertundfünfzig Jahre später, niedergeschrieben haben? Oder verdient die Dichtung Glauben, welche, nicht ohne lächelndes Behagen, die Rückfälle des alten Kämpen in seine frühere unbändige Wildheit und Streitlust erzählt (und dabei in so wunderbarer Uebereinstimmung mit dem zusammentrifft, was eine Chronik von jenem Walthari erzählt, auf den man, seit Scheffel seinen trefflichen Ekkehard gedichtet, als auf einen wohlbekannten Helden der deutschen Dichtung hinweisen darf)? Gewiß ist nur, daß Sage und Geschichte auch hier im Hader liegen, daß die Dichtung den Zug der schließ-

lichen Bußfertigkeit, welchen die Ueberlieferung darbot, als einen, der des Helden Glanz erhöhen mußte, sich nicht mochte entgehn lassen, daß sie aber den plötzlichen Uebergang vom lebensfrohen, derben Mannesmuthe, vom willenskräftigen, stolzen Rittersinn zu einem entsagenden und rückfalllosen sich Beugen unter die strenge Ordenszucht zu fassen nicht im Stande war. Dies ungefähr die Hauptergebnisse der Untersuchungen Jonckbloet's, welche mit denjenigen andrer Gelehrten über andre Theile des Karolingischen Sagenkreises im Wesentlichen übereinstimmen. Namen von Dichtern begegnen wir dabei kaum einmal, und wenn es je geschieht, so scheinen es mehr die von Ueberarbeitern zu sein, welche die im elften und im zwölften Jahrhundert abgefaßten epischen Dichtungen überarbeiteten, die von verschiedenen Verfassern herrührenden Branchen in Uebereinstimmung und chronologische Folge brachten — so nennt man die je ein bedeutendes Begebniß einer Sage umfassenden, je durch eine Einleitung und einen Schluß abgegränzten Chansons de geste oder Stücke von solchen — oder durch Aenderungen in der Form oder Aehnliches dem Geschmacke späterer Zeit anbequemten. Gesetzt aber auch, die Namen, welche wir hie und da im Beginn oder gegen den Schluß der Chansons treffen, bezeichneten immer oder auch nur bisweilen den Dichter des ganzen Werkes, an das sie sich in verzeihlicher Besorgniß angeklammert haben, so würde es doch nicht erlaubt sein, die Träger derselben als geistige Eigenthümer der jedesmaligen Sagenstücke zu betrachten, oder als Diejenigen, welche von sich aus, in freier Schöpfung, ihres Volkes poetisches Besitzthum sachlich erweitert hätten. Solches Eigenthum kann kein Einzelner, kann nur das Volk in seiner Gesammtheit ansprechen. Die ältesten Chansons de geste wird man kaum weiter als bis in's eilfte Jahrhundert hinauf setzen dürfen, während das Bestehen volksthümlicher Dichtungen oder doch die Verbreitung sagenhafter Kunde über einen großen Theil der in jenen erzählten Dinge schon in weit früherer Zeit durch unwidersprechliche Zeugnisse außer Zweifel gesetzt ist. Die Chanson de geste oder genauer gesprochen die Branche, welche sich nachher mit andern Branchen zur Chanson zusammenschließt und in dieser aufgehend ein Element des großen

epischen Cyclus wird, ist nur eine später angenommene Gestalt, in welcher ein lange schon Dagewesenes neu erscheint. Die älteste dichterische Gestalt kann nur die des Liedes gewesen sein, des von Einer mächtig ergreifenden Begebenheit in kürzester Frist in's Leben gerufenen, lyrisch-epischen Liedes, sei nun die Sprache die deutsche des noch nicht mit den Unterworfenen zu Einem Volke verschmolzenen Frankenstammes, sei sie die zum Siege über jene berufene, aber erst allmählich zu festerer Gestaltung sich emporringende der zahlreicheren Romanen gewesen. Dieses Lied geht von Munde zu Munde, es wird nicht aufgezeichnet, es lebt nur im Gesange; es wächst und schwindet, schmiegt sich neuen Begebnissen, neuen Helden an; es geht unter, wie die Erinnerung an das von ihm verherrlichte Ereigniß eine kühlere, ruhigere wird; doch eine dunkele Kunde bleibt, zieht Verwandtes aus andern Zeiten, andern Gegenden an sich, und wie eine Zeit des Friedens aufgeht, das Volk auf einige Jahrzehende weniger als zuvor durch die Stürme der Gegenwart von dem froh begeisterten Hinblicken auf die Thaten der Väter abgezogen wird, da stimmen in der inzwischen herangereiften Sprache die Jongleurs neue Gesänge von den alten Dingen an, wie sie inzwischen von der rastlosen Ueberlieferung umgestaltet worden sind, nicht mehr Preislieder auf heimkehrende Sieger, Lieder des Hohnes auf den flüchtigen Feind, mit dem man eben noch gerungen, sondern breitere, ruhigere Gesänge, welche beim frohen Mahle, auf dem volkreichen Platze der Stadt Bilder von schweren Nöthen früherer Zeiten, von männlicher Retterkraft der Kaiser und ihrer Vasallen, Bilder aus einer Vergangenheit entrollen, auf welche alle mit Stolz und Genugthuung zurückblicken, und diese Bilder haben wir, es sind die Branchen der Chansons de geste; sie fügen sich nach und nach, anfangs nur innerlich im Geiste der Sänger und der Hörer, nach ihrem Inhalte aneinander, später, da man anfängt sie aufzuzeichnen, auch äußerlich in den Handschriften. Ja das Bestreben beginnt sich spürbar zu machen, die ganze von der Sage umspannte Vergangenheit des Volkes als ein großes Ganzes zu erfassen, dessen Theile, selbst im entschiedenen Widerspruch mit der Wirklichkeit, durch Erdichtung verwandtschaftlicher Bande zwischen den Hauptper-

sonen und causalen oder sonstigen Zusammenhanges unter den Hauptereignissen in gegenseitige Beziehung gesetzt werden. Doch hat dieses Bestreben nur in zerstreuten Andeutungen, keineswegs in einer schließlichen Verarbeitung zu Einem umfassenden Gedichte seinen Ausdruck gefunden.

Wir haben von Anfang an das Epos, mit dem wir uns beschäftigen, als ein volksthümliches bezeichnet. Es gebührt ihm diese Bezeichnung seiner Form, dem Baue und der Verknüpfung seiner Verse nach nicht minder als nach seinen Stoffen. Wenn je die Wahl einer bestimmten Art von einfachsten Dichtungsgliedern in sofern eine glückliche genannt zu werden verdient hat, als die eigenthümliche Beschaffenheit der Sprache, das Wesen der Dichtungsart, die Besonderheit des Dichters oder des dichtenden Standes gerade in der gewählten Art der Zeilen alles vereinigt fanden, was ihren Bedürfnissen willkommen begegnen konnte, so mag dies von dem epischen Verse der Franzosen gerühmt werden. Seine zehn Silben, durch zwei an bestimmte Stellen gebundene Accente gefestigt, durch eine im Verlaufe der Dichtung nie verrückte Caesur zu zwei ungleichen Gruppen verknüpft, geben ihm eine angemessene Länge, vermöge welcher er würdevoll, doch nicht schleppend einherschreitet, wie die Erzählung eines der Rede mächtigen, doch nicht leidenschaftlich erregten Augenzeugen; eine gewisse Eintönigkeit der rhythmischen Bewegung, welche der Gesang noch erhöhen mochte, ließ sich durch einen Dichter von gebildetem Ohr leicht überwinden und kann auch oft genug mit Geschick besiegt scheinen; wir müssen uns aber hüten unsern des ruhigen epischen Ganges entwöhnten Geschmack in's Mittelalter zurückzutragen; Dichter, welche so unbedenklich wie die französischen den Auftrag, den ein König in breiter Rede seinem Boten gibt, durch Diesen am Ziele seiner Sendung in der ursprünglichen Breite und in denselben Worten wiederholen lassen, oder unter Umständen auch zum dritten Male unverkürzt und unverändert etwa im Berichte über die empfangene Botschaft wiederbringen, Dichter, welche

in der Mitte und am Ende des Werkes einen ihrer Helden so gut wie im Anfange fortwährend als den Sohn dieses oder jenes Ritters, als den tapfern Kämpfer, den Kühnen und den Starken bezeichnen, welche so häufig bei der Erzählung ähnlicher Thaten ihre früher gebrauchten Verse oder Versgruppen wiederaufnehmen, empfinden offenbar nicht unsre Scheu vor Gleichförmigkeit, und wie sie ihr bei der Erzählung und der Schilderung nicht aus dem Wege gehn, so werden sie dieselbe auch im Bau der Verse nicht zu vermeiden trachten; sie werden im Gegentheil in der gleichmäßigen Gliederung der Zeilen eine willkommene Stütze für die Gleichmäßigkeit ihrer Darstellung finden, die überlieferte volksthümliche Weise der Auffassung wird ihnen das Beharren bei der überlieferten volksthümlichen Weise des Vortrags leicht, ja zur Nothwendigkeit machen; ihr Vers und ihre Dichtungsart sind in vollster Uebereinstimmung.

Die geschilderten Verse nun folgen nicht wie die des griechischen Epos verbunden oder nur durch den Inhalt an einander geschlossen auf einander; sie sind auch nicht, wie diejenigen des altdeutschen epischen Liedes durch Alliteration d. h. übereinstimmenden Stammesanlaut gewisser Hebungen, und nicht wie diejenigen der späteren deutschen Dichtung durch den Reim zu gleich großen Gruppen verbunden; sie hält die Assonanz, das heißt der Gleichklang der betonten Vocale der Endwörter, in späterer Zeit der Reim zusammen; indessen bilden sich dadurch keine Zeilenpaare, keine Strophen; sondern in ununterbrochener Folge reiht sich Zeile an Reimzeile, bis es dem Dichter beliebt, einen neuen Assonanzvocal eintreten zu lassen, eine neue sogenannte Tirade (altfranzösisch: laisse) zu beginnen, deren Länge wieder von seinem Gutdünken abhängt. So steht denn die volksthümlich französische Form in der Mitte zwischen der griechischen, die ohne jeden Einschnitt in stetiger Bewegung Zeile an Zeile reiht, und der deutschen des Nibelungenliedes, welche ihren Stoff in eine lange Folge kleiner Stücke auflöst und den Strom der Erzählung alle vier Schritte staut, worin sie freilich weniger weit geht als die italienische, indem diese in noch fühlbarerer Weise den Schluß der Strophe vom Anfange der folgenden trennt und durch den bedeutenderen Umfang der einzelnen

Glieder noch spürbarer dem Stoffe Gewalt anthut; denn es leuchtet ein, daß je kleiner die Elemente der Gliederung werden, desto weniger gewichtig die Ablösung des einen durch das andere in's Ohr fällt.

Wenn wir nun sagen, daß die Länge der Tiraden, deren es ganz kurze, zehnzeilige z. B. gibt, zuweilen bis auf mehrere hundert Verse steigt, so möchte hier wieder das Bedenken laut werden, daß die mehrhundertfache Wiederholung des nämlichen Reimes oder der nämlichen Assonanz nothwendig eine ermüdende Eintönigkeit erzeugen werde, und dazu die Besorgniß sich gesellen, daß es dem Dichter trotz riesiger Anstrengung nicht gelingen werde, die Spuren des Zwanges, dem er sich unterzieht, zu vertilgen, sich frei zu bewegen, schlicht und natürlich zu reden, wie es des Volksdichters Aufgabe mit sich bringt. Was das Erstere, die Eintönigkeit der Versausgänge, betrifft, so soll sie nicht in Abrede gestellt werden; der Reim treibt in den französischen Tiraden nicht das reizende Spiel, das uns bei manchen Italienern ergötzt und zerstreut; wechsellos wie schallende Tropfen von einem Schneedache im Frühjahr fallen die é, die i, die er u. s. w. in unser Ohr, und wer sich etwa einbildet, der Gesang werde mildernd und deckend eingewirkt haben, täuscht sich ohne Zweifel; denn an einen andern als einen melodielosen, recitativischen Gesang, etwa mit lang ausklingenden Tönen auf Cäsur und Schluß, darf sicher nicht gedacht werden; aber auch hier gilt, was wir von der Eintönigkeit des Verses sagten: sie liegt im Wesen der Volksepik und wurde nicht als solche empfunden. Ganz ungegründet dagegen ist die zweite Besorgniß. Dem deutschen Dichter freilich dürfte es schwer werden und bei Beobachtung der jetzt gültigen Vorschriften über den Reim auch dem französischen, dreihundert auf einander folgende Verse auf einander reimen zu lassen, ohne daß sein Werk Spuren der mühseligen Arbeit zeigte. Dem Franzosen des Mittelalters war das ein Leichtes. Der Reichthum seiner Sprache an betonten Endungen, deren Verwendung im Reime keine akademische Regel ihm beschränkte, machte ihm die Improvisation zum Spaß. Der Deutsche reimt beinahe nur Stämme sammt Endungen auf einander, der Altfranzose beinahe nur Endungen; er hat z. B. ein

paar tausend Verben der ersten Conjugation, die im Infinitiv sämmtlich auf einander und mit den zahlreichen Wörtern auf ier und manchen Stämmen reimen; er hat ferner die sämmtlichen Participien Perfecti jener Verben, welche unter einander und mit der großen Classe der Substantive auf é und, wenn sie ein s anhängen, auch mit einer Legion von zweiten Personen der Mehrzahl die tadellosesten Reime bilden; und wenn er gar nur Assonanzen sucht, so fallen die beiden bezeichneten Haufen von Wörtern in Eine Classe zusammen. Und von dieser Leichtigkeit macht der Dichter auch den unbedenklichsten Gebrauch; nur spätere, der Naivetät der Anfänge verlustig gegangene Sänger haben einen Werth darein gesetzt, sich die Sache zu erschweren, kurze Tiraden mit schwierigen Reimen zusammenzusetzen, und haben zu sprachwidrigen Wortbildungen und gezwungenen Wendungen, und mancherlei Seitensprüngen ihre Zuflucht nehmen müssen. Daß sie nicht nur sich selbst, sondern auch sechshundert Jahre nach ihrem Tode ganz harmlosen Leuten, die sich mit ihren Werken abgeben würden, manche Stunde mühevoller Arbeit bereiteten, konnte ihnen kaum einfallen. Wer aber nicht um der zweifelhaften Ehre willen, sich die Aufgabe ohne Noth und ohne Gewinn für sein Werk erschwert zu haben, seine Freiheit beschränkte, Dem mußte es ein Leichtes sein, wofern er nur die Sage beherrschte und in den feststehenden epischen Styl durch vielfaches Anhören andrer Sänger und durch eigne Uebung sich einigermaßen hineingelebt hatte, selbst unvorbereitet, in langen und tadellosen Tiraden einen ihm etwa beim frohen Feste vorgelegten Bruchtheil der Sage singend zu erzählen, und so ist auch wol zumeist episch gesungen worden. Und wenn man die Dichtungen auch durch die Schrift festhielt, so mochte man dabei vorzugsweise die treue Erhaltung der gewaltig anwachsenden und sich mannichfach verzweigenden Sage zu Händen der heranwachsenden Sänger, vielleicht auch die Herstellung einer Anzahl von Mustern für ihre immerhin nicht ganz unentbehrliche technische Schulung im Auge haben. In allerletzter Linie kam dabei jedenfalls die Gewinnung von Lesestoff für Unterhaltung suchende Freunde der Dichtung oder gar die Versicherung des Sängerruhmes bei kommenden Geschlechtern in Be-

tracht; für die wenigen und vornehmen des Lesens kundigen Gönner der Kunst würde man sonst die Handschriften auch dieser Werke mit dem nämlichen Glanze ausgestattet haben, wie die Chroniken oder die Andachtsbücher und Aehnliches, und der Nachwelt hätte der Verfasser nicht seinen Namen vorenthalten, wie es beinahe immer der Fall ist. Daß man aber, um den Sagenstoff nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen, den weiten Weg einschlug, der in der schriftlichen Aufzeichnung der langgestreckten Lieder mit all ihren ewig sich gleichenden Schlachtenschilderungen, ihren überall wiederkehrenden Gebeten der Helden in der Noth und ähnlichem Zubehör bestand, daß man nicht den kürzeren eines gedrängten, auf das Eigenthümliche der einzelnen Sage beschränkten Auszuges vorzog, dürfte freilich auf den ersten Blick befremdlich erscheinen. Bedenken wir aber, daß das Bewußtsein von der Sage als von einem Stoffe, den ein Dichter bearbeite, als von einem Kern, der schon den ganzen Baum des Epos in sich berge, einer späteren Zeit mühsam erworbenes Eigenthum ist, während den Geschlechtern, denen wir das volksmäßige Epos verdanken, die Sage eben nur in der Form des Epos bekannt ist; vergessen wir nicht, daß das Anlegen von trocknen, die nackte Handlung aus der farben- und faltenreichen Gewandung lösenden Inhaltsangaben hinwieder eine nicht so rasch erlernte Kunst ist, deren Unkenntniß die alten Dichter, wenn sie etwa beim Anheben oder Wiederaufnehmen des Gesanges den Hörer einen Blick auf das zu Erwartende wollen thun lassen, deutlich genug verrathen. Nicht allzu lange Zeit wird verstreichen, und ein des epischen Gesanges müdes Geschlecht, das aber gern mit den Gedanken bei den Thaten der Väter verweilt, setzt die alten Dichtungen in Prosa um und liest beim Scheine der Ampel, was man früher beim frohen Feste sich hatte vorsingen lassen, oder gelehrte Mönche übertragen es in das Latein ihrer Chroniken und nehmen für Geschichte, was auf den Grund vergangener Ereignisse der Volksgeist einer von der Gegenwart erfüllten Zeit in bunten Farben aufgetragen hatte. Denn Geschichte dürfen wir in den epischen Gesängen auch der Franzosen nicht suchen, ob ihre Helden gleich von Anfang an der menschlichen Welt und geschichtlichen Zeiten

angehören und ob die Dichter noch so oft betheuern sich an gute alte Chroniken und Geschichtsbücher anzuschließen. Die Chansons de geste sind wichtige, obschon noch lange nicht hinlänglich ausgebeutete Geschichtsquellen, aber nicht die Ereignisse der Zeiten darf man aus ihnen kennen zu lernen hoffen, von welchen sie berichten, sondern die Denkweise, die Gebräuche, die Haus-, Staats- und Rechts-, Religions-Alterthümer derjenigen, in welchen sie entstanden sind.

Mit der Form der epischen Dichtung nun, welche ihr das Gepräge des gleichmäßig, wechsellos Dahinziehenden verleiht, mit der Weise des Vortrages, welche sie als eine Art Improvisation, jedoch ohne die halsbrechenden Gauklerkünste neuerer Zeit erscheinen läßt, mit der volksthümlichen Art ihres Daseins, vermöge welcher sie, von der Begeisterung Aller für die Vergangenheit getragen, sich hinwieder begeistert an Alle, nicht an Einen Stand wendet, steht im engsten Zusammenhange ihr Styl, ihre Darstellungsweise. Mit jener uns beinahe eintönig erscheinenden Gleichmäßigkeit der rhythmischen Bewegung, mit jenem durch den Gesang in seiner Wirkung ohne Zweifel nur verstärkten Beharren auf gleichklingenden Versschlüssen geht Hand in Hand eine entsprechende Wechsellosigkeit der Darstellung: langsam und breitspurig schreitet die Handlung einher; der Ausgang ist ja Allen bekannt, nach ihm drängt es Keinen, weist doch oft genug sei es im Anfange, sei es im Verlaufe der Dichtung der Sänger auf das zu Erwartende hin; was man aber zu wissen begehrt, was nur der Sänger kennt, das sind die Einzelheiten der Begebnisse, die Bewaffnung der Kämpen, die Folge der einzelnen Hiebe, die Zahl und die Tiefe der Wunden; das sind die Reden der rathschlagenden Großen, die höhnenden Worte und die treffenden Entgegnungen der erbitterten Feinde; das sind die Leiden, das abgehärmte Bild des Gefangenen, die angsterfüllten Stoßgebete des Bedrängten, die Wagnisse und die verzweifelten Versuche der Belagerten und hinwieder der Glanz des kaiserlichen Hofes, der Pracht der fürstlichen Mahlzeiten und der bunte Schmuck der Gemächer. Doch nicht als ob der Dichter in der Darstellung dieser Einzelheiten sonderlichen Reichthum und Schärfe der Anschauung bekunde;

es ist vielmehr, als ob ein Dichter mit des andern Augen beobachtet hätte, oder als ob für die überall mit Nothwendigkeit wiederkehrenden Dinge nur Eine Weise der Darstellung durch alte Ueberlieferung geheiligt gewesen wäre, so sehr gleichen sich ihre Schilderungen, so sehr tritt die persönliche Eigenthümlichkeit des Dichters neben dem Gemeinsamen zurück, so sehr gebricht es dem Sänger, auch wenn man ihn mit sich selbst vergleicht, an der Fähigkeit, an dem Aehnlichen durch schärfere Erfassung des Freigegebenen die Verschiedenheit hervortreten zu lassen. Käme nur der Styl in Betracht, Einem Verfasser könnte man versucht sein beinahe die ganze Fülle der altfranzösischen Epik zuzuschreiben. Und die Gleichmäßigkeit beschränkt sich nicht auf die Dinge, sie erstreckt sich auf den Wortlaut: jene aus der griechischen und der deutschen Epik wohlbekannten stehenden Beiwörter finden sich auch hier, und zwar sind sie allen Chansons so ziemlich gemeinsam; eine wie die andre pflegt das Schwert zu unzähligen Malen das scharfe, das stählerne, mit dem goldnen Knaufe, das farbige, das blanke zu nennen; überall heißt das Roß das laufende, das feurige oder das gasconische, oder das arabische oder das arragonische, der Schild der gewölbte, der starke, gute, vergoldete, gestreifte, der Helm der runde, der grüne, der gestreifte, der funkelnde u. s. w. An der Erscheinung des Ritters erfaßt des Sängers Blick zuerst und überall den wilden Blick, die grause Kraft, den starken Arm, das blonde Haar, die besonnene Miene, am Alten den blühenden Bart, das gemischte Haar, am Weibe das lichte Antlitz, die weiße Brust, die frische Farbe, den züchtigen schönen Leib; auch was den Menschen geistig kennzeichnen soll, beschränkt sich auf Weniges; allenthalben heißt der Ritter, wenn er nicht zu den Verräthern und Bösewichtern zählt, der höfische, mannliche, der reiche, der tapfere, der edle Mannessohn, der gepriesene Mann, der gerühmte, mit dem tapfern Muthe, mit dem kräftigen, dem treuen, dem festen Muthe, der so viel Lobes werth, so viel Preises werth; andrer Art und in ihrer beständigen Verwendung für uns noch befremdlicher sind die auf Abstammung oder Verwandtschaft bezüglichen Beiwörter; nicht leicht wird eines Ritters Name genannt, ohne daß er als der Sohn dieses oder jenes

tapfern Mannes bezeichnet würde, und zwar nicht bloß, wo er das erste Mal auftritt, sondern auch in der Folge und wo die Hervorhebung seiner Abkunft durch nichts hervorgerufen ist als durch des Dichters behagliches Sichgehnlassen und Freude an der Fülle. Den Verräthern aber sendet der Sänger, wenn er sie nennt, gern eine Verwünschung nach, etwa: den Gott verfluchen, dem Gott Uebles geben möge, oder er heißt sie Schurken, Gottlose u. dgl., denn er folgt dem Fortschritte der Begebenheiten mit lebhafter Theilnahme, und so wenig er auch seine Person hervortreten läßt, so kann er doch den Ausdruck seines Abscheus vor Verrath und Bosheit nicht zurückhalten, sowie andererseits seine frommen Wünsche den Helden begleiten, den er von Gefahr bedroht weiß.

Doch wir kehren zu den Beiwörtern oder Beisätzen zurück: unabsehbar ist die Reihe derjenigen, welche sich dem Namen Gottes anschließen, namentlich wo derselbe zur Betheuerung verwendet wird; einzelne Wörter wie: der Allmächtige, der Herr, der Herrliche, der Schöpfer, der Reiche, wechseln mit Wortgruppen wie: der geistige Vater, der wahre Vater im Himmel, der gerechte Vater, der richtende Vater, der Sohn der heiligen Maria, oder mit Sätzen wie: der im Himmel wohnt, der hoch thront und weit sieht, der alles lenkt, der alles erleuchtet, der die Sonne erleuchtet, der alles zu richten hat, der alles hört und alles sieht, der den Tag erscheinen heißt, der die Wärme kommen heißt, der alles Uebel heilt, den man anruft, zu dem man betet, der die Gironde fließen heißt, der Meer und Wind schuf, der uns aus nichts erschuf, der mich und euch erschuf, der Himmel und Schnee, der am Himmel Licht, der die Welt, der alles, der das Gras im Maien, der Erde und Wolken, Himmel und Thau schuf, der das Reis blühen, die Blume sprossen hieß; der in Maria Fleisch ward, den Judas verrieth, der dem Longinus verzieh, der Abraham erlöste, der Jonas schützte, der am Kreuze litt und starb, der sich martern ließ u. s. w. Fast möchte man glauben, auf die Mannichfaltigkeit der zum Namen Gottes gesetzten Beiwörter haben die Sänger einen ganz besondern Werth gesetzt.

Verwandtes Wesens mit den besprochenen Beiwörtern, wie

sie jenem Wohlgefallen an der Fülle und dem Reichthum der Rede entsprungen, sind jene uns müßig erscheinenden Verschärfungen oder Steigerungen des Ausdrucks durch Paarung sinnverwandter Wörter, wie sie unserer älteren Rechtssprache auch geläufig sind, ja auch in der alltäglichen Rede der Gegenwart noch hie und da auftauchen; ich brauche nur an „Treu und Glauben", „Maß und Ziel" u. dgl. zu erinnern*.

Ich will indessen die Beispiele nicht häufen, um so weniger, als sie sich vielfach der Uebersetzung entziehen; Stamm und Haus, Zorn und Verdruß, Jammer und Schade, Zelte und Lagerhütten; heil und gesund und unversehrt, froh und heiter und freudvoll; dulden und ertragen, verwunden und verletzen sind Zusammenstellungen, deren französische Urbilder allenthalben begegnen und von einer großen Zahl verwandter Ausdrücke einen verschwindend kleinen Theil bilden.

Daneben kann man füglich eine Wiederholung in größerem Maßstabe stellen, welche nicht einzelne Wörter, sondern ganze Erzählungsstücke trifft. Beginnen wir mit dem Zunächstliegenden: es kann bei der Gleichartigkeit der Begebnisse, welche die langen Dichtungen ausfüllen, nicht ausbleiben, daß der Sänger zu wiederholten Malen die nämlichen Verhältnisse, die nämlichen Thätigkeiten darzustellen hat; es muß z. B. sehr häufig davon die Rede sein, daß eine Ritterschaar die Waffen nimmt und zu Pferde steigt, daß zwei Gegner ihren Rossen die Sporen geben und mit eingelegten Lanzen oder mit geschwungnen Schwertern auf einander eindringen, es muß der Dichter oft die nämlichen Wirkungen des mächtigen Anpralls, der wuchtigen Hiebe schildern. Ariosto war in derselben Lage; während er aber mit staunenswerther Kunst jedem einzelnen Falle durch Hervorhebung des Besondern und durch eine jedesmal neue sprachliche Darstellung etwas Eigenthümliches zu verleihen weiß, kehrt der altfranzösische Sänger bei jeder Wiederkehr einer früher dagewesenen Situation zu den früher gebrauchten Versen zurück, denen er höchstens durch Aenderung der Assonanzwörter eine theilweise

*) Siehe meines Bruders Ludwig Abhandlung über „Wunn und Weide" im Neuen Schweiz. Museum IV. 185.

Erneuerung widerfahren läßt; ja die solchen Zwecken dienenden Versgruppen sind das Eigenthum aller Sänger, jeder verfügt darüber nach seinem Belieben und holt, während er sie in seinen Vortrag einschaltet, zu neuer selbständiger Darstellung aus. In ähnlicher Weise thut sich die Neigung, wiederholt vorkommende Dinge auch in übereinstimmender Weise zu schildern, in folgender Stelle des Renaut von Montauban (Haimonskinder) kund, welche wenige Worte verständlich machen werden: Karl der Kaiser hat nach langem fruchtlosen Bemühen Richart, einen der vier Haimonssöhne, in seine Gewalt gebracht und möchte, wie er es längst verheißen, Denselben hängen lassen, bevor es den unternehmenden Brüdern des Gefangenen oder dessen listigem und mancherlei geheimer Künste kundigem Vetter Maugis gelinge, ihn zu befreien. Er ersucht nun Einen um den Andern die hervorragendsten Ritter seines Heeres, den Richart zum Galgen zu führen und mit einer wohlbewaffneten Kriegerschaar dafür zu sorgen, daß die Vollstreckung des Urtheils nicht gehindert werde. Die Ritter, die er um den Dienst angeht, sind aber zum großen Theile mit den Haimonssöhnen verwandt und auch sonst nicht sehr geneigt, zum Untergange eines edeln und berühmten Hauses mitzuwirken, und zeigen bei diesem Anlasse deutlich genug, daß sie ihre Vasallenpflicht nicht eben freudig erfüllen.

Da wandte sich der Kaiser an Beranger von Wales:
Beranger, lieber Freund, hört, was ich zu euch red';
Wales und das Land der Iren habt ihr von mir zu Lehn,
Schottland und Dänemark lass' ich dazu euch gern;
Mit vier der Könige müßt jetzt ihr zu mir stehn,
Von denen tausend Ritter ein Jeglicher mir stellt.
Euch und die von euch stammen, wohlan, entheb' ich des,
Ihr sollt mir nimmer dienen fortan diesseits des Meers,
Wollt ihr den Richart hängen. Ich bitt' euch darum sehr;
Und kommt Renaut dazu, so wahret ihr mein Recht. —
Mein Herr, sprach Beranger, ich bitt' euch sehr, vergebt;
Von mir und diesen Fürsten heißt das zu viel begehrt;
Ihr meint's nicht gut mit dem, den dazu ihr erseht.

Von mir wird nimmermehr, bei Gott, Richart gehängt.
Behaltet euer Land, wenn es euch so gefällt;
Verflucht sei, wer durch Schande behalten will sein Lehn.
Zum Baiern Ydelon hat Karl sich da gewandt.
Du, Baier, sprach der Kaiser, du bist mein Unterthan,
Bist mir zu dienen schuldig, mit zehentausend Mann;
Hängt mir den Sohn Haimon's, des Alten, den Richart;
Ich geb' euch dazu mit wohl zehentausend Mann.
Ihr solltet zu mir stehn, wenn euer ich bedarf.
Zum Lohne sollt ihr haben dann Avalon die Stadt,
Wird von euch vor Maugis dem Dieb mein Recht gewahrt. —
Bei meiner Ehr, sprach Jener, mein Herr, nie thu ich das.
Wir sind Geschwisterkinder und sind uns nah verwandt;
Richart geschieht kein Leid, wenn ich ihn schützen kann.
Wie das der Kaiser hört, vor Zorn vergeht er fast.
Du Schurke, sprach der Kaiser, du seist von Gott verdammt!
Richart, du wirst gehängt, bei meinem blühnden Bart!
Zu Ogier dem Gewalt'gen hat Karl sich da gewandt.
Du, Däne, sprach der Kaiser, du bist mein Unterthan.
Unlängst ward mir berichtet, bei Waucolors im Plan
Habt ihr, Renaut zu Liebe, an mir geübt Verrath;
Ob's wahr, ob's nicht wahr, heute werd' es an Euch erkannt,
Und ist's nicht wahr gewesen, so zählt auf unsern Dank.
Ihr sollt mir heute hängen den Sohn Haimon's, Richart,
Und tausend Mann Bedeckung vertrauen wir euch an,
Die sollen vor Maugis am Galgen halten Wacht;
Euch ist jenseits der Berge Pavie als Lohn für das,
Plaisence sammt Ivorie, und Versiaus zugedacht;
Die stellen euch an Rittern zu Dienst viertausend Mann,
Die ihr diesseits der Berge niemals zu bringen habt. —
Mein Herr, sprach da Ogier, das sprech' ich nimmer an;
Wir sind Geschwisterkinder und sind uns nah verwandt,
Und wer den Richart hängt, zum Todfeind der mich hat;
Ich stehe zu Renaut mit dreimal tausend Mann,
Den lass' ich nicht im Stich, wem es auch leid sein mag. —
Ei Schurke, sprach der Kaiser, du seist von Gott verdammt!
Richart, du wirst gehängt, bei meinem blühnden Bart!

Ogier von Dänemark, das Zelt räumt alsobald;
Bei Sankt Simon, wenn ihr mir in die Hände fallt,
Auf Kohlen werdet ihr geröstet und verbrannt;
Kein Mensch auf Erden soll euch davor schützen dann.
Der Kaiser wandte sich zum Erzbischof Turpin.
Karl hat zu ihm gesprochen: Herr Erzbischof, und ihr?
Zehntausend Mann zu stellen ist eure Lehenspflicht;
Wenn euer ich bedarf, so laßt mich nicht im Stich.
Der nächste Pabst, der künftig auf Petri Stuhle sitzt,
Bei Sankt Denis von Frankreich gelob' ich's, der seid ihr,
Wollt ihr Richart mir hängen, der mir ein Todfeind ist.
An Kriegern wohlbewaffnet geb' ich Euch tausend mit,
Um mir mein Recht zu wahren gegen Maugis den Dieb. —
Mein Herr, sprach da Turpin, was ihr begehrt, ist viel.
Hab' ich die Meff' gelesen, wie's meines Amtes ist,
Setz' ich den Helm auf's Haupt, werf' in die Rüstung mich,
Wohl gegen Sarazenen für Gott in's Feld zu ziehn.
Und Freude macht's mir wahrlich, wenn Einer todt sinkt hin;
Doch nimmermehr soll sterben von meiner Hand ein Christ,
Am wenigsten Richart, er, der mein Vetter ist. —
Ha Schurke, sprach der Kaiser, geh, Gott verdamme dich.
Richart, du wirst gehängt; bei meinem Bart schwör' ich's.

Und fünfmal noch wiederholt Karl, jedesmal zu einem andern Fürsten gewandt, die Erinnerung an die Lehenspflicht, welcher er in einigen Fällen durch Mahnung an besondere Gründe noch mehr Gewicht zu verleihen sucht, fünfmal seine Bitte, begleitet von den lockenden Versprechungen, und ebenso oft wird die Erfüllung derselben verweigert, bricht sein Unwille in Verwünschungen aus und schwört er die Vollziehung des Urtheils, bis endlich Einer sich dem Auftrage unterzieht, den er aber nicht auszuführen vermag. Wenn, was nicht selten vorkommt, einem Gesandten die zu überbringende Botschaft mündlich vorgesprochen wird und Derselbe nachher am Orte seiner Bestimmung sie vorträgt, so geschieht es meistens mit wörtlicher Uebereinstimmung oder, wofern etwa die Reimwörter verändert sind, doch ohne alle Verkürzung. Ein Beispiel aus der nämlichen Dichtung mag

die Sache veranschaulichen: die vier Haimonskinder haben bei König Yon von Gascogne Aufnahme gefunden, der unversöhnliche Kaiser zieht gegen sie, und nachdem er bereits ohne Schwertstreich eine Stadt Yon's genommen hat, räth ihm Girart der Spanier: Entbietet dem Könige von Gascogne,

Ihr seiet mit Gewalt gedrungen ihm in's Land
Und habt die zwölf Genossen alle mit euch gebracht,
Olivier und Rolant und sonst noch große Zahl,
An Rittern wohl bewehrt, wohl fünfzigtausend Mann,
Die Greise nicht gerechnet, mit blühndem weißem Bart,
Die stets im Kampfgetümmel ertheilen guten Rath.
Gibt er die Haimonssöhne nicht gleich in eure Hand,
Läßt er sie weg nicht führen aus dem Gasconenland,
Schützt er sie gegen euch nur einen einz'gen Tag,
So laßt ihr aus ihm raufen von Lipp' und Kinn den Bart.

Guinemart, welchen Karl als Ueberbringer der Botschaft bezeichnet, hat Girart's Rath mit angehört, so daß der Kaiser sich begnügen kann ihm aufzutragen, er solle das Gehörte an Yon bestellen. Guinemart begibt sich hin und spricht zu Yon, den er umgeben von dreitausend Rittern inmitten höfischer Lustbarkeit findet: Der hohe Kaiser Karl entbietet euch durch mich:

Er seie mit Gewalt gedrungen euch in's Land,
Die zwölf Genossen hab' er alle mit sich gebracht,
Olivier und Rolant und sonst noch große Zahl
An Rittern wohl bewehrt wohl sechzig (?) tausend Mann.
Schon hat er Monbandel, die feste Burg des Lands;
Im Lager liegt mein Herr, der Kaiser Karl, allda,
Der Krieger Zahl kennt Keiner, die er da bei sich hat;
Und er entbietet euch, ich sag's euch kühnlich an:
Gebt ihr die Haimonssöhne heraus nicht alsobald,
Und steht ihr ihnen bei nur einen einz'gen Tag,
Daß sie sich wehren dürfen in Festung oder Stadt,
So wird, wie er entbietet, viel Schmach euch angethan,
So läßt er aus euch raufen von Lipp' und Kinn den Bart,
Die Glieder ein's um's andere vom Leibe reißen ab.

Doch das ist noch nicht genug, der erschreckte Yon bespricht sich mit fünf seiner besten Vasallen über den zu fassenden Entschluß und eröffnet die Berathung mit den Worten:

Es ist der Franken Kaiser gedrungen mir in's Land
Und hat die zwölf Genossen alle mit sich gebracht,
Olivier und Rolant und sonst noch große Zahl
An Rittern wohl bewehrt wohl sechzig tausend Mann
Die Greise nicht gerechnet u. s. w.

Es wäre ein Leichtes, aus der nämlichen oder jeder beliebigen andern Dichtung derselben Art weitere Beispiele dieses dem volksthümlichen Epos eigenthümlichen Verfahrens in größter Zahl anzureihen; das Gegebene muß aber hier genügen. Es mag den Uebergang bilden zur Betrachtung einer ferneren, der befremdendsten Art der Wiederholung, welche darin besteht, daß selbst Dinge, die nur einmal geschehen, Reden, die nur einmal gesprochen worden sind, durch den Dichter in unmittelbarer Aufeinanderfolge mehrfach dargestellt werden. Zeigen wir das an einem Beispiele aus dem Rolantsliede. Von der Nachhut des fränkischen Heeres ist nach entsetzlichem Kampfe mit den Sarazenen nur Rolant übrig geblieben, auch er auf den Tod verwundet; er schleppt sich noch an eine rasenbedeckte Stelle, wo er erschöpft hinsinkt:

Und Rolant fühlt, das Sehn ist ihm geschwunden,
Mit letzter Kraft hat er sich aufgewunden,
Die Farb' ist ihm aus dem Gesicht geschwunden.
Und vor ihm steht ein großer Stein, ein dunkler,
Zehn Streiche führt er darauf in grimmem Muthe;
Es knirscht der Stahl, doch ist er nicht gesprungen.
Da rief der Graf: Hilf, heil'ge Gottesmutter!
Ach, Durendal, weh über dich, du gute!
Dein pfleg' ich nimmer, wenn ich nicht mehr gesunde.
So manchen Sieg hab' ich mit dir errungen,
So manches Land hab' ich doch überwunden,
Für Kaiser Karl im weißen Bart bezwungen.
Nie werd'st du Einem, der flieht, zum Eigenthume.

Ein tapfrer Mann hat lange dich geschwungen,
Wie keiner mehr in Frankreich wird gefunden.

Und Rolant hat den harten Stein getroffen;
Es knirscht der Stahl, doch ist er nicht gebrochen.
Und wie er sieht, daß er nicht splittern wollte,
Hat zu beklagen er leise ihn begonnen:
Ach, Durendal, du helle, makellose,
Wie leuchtest du und funkelst in der Sonne!
Nach Moriane in's Thal war Karl gezogen,
Als ihm ein Engel erschien, von Gott ein Bote,
Daß einem Grafen er um dich gürten sollte;
Er gab dich mir, der edle Fürst, der große.
Bretagne hab' ich und Anjou ihm erobert,
Poitou und Maine damit für ihn gewonnen
Von Normandie damit Besitz genommen (folgen weitere Eroberungen).
So manches Land hab' ich ihm unterworfen,
Für Kaiser Karl im weißen Bart erobert!
Um dieses Schwert bin ich nun voller Sorge,
Viel lieber sterb' ich, als daß es Heiden holen
Und daß durch es Frankreich zu Schaden komme.

Und Rolant hat den dunkeln Stein geschlagen,
Mehr springt davon, als ich euch weiß zu sagen.
Es knirscht das Schwert, doch bricht es nicht, das starke,
Zum Himmel auf vom Stein zurück es prallte.
Und wie er sah, er konnt' es nicht zerschlagen,
Bei sich ganz leise der Graf es da beklagte:
Ach, Durendal! du schöne, wunderbare;
Reliquien sind in deinem Knauf so manche:
Der Zahn Sankt Peters, Blut aus Basilius' Adern,
Von meinem Herrn, Sankt Dionysius, Haare,
Dabei ein Stück von der Jungfrau Gewande.
Es ist nicht recht, daß dich die Heiden haben.

Von Christen sollst du alleinig sein getragen.
Nie werd'st du Einem, der feig und schlecht, zur Habe!
So manches Land durch dich besiegt ich habe,
Für Kaiser Karl, im langen weißen Barte;
Und Macht und Hoheit ist ihm davon gewachsen.

Und Rolant fühlt, wie ihn der Tod ergreift,
Vom Haupte ihm zum Herzen niedersteigt.
Nach einer Fichte er schnellen Laufes eilt;
Auf grünem Grase legt er sich hin dabei
Und Schwert und Horn deckt er mit seinem Leib.
Das Haupt er wandte hin nach der Heiden Reich;
Er thut es darum, damit er sicher sei,
Daß Karl und Alle es sagen mögen einst:
Es starb im Siege der Graf an Ehren reich.
Die Schuld bekennt er dann willig und bereit;
Für seine Sünden er Gott den Handschuh reicht.

Und Rolant fühlt, des Lebens Zeit ist um,
Nach Spanien hin auf steiler Höh' er ruht.
Mit Einer Hand schlägt er an seine Brust:
Gott, ich bekenne jetzt gegen dich die Schuld
Der Sünden mein, die ich seit der Geburt,
Groß und gering, begieng in bösem Muth
Bis diesen Tag, da ich am Ziele nun.
Den rechten Handschuh streckt Gott er dafür zu
Und Engel steigen herab, hin, wo er ruht.

Der Graf Rolant an einer Fichte lag,
Nach Spanien hin das Angesicht gewandt,
Und mancher Dinge zu denken er begann:
Der vielen Länder, die er dereinst gewann,
Frankreichs des süßen, der Männer seines Stammes,
Karls, seines Herrn, der ihn erzogen hat.

Er kann nicht anders, das Weinen kommt ihn an.
Allein sein selber er nicht vergessen hat;
Die Schuld bekennt er, fleht Gott um Gnade an:
Wahrhaftger Vater, der hält, was er versprach,
Durch den vom Tode Sankt Lazarus erstand,
Und Daniel vor Löwen Rettung fand,
Rette die Seele vor jeglicher Gefahr
Der Sünden all, die ich im Leben that. —
Den rechten Handschuh bot Gott er dafür an;
Sankt Gabriel nahm ihn von seiner Hand.
Das Haupt er legte herunter auf den Arm;
Die Händ' er faltet; der Tod ist ihm genaht.
Gott hat zu ihm den Cherub hingesandt
Und Michael genannt „von der Gefahr".
Mit ihnen beiden auch Sankt Gabriel kam;
Die Seele tragen sie in des Himmels Saal.*) (Ch. Rol.
CLXXIII – CLXXVIII, Müller's Ausg.)

Es haben Einige, welche sich das Verhältniß des volksthümlichen Epos zu dem ältern lyrisch-epischen Liede anders denken, als es im Vorhergehenden dargestellt worden ist, in Stellen von der Art der eben mitgetheilten einen Beweis dafür finden wollen, daß das Epos solch alte Lieder unverändert in sich aufgenommen habe oder wohl gar nur aus solchen Liedern zusammengesetzt sei; sie sind der Meinung, die mitgetheilte Stelle bestehe aus so viel Liedern verschiedenen Ursprungs als sie Tiraden enthält; der Sammler und Ordner der alten Gesänge, die sich auf je Einen Gegenstand bezogen, habe hie und da mehr als Ein Lied vorgefunden, worin derselbe besonders ansprechende Zug der Sage dargestellt gewesen sei, Lieder von wesentlich über-

*) Da es hier nicht bloß auf die Wiedergabe des Inhaltes, sondern gleich sehr auf die Form ankömmt, habe ich vorgezogen, die Stelle mit Beibehaltung der Assonanz selbst zu übersetzen, anstatt mich der sonst sehr verdienstlichen Uebertragung von Hertz zu bedienen, welche auf die Assonanz verzichtet und leider auch den Bau des einzelnen französischen Verses nicht wiedergiebt, der von dem fünffüßigen jambischen Verse unserer Tragiker wesentlich verschieden ist.

einstimmendem Inhalte, kaum anders als durch den Assonanzvocal sich unterscheidend, und um keines der Gefahr des Unterganges auszusetzen, habe er sie sammt und sonders seiner Liedersammlung einverleibt. Ich mag hier den Kreis, den ich mir gezogen, nicht überschreiten, nicht das Schlachtfeld betreten, wo über die Entstehung der homerischen Gedichte und des Nibelungenliedes gestritten wird. Ohne Zweifel wird die vergleichende Geschichte der volksthümlichen Dichtung einst über diesen Gegenstand ähnliches Licht verbreiten, wie die vergleichende Sprachforschung über eine Menge früher nicht verstandener sprachlicher Erscheinungen verbreitet hat. Für jetzt spreche ich nur so viel aus, daß es voreilig genannt werden muß, wenn man aus einem Sachverhalte, der auf dem französischen Gebiete nichts weniger als nachgewiesen ist, Schlüsse auf einen ähnlichen Sachverhalt bei Germanen oder Griechen ziehen will. Wir wissen bereits aus dem Vorhergehenden, daß unserm epischen Sänger gar nichts daran liegt, rasch an's Ende zu kommen; wir können, so oft der Sänger etwa ausruft: was soll ich euch viel davon erzählen! und einen entschiedenen Schritt vorwärts thut*), leicht erkennen, daß es nur geschieht, wenn er außer Stande ist, etwa einen Kampf im Innern seines Helden zu schildern oder ihn auf einer langen Reise durch wenig bekannte Länder von einem Ort der nächtlichen Ruhe zum andern zu begleiten; wir wissen, daß noch heute ein ungeübter Erzähler, der sich gern sprechen hört und dem der Eindruck, welchen er hervorbringt, nicht gleichgiltig ist, denjenigen Stellen, welche er will vortreten lassen, statt durch vollere Erfassung der Sache, dadurch Nachdruck gibt, daß er sie mit geringen Veränderungen und Zuthaten wiederholt.

Die völlige Uebereinstimmung des Styles, die Wiederkehr einzelner Wortgruppen kann freilich nicht in die Wagschale fallen; der epische Styl ist ja überhaupt nur Einer; auch die völlige Gleichheit der Mundart, des metrischen Verhaltens, welche zwischen den in Rede stehenden Tiraden zu Tage tritt, beweist noch nichts für meine Ansicht, daß sie das Werk Eines Sängers seien; denn diese Gleichheit könnte durch die Hand des Samm-

*) Z. B. Ren. Montaub. 352,5; 377,14; 418,26; 426,22.

lers erst hergestellt worden sein. Aber die völlige Uebereinstimmung der einleitenden Zeilen, durch welche die Situation kurz bezeichnet wird und an die der Dichter seine Ausführungen knüpft; der Mangel an sachlichen Widersprüchen im Einzelnen, welche ein Sammler zu beseitigen keinen Anlaß gehabt haben würde, außer er hätte denn den Vortrag aller der übereinstimmenden Tiraden hinter einander im Auge gehabt (und wenn der für die Zuhörer nichts Befremdendes hatte, warum sollten wir uns denn wundern, daß Ein Dichter bisweilen zu diesem Mittel gegriffen hat, um größere Wirkung zu erzielen?); der eigenthümliche Umstand, daß in der Regel erst die letzte der einander wiederholenden Tiraden die Sache ganz abschließend darstellt und mit dem Folgenden sich leicht verbinden läßt; erklärt sich dies alles gleich natürlich bei der Annahme, man habe es hier mit Zusammenstellungen von Varianten zu thun? Dazu kommt, daß in der Mehrzahl der Fälle die Wiederholungen in einem ganz anderen Verhältniß zu einander stehen als in der Stelle des Rolandsliedes. Kehren wir auf einen Augenblick zu den Haimonskindern zurück (Ren. Mont. S. 136): Nach einem der nicht selten im Verlaufe einer Chanson de geste begegnenden Einschnitte, welche der Sänger da eintreten läßt, wo irgend ein bedeutendes Ereigniß seines Stoffes sich vollendet hat und in der Regel auch in der Handlung eine kurze Zeit der Ruhe die rasche Folge der Begebenheiten ablöst, beginnt er, wie seine Kunstgenossen alle zu thun pflegen, mit einer Aufforderung zur Aufmerksamkeit und dem Versprechen ein Lied vorzutragen, wie es seine Zuhörer noch nie schöner gehört haben. Nach diesen wenigen Zeilen hebt in der nämlichen Tirade die Erzählung wieder an. Karl war siegreich von den Sachsen zurückgekehrt und sah an einer Pfingsten seine besten Vasallen um sich versammelt; da sprach er zu ihnen: Alle meine Feinde sind mir unterthan und dienen mir willig; Niemand lehnt sich mehr gegen mich auf als König Yon von Gascogne, der meine Todfeinde, die vier Söhne Haimons, bei sich aufgenommen hat. Nimmer werd' ich froh, bis ich ihnen Schmach angethan. — Damit schließt die erste Tirade, die neue aber beginnt mit einer Wiederholung der Rede Karls, welcher diesmal den Vetter seiner

vier Feinde, den schlimmen Maugis, mit zu ihnen zählt und die Ritter, da sie doch gerade versammelt seien, zur Theilnahme an einem Zuge nach der Gascogne auffordert. Dagegen erhebt sich in der nämlichen Tirade einer der Recken und klagt darüber, daß der Kaiser ihnen so wenig Ruhe lasse; eben kämen sie aus Sachsen, wohl fünf Jahre hätten sie ihre Weiber nicht mehr gesehn, und schon wolle er sie zu einer neuen Unternehmung veranlassen. — Ohne eine neue Tirade zu beginnen, unterbricht sich hier der Sänger wieder, um den Zuhörern zum zweiten Male seinen Gesang anzupreisen und ihnen die merkwürdigen Dinge aufzuzählen, die er ihnen zu Gehör bringen werde. Jetzt erst bringt die dritte Tirade die Antwort Karl's auf die Weigerung jenes Ritters. — Ist dies das Werk eines Varianten sammelnden Ordners, und nicht vielmehr der Gesang eines inmitten der bewegten Menge stehenden Erzählers, welcher der Unruhe seiner Zuhörer Rechnung trägt und gern auf das Eine oder Andere zurückkommt, es aber mit Abwechselung thut, weil das ihm ein Leichtes und dem aufmerksamen Theile seines Publicums gewiß angenehm ist?

Wir haben oben gesehn, wie der König Yon die ihm von Karl gesandte Botschaft vernimmt und zum Theil wörtlich seinen Getreuen vorträgt; er fügt daran (Ren. Mont. 154) die Bitte um ihren Rath und bringt ihnen die vielfachen Verdienste Renauts um ihn und die engen Bande der Verwandtschaft in Erinnerung, welche sie beide verbinden und ihn abhalten, Karl's Befehle ohne Weiteres zu gehorchen. Die darauf folgende Tirade enthält nun zwar die Antwort des ersten Rathgebers, wiederholt aber zuerst in Kürze die Rede Yons. — Ist es glaublich, daß je ein besonderes Lied diese Rede, welche im Zusammenhange der Sage von höchst untergeordneter Bedeutung ist, dargestellt habe?

Schauen wir uns in der nämlichen Dichtung nach weiteren Beispielen der besprochenen Wiederholung um, so werden wir namentlich Einer Art derselben oft begegnen; sie hat das Eigenthümliche, daß, nachdem in einer Tirade die Erzählung bis zu einem gewissen Punkte fortgeführt ist, wo zwar nicht ein Hauptabschnitt, wohl aber eine kurze Pause schicklich eintritt, die fol-

gende Tirade die Fortsetzung bringt, aber erst, nachdem in Kürze die Lage der Dinge, von welcher die Fortsetzung ausgeht, noch einmal dargestellt worden ist. Dahin läßt sich schon das eben angeführte Beispiel rechnen; dahin auch folgendes: Die Furcht vor Karl und der Rath zaghafter Freunde haben Yon bestimmt, seine vier Schützlinge in des Kaisers Hände zu liefern; er begiebt sich auf ihr Schloß, um sie zu einem Ritte nach einem Orte zu veranlassen, wo ein von Karl gelegter Hinterhalt ihrer wartet; seine Ritter zerstreuen sich in die umliegenden Häuser; Yon selbst sucht seine Schwester auf, welche er dem ältesten Haimonssohne zum Weibe gegeben; sie will den Bruder mit einem Kusse begrüßen; er wendet sich, vom Gewissen gepeinigt, ab, schützt Unwohlsein vor und läßt sich ein Bett bereiten; aber ihn meidet der Schlaf; „die besten vier Ritter der Christenheit liefere ich in die Hände ihres Todfeindes, spricht er bei sich selbst, wo ein schimpfliches Ende ihrer harrt; ewige Verdammniß wird die verdiente Strafe solches Verrathes sein; aber es ist nicht mehr zu ändern.“ Und er legte sein Haupt auf das reiche Lager. Damit endet eine Tirade. In der darauf folgenden entrollt sich ein farbenreiches und bewegungsvolles Bild von um so größerer Wirksamkeit vor uns, als die heitere Lebensfreude, von der es erfüllt ist, im stärksten Gegensatze zu den Gewissensqualen des Verräthers steht. Renaut kehrt von einem Jagdzuge in sein Schloß zurück, wo Yon inzwischen abgestiegen ist; vier Saumthiere tragen die reiche Beute; die drei Brüder und an die dreißig Knechte zu Roß und zu Fuß begleiten Renaut, Rüden und Bracken umschwärmen sie. Beim Anblick der fremden Reisigen erkundigt sich Renaut, was für Gäste während seiner Abwesenheit eingetroffen seien, und vernimmt, es sei Yon, sein Lehnsherr und lieber Schwager. Da läßt er sich Bondin, sein Horn, reichen und seinen Begleitern die ihrigen, und mit mächtigem Schalle begrüßen sie den werthen Gast. Jedoch bevor der Dichter diese Schilderung beginnt, faßt er, was er in der vorhergehenden Tirade mitgetheilt, in vier Zeilen zusammen, indem er sagt: Am Ausgange des Mais, wann der Sommer beginnt, sei Yon im Schlosse (Montauban) eingekehrt, herkommend von Toulouse und habe die vier Brüder verrathen und betrogen.

Diese vier Zeilen sind sicher kein Lied, keine Variante zu der vorhergehenden Tirade; und diese selbst ist hinwieder kein Lied, das je für sich bestanden hat; würde auch je ein Dichter die Begegnung des Verräthers mit dem Weibe des Verrathenen zum Vorwurfe eines Liedes gewählt und die Begegnung mit dem Verrathenen selbst nicht sofort daran geschlossen oder nicht die erstere verschwiegen haben, um die Wirkung der zweiten nicht zu beeinträchtigen? (Stellen, wo die Zahl der dem Inhalte nach sich deckenden Zeilen ziemlich übereinstimmt, sind Ren. Mont. 257, 32, 36; 198, 32, 38; 364, 19, 22; 333, 14, 16 [eine Frage, an deren Wiederholung die Antwort sich anschließt]; 213, 33, 214, 9; 241, 10, 15; solche, wo die kürzere Darstellung vorangeht, sind: 336, 28, 33; 445, 22, 31).*)

Nachdem wir länger als vielleicht von Nöthen war, bei einer Eigenthümlichkeit der Darstellung verweilt sind, welche zu, wie uns scheint, irrigen Ansichten Anlaß gegeben hat, fassen wir noch zwei weitere Seiten derselben in's Auge; wir können bei der uns auferlegten Beschränkung nun einmal nicht daran denken, dieselbe allseitig zu kennzeichnen. Wir wollen zuerst noch ein Wort von den Bildern sprechen, mit welchen die altfranzösischen Sänger ihre Darstellung beleben. Wer in ihren Werken nach jenen sorgfältig ausgeführten Bildern fahndete, welche, für sich allein genommen schon, durch ihren Reiz und ihre Bewegung den Leser des Homer, des Vergil, des Dante, des Ariosto zum Verweilen einladen und durch die reiche Fülle charakteristischer Züge seine Phantasie oft vielleicht nur zu sehr anregen und von demjenigen abziehn, was sie im Grunde kräftiger wirken zu lassen bestimmt sind, der würde vergeblich suchen. Im Rolantslied hat sein Uebersetzer ein einziges Bild gefunden:

Gleich wie der Hirsch vor Hunden eilt von hinnen,
So sieht die Heiden man jetzt vor Rolant fliehen.

In größerer Zahl finden sich Bilder in anderen Dichtungen, welchen auch sonst die Herbe der Anfänge weniger anhaftet, sel-

*) Indem ich es einstweilen dem Leser überlasse, zu prüfen, in wie weit der Verfasser seine Ansicht über die Wiederholungen begründet hat, erkläre ich, daß er mich nicht überzeugt hat, wie ich später auszuführen gedenke.
St.

ten aber erscheinen sie in breiterer Ausführung; eine halbe, eine ganze Zeile, selten schon zwei ist das Maß, das sich der Sänger hiezu vergönnt, oft bleibt es bei der bloßen Nennung des zur Vergleichung herbeigezogenen Gegenstandes. Der Zürnende erglüht wie eine leuchtende Kohle, der Verwegene gleicht dem Eber, der Blick des Wilden dem des Löwen oder des Leopards, die jugendliche Fürstin ist rother denn die Rose am Strauch und weißer denn Schnee auf Eis; der Ueberfallene blickt um sich wie ein aufgescheuchtes Thier; der Ritter im schweren Kampfe mit dem Schwerte wird zusammengestellt mit dem angestrengt arbeitenden Zimmermann, Schmied und Steinmetz; des Rosses Schnelligkeit läßt den Flug des Lerchenfalken, des Habichts, die Geschwindigkeit des ängstlich besorgten Freundes läßt den raschen Lauf des Maulthiers hinter sich; Ritter sprengen heran schneller als Wind oder Bise; den Gefangenen führt man fort, wie einen Vogel im Käfig; das treue Roß erkennt in der Ferne seinen Herrn gleich sicher wie ein Weib ihren Gatten u. s. w. Nirgends die behaglich ausgemalten Bilder der Kunstdichtungen, zu denen man in dieser Hinsicht manchmal auch die Homerischen zählen möchte. Und gleichwohl wird der Zweck erreicht, wenn anders die Natur des Bildes darin liegt, daß in demselben eine Thätigkeit oder eine Eigenschaft über die Sphäre, in der sie sich vollzieht oder zur Anschauung kommt, emporgehoben und dadurch gesteigert wird, daß man sie mit einer entsprechenden Thätigkeit oder Eigenschaft aus einer Sphäre zusammenstellt, wo sie allen störenden Einflüssen in höherem Grade enthoben ist. Durch die Zusammenstellung des kühn andringenden Kämpfers mit dem Eber wird nämlich keineswegs der ersten Vorstellung erhöhte Klarheit verliehen (im Gegentheil dürfte in der Mehrzahl der Fälle die herbeigezogene Vorstellung die den Meisten weniger geläufige sein); sondern die Vorstellung des kühnen Andringens wird bloß in ihrer Lebendigkeit gesteigert, indem man sie auf ein Gebiet hinüberträgt, wo das kühne Andringen in viel rücksichtsloserer Weise sich vollzieht, weit weniger durch Einsicht in die Gefahr oder anderes Erwägen gehemmt wird. Es folgt daraus, daß der Zweck des Bildes erreicht ist, sobald jene zweite Vorstellung auf die bloße Bezeich-

nung des Gegenstandes hin erwacht und der ersten ihre Kraft mittheilt. Wenn nun der Dichter länger bei ihr verweilt und allerlei unwesentliche Merkmale mit in den Kauf gibt, wenn er etwa vom zornigen Grunzen des Ebers, von dessen die Erde aufwühlenden Hauern spricht, so läuft er Gefahr, das Verschmelzen der beiden Vorstellungen zu erschweren und statt die Lebendigkeit der ersten zu steigern, sie zum Vortheil der andern in den Hintergrund zu drängen. So haben denn in dieser Hinsicht die Volkssänger wohl den richtigeren Weg eingeschlagen und unbewußt eine Klippe gemieden, die manchen höher gebildeten Dichtern verderblich geworden ist.

Einer zweiten Eigenthümlichkeit der Form sei hier noch gedacht, bevor wir an die Besprechung des Inhaltes, insofern er allen den in Rede stehenden Dichtungen gemeinsam ist, gehen und damit den culturgeschichtlichen Werth derselben wenigstens andeutungsweise bestimmen. Wir meinen die häufigen Anreden des Sängers an die Hörer. Es ist schon im Vorhergehenden beiläufig erwähnt worden, daß der Dichter, so sehr er uns über seinen Namen, Herkunft und Schicksale im Dunkeln zu lassen pflegt, vermuthlich weil seine gesellschaftliche Stellung eine solche war, daß Niemand sich darum kümmerte, andererseits uns von seiner Parteinahme für die wackern Ritter, von seinem Haß gegen Verrath und Wortbruch oft genug Zeugniß ablegt, daß er seine frommen Wünsche dem bedrohten Helden, seine Verwünschungen dem Bösewicht nachsendet; mehr nur äußerlich ist es ein Hervortreten der Persönlichkeit, eine Scheidung von Zuhörern und Vortragendem, wenn der Letztere, wie es sehr häufig geschieht, die Wendung gebraucht: Da hättet ihr gesehen z. B. einen Kampf auf Leben und Tod oder: einen harten Streit, und manche Lanze zerschmettert und manchen Schild zerspellt, und manch einen Ritter erschlagen oder gefangen oder verwundet, oder: ihr Herren, wenn ihr da gewesen wäret, unter der runden Fichte, wo die Gasconen zusammentrafen mit Roland dem Tapfern; oder wenn, wie bereits angeführt, er irgend eine ausführliche Darstellung mit den Worten ablehnt: was sollte ich euch lange davon erzählen! Entschiedener schon tritt die erwähnte Unterscheidung hervor in den Aufforderungen zur Auf-

merksamkeit und den Verheißungen, durch die er dieselbe rege zu erhalten bemüht ist; da spart er denn das Lob seines Helden nicht, rühmt die Zuverlässigkeit seiner Quellen, setzt wohl auch Standesgenossen herunter, welche von seinem Helden gesungen hätten, ohne gehörig unterrichtet zu sein. Am unbefangensten aber zeigt sich der Dichter in Stellen wie die folgende aus dem Huon de Bordeaux, dem Epos, das nach mancherlei Schicksalen zu Wieland's Oberon und zu Weber's gleichnamiger Oper geworden ist:

Ihr wackern Herrn, ihr seht es wohl, fürwahr;
Schon wird es Abend, und ich bin müd des Sangs;
Nun bitt' ich alle, so wahr ihr lieb mich habt,
Und Auberon und Huon tugendsam,
Kommt morgen wieder, wann ihr gegessen habt;
Jetzt gehn wir trinken, wonach mich sehr verlangt.
Wie's mir um's Herz, ich nicht verhehlen kann,
Daß ich nicht sage, was ich bei mir gedacht:
Mich freut es herzlich, fängt es zu dunkeln an;
Denn mich verlangt, daß ich davon gehn kann;
So kommt denn morgen, wenn ihr gegessen habt,
Dann habe Jeder, ich bitt' euch, mitgebracht
'nen Groschen, eingeknüpft in seines Hemdes Rand;
Denn diese rothen Kreuzer sind gar so arme Gab',
Wer die einst schlagen ließ, ein arger Knauser war,
Und wer 'nem braven Spielmann sie schenkte, ebenfalls.

Aehnlich drückt derselbe Sänger etwas später seinen Wunsch in folgender Stelle aus, deren nicht geringere Schwerfälligkeit auch hier die Unbehilflichkeit der Uebersetzung entschuldigen mag:

Jetzt haltet Ruhe und hört, wenn's euch beliebt;
Dann sag' ich euch, wenn ihr's begehrt, ein Lied:
Jetzt sag' ich euch, so wahr es Heil'ge giebt:
Mein Lied hab' ich gesagt wie sich's geziemt,
Doch Geld gabt ihr bis jetzt mir gar nicht viel.
Nun wisset aber, so wahr Gott helfe mir,
Mein Lied sofort ich hier abbrechen will.

Kraft meines hohen Amtes der Bannfluch Jeden trifft,
— Im Auftrag Auberons, der hier das Urtheil spricht, —
Der nicht zum Beutel greift und meinem Weib was gibt.
(Huon de Bord. 148 u. 164.)

Wenn wir zu Anfang dieser Darstellung in Kürze von den sagenhaften Stoffen gehandelt haben, welche den Zettel des epischen Gewebes bilden, so war dabei nur die Eine und zwar eine allerdings nicht unwichtige Seite der Sache in's Auge gefaßt; den Einschlag des Gewebes aber, einen nicht minder wesentlichen Bestandtheil des Inhaltes unserer Dichtungen bildet das Volksleben der Zeit, aus welcher dieselben stammen; das ist es was sie zu unschätzbaren Geschichtsquellen, zum Ausdrucke des mittelalterlichen Volksgeistes in Frankreich, zum Abbilde der damaligen Gesittung macht. Und wahrlich, wenn für die Forschung gleichzeitige wahrhafte Nachrichten von den Ereignissen, von den Schicksalen und Thaten, von den Meinungen und den Beschäftigungen Einzelner und ganzer Völkerschaften vom größten Werthe sind, so sind von nicht geringerem diese Zeugnisse von der Gestaltung, welche der dichtende Volksgeist, ungehemmt und ungestört durch Zufälligkeiten und fremdartige Einwirkungen, in den freien Schöpfungen der Phantasie dem Leben gegeben hat. Beide Arten der Geschichtsquellen sind für einander unentbehrliche Ergänzungen; die historische Wirklichkeit versteht nur, wer erkannt hat, nach welchen Vorbildern Volk und Einzelne das Leben zu gestalten sich bestrebten, und zur richtigen Beurtheilung der Dichtung ist hinwieder die Kenntniß der Verhältnisse unentbehrlich, welche der dichtende Volksgeist in verklärter, gereinigter Gestalt zur Anschauung bringt. Eine feindselige Spaltung zwischen Wirklichkeit und Ideal liegt in der epischen Volksdichtung nirgends vor, oder kann doch erst dann zu Tage treten, wann dieselbe anfängt, ein bloß Ueberliefertes, Nachgesungenes, nicht mehr frisch und beständig neu sich Erzeugendes zu sein.

Es ist hier nicht der Ort, eine vollständige Ausbeutung des französischen Volksepos nach dieser Seite hin zu versuchen.

Auch die bloße Aufzählung der Seiten des Volkslebens, über welche dabei Aufschluß zu erwarten wäre, würde zu weit führen, und dürfte zudem weniger fruchtbar sein als die mehr auf's Einzelne eintretende Besprechung weniger Punkte, welche dabei in Betracht kommen müssen. Vor Allem muß unsere Aufmerksamkeit die ideale menschliche Persönlichkeit auf sich ziehen, wie sie in den ritterlichen Helden des Epos sich darstellt, sowohl für sich als im Verhältniß zu den Stammes- und Standesgenossen oder zu dem Volke und Lande, denen sie angehört.

Es ist von der Zeit, welcher unsere Dichtungen entstammen, die Fähigkeit der Zerlegung eines persönlichen Wesens in all die Elemente, welche eine geübte Beobachtung und eine vorzugsweise verstandesmäßige Auffassung der Dinge entdecken, gleich wenig zu erwarten wie von der geistigen Eigenart des Sängerstandes, mit welchem wir es zu thun haben; überhaupt ist es ja nicht der Dichtung Aufgabe, Menschen geistig zu seciren. Es ist aber keineswegs gesagt, daß ein Geist, der das nicht mit Bewußtsein thut oder auch nicht zu thun vermag, darum der lebendigen Erfassung und der schöpferischen Erzeugung verschieden gearteter Persönlichkeiten unfähig sei. Und so zeigt sich denn auch bei den epischen Sängern des mittelalterlichen Frankreichs bei aller Dürftigkeit des Ausdrucks für die Charakteristik nicht geringe Kraft der Gestaltung der Persönlichkeit. Groß ist allerdings die Zahl der den epischen Helden gemeinsamen Züge; es ist, als ob die verwandtschaftlichen Beziehungen, welche die Dichter zwischen den meisten unter ihnen herstellen, in einer gewissen Familienähnlichkeit ihrer Denk- und Handlungsweise ihre Bestätigung fänden; doch fehlt es nicht an Zügen, welche manchen Einzelnen von den Uebrigen kenntlich unterscheiden und die ganze Dichtung, ja den ganzen Sagenkreis hindurch festgehalten werden. Verweilen wir vorerst einen Augenblick bei dem Gemeinsamen.

Die Dichter messen ihren Helden ganz erstaunliche körperliche Leistungen bei: tagelange Kämpfe gehören nicht zu den Seltenheiten; da werden Schilde zerspellt, dicke Helme zerhauen, von den Schwertern sprühen Funken, ein einziger Streich spaltet oft genug den Reiter sammt dem Rosse; Renaut von Montauban

trägt, da er sich mit seinen Brüdern auf einem Hügel der Angriffe zahlreicher Feinde zu erwehren hat, Felsblöcke von solchem Gewichte herbei, daß fünf Bauern einen davon nicht zu bewältigen vermöchten, und die nämliche Stärke bewährt er auch später zur Zeit seines Maurerdienstes beim Dombau in Köln, indem er einen Stein emporhebt, den vier Männer kaum von der Stelle brächten; der schon bejahrte Wilhelm von Orange rennt mit einem Pfahl das Thor des Klosters ein, in welches die Mönche ihm den Eintritt wehren wollen, er faßt ihrer einen, schwingt ihn dreimal um seinen Kopf und schleudert ihn gegen einen Pfeiler; die schwere Rüstung und die Waffen hindern die Ritter nicht, sich ohne Bügel aufs Pferd zu schwingen, und was dergleichen Kraftstücke mehr sind. Dem entspricht denn auch der Wuchs und das Aussehen der Helden, das Roß beugt sich unter der Last des Herrn, dem ritterlichen Klosterbruder ist jede auf gewöhnliches Maß berechnete Kutte zu kurz und zu enge, Renaut mißt fünfzehn Fuß in der Länge; auch die Schönheit des Mannes findet anerkennende Erwähnung; von einem maurischen Ritter singt das Rolantslied:

Die Gabelung ist bei dem Recken groß,
Schlank sind die Hüften, die Rippen treten vor,
Mächtig die Brust und schön zugleich geformt,
Die Schultern breit, das Angesicht voll Stolz,
Licht ist das Antlitz, des Hauptes Haar gelockt,
Er war so weiß wie Blust im Sommer wohl.
Im Ritterthume war er schon oft erprobt.
Wär' er ein Christ, was für ein Held, o Gott! (Ch. Rol. 3157.)

(Vgl. Paris la Duchesse S. 35 und als Seitenstück die Schilderung des häßlichen Riesen im Fierabras S. 153). Doch sind dergleichen auf das Einzelne eingehende Stellen nicht eben häufig; ein einziges Beiwort von der Art der früher angeführten genügt in den meisten Fällen, um die Phantasie des Hörers anzuregen, oder er erkennt aus der Wirkung den Adel der Erscheinung, wie z. B. im Renaut de Montauban, wo der Maurermeister in dem Arbeit suchenden Helden trotz des armseligen Gewandes einen König oder Grafen vermuthet (S. 446).

Noch seltener, wie billig, ergehn sich die Dichter in Charakterschilderungen; an seinem Thun erkennt man den Helden und an seinem Reden, denn es ist offen, unumwunden und entschieden. Die auf die Gemüthsart bezüglichen Beiwörter sind, wie wir gesehn haben, etwas unbestimmter Natur und setzen die Kenntniß dessen, was den untadelhaften Ritter ausmacht, eher voraus, als daß sie uns zu derselben verhelfen. Muth und zähe Festigkeit gehören offenbar in erster Linie unter die ritterlichen Eigenschaften. Der Gefahr, die nicht abzuwenden ist, geht der Ritter ohne Zagen entgegen. Indessen kommt auch Schlauheit und List zur verdienten Anerkennung. Nicht überall verleiht die Kraft des Heldenarmes, der Muth des Heldensinnes den Sieg. Wohl dann dem Heere, aus dessen Mitte ein kluger Rathgeber sich erhebt, um den Weg der Kriegslist zu zeigen (Charroi de Nismes, Prise d'Orange, Einnahme der Stadt im Jehan de Lanson), oder welches einen Basin (Jehan de Lanson) oder einen Maugis (Renaut de Montauban) besitzt, der verkleidet gefahrvolle Reisen wagt und seine geheimnißvolle Herrschaft über die Naturkräfte zum Besten seiner Freunde verwendet. — Auch die Regungen der Furcht, die Anwandlungen des Schreckens sind dem Helden nicht fremd, oder besser, er bemüht sich nicht, sie, die keiner Menschenbrust fremd sind, geheim zu halten und, wenn sie über ihn kommen, den Schein des Gleichmuthes zu wahren. Da die Haimonskinder, unter dem Vorwande einer Versöhnung mit dem Kaiser unbewaffnet in eine einsame Schlucht gelockt, Niemanden beim Stelldichein finden, sträubt sich ihnen das Haar beim Gedanken an die Möglichkeit einer Verrätherei, und wie sie rings Waffen und Helme aufblitzen sehn, zerraufen sie ihr Haar und zerreißen ihre Kleider. Renaut selbst ist fern von allem Trotz und Eigensinn und bietet dem Führer des Hinterhaltes ihrer aller Dienste für die Zukunft, sein Roß Bajart, seine Burg Montauban an, wofern er ihnen gestatte, den Ausgang von einem Kampfe mit zwanzig wohlbewaffneten Gegnern abhängig zu machen; und Gleiches verspricht er später dem Rolant, wenn derselbe die Versöhnung zwischen ihm und dem Kaiser erwirken und damit dem endlosen Kriege und dem Elende so vieler Wittwen und Waisen vorbeugen wolle. Auch Richart,

Renauts Bruder, kann sich des Zitterns nicht erwehren, als er zum Galgen geführt wird und von keiner Seite Hilfe nahen will. Thränen und ohnmächtiges Hinsinken sind ganz gewöhnliche Dinge; es weinen starke Männer um den gefallenen Genossen, es raubt der Schmerz den Haimonssöhnen die Besinnung, da sie die schöne Heimat wiedersehn, wo ihnen zu weilen versagt ist; es weint Renaut beim Antritt des mehrerwähnten Rittes, denn ihm ahnt schweres Unglück für seine Brüder; es weint Rolant, da er des bedrängten Renaut demüthiges Flehn hört; es weinen die alten Kriegsgefährten des Kaisers, da Renaut den Einzelkampf mit Rolant wagt. Bewußtlos sinkt Karl hin bei der Kunde von seines Sohnes Tode, dann zerrauft er sich das Haar und wirft sich über die Leiche des Erschlagenen, bis seine Ritter ihn ermahnen, nicht weibisch zu jammern, sondern der Rache zu gedenken. Der König Yon verliert die Besinnung, nachdem er in den von Karl verlangten Verrath an den vier Flüchtlingen gewilligt, ja Karl selbst nicht minder, da ihm die Kunde von der Erfüllung seines Begehrens zukömmt; denn mit ungewohnter Gewalt erwacht jetzt in ihm das Gefühl, sein Vetter Renaut, die Blüthe der Ritterschaft, könne nun dem Verderben nicht mehr entrinnen.

Und wie die Helden ihren Schmerz ungehemmt ausbrechen lassen, so sind sie überhaupt ungestüm und leidenschaftlich im Thun und Reden: die Verheißung eines schimpflichen Todes, mit welcher der Kaiser den ihm gefangen zugeführten Richart empfängt, wird von diesem mit herausforderndem Trotze erwidert. Da greift der Kaiser nach einem Stabe und schlägt den Gefangenen in's Gesicht, daß das Blut darüber strömt; dieser aber wirft sich auf Karl und im heftigen Ringen stürzen Beide zu Boden, worauf man sie trennt; Maugis aber, der treu ergebene Vetter Richarts und verkappte Zeuge der Mißhandlung, erfaßt mit zorngeröthetem Gesicht seinen Pilgerstab mit beiden Händen und zerschlägt ihn wüthend an einem Steine. Renauts zwei andere Brüder werfen ihm inzwischen in bittern Worten vor, Richarts Unglück habe er verschuldet, der den Auszug zur Befreiung seines verrätherischen Schwagers Yon veranlaßt habe, und können nur mit Mühe abgehalten werden, an diesem ihre

Wuth auszulassen; ja Renaut selbst, der sonst so Besonnene und Milde, ist von leidenschaftlichen Aufwallungen nicht frei. Hat er doch, nachdem er jenem Hinterhalte entronnen, in welchen ihn Yon's Schwäche und Verrath hat gerathen lassen, bei seiner Rückkehr die ängstlich harrenden Söhnchen mit Fußtritten von sich gestoßen, und sein Gemahl, Yons Schwester, mit den zornigen Worten angeredet:

Dame, sprach da Renaut, hebt gleich von hier euch weg,
Und hin zu dem Verräther, zu eurem Bruder geht;
So lang ich leben mag, euch lieb' ich nimmermehr.
Wenn wir entronnen sind, an ihm hat's nicht gefehlt.
So geht nun hin zu ihm zu Fuß und ohne Knecht;
Von dem, was mein, bekommt ihr nicht eines Sporens Werth.
Den Knechten und dem Trosse geb' ich euch hin vorher,
Wie eine feile Dirne ich ihnen Preis euch geb',
Und meine Kinder häng' ich, Yon und Haimonet,
Da sie von des Verräthers, des Bösewichts Geschlecht.

Zu der Verwirklichung der Drohung kommt es freilich nicht; die Schwäger der Gekränkten, in dankbarer Erinnerung der Theilnahme, die sie einst ihrem Elend geschenkt, legen für sie eine Fürbitte ein, welche ihre Wirkung nicht verfehlt. Die Pflicht der Dankbarkeit wird nicht leicht versäumt, ja oft in überraschender Weise erfüllt. Damals als die vier Brüder rings von Feinden umlagert, auf einem Hügel der Angriffe einer bedeutenden Uebermacht sich kaum zu erwehren vermochten, bewies der Däne Ogier in so fern wenigstens seine Zuneigung für die Feinde seines Herrn und Königs, als er sich aller Theilnahme an den Stürmen der ihm anbefohlenen Krieger enthielt. Als dann später Maugis den Bedrängten Hilfe brachte und Renaut wieder auf seinem Bajart saß, da galt es Karls Heer in die Flucht zu jagen und den ersten Lanzenstoß führte Renaut auf Ogier, den er auch sogleich aus dem Sattel hob. Statt aber seinen Erfolg auszunutzen, steigt Renaut vom Rosse, führt des Gegners Pferd seinem Herrn zu und hält ihm selbst den Bügel, damit er wieder aufsteige. Das thue ich, spricht er dabei, in schuldiger Erwiderung der gegen uns bewiesenen Schonung; gleich-

wohl aber halte ich dich für einen Verräther und Treubrecher darum, daß du unser Keinem thätig beigestanden. Zu neuem Kampf sei denn herausgefordert, und denke nicht, daß ich dein schonen werde, so lange du in Karls Diensten stehst. — (Vgl. die Bereitwilligkeit Renauts, den Yon, der ihn doch verrathen, um seiner frühern Wohlthaten willen aus Rolants Händen zu befreien, S. 227, Richarts Eifer, nach seiner Rettung von schimpflichem Tode die Seinen von einem Angriffe auf Karls Heer abzuhalten, da die Pairs sich seiner so warm angenommen hätten, und sein Verlangen, ihnen durch seinen Anblick eine nicht gehoffte Freude zu bereiten, S. 280.)

Wir sehn, die Handlung der Dankbarkeit kann auch das Ergebniß einer sich der Spitzfindigkeit nähernden Ueberlegung sein und ist nicht immer die Folge eines dunkeln Dranges im Gemüthe. Will nun hier der Held seinem eignen Pflichtgefühle erst genug thun, um nachher für sein Handeln wieder freien Spielraum zu haben, so bestimmt ihn dagegen in vielen andern Fällen die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, auf gute oder üble Nachrede, auf den Spott der Feinde, die Achtung der Freunde. Schon Rolant (Ch. Rol. 1014) mahnt in seiner Rede an die Genossen vor dem Beginn der Schlacht,

Und nun mag Jeder   auf große Hiebe denken,
Auf daß kein böses Lied   von uns gesungen werde. (Vgl. ebenda 1466 und 1474).

In ähnlichem Zusammenhange finden wir im Renaut von Montauban die Worte:

Auf daß man bald von uns   bis nach Paris hin rede. (S. 238).
Auf daß man von uns rede   von hier bis an das Meer. (S. 322).
Ich möchte nimmermehr   um alles Gold der Welt,
Daß je sich rühmen könnte   Rolant bei Olivier,
Und jene fränkischen Ritter   die bei dem Heere stehn,
Wir hätten nicht gewagt,   zum Lager hinzugehn. (S. 292).

(Vgl. S. 438, 24; 241, 26; 264, 28, und Guill. d'Orange I 227:

Doch eh' ich sterbe,   will einen Sturm ich wagen,
Daß nie ein Spielmann   erzähl' in seinem Sange,
Ich habe Trug   und hab' Verrath begangen.)

Ein hohes, oft übermäßig gehobnes Selbstgefühl spricht vielfach aus den Reden der Helden, namentlich wo sie Feinden gegenüber treten: Renaut rühmt sich, er sammt seinen drei Brüdern dürften es wohl mit vierhundert der Besten aufnehmen (S. 182) *). Der Unterliegende, der den Schaden hat, darf für den bittern Hohn nicht sorgen. Einem im Kampfe Erschlagenen ruft der Sieger nach (Ren. Mont. S. 190): „Dich hat zu deinem Schaden Karl hergesandt; du wirst dich nimmer bei deinen Gefährten rühmen, daß du eines Sporens Werth davon getragen habest." Dem auf der Flucht einen Fluß durchschwimmenden Ogier folgen Renauts höhnende Worte (S. 207): „Bist du denn ein Fischer? Hast du Aale gefangen, Forellen oder Salmen, so theile mir davon mit, wie es dem freigebigen Manne ziemt; oder komm über das Wasser mit uns zu fechten, Hurensohn, Verräther, Schmarotzer, schlechter Mensch. Verwünscht sei Karl der Kaiser, wenn er dich nicht heute noch hängt." — Und später (S. 211) hält er ihm vor, daß er den Sattel im Stiche gelassen habe:

Hol doch den Sattel dir, den du gelassen hier;
Zu reiten ohne Sattel ziemt sich für Herren nicht.
Und wisse wohl, viel Hiebe erwarteten dich hier,
Wenn wir beisammen wären, bis daß es Abend wird;
Nie sähest Karl du wieder, den mit dem wilden Blick,
Der dich nach Bettlerart herum hier streichen hieß.

Und der geringe Erfolg seiner Sendung zieht dem heimkehrenden Ogier auch noch Rolants bittere Scheltworte zu (214):

Ogier, sprach da Rolant, ein kühner Held seid ihr!
Von euren Freunden keiner versteht wie ihr das Fliehn.
Niemals, bei dem Apostel, zu dem die Pilger ziehn,
Hat so ein feiger Knecht das Licht der Welt erblickt. —

*) Auf die Gewohnheit der Ritter, bei geselligem Zusammensein sich im Verheißen großer Thaten wetteifernd gehn zu lassen, weisen manche Stellen hin, z. B. Chans. de Rol. 2861, Voyage de Charlem. in Eberts Jahrb. I 205 ff. Namentlich beim Schlafengehn scheint man sich in dieser Weise unterhalten zu haben, vgl. Cento Novelle 61, auch bei Diez, L. u. W. d. Tr. 532.

Nachdem Renaut seinen Bruder befreit und die, welche ihn hängen sollten, statt seiner an den Galgen geknüpft hat, wendet er sich zu seinen Brüdern mit den Worten: die mögen die Höhen hüten; das sind die Geißeln, die wir dem Kaiser lassen wollen. (Vgl. 245, 16; 275, 27; 291, 4).

Der Aufzählung solcher überall wiederkehrenden Elemente des ritterlichen Wesens gegenüber verdienen nun auch die Versuche Erwähnung, welche die epische Dichtung gemacht hat, die persönliche Besonderheit, die Eigenthümlichkeit des Einzelnen auf der Grundlage des allgemeinen heroischen Charakters zur Geltung zu bringen. Denn in dem Maße hat doch auch im Mittelalter die Raceneinheit die Individualität nicht unterdrückt, daß nicht ganz bestimmte Züge manchmal eine Persönlichkeit inmitten ihrer Standesgenossen hervortreten ließen. Nur müssen wir auch hier die Zusammenstellung des Individuellen im Wesen eines Helden nicht vom Dichter erwarten, dürfen nicht bei ihm die Angaben suchen, daß Naimes von Baiern ein bedächtiger Rathgeber, ein friedliebender und besonnener Alter gewesen sei, daß Renaut sich vor seinen Brüdern durch weise Mäßigung und liebevolle Hingebung ausgezeichnet, daß sein Vetter Maugis, der zauberkundige, schlaue Räuber, all seine Künste im treuen Dienste seiner Angehörigen verwendet und zu ihrem Besten keine Gefahr gescheut habe. Der Dichter kennt all diese Besonderheiten nicht im latenten Zustande, er sieht sie nur in der That und der Rede, und hat die Sorge, für die individuelle Bestimmtheit, deren Ausfluß That und Rede sind, den bezeichnenden Namen zu finden, wie billig uns Nachgebornen überlassen. Wir müssen es uns jedoch an dieser Stelle versagen, das Freundespaar Olivier und Rolant bei der Belagerung von Vienne den erst im Tode gelösten Bund schließen und ihm durch tausend Schicksalswendungen hindurch treu bleiben zu sehen, in des Kaisers Karl Gebahren die Vereinigung der verschiedenartigsten Tugenden und Gebrechen nachzuweisen, welche das französische Volk an den Herrschern seines Hauses bewundert und belacht hat, zu zeigen, wie in dem verrätherischen Geschlechte derer von Mainz Verrath, Treubruch, Mißgunst und Selbstsucht sich vererbt und es zur Quelle des Haders unter

den Bessern, des Unglücks für das ganze Land gemacht haben. Die Belege für diese Dinge beizubringen würde, da bloße Hinweisungen nicht genügen könnten, uns zu lange aufhalten.

Verweilen wir lieber einen Augenblick bei der Stellung, welche die epische Dichtung ihren Helden im Verkehre mit den Standesgenossen anweist. Mehr als durch irgend etwas Anderes wird dieselbe durch die Verwandtschaft, die Familie bestimmt. Nicht blos ist es die Abstammung, welcher der Ritter seine bevorzugte Stellung in seinem Lande, den Adel, den ersten Vorzug seines Wesens, und in vielen Fällen den Besitz verdankt, welcher ihm die Mittel zur Behauptung der ihm gebührenden Stellung giebt, die Rolle, welche sein Haus in der Geschichte seines Landes gespielt hat, bestimmt auch sein Verhalten in den öffentlichen Bewegungen; denn nicht nur gilt es für seine Pflicht, die Ueberlieferung des Hauses in dieser Hinsicht festzuhalten, sondern es ist als ob die Gemeinschaft des Blutes die Uebereinstimmung der Sinnesweise unfehlbar nach sich ziehen müsse. Gehn doch die Dichter soweit, die Urheber aller Zwietracht, die Verräther ersten Ranges sämmtlich Einem Hause zuzuweisen, sowie andrerseits die von den Königen gekränkten und in begründetem Trotze sich auflehnenden Großen sämmtlich in verwandtschaftliche Verbindung zu setzen. An den Blutsverwandten hat Jeder seine natürlichen Bundesgenossen, die für ihn Gut und Blut einsetzen; sie verhelfen ihm zu seinem Recht, aus ihren Reihen steht für den Erschlagenen unfehlbar ein Rächer auf. An seinen Ahnen hat er aber auch Vorbilder der Redlichkeit und mannhaftes Sinnes: da die vier Haimonskinder am Orte der mit Karl verabredeten Zusammenkunft des Hinterhaltes ansichtig werden, zweifeln einen Augenblick die drei jüngern Brüder an Renauts Redlichkeit und dringen mit gezückten Schwertern auf ihn ein, um seinen Verrath zu züchtigen; sein liebreiches Lächeln entwaffnet sie; aber noch sind sie von seiner Untreue überzeugt. Woher, fragt ihn Aalart (Ren. Mont. S. 180)

Woher kam der Verrath? sprecht Herr Renaut, um Gott!
Sind wir nicht Neffen alle Gerarts von Roussillon
Und Doons von Nanteuil und Buefs von Aigremont?

Die dreie waren Brüder jedweder Tugend voll,
Und unser Haus war nimmer sonst dem Verrathe hold.
(Vgl. S. 182, 3).

Der Ruhm der Ahnen ist der Schmuck des Enkels; die Großthat des Einzelnen fällt in den Thatenschatz, der dem ganzen Hause gleichmäßig angehört, umgekehrt aber wirft die Schmach, die einen Einzigen trifft, ihren Schatten auf allen Glanz des Stammes. Der Däne Ogier zählt an einer Stelle mit stolzer Genugthuung all die ruhmreichen Namen auf, welche sein Stammbaum aufweist, und Rolant, den er höhnisch auffordert, ein Gleiches zu thun, verliert darüber beinahe den Verstand und weiß nur mit der Faust zu antworten (S. 215). Wenn Renaut, da sein Bruder in die Hände der Feinde gefallen ist, ausruft: „Ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß einst Bretonen und Normannen am Hofe mit Fingern auf mich wiesen und sagten: seht da Renaut, dessen Bruder der Kaiser gehängt hat; das wäre eine üble Nachrede.“ so kann man im Zweifel sein, ob er das Beschämende dieser Nachrede mehr in dem schimpflichen Tode eines Familiengliedes oder in der Versäumniß der schuldigen Rettungsversuche findet (S. 187, vgl. S. 275, 29). Ist doch die Verpflichtung zum Beistande gegenüber den Verwandten so bindend, daß selbst Yon, der doch unmittelbar zuvor seinen Schwager Renaut an Karl verrathen hat, der Meinung ist (S. 223), es würde demselben und seinen Kindern nie verziehen werden, wenn er ihn, der jetzt der Hilfe sehr bedürftig ist, im Stiche ließe. Nicht immer aber ist es nur die Rücksicht auf das Urtheil der Welt, was die thätlichen Beweise treuer Anhänglichkeit veranlaßt. Renaut weist die Zumuthung, durch die Auslieferung seines Vetters Maugis sich bei Karl in Gunst zu setzen, beharrlich zurück und beruft sich dabei auf nichts als seine Liebe zu ihm (S. 337):

Bei Gott, Mariens Sohne, niemals wird das geschehen;
Maugis ist meine Hilfe, mein Hoffen und mein Leben,
Mein Schild und meine Lanze und auch mein blanker Degen,
Mein Brod, mein Wein, mein Fleisch und meine Herbergstätte,
Mein Diener und mein Herr, mein Meister und mein Leben.

Und ein ander Mal, da Renaut sich zum Zweikampfe mit Rolant anschickt und seine Brüder sammt ihren Mannen den Ausgang desselben unbeweglich abwarten heißt, bricht Aalarts brüderliche Angst in die Worte aus (S. 234):

O Gnade, Herr Renaut, Gnade, bei dem Erbarmen,
Das Gott am Kreuze erwiesen in seines Todes Qualen
Marien, seiner Mutter, als er ihr Weinen sahe,
Und er sie anbefahl der Obhut des Johannes;
Wollt ihr die Brüder tödten mit Einem Schlage Alle?
Von uns mag Einer gehen nach euerem Gefallen.

Neben der mächtigen Triebfeder nun, welche die Sorge für die Ehre des Hauses und die Anhänglichkeit an die von Natur zunächst Stehenden für die Handlungsweise des Helden bilden (und selbst die Verräther sträuben sich nicht, ihrem Anstoße zu folgen), neben dieser Triebfeder wirkt mit kaum geringerer Kraft in vielen Fällen eine zweite, neben der Treue gegen die Blutsverwandten die Treue gegen den Lehnsherrn. Dem, der für die Belehnung mit Reichen, Grafschaften, Marken das feierliche Gelübde des gehorsamen Dienstes erhalten hat, dem, der in Rom vom Stellvertreter Gottes auf Erden zum obersten Verwalter aller weltlichen Gewalt gekrönt worden, der als Herr der Christenheit auch der Vorkämpfer derselben gegenüber aller Gefährdung durch heidnischen Andrang sein soll, der zu schlichten hat, wo in seinen Landen Hader und Vergewaltigung den Frieden beeinträchtigt, dem soll des Helden Arm, dem sollen die Krieger desselben zur Verfügung stehen, so oft er ihrer bedarf; die Vasallen sollen die willigen Vollstrecker seiner Anordnungen sein, sie sollen, wo er es begehrt, ihren Rath ihm nicht versagen, sollen ihn und sein Haus ehren, sollen sorgen, daß die Krone nicht einem unmündigen Erben durch Verrath und Anmaßung geraubt wird. Darin liegt ja die Stärke des Reiches, darin die Bürgschaft der Gerechtigkeit und Ordnung im öffentlichen Leben. Und in der That, der Held des Epos anerkennt diese seine Pflicht und thut ihr in der Regel Genüge. Wie aber, wenn der Kaiser das Rechte verkennt, wenn er oder ein Glied seines Hauses in verwegenem Uebermuthe die Rechte

des Vasallen kränkt, wenn er ihm entzieht, was derselbe durch keine Schuld verwirkt hat, wenn sein Sohn den Sohn des Vasallen, der etwa zum ersten Male am Hofe erscheint, im Wortwechsel thätlich beleidigt und dafür von diesem erschlagen wird, wenn der Kaiser die Hilfe des Bruders gegen den Bruder in Anspruch nimmt, wenn er den Vasallen an einem Verwandten eine schimpfliche Strafe vollziehn heißt? Solche Fälle gehören nicht zu den Seltenheiten; ein großer Theil der französischen Epen sogar hat Conflicte der angeführten Art zum Ausgangspunkte und verweilt gerne bei denselben; eine grundsätzliche Lösung jedoch ist kaum zu finden. So wenig sich die Dichter scheuen, den alten Kaiser oftmals bald mit der Heftigkeit ohne Kraft, bald mit der weinerlichen Unzufriedenheit, bald mit dem störrischen Eigensinn eines Greisen auszustatten, der seine guten Tage weit hinter sich hat, so wenig können sie sich doch entschließen, ihn schließlich je unterliegen zu lassen. Der Spott, den sie über die Person des Kaisers reichlich genug ausgießen, trifft niemals seine geheiligte Würde. Natürlich ist das Verhalten der Ritter damit in Uebereinstimmung: der von ihm Gekränkte thut zur Wahrung seiner Rechte, was in seinen Kräften steht, aber er geht nie so weit, eine Versöhnung auch unter den härtesten Bedingungen von der Hand zu weisen, wofern sie nur irgend sich mit seiner persönlichen Würde, mit seiner Pflicht als Familienglied verträgt. Der trotzigsten Vasallen Entschluß beginnt zu wanken und sie verstehn sich zum Gehorsam, wo er ihnen am schwersten wird, wenn der Kaiser die Krone niederzulegen, sie sich selbst zu überlassen droht (s. z. B. Ren. Mont. 297). Nirgends vielleicht erscheint der alte Karl in größerer Schwäche, nirgends sind seine Ansprüche weniger gerechtfertigt als in dem Streite mit den Haimonssöhnen, und doch fügt sich Renaut willig der Bedingung des lang ersehnten Friedens, er solle, ohne Karl auch nur zu sehen, im dürftigen Pilgergewande eine Bußfahrt nach dem heiligen Lande antreten und sein Roß Bajart ausliefern, dem er doch so viel verdankt (durch die Auslieferung seines Vetters Maugis freilich den Frieden zu erkaufen hat er sich nie entschließen können); und seine Fügsamkeit mag um so mehr überraschen, als zur Zeit der Versöhnung seine

Lage eine weit weniger bedenkliche ist als früher zu wiederholten Malen.

In ähnlichem Zwiespalt der Pflichten — er hätte wohl einem streng nationalen Drama später zum Gegenstande werden können — befinden sich vielfach auch die Angehörigen der Gegner des Kaisers, und gerade in dem vielerwähnten Gedichte von den Haimonssöhnen begegnen wir demselben oft genug. Die dem angestammten Fürsten gelobte Treue hält den Vater in dem Heere, das die Söhne zu züchtigen ausgezogen ist; Renaut wirft dem Haimon (S. 61, 62) es in herben Worten vor, daß er seinen Kindern nicht beistehe; dieser gibt Schelte für Schelte zurück, entzieht sich selbst der Pflicht des Kampfes gegen die Söhne nicht und erwirbt sich doch keineswegs den Dank Karls dadurch, welcher den Mangel an Erfolg der Lässigkeit des Vaters zuschreibt (S. 84). Da später die vier Brüder, von äußerster Noth getrieben, das väterliche Schloß zu betreten wagen, erneuern sich die Vorwürfe, bis Haimon zuletzt weich wird und ihnen gestattet, sich mit allem Nöthigen zu weiterem Auszuge zu versehen, während er sich entfernen wolle, um nicht durch seine Anwesenheit sein Vergehen gegen Karl zu erschweren. Auch später, da der Kaiser die in ihrem Schlosse Montauban Geborgenen belagert, erspart er dem Vater die schmerzliche Aufgabe nicht, sich bei ihrer Demüthigung thätig zu betheiligen, und gebietet ihm zornigen Blickes zu schweigen, da er jammernd ausruft:

Wie sollt' ich das vermögen, ihr edeln Herren all'?
Sie sind doch meine Kinder, und ich soll mit zum Kampf!
Auch sind sie Schufte nicht, sind Lumpen nicht, fürwahr;
Nein, wackre Ritter sind sie, wie man nie bess're sah.

Gleichwohl bringt es der Vater nicht über sich, den Sohn ohne Hilfe von sich zu weisen, welcher nächtlicher Weile vom Schlosse zu dessen Zelte herunter steigt, um ihn um Beistand zu flehn; denn die letzte Nahrung haben die Belagerten aufgezehrt; Renauts Kinder jammern und sein Weib ist in der Verzweiflung. Haimon heißt ihn in das Zelt treten, sich sättigen und Lebensmittel mitnehmen, soviel er zu tragen vermöge; ihm welche selbst

zu geben, erlaubt ihm sein Gewissen nicht. Tags darauf dann heißt er seine Krieger, statt der Steine mit den Wurfmaschinen Schinken und Fäßchen Weines nach dem Schlosse schleudern, und speist mit diesen Gaben, in welchen Renaut sofort Grüße seines Vaters erkennt, die hungrigen Söhne und ihre Freunde drei Monate lang.

Dem Weibe, der Gattin und Mutter, welche oft nicht eben passend moiller et per, d. h. Gemahl und Genossin, genannt wird, ist zwar eine sehr bescheidene Stellung zugedacht; ihr wohlmeinender Rath wird zuweilen mit unverdienter Barschheit zurück und sie selbst in das Frauengemach zur Leitung der Mägde und Uebung weiblicher Arbeit gewiesen (Ren. Mont. S. 19); in großer Bedrängniß darf sie wohl mit Knechtesdiensten dem Manne bei seiner kriegerischen Thätigkeit an die Hand gehn. Dagegen ist der Lohn ihrer treuen Ergebenheit die warme, wenn auch nicht wortreiche Liebe des Gatten — Renaut z. B. bricht bei der Kunde von dem Tode der seinigen (S. 420) in laute Klage aus und gelobt, sich nie wieder zu vermählen —, und jene Fälle inneren Zwiespaltes bleiben ihr erspart. Sie darf der Stimme des Herzens folgen; die Mutter darf die im väterlichen Hause einkehrenden Söhne, welche sie bald erkennt, wie sehr die lange Zeit, Sorge und Entbehrung dieselben auch verändert haben, mit ungehemmter Kundgebung ihrer Gefühle empfangen und sie zum Weiterzug mit allem ausstatten, was die mütterliche Sorge nothwendig erachtet.

Das französische Volksepos ist im Gegensatze zum deutschen, welchem ja doch die christliche Gewandung erst im Laufe der Zeit umgethan worden und welches seinem Kerne nach nicht bloß ein Ausfluß heidnischer Gesittung, sondern sogar heidnischer Mythus selbst ist, durch und durch christlich, und wohl verlohnt es der Mühe, auf die Stellung einen Blick zu werfen, welche die Religion in demselben einnimmt. Man begreift leicht, daß das Christenthum in denjenigen Dichtungen bedeutsamer in den Vordergrund tritt, welche einen Kampf zu Gunsten desselben, sei es gegen spanische Araber, sei es gegen heidnische Sachsen und Slaven, sei es gegen die unrechtmäßigen Besitzer des heiligen Landes zum Gegenstande haben. Diese Völker aber alle

werden um ihres Irrglaubens und ihrer Befeindung des Christenthums willen zu Einer unterschiedslosen Masse, sie alle werden oft Sarazenen genannt, ihnen allen wird die Verehrung derselben Götter zugeschrieben (Apollin, Tervagant, Jupiter, Mahon d. h. Mahomet, Noiron d. h. Nero u. s. w. s. Bekker zu Aubri 200 und zu Fierabr. 4377, auch Cerberus findet sich in solcher Bedeutung, Jubinal, Mysteres I 136, Chans. d'Antioche II 129), von ihren gottesdienstlichen Bräuchen werden die abenteuerlichsten Dinge berichtet (so namentlich in der Chanson d'Antioche und im Fierabras); sie alle zum Christenthum zu bekehren, d. h. sie zur Annahme der Taufe zu bereden, zum Glauben an einige das Wesen der christlichen Religion kaum berührende überlieferte Vorgänge zu veranlassen, gestützt auf die handgreiflich erwiesene Ohnmacht ihrer Götzen, oder aber, falls sie sich sträuben, sie zu vernichten, ist des Ritters Pflicht und Freude; allgemein ist der Jubel, wenn wieder ein Ungläubiger von den falschen Göttern abfällt und mit neuem Namen unter der französischen Fahne, gleich eifrig wie seine neuen Freunde gegen seinen Stamm zu Felde zieht; aber nicht geringer ist die Genugthuung derer, welche dem Mahomet mit dem Schwerte in der Faust eine rechte Zahl seiner Anbeter abgewonnen haben, ohne das Volk Christi damit zu vermehren. Seien wir nicht unbillig in der Beurtheilung einer so kindlichen Auffassung der Religion; verlangen wir nicht von einer Zeit, die durchweg das Symbol für die Sache nimmt, die Trennung von Kern und Schale, an die noch wir uns so schwer gewöhnen; von einem Volke, das eben erst sich der Barbarei entwindet, Duldsamkeit gegen Völker, welche, in der Organisation der Machtäußerung nach außen beinahe gleich weit vorgerückt, ohne Aufhören das Aufblühen einer neuen Gesittung bedrohen; und vergessen wir nicht, daß Christus hier und Mahon dort im Grunde doch kaum mehr sind als unverstandene Losungswörter, ausgetheilt unter Völkern, welche um ganz andre Dinge als ihre Religionen kämpfen.

Bei der Betrachtung der Stellung, welche die Religion im Leben des Einzelnen einnimmt, beginnen wir mit den **Aeußerlichkeiten**, deren sorgsame Beobachtung von den Angehörigen der Kirche erwartet wird und wenigstens immer ein Beweis des

Strebens bleibt, sich als Glied der religiösen Gemeinschaft auch thätlich darzustellen. Der Ritter, wie ihn das Volk sich ausdenkt, läßt es in dieser Hinsicht nicht leicht am Nöthigen fehlen: er geht fleißig zur Messe, er unterzieht sich willig den beim Empfang der Ritterwürde auferlegten religiösen Verrichtungen; er betet im Tempel zu Gott um den Sieg im gerichtlichen Zweikampf; er beschwört vor dem Beginne desselben die Wahrheit dessen, was er verficht, bei den Heiligen, auf deren Reliquien er dabei die Hand legt und den Mund drückt (s. eine Schilderung davon Huon de Bord. S. 48, eine andre Parise la Duch. S. 15, vgl. Ren. Mont. 84, 5; 159, 14; 427, 37; s. Holland zum Chev. au lyon 6618); er läßt der Kirche reichliche Gaben zufließen, sei es um Gottes Beistand für ein Vorhaben zu gewinnen (s. Otinel S. 10), sei es um den Dank für eine erflehte Gunst des Himmels abzustatten; er macht seine Rechnung mit dem Himmel, bevor er sich in das Getümmel der Schlacht stürzt, beichtet seine Sünden, läßt sich Absolution ertheilen und empfängt die Communion (Chans. Rol. 1132, Chans. Sax. I 191, Raoul de Cambr. S. 95); auch beim Sterben ist er der frommen Bräuche eingedenk, unter denen der Christ aus dem Leben scheidet: der mit dem Tode ringende Vivien, der Neffe Guillaume's von Orange, tröstet sich zwar darüber, daß er bei der letzten Vertheilung des geweihten Brodes zu spät in die Kirche gekommen sei,

Doch daß dem so, macht mir das Herz nicht schwer;
Denn über alles geht ja die Macht des Herrn,
Und den Gedanken des Menschen wohl er kennt.
Wer hin zu ihm den Sinn gerichtet hält,
Den nimmt er auf bei sich von Herzen gern.
(Hist. litt. XXII, 513.)

Gleichwohl freut er sich, daß sein Oheim ein Stückchen des geweihten Brodes bei sich trägt, und der Genuß desselben gewährt ihm große Beruhigung. „Gott ist, das weiß ich, jetzt bei mir eingekehrt." In ähnlicher Weise pflegen sterbende Ritter, denen kein Geistlicher das Sacrament reicht, es sich selbst zu ertheilen, und zwar meistens in der Form dreier Grashalme oder eines

Stückchen Erde; dann legen sie sich, das Antlitz nach Morgen gewandt, nieder und erwarten mit über der Brust gekreuzten Armen den letzten Augenblick (s. Garin Loh. II 240; Chans. Sax. II 136, 146; Chans. Antioche II 235; Chron. Anglonorm. I 55; Hist. litter. XXII 723; Ren. Montaub. 181, 26). Auch beim Gebete wendet man sich gern ostwärts und wirft sich zur Erde mit einer Geberde, welche an die Gestalt des Kreuzes erinnert (en crois se jete Karle contre Oriant, Otinel 495, 569; Huon Bord. 46, 50; devers saint Oriant, Parise Duch. 18). Was den Inhalt der Gebete betrifft, so haben wir schon im Vorhergehenden des Umstandes gedacht, daß der eigentlichen Bitte in zahlreichen Fällen die Aufzählung einer Auswahl aus den Thaten Gottes an der Menschheit vorangeht; diese Auswahl ist aber der Art, daß sie meistens im Zweifel läßt, ob es dabei darauf ankommt, Gott gleichsam an frühere Beweise der Güte und des Erbarmens zu erinnern und ihn dadurch zu erneutem gütigem Eingreifen in menschliches Geschick zu bestimmen, oder ob es vielmehr nur darum zu thun ist, das Verdienst einer ausgedehnten Kenntniß der von der heiligen Geschichte und Sage überlieferten Vorgänge und des Glaubens daran geltend zu machen; die häufig wiederkehrende Schlußformel: so gewiß dies alles wahr ist und ich daran glaube, mögest Du u. s. w. läßt ebenfalls über das Wesen dieser Art des Gebetes im Ungewissen. Wenn dagegen in einem provenzalischen Epos (Flamenca, Lex. Rom. I 23) eines Gebetes von hoher Wirksamkeit Erwähnung geschieht, welches aus den zweiundsiebzig Namen besteht, die im Hebräischen, im Griechischen und im Lateinischen Gott gegeben werden, wenn in dem altfranzösischen Romane von den sieben Weisen (bei Keller Z. 4722) der Kenntniß der Namen Gottes gleiche Kraft zugeschrieben wird, so dürfte dies für die zweite Auffassung sprechen. (Gebete der besprochenen Art finden sich z. B. Amis und Amiles 1177, 1277; Gerhard von Viane bei Bekker Z. 2402, 2818; Chans. Rol. 3100; Garin Loher., jüngere Hds. II 239; Chans. Antioche II 111; Chans. Sax. II 32; Huon Bord. 46, 58—61, 85; Fierabras 36; Parise Duch. 25, 42, an welcher letzteren Stelle die Bitte und die angeführte That göttlicher Güte glücklich zusammengestellt sind; Ren. Mont. 175, 247,

277, 426, 429, 431; vgl. prov. Ferabr. 1242; Jaufre, Lex. Rom. 73; span. Poema del Cid 331; Maria Egipc. 567; Gerus. lib. VII, 78 mit Maß und verständiger Wahl.)

Bisweilen reißt die Hitze des Verlangens über die Inbrunst des Gebetes hinaus bis zur Drohung; so im Huon de Bordeaux (S. 43), wo ein frommer Abt schwört, wenn seinem Vetter der Sieg im gerichtlichen Zweikampfe nicht werde, der ihm allerdings gebührt, so wolle er seinen Zorn an den heiligen Resten Sankt Petri, die in seinem Kloster liegen, auslassen; so im Fierabras (S. 28), wo Karl seiner Bitte an die heilige Jungfrau dadurch Nachdruck verleiht, daß er für den Fall der Nichtgewährung die Pfründen nicht mehr zu besetzen und Altäre und Crucifixe niederzureißen droht, was ihm eine verdiente Zurechtweisung durch den besonnenen Naimes zuzieht (vgl. ebenda S. 36 und S. 175, wo ein Heide sich in gleicher Weise an Mahomet wendet).

Die Gebete der frommen Ritter finden in der Regel Erhörung; ja auch ohne sie greift der Wille Gottes oft genug zum Schutze der Seinigen, zum Verderben ihrer Feinde in den natürlichen Gang der Dinge ein und läßt Wunder geschehn, wo menschliche Kraft nicht mehr auszureichen scheint. Belagerte Festungen fallen plötzlich in Trümmer (Chans. Sax. I 134); eine Stadt, um deren Besitz zwei tapfere christliche Kämpen in verderblichen Zwiespalt zu gerathen drohn, versinkt (Gui de Bourg. 130); oder wo zwei Helden, deren Leben für die Christenheit gleich werthvoll ist, im Zweikampfe stehn, welcher nur mit dem Tode des Einen oder des Andern enden kann, da macht Gott dem Streit ein Ende, sendet einen Engel, welcher im Auftrage des Höchsten sie ihre Waffen lieber vereint gegen die Heiden kehren heißt (Gerhard von Viane, Bekker 3028 ff.; im Otinel S. 21 erscheint der heilige Geist in Gestalt einer Taube, um Otinel zum Christen und damit dem langen Kampfe gegen Roland ein Ende zu machen; im Ogier Z. 10996 bringt der Erzengel Michael den Helden des Gedichtes dazu, auf seine Rache an des Kaisers Sohne zu verzichten), oder entzieht durch eine Wolke den einen Streiter dem Blicke des andern (Ren. Mont. S. 322); Engel bringen himmlischen Rath, bald in aus-

drücklicher Rede, bald in Gesichten, welche sie dem Träumenden zeigen (Chans. Rol. 3610, 2526); Gott läßt die Sonne am Himmel stille stehn, damit der Einbruch der Nacht den Siegeslauf seiner Streiter nicht hemme (Chans. Rol. 2458); dem Fliehenden zeigt eine weiße Hindin die Stelle, wo er den angeschwollenen Fluß durchreiten kann (Fierabr. 132); der Leib des gestorbenen ritterlichen Heiligen steigt aus dem Flusse empor, darein die Mörder ihn versenkt haben, und zieht von unsichtbaren Händen getragen dem staunenden Volke voran bis dahin, wo seine Grabstätte sein soll (Ren. Mont. 451 ff.); die leiblichen Reste der Heiligen bewähren ihre Wunderkraft gegen die Sarazenen, denn bei ihrem bloßen Anblicke stürzen die anstürmenden Belagerer von den schon halb erklommenen Mauern in die Tiefe (Fierabr. 158); kein Wunder darum, daß in dem Knauf der Heldenschwerter Reliquien geborgen werden.

Gehn wir nun noch an die Betrachtung der Religiosität, insofern sie vorzugsweise Gesinnung ist, so darf uns dabei das seltene Vorkommen von ausdrücklichen Aeußerungen christlicher Denkweise nicht zu voreiligen Schlüssen veranlassen. Gleichwie man mit Recht hervorgehoben hat, daß die Alten darum nicht weniger Sinn für das Naturschöne gehabt zu haben brauchen, weil sie ihr Ergriffensein davon minder häufig in ausdrücklicher Rede bezeugen, so darf man aus dem spärlichen Erscheinen von Aeußerungen speziell religiöser Gesinnung nicht sofort auf die Abwesenheit einer solchen schließen; umgekehrt dürfen wir es nicht zu hoch anschlagen, wenn Renaut von dem König Yon, der ihn verrathen hat, sagt:

Ich muß ihm Gutes thun, hat er die Treu gebrochen.
Und Solches lehrt die Schrift und guter Priester Worte,
Daß wer verständig ist, stets also handeln solle. (Ren. Mont. 228).

Denn erstens lehrt gleich was folgt, daß der fromme Entschluß nicht unbedingt Ausfluß der Feindesliebe ist, „wenn er zur Hölle fährt, soll ich ihm dahin folgen?" und daß die, welche sich dem Renaut anschließen und sein Vorgehen gut heißen, es mehr im Gedanken an die böse Nachrede thun, welcher ein ent-

gegengesetztes Verfahren den Schwager des Schuldigen aussetzen würde, zweitens steht die fromme Rede zu vereinzelt da und zu sehr im Widerspruche mit der sonstigen Handlungsweise des Helden. Bemerkenswerth bleibt die Stelle immerhin, doch darf sie uns nicht veranlassen zu glauben, der Kampf zwischen der natürlichen Neigung zur Selbsthülfe und Rache und dem Gefühle der Befriedigung, welches die Verzeihung oder die Erfüllung eines „göttlichen Gebotes" gewährt, sei bei den Rittern des Mittelalters etwa ausgekämpft gewesen. Neben all den Aeußerungen ungezügelter Selbstliebe aber, neben all den Fällen rücksichtslosen Gebrauches der Kraft, verdienen zwei Grundzüge der religiösen Gesinnung Hervorhebung, weil sie überall im Thun und Reden sich kundgeben, ohne daß, wer ihnen folgt, sich dabei auf die Autorität geistlicher Lehrer berufen zu müssen glaubt, weil sie demnach in der Volksgesinnung begründet sind; ich meine: das Vertrauen auf den Schutz, welchen Gott dem Rechte angedeihen lasse und die ehrfurchtsvolle Scheu vor einem ganz der Betrachtung göttlicher Dinge und dem Dienste Gottes geweihten, dem Verkehr mit der Welt entsagenden Leben.

„Wohl weiß ich, er ist tapfer, und ihm kommt Keiner gleich;
Doch hab' ich Recht, er Unrecht; das mag ihm werden leid.
Mit meinem guten Rechte wie sollt' ich zaghaft sein?
Will Frieden er und Eintracht, ich bin dazu bereit;
Und so er Kampf begehret, ihm soll willfahren sein,"

antwortet Renaut seinen Brüdern, die ihn vor einem Zweikampfe mit Rolant warnen (Ren. Mont. 233). Und der Sänger selbst ist gleicher Ansicht. Nachdem er berichtet hat, wie der in die Hände seiner Todfeinde gefallene Richart zum Galgen geführt wird, mit einer Bedeckung, welche jeden Rettungsversuch vereiteln zu können scheint, fügt er bei:

Doch Gott, der Herr der Ehren, mag wohl davon ihn retten,
Der seine Freunde schützt, die ihn geliebt von Herzen.
(Daselbst 275; vgl. 392, 18; 423, 36).

Ein andermal sagt er von einem Ritter, welchen im gerichtlichen

Zweikampfe ein mächtiger Hieb trifft und schwer verletzt, ohne ihn jedoch zu tödten:

Ihn schützte Gott der Herr, daß er davon nicht starb,
Dazu sein gutes Recht; dies beides half ihm da.
(ebenda 438).

Doch wozu Belege sammeln? Die Grundlage des mittelalterlichen Zweikampfes, dem wir in der Dichtung wie in der Geschichte bei jedem Schritte begegnen, ist immer die Ueberzeugung gewesen, Gott, der zwar im gewöhnlichen Leben oft genug den Sieg dem Unrecht auf kürzere oder längere Zeit lasse, der werde doch im Rechtshandel, wo er feierlich zum Zeugen der Wahrheit streitender Aussagen angerufen und zur Kennzeichnung des Meineidigen aufgefordert wird, das entscheidende Zeugniß nicht verweigern. Und wenn nun auch ein Frevler, im Bewußtsein des Unrechtes, von Selbstsucht oder von Furcht vor der irdischen Gerechtigkeit getrieben, die göttliche Gerechtigkeit herausfordert, — seine Gewissensangst, wie sie die Dichter uns darstellen (z. B. Huon de Bord. 49), zeigt, daß auch er unter der Herrschaft der allgemeinen Ueberzeugung steht, und die Behandlung, die ihm oder seiner Leiche widerfuhr, falls er unterlag, zeigt, daß das Rechtsmittel heilig gehalten wurde und daß man wenigstens bestrebt war, den Zweikampf nicht zu dem ausarten zu lassen, was er später geworden ist.

Das Klosterleben ist bei den epischen Dichtern nicht eben angesehn, und wir müssen denken, das Gleiche sei bei dem Volke der Fall gewesen. Das frische, kräftige Eingreifen in's Leben, der muthige Gebrauch der Kraft, der Glanz des Daseins, der handgreifliche Erfolg sagen dem epischen Dichter und dem Volke ungleich besser zu, als das finstere sich Abwenden von der Welt, der Verzicht auf Genuß und frohe Entfaltung der ganzen Persönlichkeit, die Verachtung dessen, was die Augen blendet und die Sinne besticht, und das stille Sinnen über die letzten Dinge. Ein die Waffen gleich den andern Rittern führender Erzbischof Turpin, ein reicher, seinen Verwandten mit Rath und That beistehender Prälat, wie der des Huon von Bordeaux, wird zwar sicher auch bei dem Sänger Gnade finden; auch Geistliche in bescheidenerer Stellung können vermöge

ihrer Kenntniß des Lesens und Schreibens als Entzifferer schriftlicher Botschaften, als Schreiber in fürstlichem Solde, als leicht auffassende und gewandt redende Gesandte sich im Epos Verdienste erwerben; auch erwähnen ihrer die Dichter bisweilen als der sorgsamen Aufbewahrer alter Geschichten, welche in ihrer Sprachkenntniß den Schlüssel besitzen, der ihnen die wunderbaren Schätze der Vergangenheit eröffnet. Im Ganzen aber erfreuen sich die Geistlichen, namentlich die Mönche, nicht eben der Gunst der Sänger. Schon der Reichthum, den man bei ihnen sich anhäufen und mehren sah, während Arbeit, wodurch er sonst erworben wird, von ihnen nicht, oder dann in einer Richtung gepflegt wurde, für welche dem Volke das Urtheil abzugehn pflegt, erregte Mißgunst und Verdruß. Oft mochte ein Lebenswandel dazu kommen, der zwar wohl nicht schlimmer war, als derjenige der Weltlichen, aber mehr Aergerniß gab, weil man ihn im Widerspruche mit dem Lebenszwecke und den ausgesprochenen Vorsätzen der Schuldigen sah; im Verkehr mit der Außenwelt, mit raubsüchtigen Nachbarn zum Beispiel, im Getümmel des rings wogenden Krieges mußte oft ihre Hilflosigkeit zu Tage treten, und die Menge neigt sich in solchen Fällen, wenn sie nicht sonst schon zum Mitgefühl gestimmt ist, eher zum Spotte, denn zum Erbarmen, oder das Bewußtsein ihrer Schwäche ließ sie feige erscheinen oder führte sie auf den Weg der Doppelzüngigkeit und des Verrathes.

Gleichwohl lassen die Dichter hie und da ihre Helden nach einem vielbewegten Leben in den Hafen des Kloster-, oder noch lieber des Einsiedlerlebens einlaufen. Der nämliche Stand, mit welchem in ihren Werken oft so rücksichtslos und grausam umgesprungen wird, ohne daß er auch nur das geringste Mitleid findet, schien ihnen doch geeignet, als schönes Ende ein Ritterleben zu krönen. Nicht Jeder zwar empfindet den Drang, sich dahin zu wenden, Manche bleiben auch im Alter, nachdem ihnen die Kraft geschwunden, als weise Rathgeber und kluge Ordner der Schlachten um den Kaiser geschaart; Andere aber zieht es in die Einsamkeit und Stille, oder sie werden durch einen himmlischen Boten dahin gerufen; sie scheiden von ihren Verwandten, ihren Freunden und Kriegern, nehmen Abschied vom treuen

Schlachtroß, hängen Schwert und Schild an geweihter Stätte auf und bequemen sich demüthig der Kutte und der strengen Regel; wieder Andre thun eine Bußfahrt nach dem heiligen Lande oder wenden ihre noch rüstige Kraft auf niedrige Knechtesarbeit im Dienste der Kirche. So geht Wilhelm von Orange in ein Kloster, so wird Maugis ein Einsiedler, nimmt nachher das Pilgerkleid und zieht nach Jerusalem, und kehrt später wieder in seine Einsiedelei zurück;

„Zur Klause will ich gehn, wo ich zuvor gewohnet;
Dort führ' ich dann ein Leben, ein heiliges und frommes;
Wie viel ich Böses that, hab' ich voll Reu erwogen;
Der Christenmenschen tausend sind durch mein Schwert gestorben,
Und dafür thu' ich Buße, ist es der Wille Gottes;"
(Ren. Mont. 419.)

Renaut scheidet nach der Rückkehr aus dem heiligen Lande von den Seinigen und zieht gen Köln, wo er als Handlanger beim Kirchenbau endet. — Eine innere Stimme sagte dem Dichter, sagte dem Volke, und sagte dem Ritter selbst, es sei denn doch das glänzendste Ritterleben, es sei ein Leben geschmückt durch tausend Siege, durch keine unehrenhafte Handlung befleckt, ein Leben, zu dem die Menschen voll staunender Bewunderung aufblicken, noch immer nicht ein Leben, wie es Gott wohlgefalle, an den schönsten Triumphen klebe etwas, was der Sühne bedürfe. Sie wußten alle nicht, was das war; erst spätere Zeiten kamen zur Erkenntniß jenes inneren Mangels ihrer idealen Gestalten, und Tasso befreite mit klarem Bewußtsein seinen Helden davon; aber da war die Zeit der Epik lang entschwunden.

Wir dürfen von unsern Rittern nicht scheiden, bevor wir auch ihren Waffen und Rossen einige Aufmerksamkeit geschenkt haben. Auf ihrer beider Leistungen ist der Ritter so sehr angewiesen, ihre Zuverlässigkeit ist in dem Grade die Bedingung seiner Erfolge, daß die Sage den Helden ganz natürlicher Weise auch in dieser Hinsicht trefflich ausstattet und daß die Dichtung auch bei diesen treuen Gehilfen gern und voll Bewunderung verweilt. Unter den Waffen nimmt das Schwert die erste Stelle

ein; zu ihm greift im entscheidenden Augenblicke, wenn die Lanze in Splitter geflogen, der Streiter, von ihm erwartet er den Sieg; es ist ihm über alles theuer, es wird ihm zum bewährten Freunde, dem Sohne zum werthesten Erbe, dem Gegner zum lockendsten Stücke, das er erbeuten mag; es hat eine Geschichte; stolz weist sein Besitzer auf den sagenhaften Meister hin, der es geschmiedet, auf die Helden, die es geschwungen. Es hat einen wohlbekannten, einen mit scheuer Ehrfurcht genannten Namen. Da ist Durendart, das Schwert Rolants, geschmiedet von dem berühmten Galan (Wieland), wo nicht von dessen gleich kräftigem Bruder Munificans (vgl. Doon de May. 264, Huon de Bord. 226 mit Fierabr. 21), von Karl während seiner abenteuerlichen, im fernen Spanien verlebten Jugend dem von ihm erschlagenen Bremant abgenommen (Doon de May. 200), dann Rolant geschenkt (Chans. Rol. 2321), der erst im Tode von ihm sich trennt (s. oben); zu eines andern Schwertes Preise weiß ein Dichter nichts Besseres zu sagen, als es habe darauf geschrieben gestanden, dasselbe sei eine „Schwester Durendals“, und Galan habe sie beide in zweijähriger Arbeit geschmiedet (Huon de Bord. 226). Da ist Courtain oder Courteine, das Schwert des Dänen Ogier, ein Werk Galans oder Munificans' (vgl. Hist. litter. d. l. Fr. XXII 659 und Fierabr. 21); bei einem Versuche, welchen Rolant, Olivier und Ogier in Aachen mit ihren Schwertern an einem Steinblocke machten, sprang von dem des Letztern ein Stück ab; Ogier ließ die treffliche Waffe spitzen und gab ihr um ihrer Kürze willen ihren Namen (Ren. Mont. 210); ein französischer Sammler ist so glücklich sie zu besitzen (Hist. litt. a. a. O.). Ein Chronist des 14. Jahrhunderts erzählt, ein Heidenkönig habe das Schwert zu sehen gewünscht, das so große Thaten verrichtet, und darauf geäußert, er vermöge nichts Besonderes daran zu entdecken, worauf Ogier erwidert habe, das Besondere liege im Arme, der es führe, und den habe er nicht mitschicken können. Diese Geschichte, welche übrigens auch von Skanderbegs Säbel berichtet wird (Orient u. Occid. I 656), ist gewiß nicht ohne Sinn, aber im entschiedensten Widerspruche mit der Auffassung der epischen Dichter, welche zwar die Kraft des Armes weit entfernt sind zu unterschätzen, aber

von den Schwertern ganz anders denken und ihre Besitzer ganz anders davon denken und reden lassen, als der nüchterne bürgerliche Verstand des 14. Jahrhunderts es gethan hat, oder als Ariosto im Stillen thut, wenn er mit geheimem Lächeln von den Thaten erzählt, welche die gefeiten Waffen seiner Dichtung bisweilen fast ohne das Zuthun der Helden vollbringen. Ogier, Rolant und Olivier haben in einem Thurme den Andrang der Heiden zu bestehn; Ogier spricht:

„Bevor die Seele mein vom Leibe weicht von dannen,
So Gott mein Schwert mir läßt, das ist Courtain die harte,
Tödt' ich der Heiden noch, so viel ein Wagen fasset."
Da Rolant ihn gehört, wohl auf sein Schwert er sahe,
Olivier auf das seine, es war in Blut gebadet;
Und ihrer Jeglichem ist da die Kraft gewachsen.
(Fier. 162. vgl. Otinel 35.)

Da ist Hauteclaire, Oliviers Schwert; in einem wichtigen Augenblicke tritt sie in die sagenhafte Geschichte Frankreichs ein: Olivier hat im entscheidenden Einzelkampfe mit Rolant, aus welchem sie nach göttlichem Rathschlusse als unzertrennliche Freunde hervorgehen sollen, sein Schwert, während er es aus Rolants Schilde reißen will, zerbrochen. Schon will er den Versuch wagen, mit unbewaffneter Hand den Kampf fortzusetzen; da gestattet ihm Rolants ritterlicher Sinn, einen Boten zu den Seinen nach einem andern Schwerte und zugleich nach einem erfrischenden Trunke zu senden. Diesem Boten giebt der greise Joachim, ein Jude, der, bei der Zerstörung Jerusalems dem Untergange entronnen, in freundlichem Verkehre mit Olivier und dessen Freunden gelebt und ihn zu jenem Kampfe bereits mit andern werthvollen Waffenstücken versehn hat, die Hauteclaire. Mehr denn hundert Jahre schon war sie wohl bei ihm verwahrt; einst hatte der römische Kaiser Closamont sie besessen; bei seinem Tode in einer Schlacht war sie in's dichte Gras gefallen und dort liegen geblieben, bis mähende Bauern, welchen sie eine Sense zerschnitten, sie auffanden und dem Pabste gen Rom brachten. Der las auf ihr, wie sie hieß und daß Munificans sie in Rom geschmiedet habe. Im Schatze Sankt Peters

blieb sie darauf, bis sie bei Anlaß der Krönung Pipins in dessen Hände kam. Dieser schenkte sie dem Herzog Buevon, welcher sie dem Juden gab, man weiß nicht recht warum (s. Gerard v. Viane, Bekker 2675 ff. vgl. Fierabras 21 und die provenz. Abfassung desselben Z. 1034).

Gedenken wir auch noch des Schwertes, das der Kaiser selbst führt; es spielt jeden Tag in dreißigfach verschiedenem Lichtscheine; sein Knauf birgt die Spitze der Lanze, mit welcher der Erlöser der Welt am Kreuze in die Seite gestochen ward; und um dieses kostbaren Inhaltes willen hat das Schwert den Namen Joyeuse erhalten (Chans. Rol. 2501, vgl. Hist. litt. d. l. Fr. XXII, 310). Der Schmid, aus dessen Esse es hervorgieng, ist gleichfalls entweder Galan oder Munificans (Fier. 21; provenz. Abfassung 1034). Vermuthlich ist die Waffe die nämliche, welche schon Floovant, Chlodwigs Sohn, geschwungen hatte, nachdem sie ihm von der Tochter des Königs von Ausai geschenkt worden war (s. Floovant 803, 1330), wenigstens stimmt der Name zusammen*).

*) Es seien bei dieser Gelegenheit gleich einige weitere Schwertnamen angereiht: Curçuse oder Courouçousse, Schwert des Otinel (Otinel S. 4, 13); Troinchesoué (d. h. tranche-souef, Schneidesacht), Schwert des Baiernherzogs Emelon (Floovant 34); Finechamp, Schwert Garins von Monglane, zur Zeit der Sündfluth untergegangen, durch Merlin wieder aufgefunden und von Artus geführt (Doon de May. S. 264); Merveilleuse, Schwert Doons von Mainz, geschmiedet von einem Lehrling Galans (Doon de May. ebenda); Floberge, Schwert Begons des Bruders von Garin (s. Demogeot, Hist. d. l. litt. fr. S. 87) und Renauts von Montauban (Ren. Mont. 173); Murgleis, Schwert Ganelons (Ch. Rol. 346); Precieuse, Schwert des Amiral Baligant, von ihm als Gegenstück zur Joyeuse so benannt (Chans. Rol. 3146); Mellen, Schwert des Sarazenen Clarel (Otinel 31); Bautisme (prov. Baptisma), Garbain (Gramanh), Florance (Florensa), Schwerter des Fierabras, Arbeiten des Schmiedes Aurisas (Fier. 20, prov. Nachbildung Z. 1021); Musaguine, Schwert Ogiers, von Munificans gefertigt (Fier. 21); Autemise, dem Erzbischof Turpin gehörig (Ren. Mont. 306). Das Schwert des treuen Waudry, welches einst einem Riesen gehört hatte, dann von einem Baiern auf dem Grunde eines Teiches gefunden und in Köln an W. verkauft worden war, bleibt unbenannt (Doon de May. 176); ob das von Galan geschmiedete Schwert, dessen Inschrift Dumeril zu Waltharius 965 anführt, ebenfalls, kann ich augenblicklich nicht

Ohne bei den übrigen theuern und durch Herkunft, Alter und Trefflichkeit gleich merkwürdigen Waffenstücken zu verweilen, welche neben den Schwertern noch gepriesen werden, ohne von den beiden Kriegshörnern Olifant und Bondin, welche Rolant und Renaut in die Schlacht begleiten, mehr als die Namen anzuführen (s. Chans. Rol. 1756, Ren. Mont. 136), gehn wir zu den Rossen über, welche ihrer Herren Berühmtheit zu theilen berufen sind. Hat das dankbare Gefühl der Ritter für die Leistungen ihrer Schwerter diese in ihrer Sinnesweise zur Persönlichkeit und zu einer Art Leben emporgehoben, so finden wir Persönlichkeit und gesteigertes Seelenleben natürlich auch bei den Rossen. Wenn schon überhaupt das Mittelalter in seiner Auffassung der Thierwelt eine freundlichere Stellung derselben gegenüber einnimmt als wir, wenn es sich überhaupt geneigt erweist, in derselben ein von der Menschenwelt mehr dem Grade als dem Wesen nach Verschiedenes zu sehen — die Thierfabel, die Legende, die mittelalterliche Naturgeschichte, die Rechtsgeschichte und die Kunstsymbolik zeugen gleich entschieden dafür —, so konnte nicht leicht ein anderes Thier es dem Rosse zuvorthun, welches, schon von der Natur selbst bevorzugt, außerdem durch die Art seiner Dienste sich die besondere Anerkennung des Ritters erwerben mußte. Es ist ein theurer Besitz des Hauses, ein treuer Genosse des Helden; es steht ihm im Kampfe eifrig bei, nicht bloß, indem es ihn in mächtigen Sätzen hinträgt, wohin er begehrt, und unerschrocken sich in die Gefahr stürzt, sondern auch durch eignen Kampf gegen die Feinde des Herrn oder deren Rosse, es lauscht der Rede des Gebieters, und wenn er es, nachdem lange schon der Kampf oder der Ritt gedauert hat, mit freundlichen Worten um eine letzte Anstrengung bittet und ihm dazu Hafer in Fülle und reichliches Stroh zum Lager verspricht, so rafft es sich auf und thut das Unglaubliche; seine Wachsamkeit rettet manchmal den sorglos schlafenden Herrn, sein

sagen. Gegen die Erklärung des Wortes létré, welche Gachet (unter létré) giebt, spricht Huon de Bord. 151, wo ein hauberc letré vorkommt und der Inhalt seiner letre d. h. Inschrift angegeben ist. Maltet heißt die Lanze eines Sarazenenführers (Chans. Rol. 3152).

Blut stärkt den Verhungernden. Und der Herr weiß wohl, was er dem Rosse dankt, seine Rede ist stets freundlich und anerkennend; selbst des Gegners Roß hütet er sich im Zweikampfe zu tödten. Von Wilhelm dem Eroberer sagt Thierry, er habe schöne Pferde über alles geliebt und welche aus der Gascogne, aus der Auvergne, aus Spanien kommen lassen und dabei namentlich auf solche viel gehalten, welche Eigennamen getragen hätten. Dieser Eigennamen nun begegnen uns im altfranzösischen Epos eine Menge, bald mehr bald weniger bezeichnende; zu den letztern gehören die von der Farbe oder der Zeichnung hergenommenen, welche zum Theile verschiedenen Rossen beigelegt worden sind: Morel (noirs com more de morier, Ren. Mont. 133), das Roß des Naimes (Agol. Bekker 285, Ren. Mont. 371), das des Maugis (Ren. Mont. 132), das des Foucon de Morillon (ebenda 208); Ferrant, das Roß Oliviers (Fier. 8); Blancet, ein Roß Karls (Fier. 52); Blanchart, ein Roß Rolants (Otin. 308), Karls (Fier. 141), Tierris (Ren. Mont. 62); Blancardin, Schimmel des Sorbrin (Huon de Bord. 228; auch als Appellativ 240, 245, wie Blancet Fier. 47); Sorel, Roß Karls (Doon 260); Bauçant, dem Huon gehörig (Huon de Bord. 193); dem Galafre (ebenda 234), dem Richart (Fier. 126); Fauvel, Roß Oliviers (Otin. 59); Vairon, Roß Guicharts (Ren. Mont. 290); Flori, Roß Otinels (Otinel 38); Pennepie, Roß des Sarazenen Carmel (Otinel 33); Pennevaire, des Ogier (Hist. litt. XXII, 656); Marmorie (Chans. Rol. 1572); Tachebrun, Roß Ganelos (Chans. Rol. 347); der berühmteste darunter ist Bajart, der Name, den Renauts unvergleichliches Roß trägt. Weniger allgemein bezeichnend und darum kaum als Gattungsnamen verwendet sind folgende, nicht sämmtlich leicht zu erklärende Namen: Broiefort, Roß Ogiers (Fier. 54, Ren. Mont. 177, Hist. litt. XXII, 656); Vieilantif, Roß Rolants (Ch. Rol. 1153, Valantin Fier. 54, Viellentin, Ren. Mont. 234); Migrados, Roß Otinels (Otin. 14); Volant, von Karl dem Naime geschenkt (Otinel 55); Broienguerre, dem Karl durch Maugis gestohlen (Ren. Mont. 217, 260); Passecerf (Ch. Rol. 1380); Tencendor, Roß Karls, der es dem Maupalin von Narbonne abgenommen (Chans.

Rol. 2993); Saltperdut (Chanſ. Rol. 1554); Marchegai, dem Elie, Aiols Vater, gehörig (Hiſt. lit. XXII, 276); Barbamouche (Chanſ. Rol. 1491); Gramimond (ebenda 1528); Alifart (Hiſt. litt. XXII, 578).

Wenn unter dieſen Namen, deren Verzeichniß ohne Zweifel ſich beträchtlich verlängern ließe, derjenige Bajarts ſehr zurücktritt, ſo iſt gleichwohl unter den Roſſen, welche ſie tragen, keines zu gleicher Berühmtheit gelangt, wie das Roß Renauts von Montauban. Verweilen wir noch einen Augenblick bei dieſem Helden aus der Thierwelt. Bajart wird ſeinem Herrn, Renaut von Montauban, zugeführt, da derſelbe zum Ritter wird; er iſt ein gefeites Roß, wie es die Dichter nennen; ſeines gleichen findet man nirgends mehr, weder auf dem Lande noch in der Stadt (Ren. Mont. 48, vgl. 277). Daß er in ungeheuren Sätzen von mindeſtens dreißig Fuß ſeinen Herrn davonträgt (203), daß er zu fliegen ſcheint, wo die Noth drängt, daß das Auge der Bewegung ſeiner Füße nicht zu folgen vermag (235), und ſein kräftiger Hufſchlag auf eine Stunde weit gehört wird (276), daß es, auf der Flucht, ſeines Herrn Bruder, welcher ſich zu Tode ermattet in ſeiner ſchweren Rüſtung kaum weiter zu ſchleppen vermag, ſammt ſeinem Herrn auf ſich nimmt und unter der doppelten Laſt nur um ſo friſcher ausgreift (81), iſt der kleinſte Theil der Beweiſe ſeiner Trefflichkeit. Bajart verlangt auch wenig ſorgſame Pflege: während der Monate unſtäter Flucht und bitterer Noth, welche die Haimonskinder in dem Ardennenwalde verbringen, fallen alle Pferde der Genoſſenſchaft ab und werden beinahe unbrauchbar; Bajart aber wird fett und glänzend von Farrenkraut und Laub und Wurzeln (85); freilich iſt dies nicht die Fütterung, welche ihm Renaut dann zukommen läßt, wann er in der Lage iſt, ihn beſſer zu pflegen:

Mein Bajart, der hat Hafer vom Abend bis zum Tagen,
Und wohl geſchwungne Gerſte und Futterſtroh und Waſſer.
Ja, könnte Gold er freſſen, des müßte gnug er haben.
Geſegnet ſei die Stunde, die ſolch ein Pferd uns brachte;
Denn ſolch ein Roß war niemals in allen Chriſtenlanden.
(241).

Er kennt seinen Herrn wohl und sträubt sich, einen Andern zu tragen. Renaut hat bei seiner Abreise dem Knechte verboten, bis zu seiner Rückkehr den Bajart durch wen es auch sei, reiten zu lassen; Maugis will ihn aber besteigen, um ihn dem in schwere Bedrängniß gerathenen Renaut zu bringen;

Doch Bajart rümpft die Nüstern und hat emporgeschlagen;
Weit hält er von sich Alle die Länge einer Lanze,
Es seie denn Renaut und etwa noch sein Knappe
Und Richart, Renauts Bruder, sowie die beiden andern;
Denn er erkennt sie wohl, ihr Thun und ihre Namen (202).

Seines Herrn wird er von weitem ansichtig und erkennt ihn schneller „als eine Frau den Gatten“ (205).

Er versteht aber auch seine Rede. Bei einem Wettrennen in Paris, an welchem Renaut, durch Maugis unkenntlich gemacht, mit dem weißgefärbten Bajart Antheil nimmt, welcher durch einen geschickt angebrachten Verband am Fuße zum Hinken gebracht ist und allen Zuschauern deshalb zum Gespötte dient, löst im rechten Augenblicke Renaut plötzlich den Verband und redet Bajart an:

Wir säumen allzu lang, sprach Renaut zu Bajart.
Gehn Jene ohne uns, so trifft uns große Schmach;
Du wirst es hören müssen dein ganzes Leben lang.
Und Bajart hört Renaut, und hebt das Haupt alsbald;
Sowie ihr Kind die Mutter, er seinen Herrn verstand (130).
(Vgl. Und er verstand die Rede als wäre er ein Mensch 277).*)

*) Aehnliche freundliche Bitten um weitere Dienste werden oft an Rosse gerichtet, denen man schon vorher viel zugemuthet, und erscheinen oft begleitet von Versprechungen; so z. B. Garin II 230, besonders ausführlich im Guillaume d'Orange (Jonckbl. I 229):

Mein Roß, sprach er, ihr seid ermüdet sehr;
Wenn ihr vier Tage in Ruh gewesen wärt,
Die Sarazenen sucht' ich noch einmal jetzt;
Daß ich verwundet, es würde bald gerächt.
Doch weiß ich wohl, ihr könnt mir bei nicht stehn,
Und wollt' ich's tadeln, bei Gott, es wär' nicht recht:
Ihr habt gedient mir gar gut von früh bis spät;

Nichts fehlt ihm, als daß er nicht selbst sprechen kann; denn daß er seine Liebe zu seinem Herrn sonst auch in Worten äußern würde, davon ist Renaut überzeugt; sagt er doch zu ihm, da er erfährt, sein treuer Vetter Maugis sei in der Feinde Gewalt gerathen:

Ach, Bajart, liebes Roß! daß du nicht reden kannst!
In meinem großen Schmerze wärst du mit Trost zur Hand.
(301).

Nicht selten entfaltet Bajart ungeheißen eifrige Thätigkeit zum Besten seines Herrn. Renaut ist z. B. im Kampfe gegen einen Sarazenen, den er vom Pferde gestürzt hat, ebenfalls abgestiegen, um keinen unbilligen Vortheil zu haben; des Türken lediges Roß ergreift die Flucht, Bajart aber eilt ihm nach, holt es ein und bringt es zurück. Dafür empfängt bei der Rückkehr in die Stadt auch beide Sieger der Jubelruf der Freunde:

War't zum Galoppe getrieben ihr nicht stets
Mit Ruf und Sporen, so hat nicht viel gefehlt.
Für deinen Dienst dank' ich dir jetzt aufs Best'.
Doch könnt' es sein, daß nach Orange ich käm',
Auf zwanzig Tage blieb' dir der Sattel fern,
Gewannt wär alle die Gerste, die ihr fräßt,
Gesiebt im Becken wohl zweimal oder mehr,
Und euer Futter das beste Heu dann wär',
Ganz auserlesnes und nicht zu spät gemäht,
Vergoldet wäre der Trog, draus man dich tränkt,
Viermal im Tage wollt' ich geputzt dich sehn,
Mit kostbar'm Tuche den ganzen Leib bedeckt.
Wenn du in Spanien von Heidenhand mir fällst,
So Gott mir helfe, das wird mich grämen sehr. —
Und Baucent hört's, die Nüstern rümpfet er,
Versteht die Rede wie ein vernünft'ger Mensch,
Das Haupt er schüttelt und mit den Hufen schlägt,
Schöpft wieder Athem, schnell ist er neugestärkt,
Der Muth kehrt wieder und hat ihn frisch belebt.
Er wiehert laut, als käm' er eben jetzt
Mit frischen Eisen von seinem Stalle her.
Da Wilhelm sieht, wie er so neugestärkt,
Um vierzehn Städte freut' er sich nicht so sehr.

(Vgl. die Danksagung des Naimes an seinen Morel, Agolant, Bekker 344.)

Ja, Bajart hat das Roß, Renaut den Herrn gefangen (107).
Den Kampf Ogiers und Renauts führen auch ihre zwei edeln Rosse, Broiefort und Bajart, nach dem ersten Zusammenstoße ihrer Reiter ledig, in ihrer Weise mit Zähnen und Hufen gleich zweien Rittern fort (209; vgl. 241, wo Bajart Rolants untaugliches Roß in die Flucht jagt, und Rolant, der ihn dafür strafen will, von Renaut zurechtgewiesen wird; und Huon de Bord. 54, wo neben dem Kampfe der Ritter derjenige der ledigen Rosse stattfindet, aber schnell entschieden ist).

Den wichtigsten Dienst aber erweist Bajarts allzeit wacher Sinn den Haimonskindern bei einer andern Gelegenheit. Renaut ist nach langer Arbeit an dem Orte, wo er sich zur Rettung seines Bruders in Hinterhalt gelegt hat, vom Schlafe übermannt worden und sieht nicht, wie Richart inzwischen auf dem nahen Hügel zum Galgen geführt wird und bang nach Rettung um sich schaut. Bajart dagegen hat alles gesehen; mit dröhnendem Hufschlag zerspaltet er des schlafenden Herrn Schild; Dieser fährt erschrocken auf und kommt noch früh genug, um die schimpfliche Strafe an Denen zu vollziehen, die sich vermessen hatten, seinen Bruder zum Tode führen zu wollen. Dafür umarmen und küssen aber auch die Brüder nach gelungener Rettung den treuen Bajart, durch dessen Wachsamkeit dieselbe möglich geworden ist (280).

Ja Renaut hat wohl daran gethan, als er nach jener schweren Zeit der Entbehrung in den Ardennen seine Mutter im Vaterhause wiedersah und sie ihm rieth, den Bajart gegen das frischere Pferd des Vaters zu vertauschen, daß er da den gut gemeinten Rath von der Hand wies mit den Worten:

Mutter, sprach jetzt Renaut, was habt ihr da gemeint?
Bajart hat mein Vertrauen, er ist von hohem Preis;
Wenn er mich trägt, so reis' ich gefahrlos durch das Reich (96).

Und in seinem Munde ist es keine Lästerung, wenn er die Verheißung einer kühnen That mit dem bescheidnen „Wenn es Gott gefällt und Bajart" einleitet (76).

Nicht minder natürlich ist es, daß Karl den Haß, mit welchem er die Haimonskinder verfolgt, auch auf das Roß aus-

dehnt, das ihnen so wirksam beisteht, das sie sogar während der Belagerung ihres Schlosses durch das kaiserliche Heer vierzehn Tage lang mit seinem Blut ernährt hat. Da Renaut zuletzt sich demüthig der ihm von Karl auferlegten Buße unterzieht, muß er sich auch dazu verstehn, das treue Roß auszuliefern*). Karl läßt demselben einen Mühlstein an den Hals hängen und es von einer Brücke in die rauschende Maas stürzen. Er ruft ihm ein höhnendes Wort in befriedigtem Rachegefühl nach, während die Pairs mit unverhohlener Mißbilligung und weinend sich um ihn drängen. Bajart aber vermag sammt der Last sich schwimmend oben zu erhalten, zerschlägt den Stein mit den kräftigen Hufen und rettet sich jenseits in den tiefen Ardennenwald.

Noch heut sagt man im Lande und liest es in den Schriften,
Daß er im Walde lebt, wo er sein Futter findet,
Und sieht er Menschen nahn, nicht geht er hin zu ihnen;
Nein, schnellen Laufs alsbald aus ihrer Nähe flieht er,
Gleich wie ein böser Geist nicht willig Gott zu dienen.
Genug von ihm; nicht weiß ich, ob er dort lebt noch immer (903) **).

*) Man erwartet hier ein liebevolles Abschiedswort; der Sänger geht jedoch über die Trennung sehr rasch hinweg; nicht so der Dichter des Fierabras, welcher (S. 126) den Richart mit folgenden Worten von seinem Rosse Abschied nehmen läßt:

Bauçant, sprach da Richart, sehr ist um dich mir leid;
Dich führe dahin Gott, der Herr der Herrlichkeit,
Wo wieder dich besitze die heilge Christenheit.
In manchen großen Nöthen standst du mir wacker bei;
Dir sag ich Dank von Herzen für alle Dienste dein.
Bauçant, dem Gott der Ehren du nun befohlen seist.

Kürzer und mit Gelöbniß der Rache wendet Richart, Renauts Bruder, sich im Ren. Mont. S. 246 an sein im Kampfe gefallenes Roß.

**) Es sei hier das Gebiet des nationalen Epos auf einen Augenblick überschritten und des Rosses im Lai de Granlent von Marie de France erwähnt, welches, nachdem es seinen Herrn verloren, keine Ruhe mehr findet und jedes Jahr zu der Zeit, da derselbe verschwunden ist, sich in der Gegend hören läßt.

Sprechen auch wir jetzt unser „Genug davon". Fast will es uns scheinen, der Verfasser der zuletzt gelesenen Zeilen habe einem späteren Redner über das altfranzösische Epos ein Bild an die Hand geben wollen, mit dem er seine Betrachtung schließe. Ist nicht der Pegasus der nationalen Epik Frankreichs auch zu einem Geisterroß geworden, das fern von dem Treiben des modernen Verkehrs, in dunkeln Wäldern einzig ein zweifelhaftes Leben führt, ein Leben, von dem nur noch eine dunkle Sage geht und in den Schriften zu lesen ist, von welchem aber nur Wenige aus eigner Erfahrung Zeugniß ablegen können? Doch ist es nicht ein böser Geist, der dem Herrn nicht dienen will; eine lebensvolle, große Vergangenheit ist nicht die Feindin der Gegenwart und der Zukunft; was jene Wahres und Ewiges erzeugt hat, das soll von diesen freundlich gehegt und gepflegt werden, auf daß der Strom des Geistes ungehemmt in tiefem Bette dahin rolle, schwellend durch neue Zuflüsse, in klaren Seen sich läuternd, überall Segen spendend. Jener Geist flieht auch nicht bei jedes Menschen Annäherung; zutraulich und freundlich bleibt er stehen, wenn ein reiner Sinn dich zu ihm führt, nicht selbstsüchtige Absicht und kindischer Vorwitz; du darfst des Geisterrosses mächtige Glieder schauen, die klingenden Hufe und die wallende Mähne, und mag es den rechten Reiter nie gefunden haben und wie Bajart im Drange der Zeit preisgegeben worden sein, ehe es das Größte vollbracht, dessen es fähig war, du wirst dich überzeugen, es ist ein Roß von edler, von stolzer Art. —

H. Lotze, Mikrokosmos. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie. Drei Bände. 1856—64.

Zweiter Artikel.*)

Die Geschichte als Erziehung des Menschengeschlechts.

Ich muß vor allem wieder daran erinnern, daß wir hier etwas ganz Andres erstreben, als Lotze mit seinem Werke gewollt hat. Das zeigt sich auch im Beginn des dritten Bandes. Er stellt hier zu Anfang des siebenten Buches „Die Geschichte" die Frage hin: ob Natur, ob Schöpfung, d. h. ob die heutige Wissenschaft die religiösen Vorstellungen über Ursprung und Ende der Welt entschieden abweise oder nicht; und er zeigt scharfsinnig, daß der Glaube an eine göttliche Schöpfung, wenn er seine eigene Absicht versteht, keinen andern Inhalt haben könne, als die Wissenschaft, aber darum auch diese unserm gläubigen Verlangen nicht so ungünstig sein könne.

Was verlangt denn aber unser Glaube? Wenn er keinen andern Inhalt haben darf, soll, kann, als die Wissenschaft, so überlasse er es doch ihr, diesen Inhalt zu suchen. Das würde heißen: lassen wir den Glauben fahren und halten wir uns an die Wissenschaft. Indessen Lotze bemerkt tief eindringend: „höchstens bei den stumpfsinnigsten Völkern entsprangen Meinungen über der Welt Ursprung nur aus der Unruhe der gewöhnlichen Neugier" (aber bei den stumpfsinnigsten, wenn es solche Völker gab, entsprangen gewiß gar keine Meinungen). „Ueberall wo ein gebildeter Sinn in dichterischen Sagen Anfang und Ende

*) Der erste Artikel S. 115 dieses Bandes.

der Dinge ausdrückte, geschah es aus der tiefer quellenden Sehnsucht, dies räthselhafte Stück des Weltlaufs, die irdische Geschichte, unmittelbar aus einer höhern Welt hervortreten und nach Erfüllung der Aufgaben, die ihr gestellt sind, dann dahin sich wieder zurückbeugen zu sehen" — die Kosmogonieen sind zugleich die Vorläufer der Geschichts-Philosophieen. Es würde also darauf ankommen, ob uns irgend eine Anschauung von der Geschichte geboten werden kann, die uns das Bedürfniß, welches jener Glaube befriedigt, auch ohne diesen zu befriedigen weiß. Da es uns also gar nicht um die Geschichte der Erde und des Kosmos zu thun ist, so lassen wir sie auf sich beruhen und wenden uns zur Geschichte im üblichen Sinne, zur innern oder geistigen Geschichte des Menschengeschlechts, um zu sehen, wie die wissenschaftliche Betrachtung durch den Glauben zu vervollständigen ist.

Ich hätte es gern gesehen, wenn der Verfasser den Unterschied zwischen Geschichte und Natur ausführlich erörtert hätte. Uebergangen hat er ihn nicht. Er berührt ihn, wo vom Ursprung des Menschen die Rede ist, um zu bemerken, daß das wahre Bedürfniß unseres Geistes, zwischen der Natur als dem Reiche der Nothwendigkeit und der Geschichte als dem Reiche der Freiheit zu unterscheiden, nicht dahin führen dürfe, auch den Ursprung des Menschengeschlechts dem Bereiche der Naturentwicklung zu entziehen. Er verspricht (S. 12), auf die Befriedigung jenes Bedürfnisses zurückzukommen; ich weiß nicht, wo und ob dies geschehen ist. Ich setze hier her, was Lotze bei der bezeichneten Gelegenheit bemerkt (S. 11): „Eine Reihenfolge wechselnder Begebenheiten liegt uns in der Natur wie in der Geschichte vor. Aber die Natur würde uns doch schließlich befriedigen, auch wenn sie nur eine Sammlung von Ereignissen wäre, die ohne zu dem planmäßigen Fortschritt einer Entwickelung verknüpft zu sein, immer nur als Beispiele die beständige Geltung gewisser allgemeiner Gesetze bestätigten und versinnlichten. Nur in der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts fühlen wir ein ursprüngliches Bedürfniß, die Reihe der Begebenheiten als eine Geschichte zu fassen, deren Ende werthvoller ist als ihr Anfang, und deren Ganzes zugleich werthlos sein

würde, wenn es ohne Freiheit nur die zeitliche Wiederholung dessen wäre, was unzeitlich schon völlig vorgezeichnet in seinen Gründen vorhanden gewesen. Den ganzen leidenschaftlichen Aufwand von Sehnsucht und Reue, Liebe und Haß, der die Geschichte füllt, mögen wir nicht für verloren ansehen; und er wäre verloren, ja das ganze Vorhandensein dieses innern Lebens würde uns eine unbegreifliche Unregelmäßigkeit in einem Weltbau dünken, in welchem nichts mehr zu ändern wäre, und der unbekümmert um all jenes Ringen der Geister nur die gelassene Entwicklung einmal gelegter Anfänge enthielte."

Es sind also hier zwei Punkte hervorgehoben, auf die auch in den „Einleitenden Bemerkungen" dieser Zeitschrift (I S. 15 f.) hingewiesen ist, nämlich daß die Geschichte einen Fortschritt enthält, bei welchem erstlich das Ende werthvoller ist als der Anfang, und in welchem zweitens was hervortritt nicht schon im Anfang völlig vorgezeichnet lag. Beide Punkte zusammen liegen darin, daß die geschichtlichen Ereignisse nicht bloß Beispiele für die beständige Geltung der allgemeinen Gesetze sind.

Dieser Unterschied, der klar und sicher ist, wenn wir unter Natur nur die Erde mit ihren Pflanzen und Thieren verstehen, wie wir sie seit einigen Jahrtausenden kennen, oder wenn wir Geschichte mit Botanik und Zoologie vergleichen, scheint mir in der That gültig zu sein, auch wenn ich daran denke, daß wir jetzt schon die nicht verächtlichen Anfänge einer Geschichte der Weltkörper haben. Ich meine aber, wenn man sich auf diesen hohen Standpunkt erhebt, auf dem ein Weltkörper als ein Körnchen gilt, so bietet uns seine Geschichte noch nicht einmal das Interesse eines Getreidekornes, sondern nur etwa das der Bildung eines Kristalls. Leuchtend glühende Nebelmasse verdichtet sich, erkaltet und erstarrt. Möglich daß in den ausgelöschten Sternen noch Bewegungen fortdauern, durch welche er sich von selbst entzündet. So hätten wir ein Schauspiel, wie es uns jeder kalte Wintertag bietet: Feuchtigkeit der warmen Stubenluft schlägt am kalten Fenster nieder und gefriert und thaut wieder und die neue Flüssigkeit verdampft von neuem. Ist das Geschichte? Und so ein Weltkörper wie der andere! sie sämmtlich Beispiele viel einfacherer Gesetze, als das Waizenkorn. Es ist

gedruckt zu lesen, daß der exacte Naturforscher die Sonne als Quell alles Lebens anbete mit den Worten des Hymnus der alten ägyptischen Priester. Ich habe weder Hrn. Helmholtz noch sonst Jemanden seiner Genossen bei solchem Gebet belauscht; aber von dem, der jenes drucken ließ, wollen wir annehmen, daß er jeden Morgen bei Sonnenaufgang, wenn nicht im Nil, so doch in der Spree untertaucht, das Haupt gegen Osten, und dann in weißem Linnen nicht Halleluja, sondern ich weiß nicht welche Laute ertönen läßt. Wäre er nun auch die personificirte exacte Naturwissenschaft, ich würde ihn verspotten mit denselben Worten, mit denen der Prophet den Götzenbild-Anbeter verspottete: der Beter ist mehr werth als sein Gott; der Mensch steht höher als die Gluthmasse, welche wir Sonne nennen. Doch der Narrheit geschieht auch durch Spott zu viel Ehre.

Lassen wir uns vom Verfasser den „Sinn der Geschichte" deuten. „Was ist ihre Bedeutung? welches die Gesetze ihres Verlaufes, oder der Plan, der die bunte Fülle ihrer Erscheinungen zu vernünftiger Einheit verknüpft?" Lotze theilt die Sicherheit nicht, mit der man in neuerer Zeit auf diese Fragen eine Antwort zu haben meinte. Daß sich in der Geschichte der Menschheit nicht ein gerader Fortschritt zeige, hat eine vorsichtigere Ueberlegung längst beachtet. „Es fehlte nie an tiefsinnigen Umhüllungen des Geständnisses, daß der Gesammteindruck der Geschichte kein ungemischt erhebender, sondern überwiegend ein wehmüthiger ist." Mit jeder verfallenden Cultur gehen viele Güter der Bildung und eigenthümlicher Lebensschönheit zu Grunde, um so nie wiederzukehren. Mögen immerhin die folgenden Zeiten durch andre und sogar höhere Güter entschädigt werden: jene frühern sind doch unwiederbringlich dahin; „nirgends will der errungene Gewinn der Vorzeit sich so ungeschmälert, wie es einem stetigen Fortschritte geziemte, mit der Arbeit der Nachkommen verknüpfen; sondern fast überall geht das neue Leben mit schmerzlichen Aufopferungen aus den Trümmern des alten hervor." Weist man aber darauf hin, daß ja auch das einzelne Leben die Jugendblüte der Manneskraft, diese der Greisenweisheit opfern müsse, so liegt ja darin gerade ausgesprochen, was man abweisen will, nämlich die Entsagung, auch

in der Geschichte der Menschheit nur einen Naturvorgang zu sehen, dem man sich fügen muß. Wer aber in dem Gewirre der Schicksale der Menschheit einen Zweck, eine Lenkung zu höherm Gute sieht, wie wird Der die Geschichte deuten?

Hier bietet sich die Ansicht von der Erziehung der Menschheit. Lotze bemerkt, daß der Begriff der Erziehung wohl auf den Einzelnen anwendbar ist: er war schlechter, und er ist derselbe, der besser wird; er trägt die Nachtheile seiner Fehltritte und genießt die Frucht seiner Buße, und wenn er ein Gut dem Fortschritte der Bildung opfern muß, so bewahrt er es als selbsterlebtes Glück in seiner Erinnerung auf. Wenn sich aber Ursache und Wirkung auf die Reihenfolge der menschlichen Geschlechter vertheilte, so ist es wenig befriedigend zu sehen, wie Kinder und Enkel die Früchte genießen, die aus der unbelohnten Anstrengung, oft aus dem Elend der Väter hervorgewachsen sind. Spricht man von den Fortschritten der Menschheit, so übersieht man, daß die Menschheit, die eines Fortschrittes fähig ist, doch allemal nur die Summe der lebendigen Einzelnen sein kann, und daß nur dann ein Fortschritt stattfindet, wenn ein Zuwachs an Glück und Vollkommenheit in denselben Gemüthern auftritt, welche vorher unter einem unvollkommenen Zustande litten. Wenn also bloß die einzelnen Geschlechter, unter sich verglichen, einen stetigen Fortschritt zur Vollkommenheit zeigen, wer erfreut sich dessen? Die frühern wissen nichts von den künftigen, die spätern wenig von den frühern. Die Menschheit aber, dem Einzelnen gegenübergestellt, ist bloß ein allgemeiner Begriff, der weder etwas thut noch leidet, also auch nicht Träger der Geschichte ist.

Von dieser Darlegung, ich gestehe es, bin ich seltsam betroffen. Also nur „die Menschheit der verschiedenen Zeitalter", nur „die einzelnen Beispiele" des allgemeinen Begriffs der Menschheit mögen, unter sich verglichen, einen Fortschritt zeigen. „Was berechtigt uns nun, diese auseinanderfallenden Glieder zu Einer Menschheit zusammenzufassen?" — Ja, wenn Lotze hier so fragt, so müssen wir es ihm zu großem Vorwurfe anrechnen, daß er diese Frage nicht längst, an einer Stelle der beiden ersten Bände seines Werkes, beantwortet hat. Es scheint mir aber,

als hätte er ihre Beantwortung gelegentlich (z. B. II, 427) schon in ganz entgegengesetztem Sinne nicht sowohl gegeben, als vorausgesetzt.

Was uns berechtigt, die „aus einander fallenden Glieder zusammenzufassen"? Wäre es denn gestattet, „Glieder" aus einander zu reißen? oder sind es keine Glieder? Auseinanderfallende Glieder aber ist eine contradictio in adjecto wie: todtes Thier.

Bilden wir uns nun ein deutliches Bild. Nur „die Summe der lebendigen Einzelnen" ist die jedesmalige Menschheit, sagt Lotze; und wenn nun auch die verschiedenen jedesmaligen Menschheiten, mit einander verglichen, einen Fortschritt zeigen, so hat doch jede dieser verschiedenen Menschheiten für sich keine Vervollkommnung genossen. Wie denkt sich denn aber Lotze die Bewegung des Fortschritts? Folgen sich die Geschlechter wie aus einander gefallene Glieder, d. h. wie Tropfen vom Dache fallend? Werden etwa nur immer vollkommnere Generationen jede für sich neu geschaffen, die mit einander so wenig zu thun haben, wie die immer vollkommneren Arten der Natur-Reiche im System der classificirenden Naturbeschreibung? — Was mögen wohl jene „Menschheiten der verschiedenen Zeitalter", jene „Summen der lebendigen Einzelnen" bedeuten? In jedem Augenblicke leben Menschen, von denen ein Theil stirbt und zu denen zugleich ein Theil neugeboren hinzutritt. In jedem Augenblicke also wechseln die Geschlechter. So kommen wir zu einer ganz atomistischen Anschauung, und bei ihr freilich ist Entwicklung nicht zu denken. So zeigt sich aber wohl auch, daß nicht jene Menschheiten etwas Lebendiges, Concretes sind, sondern nur die Menschheit ist lebendig, der gegenüber jene nur Abstractionen sind. Nicht die Geschlechter wechseln, sondern das Geschlecht der Menschen wechselt. Die Geschlechter sind nicht etwas von einander Abgeschlossenes, sich nur zeitlich berührendes; sie sind der leibliche Fortschritt selbst der Menschheit, und so wird auch wohl der geistige Fortschritt in ihnen und für sie sein.

Die Erziehungsmethode der Geschichte, meint Lotze, erziehe gar nicht, weil sie nicht in demselben Zögling Vollkommneres an die Stelle des Unvollkommnen setzt; sondern sie werfe den Unerzogenen weg, um an einem Andern wachsende Erfolge der

Bildung hervorzubringen. Welches Geschlecht ist denn das unerzogene, das verworfen wird, und welches dasjenige, an dem die wachsenden Erfolge der Bildung hervorgebracht werden? Geschieht letzteres nicht an jedem? Wird also nicht jedes Geschlecht erzogen? Was bedeutet denn Göthe's: „was man sich in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle“? Freilich wird auch jedes Geschlecht verworfen, weil es nicht die Art, die Menschheit selbst ist.

Und so meine ich: wenn sowohl jedes einzelne Geschlecht für sich die Erziehung erfährt, als auch die Menschheit noch mehr ist als bloß ein abstracter Begriff, indem die Geschlechter selber sich als Glieder der Menschheit zusammenschließen, so ist die Schwierigkeit, die Lotze gegen den Gedanken von der Geschichte als einer Erziehung der Menschheit von der dargelegten Seite her erhebt, doch nicht so groß, wie er sie gelten lassen will.

Doch Lotze hat noch einen andern Einwand. Sollte der erste aus der Folge der Zeitalter sich ergeben, so ergebe sich der andre, wenn wir jedes einzelne für sich betrachten. „Es hat nie eine Periode der Geschichte gegeben, in welcher die ihr eigenthümliche Bildung die ganze Menschheit oder auch nur die Gesammtheit des einen Volkes durchdrungen hätte, das deren vorzüglichster Träger war. Alle Stufen und Schattirungen sittlicher Rohheit, geistiger Stumpfheit und leibliches Elends haben sich stets neben der gebildeten Feinheit des Lebens, dem hellen Bewußtsein über die Aufgaben des menschlichen Daseins und dem freien Genuß der Vortheile bürgerlicher Ordnung vorgefunden ... Nun ist nichts einfacher als hiervon eine Erklärung zu geben, wenn man die Geschichte nur als einen Verlauf von Ereignissen betrachtet, die aus dem Zusammenwirken äußerer Bedingungen mit den Gesetzen des geistigen Lebens entspringen.“ Indessen „dies, wie es scheint, unaufhebliche Vorhandensein eines massenhaften geistigen Proletariats bildet für die Vorstellung einer Erziehung der Menschheit einen schwer zu bewältigenden Einwurf.“ Auch kann es für diese nicht genug sein, „wenn auf der breiten Grundlage einer im Ganzen genommen immer gleich bleibenden Unbildung die Bildung einer geringen Minderzahl stets höher emporstrebt.“

Auch hier hat Lotze die Schwierigkeit größer gesehen als sie ist. Zwar was das Vorhandensein eines massenhaften geistigen Proletariats betrifft, so würde ich es entschiedner als Lotze für unaufheblich halten. Die ganze nicht nur leibliche, sondern auch geistige Gestaltung der Menschheit müßte eine andre werden, wenn alle Menschen einer Zeit auf der Stufe des Wissens stehen sollten, welche erst diese Zeit erreicht hat. Aber widerspricht dies der Vorstellung einer Erziehung der Menschheit? Das geschähe nur dann, wenn das Proletariat verdammt wäre, in derselben sittlichen Rohheit, derselben geistigen Stumpfheit und demselben leiblichen Elend für immer zu verharren, als es ehemals stand, zum Theil wohl noch steht. Wer aber kann heute glauben, daß dem so ist? Wer sieht nicht, wie sich das Proletariat gehoben hat und andauernd hebt? Auf dem niedrigen Standpunkte, wie ich ihn soeben nach Lotze bezeichnete, steht heute mindestens in Deutschland, England, Frankreich und Nordamerika kaum noch eine Classe von Menschen, wenn auch wohl noch viele Einzelne. Alle Classen der Bevölkerung werden in immer weiterm Umfange und höherm Grade „dem hellen Bewußtsein über die Aufgaben des menschlichen Daseins und dem freien Genusse der Vortheile bürgerlicher Ordnung" zugeführt.

Doch man sagt, dieses Verhältniß habe sich höchstens in unserm Jahrhundert, streng genommen im letzten Menschenalter, ja im letzten Jahrzehent hervorgebildet. Wie war es in den frühern Jahrhunderten? Nun es war wenigstens immer so, daß von jedem Ruck, den die Geschichte in irgend einer Richtung nahm, auch das Proletariat den wohlthätigen Eindruck fühlte. War die Reformation bloß für die Gebildeten? Oder sind nicht die Vortheile der Technik durch Vervollkommnung der Instrumente auch dem gemeinsten Arbeiter zu Gute gekommen? Wurde die allgemeine Erhöhung des Geistes, wie sie in manchen Jahrhunderten, z. B. im 12., eintrat, nur von einer geringen Minderzahl getragen und nicht von der Masse der Völker? Werden von den großen Unterschieden, die zwischen den Epochen der Geschichte liegen, nicht sämmtliche Einzel-Geister ergriffen? Unterscheidet sich der Aermste an Geist und Gut im Mittelalter von dem in der alten Zeit, der des 15. und 16. Jahrhunderts

von dem des 17. und 18., und sie alle wieder von dem des 19. in nichts? oder vielmehr in allem, nach Maßgabe des Gesammtgeistes jener Zeiten?

Auch die Frauen, ja gewiß, sie erfuhren die Geschichte. „Denn alle jene Unruhe und Mannichfaltigkeit beständiger Umwälzungen und Neugestaltungen" ist sie wirklich „am Ende nur die Geschichte des männlichen Geschlechts?" Also „durch all diesen Sturm und Drang wandeln kaum berührt von seinen wechselnden Beleuchtungen die Frauen und wiederholen in immer gleicher Weise die einfachen und großen Lebensformen des menschlichen Gemüths"? Die Frauen müßten vielmehr ohne menschliches Gemüth, so ohne Seele sein, wie dies einmal behauptet worden, wenn sie dem hier von Lotze entworfenen Bilde gemäß wandelten. Ich weiß nicht, wie mag sich denn Lotze die Verschiedenheit der Frau aus dem alten Athen und der aus Sparta von der des germanischen Mittelalters und von heute vorstellen? gilt sie ihm für nichts? für nichts Geschichtliches? Ist die Frau des jagenden Indianers und des Kalifen und des Christen noch ein und dasselbe? Und überhaupt — jene „einfachen und großen Lebensformen des menschlichen Gemüths", sind sie nicht der geschichtlichen Entwicklung unterworfen oder fähig? Lotze scheint eine zu enge Vorstellung von dem Umfange und der Macht der Geschichte zu haben.

Wenn er also meint: „die Menschheit gleicht in den verschiedenen Augenblicken ihres geschichtlichen Fortschritts nirgends einem zusammenhängenden klaren Strome, der mit gleicher Geschwindigkeit aller seiner Theile flösse; sie gleicht vielmehr einer Masse, deren größere Hälfte zäh und langsam fortschreitend sehr bald sich in den gewöhnlichsten Hindernissen des Ufers verfängt und dort zu unthätiger Ruhe erstarrt; es ist immer nur ein dünner Stromfaden, der im Sonnenschein glänzend sich mit unbesiegbarer Lebendigkeit durch die Mitte dieser trägen Schichten fortarbeitet": so ist dies wiederum, wenn nicht falsch, mindestens übertrieben. Alles ist im Flusse, in Bewegung, sogar mit gleicher Geschwindigkeit aller Theile, wenn auch die eigentliche bewegende Kraft nur im geringsten Theile ist, ja wesentlich sogar

nur in der Senkung des Flußbettes liegt, gar nicht in der fließenden Masse selbst.

Wozu aber überhaupt geschichtliche Entwicklung, Fortschritt, Erziehung? Welches Gut liegt in dieser Allmählichkeit des Werdens? Man sagt nun freilich, darin liege die Würde der Menschheit, nicht von Natur ein für alle Mal das zu sein, wozu er bestimmt ist, sondern sich dazu hinaufzuarbeiten. Hier meint nun Lotze wieder, in Bezug auf den Einzelnen sei es allerdings klar, „daß in dieser Form unserer Entwicklung vom unbefangenen Dasein aus bis zu dem bewußten Selbstbesitz unserer Natur ein eigenthümliches geistiges Gut liegt"; aber läßt sich das, fragt er, auf das Ganze der Menschheit übertragen? Das läßt sich, meine ich, nicht nur insofern übertragen, als die atomistische Ansicht von den Menschheiten falsch ist; sondern, wenn es wahr ist, wie wir selbst es fühlen, daß in jener Selbstarbeit des Einzelnen ein eigenthümliches geistiges Gut liegt: nun, wie könnte dem Einzelnen dieses Gut zu Theil werden, wenn es nicht Eigenthümlichkeit des Ganzen, der Menschheit wäre? Kann man sich wirklich einen strebenden, an seiner Bildung arbeitenden Menschen denken, wenn es nicht Bestimmung der Menschheit wäre, sich geschichtlich zu entwickeln, eine Erziehung durchzumachen, in Folge deren es Fortschritte geben muß?

Es wäre anziehend, nachgewiesen zu sehen, in wie fern selbst in der Geschichte der menschlichen Vorstellungen die von der Erziehung des Menschengeschlechts sich früher zeigt als die von der Erziehung des Einzelnen. Wenn in den Sprüchwörtern Salomonis die letztere vorkommt, so ist es mindestens sehr zweifelhaft, ob nicht die von der Erziehung des Volkes Gottes und aller Völker, wie sie der Prophet kennt, schon älter ist. So viel aber wird wohl gewiß sein: fassen wir die Erziehung in dem vollen humanen Sinne, wie ihn erst die neuere Zeit erfaßt hat, so ist der Begriff der Humanität nicht an der Betrachtung des Einzelnen, sondern an der des Menschengeschlechts entwickelt.

Von der Auffassung der Geschichte als der dialektischen Selbstentfaltung des menschlichen Geistes oder der Idee der Menschheit werde ich nicht weiter reden. Diese Auffassung hat

die einfache, ja populäre Vorstellung von der Erziehung durch die Terminologie und Denkweise der Hegelschen Philosophie derartig umgestaltet, daß sie an wahrem Inhalt und Bedeutung gar nichts gewonnen, an Klarheit und Sicherheit verloren hat. In dem Kampfe gegen die der Idee angedichtete Schöpferkraft stehen wir ganz auf derselben Seite wie Lotze, und was er bei dieser Gelegenheit sagt, ist vortrefflich. In diesem „alten Kampfe" ist er immer jung, ich möchte fast sagen: neu. Aber wozu hier abschreiben?

Endlich bespricht Lotze auch die Ansicht des jungen Schelling, die Geschichte sei ein Gedicht Gottes. Er sieht in ihr nur „ein anmuthiges Gedankenspiel, das von einem Unbekannten zum andern hinüber- und herüberläuft, und indem es das Eine in der Weise des Andern ausdrückt, keins von beiden eigentlich deutlicher macht". Diese Ansicht geht uns hier kaum noch etwas an. Hielt man die Geschichte als das Gottes-Gedicht für ein Epos oder eine Tragödie, und meinte man, in solchen dichterischen Werken sei die Erziehung eines Helden ausgeprägt, so stünden wir auch hier wieder bei der Geschichte als der Erziehung des Gottes-Helden, nämlich der Menschheit. Hielt man sie für ein Lustspiel, so käme es darauf an, ob man auch in ihm eine Erziehung sah, oder etwa nur eine sich in Spott über jeden Inhalt hinwegsetzende Ironie*).

So scheint es in der That kaum möglich, sich der Vorstellung von der Erziehung der Menschheit in der Geschichte zu entschlagen. Freilich treten ihr Schwierigkeiten entgegen; und in ihrer strengen Forderung, daß jeder Einzelne, dessen Leben doch immer nur ein abgebrochenes kleines Stück jener Erziehung

*) Ich kann nicht umhin, hier daran zu erinnern, wie es gewissermaßen einen Gedanken-Nebel in dem Geiste einer Zeit gibt, der sich in den verschiedenen Köpfen zu verschiedenen Gestalten zusammenballt. Aus demselben Nebel, der in Schelling zum Gedicht Gottes wurde, bildete Wilhelm von Humboldt seine „Aufgabe des Geschichtsschreibers", der in Wahrheit ein Dichter sei. Aber nun tritt die Verschiedenheit des intellectuellen Charakters hinzu. Bei Humboldt tritt statt des anmuthigen Gedankenspiels eine sehr ernste Gedankenarbeit auf, die den Geschichtsschreiber vom Dichter zugleich trennt.

der Gesammtheit bildet, dennoch an dem Gesammtergebnisse Theil nehme, ist sie nicht festzuhalten ohne den Glauben, „daß es doch einen höhern Zusammenhang gebe, in welchem das Vergangene nicht bloß nicht ist, in welchem vielmehr Alles, was der zeitliche Verlauf der Geschichte unerreichbar für einander trennt, in einer unzeitlichen Gemeinschaft mit und neben einander ist. Mit den eigenen Angehörigen, mit dem Volke, zu dem wir zählen, zuletzt mit dem großen Herzen des menschlichen Geschlechtes fühlen wir uns so verbunden, daß die Güter, die ihrer Zukunft zufallen, auch dem nicht verloren sind, der sie gewinnen half, ohne sie zu genießen".

Dieser Glaube, um wie viel mag er wohl die wissenschaftliche Beweisfähigkeit übersteigen? Bei Lotze freilich tritt er schließlich fast nur wie ein Postulat auf, wie eine Hypothese, welche Schwierigkeiten wegräumen soll. Ich aber meine (und darauf zielten eben schon die vorausgeschickten gegnerischen Bemerkungen ab), daß dieser Glaube, ausgesprochen wie ihn Lotze in vorstehend angeführtem Satze ausspricht, nur um ein Geringes diejenige Einheit übersteigt, welche die Völkerpsychologie zu erweisen unternimmt. Und es ist eben die Absicht dieses Artikels noch mehr als die des vorigen, zu zeigen, wie sich Lotze in seinem Streben, die mechanische und die ideale Ansicht zu versöhnen, dadurch geschadet hat, daß er den Mechanismus, auf dem die Geschichte ruht, nicht ausführlicher berücksichtigt hat (oben S. 119). Er würde dann die Schwierigkeiten gegen die Ansichten, welche das Bedürfniß unseres Gemüths festhält, sicherer und vollständiger haben zurückweisen können.

Also: „Mit jener aufopfernden und vorsorgenden Liebe (für die Zukunft), welche die edelste Triebfeder des geschichtlichen Lebens ist (mit jenem durch alle Zeiten gehenden Zuge aufopfernder Arbeit zur Herstellung eines Bessern, das wir nicht mitgenießen werden), gehört dieser Glaube als die Deutung desselben zusammen. Die Ahnung, daß wir nicht verloren sein werden für die Zukunft, daß die, welche vor uns gewesen sind, zwar ausgeschieden sind aus dieser irdischen, aber nicht aus aller Wirklichkeit, und daß, in welcher geheimnißvollen Weise es auch sein mag, der Fortschritt der Geschichte doch auch für sie ge-

schieht; dieser Glaube erst gestattet uns, von einer Menschheit so zu sprechen, wie wir es thun" — und diesen Glauben freilich muß auch die Völkerpsychologie Glauben sein lassen: sie dringt nie mit ihren auf Thatsachen ruhenden Ergebnissen in solche Höhe. Wenn aber Lotze unmittelbar fortfährt: „Denn diese Menschheit besteht nicht in der Menge unzähliger Einzelnen, die unser Denken eben so gleichgiltig, wie irgend eine Anzahl anderer Gegenstände zu einer Summe zusammenzöge; sie besteht nicht in einem allgemeinen Gattungscharakter, der sich in allen Einzelnen wiederholte, gleichgiltig, wie viele deren sein oder gewesen sein oder noch entstehen möchten; sondern in jener realen und lebendigen Gemeinschaft besteht sie, welche die zeitlich aus einander fallende Vielheit der menschlichen Geister gleichwohl zu einem Ganzen des Füreinanderseins zusammenschließt", so spricht er damit nur das aus, was die Völkerpsychologie als thatsächlich zu erweisen unternimmt.

Die bisherige Psychologie, von der Physiologie und den einzelnen Menschenleibern herkommend, strebt hinauf zum Begriff der Menschheit; das kann ihr aber nie gelingen, weil sie sich sogleich beim Ausgang den Weg dazu verlegt hat durch die Atomisirung der Seelen. Unsere Psychologie geht im Gegentheil von der Menschheit aus und sucht den Einzelnen so zu erfassen, wie er in diesem Ganzen erscheint. Dieses Ganze aber ist das Prius. „Wo das menschliche Gemüth sich in seinem Streben durch Berufung auf die Geister der Ahnen oder auf die Palme der Zukunft stärkt, geschieht es in diesem Sinne, daß es die Vergangenheit und Zukunft nicht nur bildlich und gleichnißweise, sondern in voller Wahrheit wirklich glaubt" — weil der Einzelne nur durch künstliche Ueberlegung sich isolirt und Zeiten und Personen sondert, unmittelbar aber mit dem Ganzen verschmolzen ist.

Lotze schließt: „So erscheint uns die Geschichte wieder (wie dem religiösen Glauben) als ein Mittelpunkt zwischen einem unbekannten Beginne und einem unbekannten Ende; verflochten in einen viel größern Zusammenhang kann das, was auf Erden geschieht, schwerlich als ein Ganzes und aus sich selbst begriffen werden." Aber wir erkennen nun doch auch den Mißgriff des

mythischen Glaubens, das, was nur unzeitlich zu erfassen ist, in zeitlicher Form sich ereignen zu lassen, und jenen Zusammenhang der Einzelnen mit der Gesammtheit, des Irdischen mit einem Umfassendern, der ein ununterbrochener ist, in der endlichen Form zweier Ereignisse, eines Anfangs und eines Ende sich verwirklichen zu lassen.

Bleiben wir nun nach solcher Umgestaltung und solcher Ergänzung bei der Vorstellung von der Erziehung des Menschengeschlechts in der Geschichte: so kehren wir auch zu der oben (S. 214 f.) nur kurz berührten Analogie der Geschichte mit dem Leben des Einzelnen zurück, wie dieselbe jetzt bereichert und vertieft erscheinen muß.

Erstlich liegt schon in dem bloßen Hinweis auf diese Analogie an sich nicht so entschieden, was Lotze darin findet, nämlich die Entsagung, auch in der Geschichte der Menschheit nur einen Naturvorgang zu sehen, dem man sich fügen muß. Die Entwicklung des Menschen von der Kindheit durch die Jugend und Mannheit zum Greise ist doch wahrlich nicht ein bloßer Naturvorgang. Ich denke, es wäre wohl erlaubt, für einen Augenblick einmal die Abstraction oder Fiction zu machen eines Menschen, der mit Mannes Körperkraft ein Neugeborener wäre und vierzig oder fünfzig Jahre bei demselben Maße leiblicher Kraft verharrte. Wie würde sich Der geistig entwickeln? er, der also von dem „Naturvorgange" des leiblichen Wachsthums und Verfalls unberührt bliebe? — Nun, wer wird leugnen wollen, daß die verschiedenen Gemüthslagen des Kindes, Jünglings, Mannes und Greises wesentlich durch leibliche Verhältnisse mit bedingt werden! Aber wer auch könnte behaupten, daß jene geistigen Zustände, die der Mensch durchläuft, ausschließlich durch die Naturbedingungen des leiblichen Lebens hervorgebracht würden? Gemüth und Geist des Menschen auf jeder Lebensstufe werden ursprünglichst durch die seelischen Verhältnisse bestimmt, welche theils in Harmonie mit den leiblichen Verhältnissen stehen, theils durch letztere nach besondern Richtungen hin geleitet werden. Das Unding also eines neugeborenen Mannes würde uns trotz seiner Mannheit wesentlich das Bild eines Kindes gewähren. Er müßte erst lernen seine Glieder gebrauchen, stehen

und gehen, wie das Kind; er würde die Armuth an Vorstellungen und geistigen Formen, aber auch dieselbe Reizbarkeit und Empfänglichkeit zeigen, wie das Kind u. s. w. und würde allmählich die Aehnlichkeit mit dem Jüngling, Mann und Greise erreichen, also obwohl ohne jede Altersschwäche dennoch mit derselben Neigung sich aus der Welt der rastlosen Thätigkeit in sich zurückzuziehen zu beschaulicher Weisheit: das alles würde eintreten nach psychologischen Gesetzen. Und nur darum tritt es in jedem Menschen ein, von leiblicher Entwicklung harmonisch begleitet und näher bestimmt.

Ist nun der Lebenslauf des Menschen kein Naturvorgang, so bietet er auch zweitens nicht bloß einen Wechsel neu erworbener und verlorener Güter, sondern das Leben ist eine Erziehung durch Erwerb und Verlust.

Wenn also auch für immer der Gesammteindruck der Geschichte ein wehmüthiger bleiben wird, und wenn uns auch die gläubige Ergänzung niemals für alle geschichtlichen Ereignisse die Antwort bietet auf die Frage: wozu das? so werden wir doch immerhin berechtigt sein, zu sagen: der oben fingirte Mensch, der niemals Kind war und nie Greis wird, dieser unsterbliche Mensch ist die Menschheit, und die Geschichte sein Lebenslauf, d. h. seine Erziehung. Solche Annahme, wie unser Gemüth sie fordert, wird gerade durch die streng mechanisch psychologische Betrachtung unterstützt.

A. Geiger, Das Judenthum und seine Geschichte. Breslau, Schletter'sche Buchhandlung. Zweite Auflage. 1865.

Der Verfasser, einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der alt-hebräischen und der späteren jüdischen Literatur, der sich namentlich das Verdienst erworben hat, letztere für die

Geschichte der erstern, für die Kritik der biblischen Texte, zu verwerthen, veröffentlicht unter dem angegebenen Titel zwei Mal zwölf Vorlesungen, die er vor einem gebildeten Kreise gehalten hat. Er gibt darin die allgemeinen Ergebnisse seiner Forschungen über „das Wesen des Judenthums, seine Ausbildung und Entwicklung, sein Verhältniß zu andern Religionen, die Aufgabe, die es zu erfüllen übernommen und wie es sie erfüllt hat, die Aufgabe, die ihm noch weiter geblieben ist, sowohl für die Gegenwart, als auch für eine lange Zukunft." Ein solches Thema, bearbeitet von einem Manne von Geigers Ruf, mußte wohl allgemeinere Theilnahme finden; kam noch hinzu, daß zur Zeit der ersten Veröffentlichung die Geister durch Renan's und Strauß' Arbeiten über den Ursprung des Christenthums erregt waren, daß der Verfasser selbst nicht umhin konnte in einem Anhange eine Kritik dieser Arbeiten zu geben: so erklärt sich, daß sein Buch sogar, ich möchte sagen, Aufsehen erregte. Ein solches Buch kann gar nicht anders geschrieben werden, als wenn es „aus dem tiefsten Geistes- und Gemüthsleben des Verfassers hervorgegangen ist"; und daß dies hier geschehen, davon gibt jedes Blatt Zeugniß. Aber solch ein Buch muß auch bei Männern von verschiedenem Geistes- und Gemüthsleben je nach dem Grade der Verschiedenheit stärkere oder schwächere Opposition finden, und hat sie gefunden. Es ist gewiß eine bedeutsame Thatsache, daß ein Rabbiner in dem Streite über das Leben Jesu seine Stimme in streng wissenschaftlicher Weise hören läßt, und daß ein christlicher Professor der Theologie und die Augsburger Allgemeine Zeitung, auch die Grenzboten seine Ansicht einer Prüfung unterziehen. So verlockend es ist, hierauf näher einzugehen, und hieran ein Stück Völkerpsychologie der Gegenwart zu entwickeln (da Thesis und Antithesis aus eigenthümlichen Formen des geistigen Lebens stammen), so unterlasse ich es doch und beschränke mich darauf, an einige Sätze des Verfassers meine Bemerkungen zu knüpfen.

Der Verfasser legt in der ersten Vorlesung seine Ansicht vom Wesen der Religion dar. Die Religionen selber geben natürlich keine Definition weder von Religion überhaupt noch von ihrer Eigenthümlichkeit. Der Historiker aber, der von ihnen

spricht, muß einen Begriff der Religion zu Grunde legen. Geiger sagt hier nichts Neues; aber was er sagt, ist gut. Sinnlos wäre der Anspruch, wie die Zumuthung, eine jüdische oder rabbinische Definition zu geben.

Nach einer Vergleichung der jüdischen Religion mit der hellenischen, in der zweiten Vorlesung, kommt der Verfasser in der dritten auf das Räthsel der Entstehung der erstern, des Monotheismus; er spricht hier von der „Offenbarung". Hier scheint er uns eine Unterscheidung unterlassen zu haben, wodurch auf seine Darstellung ein falsches Licht fällt und Mißverständniß veranlaßt werden kann. Das Judenthum selbst spricht es aus, wie es entstanden und entwickelt ist, nämlich durch die Offenbarung auf dem Sinai und die Prophetie Mose's und seiner Nachfolger. Das ist eine mythische Vorstellungsweise. Der Mythos ist zu interpretiren, und der Verfasser gibt eben die Interpretation jenes israelitischen Mythos. Dieser Unterschied zwischen Mythos und Interpretation mußte scharf hervorgehoben werden, damit weder die wirkliche Gefahr noch auch nur der Schein entstünde, daß hier dem Judenthum etwas untergeschoben werde. Die hier hervorgehobene Lücke steht aber nicht vereinzelt; sondern der Verfasser hat überhaupt den Mythos im Judenthum völlig unbeachtet gelassen; und dieser bedeutende Mangel bewirkt, daß die Ansicht des Verfassers vom Ursprung und der anfänglichen Entwicklung des Monotheismus höchst unvollkommen bleibt. Er scheint sich nicht klar gemacht zu haben, daß wir historisch mit dem Namen Moses nichts weiter als den Begriff einer Persönlichkeit verbinden können, welche beim Auszuge der Hebräer aus Aegypten an der Spitze derselben gestanden haben muß, da ohne einen solchen Führer der Auszug unmöglich gewesen wäre. Unser geschichtliches Wissen von diesem Manne aber reicht, wenn er den Namen Moses trug, nicht hinaus über diesen Namen und die That der Volksleitung in aller Unbestimmtheit über das Nähere seines Geistes und seiner Thätigkeit. Es muß ein bedeutender Mann gewesen sein, er war vielleicht groß — wir wissen nichts von ihm; denn was von ihm erzählt wird ist nachweisbarer Mythos.

Noch einen andern Mangel haben wir hier zu erwähnen.

Der Verfasser unterscheidet zwischen Talent und Genie — recht gut —; die Propheten sind Genies im Kreise der Religion gewesen — sehr wahr. Aber das ist es nicht, worauf es ankam, um das eigenthümliche Wesen der prophetischen Erkenntniß zu bestimmen. Ein religiöses Genie war auch Luther und mancher Andre, und war doch kein Prophet, wie auch umgekehrt sicherlich nicht jeder Prophet ein Genie. Was die Eigenthümlichkeit eines solchen ausmacht, liegt zugleich und wesentlich in der Eigenthümlichkeit seines Bewußtseins: davon spricht der Verfasser nicht. Am wenigsten irrt er von der Sache ab, wenn er auf die dichterische Schöpfung hinweist; aber seine Erinnerung an den großen Historiker, an Columbus, Kopernikus und Newton kann wohl nur den Unterschied zwischen solchen Genien und dem prophetischen Genius verdeutlichen. Wir wollen hier nicht die wunderlichen Vorstellungen empfehlen, die von der Propheten-Gabe und -Kraft im Umlaufe waren und sind. Jesaja war kein Wundermann und Zauberer, kein elektro-magnetischer Visionär; er war weder nerven-, noch geisteskrank; seine Worte tönen nicht aus der Nachtseite der menschlichen Natur, sondern aus der hellsten Lichtseite des Geistes; der Verfasser rühmt mit Recht nicht nur seine Gluth, sondern seine Besonnenheit. Die Besonnenheit zeigt sich in Inhalt und Form seiner Reden. Im Inhalt zeigt sich eine klare Auffassung der bürgerlichen Verhältnisse seines Volkes und der politischen Lage des Landes wie der Nachbarländer. Insofern ist seine Rede mit einer Kammerrede oder einem Leitartikel zu vergleichen. Die Form aber zeigt uns eine bedeutende ästhetische Cultur. Wenn Jesaja niemals matt wird, so wird er noch weniger jemals schwülstig oder geschmacklos. An ein Beispiel zu erinnern, kann ich mich nicht enthalten. Jesaja klagt (c. 1.) über das ungeheure Elend, das über Jerusalem und das Land hereingebrochen ist: wäre nicht ein kleiner Rest geblieben, wir glichen Sodom und Gomora; und darauf unmittelbar die Anrede: hört das Wort Gottes, ihr Fürsten von Sodom. Dieser Uebergang von der Vergleichung des Unglücks zur Gleichstellung der Sündhaftigkeit Judäas und Sodoms ist mir immer von einer so erschütternden Kraft erschienen, daß ich zweifle, ob in der sämmt-

lichen rhetorischen Literatur sich eine gleich ergreifende Stelle findet. Solch eine Stelle ist nicht im Traume geschaffen; so spricht nur ein Wachender. Aber bei alle dem ein völliger Mangel an logischer Begriffscultur. Das ist das Auszeichnende.

Jedoch hier unternehme ich es nicht, das prophetische Bewußtsein zu analysiren. Irrt der Verfasser einerseits, wenn er die Prophetie nahe an die Entdeckungen der Wissenschaft rückt: so irrt er wieder andrerseits, wenn er Offenbarung und Prophetie erklärt als „die Berührung der menschlichen Vernunft mit dem tiefen Urgrund aller Dinge"; denn das ist Mystik. Der menschliche Geist berührt sich mit Gott so wenig wie mit der Materie.

Bedarf es wohl der ausdrücklichen Erinnerung, daß unsere Bemerkungen gegen den Verfasser einen weit herrschenden speculativen Standpunkt treffen? Es ist hier nur die Absicht, zu zeigen, wie sich unsere Forderungen von dem unterscheiden, was man bisher erstrebt hat. Dadurch wollen wir unsern psychologischen, und das heißt, wie wir meinen, den wahrhaft historischen Standpunkt beleuchten im Gegensatze zum speculativen. Das wird wohl auch für den folgenden Punkt unmittelbar einleuchten. Nachdem der Verfasser die Idee des Judenthums im Allgemeinen dargelegt hat, bemerkt er, indem er auf die Gestaltung des jüdischen Lebens eingeht, die Idee, die ein neues geistiges Leben zu schaffen bemüht sei, müsse sich in einen Kampf gegen das ihr widerstrebende Bestehende einlassen; dieses trete gegen sie „mit der ganzen Plumpheit und Derbheit des trägen Besitzes auf, mit der ganzen heftigen Anmaßung geistiger Hohlheit". Durch diesen Kampf werde die Idee genöthigt, auch gröbere, stoffliche Wehr und Rüstung anzulegen, um nicht von vorn herein erdrückt zu werden. So auch die Idee des Judenthums. Zwar beim Gottesgedanken selbst gebe es keine Vermittlung, keine Nachgiebigkeit; aber bei der Beziehung zwischen Mensch und Mensch beschränke sich die Idee hie und da, müsse sie eingehen in die bestehenden Verhältnisse, und es müsse ein gegenseitiges Anbequemen stattfinden. „Da muß der Gedanke allmählich verklärend, lösend wirken, bis dann die harte Rinde

zerbröckelt abfällt" (S. 42). Schon das hier gar nicht in den Zusammenhang passende Gleichniß von der Rinde zeigt die Unklarheit des Verfassers in diesem Punkte. Die falsche Hypostase der Idee, wie sie von Lazarus in seiner Abhandlung „die Ideen in der Geschichte" gekennzeichnet ist, liegt hier vollständig vor. Es handelt sich hier wahrlich nicht bloß um gewisse Ausdrücke und stylistische Wendungen. Man traue uns nicht die Oberflächlichkeit zu, als verlangten wir weiter nichts, als daß man nicht „die Idee", sondern „die Träger der Idee" sage. Man mache sich vielmehr den Unterschied der ganzen Auffassung der Sache klar. Der vorliegende Fall kann als Beispiel den Unterschied erläutern. Der Verfasser hat von dem Kampfe um den Monotheismus die bedeutsamere Hälfte übersehen oder nicht klar gesehen und darum nicht festgehalten. Dieser wichtigere Theil des Kampfes ist nicht der gegen die äußern Feinde des Monotheismus, sondern gegen die innern Mängel und Selbstwidersprüche in der Idee selbst. Diesen Kampf einer Idee gegen sich selbst nennt man gewöhnlich Entwicklung. Der Verfasser hat die Entwicklung der Idee des Monotheismus gar nicht gesehen, sondern nur ihren Krieg. Der Prophet Elija z. B. hat ein paar hundert Baals-Priester geschlachtet: das ist vermuthlich nach dem Verfasser „eine Anbequemung"; die Idee war leider genöthigt zur „gröbern, stofflichen Wehr". Daß es unsittlich ist, solche Anbequemung für nothwendig zu halten, wird der Verfasser nicht leugnen; es kann genügen, dies entschieden ausgesprochen zu haben. Was ich hierbei aber eigentlich bemerken wollte, ist dies, daß man mit jener Accommodations-Theorie die Thatsache nur halb und in der unbedeutenderen Hälfte oder schief erfaßt. Elija glaubte für Gott zu eifern, indem er Baals-Priester schlachtete; er accommodirte sich nicht, sondern hatte eine verkehrte Ansicht. An jener That aber ging ihm die rechte Einsicht auf, daß der Idee so nicht gedient werde; und nie wieder ward ein Prophet ein Menschenschlächter.

Also die reine Idee oder ihr Träger accommodirt sich nicht; aber in der ersten Zeit, nachdem sie entstanden oder geschaffen ist, beherrscht sie nicht sogleich den ganzen Kreis von Gedanken, Bestrebungen und Gefühlen, die ihr unterworfen, ihr

angemessen umgestaltet werden sollen. Diese Umgestaltung des Bewußtseins durch die herrschen sollende Idee, die Entfaltung ihres Inhalts vollzieht sich langsam; allmählich wird unter den Elementen des Bewußtseins ausgeschieden, neu combinirt, denn nur allmählich werden die aus der Idee abzuleitenden Forderungen klar, wird das Vorhandene als ihr widersprechend erkannt, wird die ihr gemäße Neubildung des Bewußtseins vollzogen.

Also ist auch die Behauptung, mit der die fünfte Vorlesung beginnt, nur halb wahr: „Der Gottesbegriff eines Volkes ist zugleich der Maßstab für seine sittliche Anschauung und ebenso umgekehrt.“ Es ist dies nur insofern wahr, als in dem reinen Gottesbegriff eine reine Sittlichkeit implicite gegeben, das heißt: als durch den hohen Gottesbegriff hohe Sittlichkeit geboten ist; aber nicht sogleich sind aus dem gebildeten Gottesbegriffe die sittlichen Forderungen gefolgert.

Wann mag in Israel das Menschenopfer aufgehört haben? Bestimmte Antwort läßt sich hierauf nicht geben. Daß es früh geschehen ist, halte ich für höchst wahrscheinlich oder gewiß, obwohl aus anderm Grunde, als der Verfasser. Er meint „schon an der Schwelle des Judenthums“, vom Stammvater Abraham sei das Menschenopfer siegreich überwunden. Das können wir nicht sagen, denen der Stammvater Abraham, wie sämmtliche Stammväter und erste Könige, von denen die Völker fabeln, nicht als historische Person gilt. Selbst die Erzählung von Jephtas Tochter ist für uns eine Sage so gut wie die von der Iphigenie. Ein alt-heidnischer semitischer Mythos von der Selbstopferung eines Gottes oder von der Opferung seines eingeborenen Sohnes gestaltete sich um zur Sage von der versuchten Opferung Isaaks; und wie jener Mythos zur Begründung der Menschenopfer diente, so die Sage von Abraham und Isaak zur Begründung der Aufhebung derselben. Insofern hat der Verfasser Recht, wenn er bemerkt, nicht die Bereitwilligkeit Abrahams zur Opferung sei das Wichtige, sondern die Unterlassung derselben. In der Fassung aber, in der uns heute die Sage vorliegt, ist es in der That anders; hier wird allerdings ganz unleugbar auf die Bereitwilligkeit Abrahams zur Opferung des einzigen Sohnes als auf den höchsten Akt der Frömmigkeit

hingewiesen (vgl. 1. M. c. 22, V. 12. 16.). Was folgt nun hieraus für das Alter der Abschaffung der Menschenopfer? Die erste Gestaltung der Sage, Abraham habe Isaak zwar opfern wollen, aber doch nicht geopfert, von Gott selbst aufgefordert, den Menschen durch ein Thier zu ersetzen: diese Gestalt muß wohl zusammenfallen mit dem Schlusse der Zeit, in der noch Menschenopfer stattfanden. Die Fassung aber, in der uns die Sage vorliegt, muß aus viel späterer Zeit stammen. Denn sie setzt schon das Grauen vor solchem Opfer als allgemein voraus; sie setzt voraus, daß es Abraham niemals eingefallen wäre, solches Opfer zu bringen, hätte Gott es nicht gefordert; sie kämpft nicht mehr gegen solches, fürchtet nicht einmal, einen Vorwand zur Wiederbelebung desselben zu geben. Dieses muß also längst bis auf die Erinnerung daran geschwunden gewesen sein.

Hiernach spricht der Verfasser vom thierischen Opfer und Priesterthum; beide seien im Judenthum geduldet, nicht der Wurzel des Judenthums entsprossen. Ich gestehe, ich bin in Versuchung, hier dem Verfasser Oberflächlichkeit vorzuwerfen. Er fand also keine Veranlassung, die Widersprüche in den Aeußerungen der biblischen Bücher über Opfer näher zu erörtern. Wir stehen aber hier bei dem Punkte, der die Kehrseite dessen bildet, was wir oben über den Reinigungsproceß sagten, dem der Begriff des Monotheismus unterzogen ward, nämlich bei einem Processe der Verunreinigung desselben. So lange der Monotheismus nur im Geiste der Propheten und ihrer wenigen Anhänger lebte, so lange entwickelte er sich immer hehrer und allseitiger; und dieser Monotheismus, der in Jeremia und dem zweiten Jesaja seine höchste Stufe erreicht, bekämpft den Opferdienst als heidnisch. Aber nun schlägt die Entwicklung um. Der Monotheismus dringt in die Massen, und diese ziehen ihn zu sich herab. Nun bildet sich ein monotheistischer Opferdienst unter Ezechiel und den Verfassern des dritten und vierten Buches Mosis. Man spricht allerdings noch immer von der Lehre Gottes, man spricht nicht bloß von ihr, man hält sie wirklich fest; aber man fügt ihr das Gesetz Gottes hinzu.

Hier wäre dann die Stelle, wo einerseits das Gesetz nach

seinem Wesen und seinem Einflusse auf die Religion zu würdigen wäre, und wo andrerseits Jesus als wesentliches Moment der jüdischen Geschichte zu begreifen wäre. Und in der That meine ich, Jesus als den Ihrigen zu betrachten, dazu haben die Juden noch viel mehr Recht als in Bezug auf Spinoza. Denn Dieser war von vielen nicht-jüdischen Momenten beeinflußt; Jesus gar nicht. Denn die Annahme, Neu-Pythagoreismus habe Jesus eigentlich zu dem gemacht, was er geworden ist, halte ich für eine Thorheit. Wenn die religiösen Bewegungen unter den Heiden Alexandriens für so schöpferisch gehalten werden, nun, warum ist denn kein Neu-Pythagoreer Gründer der neuen Weltreligion geworden? warum mußte, wie konnte dies ein Jude von Galiläa sein, der mit jenem Quell in Alexandrien doch nur durch sehr unvollkommene Canäle in Verbindung gestanden haben konnte? Nein, Jesus ist ganz und gar Jude, und die Juden werden ihn für sich beanspruchen.

Wir folgen dem Verfasser weiter. Nachdem die Offenbarungslehre geschlossen war, als keine Propheten mehr erstanden, da trat die Tradition auf. Der Verfasser bestimmt das Wesen derselben in einer Weise, die uns zu einer ganz ähnlichen Bemerkung veranlaßt, wie bei der Offenbarung. Tradition ist die Uebersetzung eines hebräischen Wortes (qabbālā), das einen jüdischen Begriff bezeichnet. Dieser Begriff mußte in dreifacher Weise bestimmt werden. Es mußte erstlich die Thatsache objectiv bezeichnet werden, welche durch jenen Begriff erfaßt werden sollte; es mußte zweitens gesagt werden, wie durch diesen nationalen Begriff die Thatsache vom jüdischen Volke erfaßt ward; dann erst konnte drittens der Verfasser sagen, in welcher Weise er die betreffenden Thatsachen auffaßt, welchen Begriff er sich von ihnen bildet: dann hätten wir nichts dagegen gehabt, wenn er seinen Begriff mit dem alten Worte Tradition benennen wollte. Der Verfasser ist nicht so verfahren; er gibt nur seinen Begriff unter dem alten Namen. Nun halte ich zwar seine Bestimmung für richtig; aber seine Darlegung ist aus dem angegebenen Grunde mangelhaft. Er sagt: „Der Geist, der früher in unmittelbarer Wirksamkeit die Männer ausrüstete und die Lehre schuf, mußte als der erhaltende und belebende weiter-

wirken"; und weil als belebender, darum auch als Neues erzeugender und alles veredelnder. „Die Tradition ist die Kraft der Entwicklung . . . sie ist die ebenbürtige Tochter der Offenbarung". Ich halte dies wie gesagt für richtig; unvollständig aber ist es auch insofern, als der Unterschied zwischen Offenbarung und Tradition ganz unerörtert bleibt.

Die Schilderung der Parteien unter den Juden in den letzten Jahrhunderten ante Chr. bildet eine anerkannte Glanzstelle des Verfassers. Was derselbe dann über die drei Stufen der ursprünglichen Entwickelung des Christenthums sagt, kann, scheint mir, von niemanden, der den Ursprung des Christenthums historisch begreifen will, bestritten werden, wie es sich auch ganz an die Bestrebungen der Tübinger Schule schließt. Seine Ansicht aber von der Person Jesu scheint mir ungenügend entwickelt; es ist, meine ich, nicht gezeigt, was alles darin lag, daß Jesus aussprach: das Gottesreich ist gekommen; die Zeit ist erfüllt.

Ich habe in vorstehenden gegnerischen Bemerkungen mehrfach Punkte berührt, gegen welche sich auch die Eingangs erwähnten Kritiken wandten. Doch wird es nicht nöthig sein, meinem Leser, der auch jene Kritiken kennt, zu sagen, wie ich über diese urtheilen muß.

Wer das geistige Leben der Juden in der christlichen Zeit in einer kurzen Uebersicht kennen lernen will, Dem kann des Verfassers Arbeit empfohlen werden, obwohl sie mehr eine Geschichte der jüdischen Dichtung und Gelehrsamkeit, als der jüdischen Cultur ist.

Miklosich, Die Verba impersonalia im Slavischen. Besonders abgedruckt aus dem XIV. Bande der Denkschriften der philos. hist. Classe der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Wien 1865.

Diese vortreffliche Abhandlung bietet mehr als der Titel verspricht. Nicht nur werden die indogermanischen Sprachen zur Aufhellung der slavischen Syntax mit ungemeiner Gelehrsamkeit herbeigezogen, sondern auch der Begriff der Verba impersonalia wird gründlich erörtert, wobei zugleich die Ansichten der Grammatiker aller Zeiten und selbst der neueren Philosophen über diese Wortklasse mit großer Belesenheit vorgeführt und scharfsinnig geprüft werden. Auch mich nöthigt der Verfasser, einerseits mich näher zu erklären, andrerseits mich zu berichtigen, wofür ich ihm aufrichtig danke.

Nämlich schon einmal in dieser Zeitschrift, sogleich im ersten Hefte, habe ich mich über die Verba impersonalia geäußert (I. S. 73—89); und noch früher in meinem Buche „Grammatik, Logik und Psychologie u. s. w.“ (§. 79. S. 200—211); an letzterer Stelle freilich nur um die Verschiedenheit von Urtheil und Satz zu erläutern. Aber eben dieser Zweck scheint dort nicht vollständig erreicht. Und doch ist er für unsere Frage gerade besonders wichtig, weswegen ich auch jetzt wieder daran anknüpfen will.

Zunächst jedoch eine Bemerkung über den Namen. Heyse will impersonale durch subjectlos ersetzen, und der Verfasser folgt ihm hierin. Selbst zugestanden, es sei richtig, daß es sich hier um Urtheile oder Sätze oder Verba ohne Subject handele: so schien mir diese Aenderung des alten Namens völlig grund- und erfolglos. Denn Subject und Person fallen ja der Sache nach zusammen, nur daß der Terminus Person ein grammatischer, Subject ein logischer ist. Das Impersonale ist subjectlos, und das Subjectlose ist impersonale. Darf ich ein Verbum nicht impersonale nennen, so darf es auch nicht subjectlos heißen; und ist dieses gestattet und geeignet, so muß es auch jenes sein. So dachte ich damals. Jetzt bedenke ich, daß auch Subject in neuerer Zeit ein grammatischer Terminus geworden ist; Person

hat etymologischen, Subject syntaktischen Sinn. Nun hat pude-t me ganz regelmäßig die Personal-Endung, aber kein Subject, keinen Nominativ; also ist es nicht impersonale, aber subjectlos. Hierauf komme ich zurück. — Nur noch eine methodologische Bemerkung habe ich bei dieser Gelegenheit zu machen. Ich hatte mich gegen den Namen subjectlose Verba, wie gegen impersonale erklärt, weil Verba ohne Person, ohne Subject „nicht zu denken“ seien. Der Verfasser bemerkt dagegen (S. 5): „Die Geschichte der Sprachwissenschaft weist mehr als eine Erscheinung nach, die als undenkbar galt, bis man durch Thatsachen gezwungen war, sie dennoch zu denken.“ Das ist nicht genau. Noch hat Niemand gefürchtet, Thatsachen könnten ihn zwingen, einen viereckigen Kreis zu denken. Wird nun Verbum definirt als ein Wort mit Personalbezeichnung, so ist die Thatsache eines Verbum impersonale unmöglich, weil undenkbar. Hiervon können nicht vermeintliche Thatsachen abbringen, sondern nur Betrachtungen. So habe ich soeben durch eine Betrachtung gezeigt, wie ein Verbum, obwohl nie impersonale, doch subjectlos gedacht werden könne. Wäre dies richtig, so bliebe nur die Anomalie, daß, da doch das Personalzeichen ein Subject andeutet, hier Zeichen oder Lautform und Bedeutung oder innere Form sich nicht entsprechen, sondern das Zeichen völlig leer erscheint. Der Verfasser geht hierüber leichter hinweg, als mir möglich ist. Er sagt (das.): „Da das Verbum finitum nothwendig in einer der drei Personen stehen muß, so folgt daraus nicht das Dasein des Subjects; die Behauptung von der Subjectlosigkeit mancher Sätze muß so lange aufrecht erhalten werden, als für dieselben Subjecte nicht nachgewiesen sind.“ Das hieße, die Anomalie müsse so lange aufrecht erhalten werden, als die Analogie nicht nachgewiesen ist. Würde der Schluß nicht richtiger so lauten: Da aus dem Personalzeichen nothwendig das Dasein des Subjects folgt, so ist die Behauptung der Subjectlosigkeit mancher Sätze unzulässig, und es muß auch für diese ein Subject gesucht werden? d. h. die Anomalie muß abgewiesen, und die Analogie auch hier gerettet werden — wenn nicht (dies muß Besonnenheit hinzufügen) die Anomalie in diesem Falle gerechtfertigt wird.

Die Aufgabe würde sich demnach so gestalten: Wie sollen wir gewisse Verba beurtheilen, die zwar regelmäßig, wenn auch nicht in allen sechs Formen, so doch in einer, die Personal-Endung zeigen und dennoch auf kein Subject hinweisen? Ist vielleicht das Subject nur versteckt? oder liegt hier eine Anomalie vor? und wie ist diese Anomalie zu erklären?

Dem Verfasser ist die nothwendige Unterscheidung von grammatischer und logischer Beurtheilung geläufig; aber ich finde nicht, daß er sie in seiner Abhandlung durchgeführt hat; wenigstens tritt sie uns aus der Darstellung nicht klar entgegen. Sind aber Urtheil und Satz zwei verschiedene Gegenstände, die einer verschiedenen Betrachtung zu unterwerfen sind, so haben wir dann auch eine doppelte Untersuchung anzustellen, und wir haben uns vor Vermischung zu hüten.

Erstlich also: hat der Logiker subjectlose Urtheile anzunehmen? Wer nicht zuvor die Definition umstößt: Das Urtheil ist eine Verbindung zweier Begriffe in der Form von Subject und Prädicat, kann unmöglich von subjectlosen Urtheilen reden. Wer aber hätte diese Definition von Urtheil umgestoßen? Wenn Trendelenburg in Sätzen wie „es blitzt“ ein „primitives Urtheil“, „das Rudiment eines Urtheils“ erkennt, so gesteht er damit zu, daß darin kein völlig entwickeltes Urtheil liege, also überhaupt nicht das was die Logik streng genommen ein Urtheil nennt, sondern nur die Vorstufe dazu. Ob dies richtig ist, ob sich das wirkliche Urtheil aus solchen Rudimenten entwickelt, und ob der Logiker hierauf Rücksicht zu nehmen hat, ist eine uns hier durchaus fremde Frage. Wir halten fest: subjectlose Urtheile sind unmöglich. — Auch Herbart gesteht zu, daß in Sätzen wie „es donnert“ „kein gewöhnliches Urtheil mehr“ vorliegt, sondern ein unbedingt aufgestelltes Prädicat. Daß er diese Begriffe, die unbeschränkt, mit keinem andern Begriffe verbunden, aufgestellt werden, unbedingt aufgestellte Prädicate nennt, hat nur den Grund, daß nach seiner Entwicklung dieser absoluten Urtheile aus den vollen Urtheilen mit zwei Begriffen der absolut gesetzte Begriff zuvor als Prädicat dient. Durch die Umwandlung des vollen Urtheils aber in die absolute Setzung des einen Begriffes, hat sich die Rolle dieses Begriffes geändert. Zuvor

war er Prädicat, jetzt ist er Subject, dem zwar kein Prädicat beigefügt wird, von dem aber eben die absolute Setzung ausgesagt wird. Die Sprache bezeichnet diese absolute Setzung theils durch Wörter wie „ist, existirt", theils durch bloße Flexion: es donnert, d. h. Donnern ist. Logisch genommen ist auch das Sein, das einem Begriffe zugeschrieben wird, Prädicat des letztern; metaphysisch genommen aber hat es mit dem Prädicat des Seins eine andere Bewandniß, als mit jedem andern Prädicat.

Also haben wir im sogenannten Impersonale logisch genommen nicht ein subjectloses Urtheil, sondern einen absolut gesetzten Begriff, der als Subject gelten muß, während sein Prädicat nichts Anderes ist, als die logische Thätigkeit der absoluten Setzung. „Es donnert" heißt: der Begriff des Donnerns wird unbedingt gesetzt. Nur daran muß noch erinnert werden, daß die Impersonalia nur in den seltensten Fällen eigentliche Existential-Urtheile enthalten; gewöhnlich sind es Qualitäts-Urtheile; denn wer da sagt: „es regnet", setzt das Regnen nicht unbedingt, sondern als gegenwärtig; er will nicht sagen, Regnen sei, existire überhaupt, sondern er gibt eine qualitative Bestimmung des Wetters in der betreffenden Gegenwart.

Diese logische Betrachtung scheint mir eben so leicht als sicher. Schwierig aber ist die grammatische Betrachtung.

Das im Deutschen dem Impersonale vorgesetzte „es" ist eine Null, Verstärkung der Flexionsendung; es war eine Abirrung von meiner eigenen Ansicht, wenn ich (Grammatik und Psychologie S. 210) dieses „es" als Hinweisung auf die dem Urtheile zu Grunde liegende Realität faßte. Wäre dies der Sinn des Sprechenden, so würde er „das" sagen oder „dies": „das sind Menschen". Man merkt wohl den Unterschied zwischen „es ist Feuer" und „das ist Feuer".

War logisch im Impersonale unzweifelhaft ein Subject gegeben, so liegt darin grammatisch eben so unzweifelhaft ein Prädicat; denn jedes Verbum ist Prädicat. Als solches weist es auf ein Subject hin. Sollen wir nun annehmen: obwohl auf ein Subject gewiesen wird, ist dennoch im Sinne der Sprache keins vorhanden? oder müssen wir, da auf eins hingewiesen wird, es suchen?

Wollten wir nun letzteres, so könnten wir erstlich mythische Subjecte annehmen: Zeus blitzt. Grimm aber hat (Wb. 1112, beim Verf. S. 5) treffend gezeigt, daß dies unmöglich ist. Weder können alle Fälle so erklärt werden („mir wird besser"), noch paßt dazu das Neutrum. Ich nehme also die Behauptung zurück: „Man hat eher gesagt: Zeus oder der Himmel blitzt, Hephaistos schmiedet den Blitz, als es blitzt" (Grammat. u. Psych. S. 206). Das Impersonale ist durchaus ursprünglich, wie ich schon in dieser Zeitschrift I S. 89 erkannt habe*).

*) Nur hat dies gar nichts mit Trendelenburg's Theorie zu thun. Das Impersonale steht mit der Thatsache, daß die Nomina von Thätigkeitswurzeln abgeleitet sind, in keinem Zusammenhange, oder nur im Gegensatze dazu. Niemals werden „die Dinge als Thätigkeiten dargestellt" (S. 13), sondern immer als Thuende. Auch sind wahrlich fulgur, pudor nicht erst durch fulget, pudet gegangen, und „es tagt, dunkelt, windet, regnet" sind geradezu secundäre Bildungen. Ebenso ist ἀστράπτει nicht ursprünglicher als στεροπή, ἀστραπή.

Meiring (Programm des Gymn. zu Düren 1864) hat eine Theorie über den Ursprung der Verba aufgestellt, die mir ganz mit Trendelenburg's Ansicht übereinzustimmen scheint. Alle Verba waren nach ihm ursprünglich Impersonalia und als solche die ersten Wörter. Gesetzt diese Theorie wäre richtig, so wäre eben zwischen jenen ursprünglichen Verben, jenen Rudimenten eines Urtheils, und unserm heutigen Impersonale schon dadurch ein wesentlicher Unterschied, daß wir heute meist in zweigliedrigen Urtheilen denken und in Sätzen mit Subject und Prädicat sprechen. Aber wie steht es mit Meirings Ansicht? Der Urmensch sehe, wie ein mit Obst schwer behangener Baumast plötzlich bricht, so würde etwa ein Laut frag aus seinem Munde ertönen. Dann sieht er, wie ein Stab, den jemand biegen will, bricht, ferner, wie eine Eisdecke bricht: so entwickele sich, meint Meiring, in ihm der Begriff, der im Urlaut etwa so bezeichnet war: frag ta = brechen da, es bricht, d. h. brechen findet da statt. Mit dem ta oder ti, t = da zeige er nicht sowohl auf den Ast, den Stab, das Eis, als vielmehr auf den Raumtheil hin, den diese Dinge einnehmen. — Also so wenig solle der Urmensch für die Dinge interessirt sein, daß es ihm bloß auf die werdenden Merkmale ankomme, im Beispiel aufs Brechen, welches geschieht. Aber das Brechen hat ja nur Werth, wird nützlich oder schädlich, je nach dem Dinge, das bricht. Wenn ein ursprüngliches frag im dargelegten Sinne ertönt, so ist weder an Personale noch an Impersonale zu denken, weder an Nomen noch an Verbum. Es ist ein Ausrufesatz, ein Prädicat, zu dem die Wirklichkeit, nicht nur das Brechen, sondern auch der Baum oder das Eis und der Verlust oder die drohende Gefahr für den, der auf dem Eise ist, kurz die ganze Situation nach ihrer objectiven und subjectiven Seite das Subject bildet.

Früher hatte ich den Weg der Analyse des Impersonale eingeschlagen: es regnet = Regen ist oder fällt herab. Daß solche Auflösung logisch zulässig, ja geboten ist, unterliegt keinem Zweifel. Aber wie grammatisch? Auch der Grammatiker muß analysiren, aber nicht Urtheile, sondern Sprachformen. Mein Irrthum war, daß ich meinte, „es regnet" sei so viel wie Regen fällt herab. Nein, „es regnet" ist gleich „regnen ist". In dem Infinitiv aber steckt gerade so viel und dieselbe Persönlichkeit wie im Indicativ. „Regnen ist" sind zwei Sätze, so viel wie: es ist wirklich, daß es regnet*). Folglich hilft uns diese Analyse nichts. „Mich friert" heißt nicht „Frost ergreift mich"**), sondern „mich frieren ist". Und „mir ist wohl" läßt kaum weitere Auflösung zu. Solche Sätze, wie letzterer, zeigen klar, daß der qualitative Inhalt des Verbum impersonale nicht als Subject gefaßt werden kann. Denn „wohl" ist eben Adverbium und kann hier in keiner Weise als Subject gelten. Man kann also nur so umschreiben: wohl sein ist mir; es ist wirklich, daß mir wohl ist.

Wenn ich also sagte: „Ein Inhalt, wie der in der Wurzel von Blitz liegende (Glanz) wird als seiende Energie hingestellt dadurch, daß an die Wurzel die Personal-Endung tritt; blitz-t heißt: „das was durch Blitz ausgesagt wird in realer Thätigkeit begriffen": so ist diese Erklärung ohne Analogie mit den andern Verben, trifft eben darum nicht unser Sprachgefühl und ist nicht auf alle Fälle anwendbar.

So kommen wir endlich auf J. Grimms Ansicht (W. 1112): „Die Sprache bedient sich des dem Neutrum überhaupt eingepflanzten Begriffes der Unbestimmtheit, um das nur Andeutbare, Unbekannte oder Geheime zu bezeichnen." Es ist wohl nicht einmal nöthig, entschieden ein Neutrum anzunehmen, wenn es nicht, wie im Deutschen und Slavischen klar vorliegt. Die Sprache erklärt irgend eine Erscheinung, einen Vorgang, als That irgend eines unbekannten Subjects. Ich kann es nicht als Einwand gegen diese Ansicht gelten lassen, wenn erinnert

*) In der obigen Analyse treffe ich mit Meiring zusammen.

**) Man könnte sich zwar auf Neger-Sprachen berufen, die solche Ausdrücke haben. Aber sie haben eben darum auch keine Impersonalia.

wird, auch in λέγουσι, dicunt, man sagt, liege ein unbestimmtes Subject; denn dies ist nur darum unbestimmt, weil man sich die Mühe nicht geben will, es zu bestimmen. Das Impersonale dagegen bezeichnet eine Handlung als solche, deren Subject als geheimnißvoll oder unbekannt nur angedeutet wird. Die Sprache kann nicht anders als auch in solchen Fällen zur Handlung ein Subject setzen; aber sie setzt hier eins, das man nicht denken kann, oder nicht denken soll. Belehrend scheint mir, wenn der Russe für: der Blitz hat ihn erschlagen, oder: er ist vom Blitz erschlagen, lieber sagt: es hat ihn mit dem Blitz erschlagen. Man sieht hieran wohl deutlich, daß in fulget, attonitus der Blitz und der Donner nicht Subject sind, sondern nur das Instrument einer geheimnißvollen, nur angedeuteten Macht (vgl. die andern schönen Beispiele S. 16).

Die Sprache treibt also im Impersonale ein schönes Spiel, indem sie auf ein Subject hinweist, das sie nicht weisen kann oder will. Dieses Spiel wird dahin ausgedehnt, daß auch Vorgänge, Verhältnisse, die sie nicht als persönliche Energieen bezeichnen will und doch auch nicht als Substanz auffassen mag, mit in diese Form hinein gezogen werden: „es fehlt an Geld." In diesem Satze ist das Subject logisch entschieden „Geld", grammatisch ein angedeutetes, aber als undenkbar angedeutetes Etwas.

Will man nun solche Verba mit dem Verfasser und Heyse subjectlos nennen, so wird das nicht falsch sein, aber doch, wie mir scheint, kaum recht angemessen. Folgendes kommt hinzu.

Ich würde das Wichtigste übergehen, wenn ich nicht aus des Verfassers Abhandlung noch schließlich Folgendes hervorhöbe, worauf mir das eigentliche Verdienst derselben zu beruhen scheint. Der Verfasser bemerkt sehr richtig, nicht die Verba dürfe man scheiden in personalia und impersonalia, da die meisten Verba, wenn nicht alle, persönlich und unpersönlich construirt werden können. Es handelt sich also hierbei nur um Unterscheidung der Constructionen. Gerade so habe ich anderwärts schon gezeigt, daß auch der Unterschied von transitiv und intransitiv nicht die Verba trifft, sondern die syntaktische Verwendung derselben. Nicht im Inhalt eines bestimmten Verbum liegt es, transitiv oder personale oder das Gegentheil zu sein, sondern

in der Fügung desselben. So sagt der Dichter vom Denker, er wache den Mond heran, und von der Liebe, sie schaue den Aar blind. Wie schön Dichter das Versteckspiel des Impersonale zu benutzen vermögen, zeigt besonders klar Schiller in seinem Taucher.

R. Gosche, Jahrbuch für Litteraturgeschichte. Jahrg. I. 1865. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Wenn ich nur wüßte, was Litteraturgeschichte ist! Es ist freilich nicht gerade unerläßlich, daß uns im ersten Gange eines Jahrbuches für dieselbe ihr Begriff und ihr Stoff und ihre Methode bestimmt werde; aber schön wäre es doch gewesen, wenn der Herausgeber dies gethan hätte. Das wäre ein Programm gewesen, das durch sich selbst schon verdienstvoll gewesen wäre. Böckh's Bestimmung kenne ich freilich, und ich zweifle nicht daran, daß sie die allein richtige ist; aber ich gestehe, daß ich sie noch nicht zu fassen vermag.

Was liegt daran, wird mancher Leser fragen, ob alle mit einem besondern Namen benannten Disciplinen auch schön mit Definitionen eingehegt sind, oder ob ihre Grenzen unabgesteckt bleiben? Was liegt daran? Und wird nicht vielleicht mit solchen Beschränkungen der Geist der Forschung selbst eingeschränkt? Mag doch die Litteraturgeschichte immerhin einlaufen in die Geschichte der Cultur, des Wissens, der Gesellschaft, der Sitte; was kann es ihr schaden? Ist nicht am Ende der Wunsch der Begrenzung nur ein Rest veralteter scholastischer Systematik? — Ich antworte: Was ich will, ist weiter nichts als Klarheit über das Ziel, das zu erstreben. Mag immerhin in der Praxis, in der wirklichen litterargeschichtlichen Forschung und Darstellung, diese ungetrennt bleiben von der Geschichte benachbarter Gebiete; theoretische Klarheit ist an sich schon eine Erkenntniß und allemal etwas werth. Wie aber nun gar, wenn der Name Litteraturgeschichte im dunkeln, aber richtigen Drange ein Ziel bezeich-

nete, das in allen neuern literarhistorischen Werken wohl berührt, aber doch mehr umgangen als errungen wäre? Wenn man nicht weiß, was eine Disciplin will oder soll, wie will man wissen, ob dies Gewollte oder Gesollte erreicht ist? Man lächelt vielleicht über diesen Zweifel im Gefühle seiner Leistungen. Den Werth dieser Leistungen will ich nicht herabgesetzt haben; die Frage ist, ob nicht noch etwas ganz Andres zu leisten übrig bleibt, was die Litteraturgeschichte fordert. Diesen Zweifel wird Gosche nicht für völlig leer halten können, da er selbst im Vorworte bemerkt: „Unter den Grenzstreitigkeiten hat die Litteraturgeschichte als Wissenschaft gelitten, und mit ihrer Behandlung ist seltsam experimentirt worden. Aber sie soll kein Exercierplatz kritischer, vielleicht sehr ehrenwerther, jedoch fast immer subjectiv beschränkter Auseinandersetzungen oder glänzender, dabei gewiß immer ungerechter Vergleiche sein, sondern eben Geschichte. Diese ist indeß mehr als eine chronologische Aufzählung vereinzelter litterarischer Begebenheiten mit Beimischung einiger kunstgeschichtlichen oder politischen Merkwürdigkeiten: sie hat es mit innern Zusammenhängen zu thun, durch welche das Geschehen die Bedeutung einer geschichtlichen Thatsache empfängt; und die Litteraturgeschichte findet diese Zusammenhänge, um eine antike Bezeichnung anzuwenden, in den rhetorischen Ideen und den Stilgattungen, welche in glücklichen Zeiten in glücklichen Individualitäten culminiren“. Nun hätte ich eben gerne gesehen, Gosche hätte uns gesagt, welche unter allen möglichen Begebenheiten die litterarischen sind, und welches Wesens und Grundes der Zusammenhang, in welchem sie stehen; namentlich was sind Stil-Ideen und wie können sie innern Zusammenhang vermitteln, und zwar einen real-causalen Zusammenhang, da die durch Vergleichung bewirkte bloß logisch-begriffliche Beziehung als nur subjectiv abgewiesen wird.

Da mir Gosche die Erklärung nicht gibt, die ich gewünscht hätte, so könnte man sich versucht fühlen, aus seiner Leistung zu erschließen was er erstrebt. In seiner Abhandlung über Jonathan Swift, die uns im Jahrbuche vorliegt, muß sich doch zum Theil aussprechen, was er sich als literarhistorische Aufgabe stellt.

Der Fall scheint für solchen Zweck günstig. Denn was ist Jonathan Swift? Er ist nicht dies und jenes und auch ein Schriftsteller; er ist nicht ein Staatsmann, Philosoph, Gelehrter, der glücklicherweise nebenbei auch die Grundsätze seiner Politik überhaupt oder im besondern Fall, sein System, das Ergebniß und den Gang seiner Forschung schriftlich niedergelegt hat; sondern er ist ganz und gar und nur Schriftsteller. Plato wäre der große Philosoph für immer, wenn er auch wie Sokrates nie ein Wort geschrieben hätte; seine Schüler, die sein System aus seinem Munde empfingen, hätten uns dasselbe vollständiger mittheilen können, als es uns jetzt vorliegt. Das können wir uns recht wohl denken. Plato ist also einerseits Philosoph und andrerseits auch Schriftsteller; gehört er von jener Seite in die Geschichte der Philosophie, so gehört er von dieser in die der Litteratur. Wohin aber würde Swift gehören, wenn nicht in die letztere? Was wäre er, wenn er nicht Schriftsteller gewesen wäre? Sein Charakter, seine Schicksale, seine Thaten sind litterarisch; und hätte er nicht geschriftstellert, das Grab hätte ihn gedeckt, wie die Millionen der Namenlosen.

Wir sehen also, daß wenn es nicht eine besondre Disciplin der Litteraturgeschichte gäbe, einerseits berühmte Männer wie Swift in der Geschichte nirgends eine Stelle fänden. Oder sollte die Culturgeschichte von Swift reden? — Was hat er denn in der Cultur und Civilisation geschaffen? Seine Werke? Nun daß schriftstellerische Werke zur Cultur gehören, und Litteraturgeschichte also ein Theil der Culturgeschichte ist, das ist wohl klar. Aber man sieht doch hier, daß Schriftstellerei eine Culturarbeit eigenthümlicher Art ist. Andrerseits aber bieten auch Männer, von denen allerdings andere historische Wissenschaften zu reden haben, doch eine Seite dar, von welcher nur die Litteraturgeschichte reden kann.

Und mit wie vielen Männern verhält es sich ganz eben so wie mit Swift! Was also hat die Geschichte an ihnen zu erkennen? Das könnte man zu ersehen versuchen wollen, indem man betrachtete, was Gosche von Swift zu erkennen giebt. Indessen ein solches Unternehmen ist doch zu gewagt; ich muß davon abstehen. Es kommt hinzu, daß das Verständniß Swifts

die Kenntniß seiner Zeit voraussetzt, die Kenntniß Swifts aber nicht das Verständniß der Zeit fördert; und um letztere wäre es doch hier besonders zu thun. In Swifts Geist spiegelt sich wohl eine Welt, aber in ganz individueller Weise.

Dagegen kommt Weinhold's Abhandlung „über das Komische im altdeutschen Schauspiel" unsern Bestrebungen unmittelbarer entgegen. Es handelt sich nämlich besonders um die Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts. „Sie geben nicht allein für Kenntniß des äußern Lebens unter Bauern und Bürgern reichen Stoff, sondern auch für die sittliche und ästhetische Bildungsgeschichte. Die ästhetischen Meinungen, wie sie ohne Schulsatzung thatsächlich im Volke galten, geschichtlich zu verfolgen, gewährt Nutzen und Genuß."

Weinhold hebt folgende komische Motive hervor: Leibliche Gebrechen und Entstellungen, unwillkürliche Entblößungen des Körpers, Schlägereien, Mißhandlungen, sinnliche Genüsse in Uebermaß; Scheltworte und Flüche, komisch charakteristische Eigennamen, Reden in fremder Sprache, Mißverständniß derselben, Gebrauch der Dialekte, Sprichwörter, Priameln, Parodie und Travestie, wörtliche Auffassung bildlicher Ausdrücke (Eulenspiegeleien), endlich die ironische Behandlung sittlicher Schwächen und gewisser Stände. Bei letzteren verweilt der Verfasser mit Recht am längsten.

Der Komik günstig war die (doch wohl aus dem biblischen Sprachgebrauch stammende) Betrachtung der Tugend als Weisheit, des Lasters als Thorheit, welche im Mittelalter ganz geläufig geworden war. Dadurch wird der Teufel zum dummen Teufel und also zur komischen Person; und wie viele Laster, so viel Thorheiten, so viel Teufel gab es: Geiz-, Gesinde-, Hof-, Hosen-, Priester-, Sauf- u. s. w. Teufel. Von den Ständen werden am häufigsten die Bauern verspottet. Dies geschieht besonders in den Fastnachtsspielen, während die Weihnachtsspiele die Hirten fordern, in den Auferstehungsstücken Gärtner und Söldlinge (Landsknechte) die komischen Helden sind. Von den Gewerken spielen besonders Schneider und Müller, Köche, Krämer, Quacksalber (die älteste lustige Person unseres Schauspiels) die komische Rolle. Die Juden werden verhöhnt, nur die ernste

Seite an ihnen wird hervorgehoben, ihr Widerstand gegen den Glauben. Die Mönche aber boten dem Scherze vielen Stoff.

Der eigentliche Narr stand ursprünglich ganz außer dem Spiele, wurde aber dann hineingezogen. Er war nicht eine gleichbleibende Figur, bald ohne Eigennamen, bald mit einem solchen und als einfältiger, aber witziger Bauernknecht gekennzeichnet. Hans Sachs weiß ihn gelegentlich tiefer zu fassen, macht ihn zur Stimme des gesunden Verstandes, der scherzhaft die Wahrheit sagt, ja er gibt ihm auch wohl einen mephistophelischen Zug. Aber er fand hierin keinen Nachfolger.

Daß diese altdeutsche Komik derb (zuweilen bis zum Widerwärtigen) war, ist weniger bedeutsam, als daß sie sich an das Heiligste anschloß.

Die folgende Abhandlung: „Die höfische Dorfpoesie des deutschen Mittelalters" von Schröder bespricht eine Art der mittelalterlichen Lyrik, die in weiteren Kreisen noch nicht so bekannt ist, wie sie verdiente.

Rosenkranz über Diderot geht uns hier nicht an.

Dagegen schlägt Marthe (Die russische Heldensage) wohl in unser Gebiet. Der Grundgedanke freilich, daß die Sage den aristokratischen Kreisen, dem Volke das Märchen angehöre, ist wohl nur den heutigen russischen Bauern zu Liebe aufgestellt, da ihre Poesie allerdings sehr märchenhaft ist.

Endlich das Hauptstück vom Herausgeber Gosche, mehr als die Hälfte des ganzen Bandes (dritthalb hundert Seiten) füllend: Die Uebersicht der litterarhistorischen Arbeiten in den Jahren 1863 und 1864. Arbeiten dieser Art mit so viel Geist sind gewiß selten, zugleich in solchem Umfange niemals geliefert worden. Hier ist ein Verein von französischer Feinheit mit deutscher Gelehrsamkeit, der allein vermag dem sprödesten und massenhaften Stoffe Form zu geben.

Möge denn dieses Jahrbuch eine reiche Zukunft haben!

W. Scherer, Jacob Grimm (aus den Preußischen Jahrbüchern Band. 14. 15. 16 besonders abgedruckt). Berlin, Reimer 1865. 168 S. 8.

Wenn auch der Gesammtgeist niemals zu wirken aufhört, so lange überhaupt geistiges Leben und Schaffen währt: so liegen doch allerdings seine gewaltigsten und eigensten Schöpfungen jenseit der Zeit, in welcher Cultur und Civilisation geschichtliches und individuelles Selbstbewußtsein erzeugen. So wird denn auch die Psychologie, deren Gegenstand jeder gesammtheitliche Geist ist, zwar in allen Zeiten und Kreisen Stoff für ihre Betrachtung zu suchen haben, den ihr eigenthümlichsten aber wie den reichsten wird sie in der vorgeschichtlichen Zeit finden.

Die Schöpfungen dieser Zeit tragen sämmtlich ein Gepräge, durch das sie sich dem Auge, das für verschiedene Typen oder Charaktere Blick hat, sogleich als mit einander verwandt und von den Erzeugnissen der Zeiten der Cultur gesondert darstellen. So hat sich in neuerer Zeit ein Kreis von Disciplinen entwickelt, als deren Gegenstand man die origines der Völker angeben könnte, d. h. alles das was ein Volk haben muß, um ein Volk zu sein, in seinen ursprünglichsten Entwickelungsformen und den Wandlungen die es später erleidet; oder alles das, was mit dem Ursprunge und den ursprünglichsten Schicksalen des Volkes ihm angehört, womit es sich begabt findet, wenn es in die Geschichte tritt, alles was die Substanz des Volksgeistes heißen kann: Sprache, Religion und Mythos, gesellschaftliche Verfassung, Recht und Sitte, Volksdichtung, endlich Urgeschichte mit den verwandtschaftlichen Beziehungen zu andern Völkern. Hier findet die Völkerpsychologie ihren festen Boden, den Mittelpunkt ihrer Forschung, ihre eigentliche Heimath.

Niemand aber hat diesen Kreis der origines für ein großes Volk so vollständig bearbeitet wie Jacob Grimm. Jedem der hier herein gehörigen genannten Objecte hat er in Betreff der Deutschen ein großes Werk gewidmet: die Grammatik, die Mythologie, die Rechtsalterthümer (wo allerdings die Verfassung nur gelegentlich berührt wird), endlich die sogenannte Geschichte

der deutschen Sprache. Demnach ist eine Darstellung der Verdienste und Mängel Jacob Grimms nicht möglich, ohne überall die Aufgaben der Völkerpsychologie zu berühren.

Vielfach zeigt es sich, daß geniale oder wenigstens ahnungsvolle Geister, Männer von lebendiger Anschauung, eine Wahrheit finden, die sie, unbekümmert um den Anstoß den sie dadurch erregen müssen, unbefangen aussprechen. Dann kommen die klaren, aber oberflächlichen Köpfe und zeigen, wie die Ansichten jener Männer dunkel und widerspruchsvoll sind. Letztere haben auch nothwendig einen Aufklärungs- und Reinigungs-Proceß durchzumachen, und darin bewähren sich nicht alle in gleich hoher Weise; mancher fällt geradezu in eine sehr beklagenswerthe Sophistik.

Vorbereitet durch alles was in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der deutsche Geist Großes schuf, tauchte im Anfange des unsrigen vielfach in Deutschland die Ansicht auf (um es kurz zu sagen) vom organischen, d. h. unwillkürlichen, unreflectirten Ursprung der Sprache, des Mythos, der Sage, des Volksliedes, des nationalen Rechtes. Alle diese heiligen Besitzthümer eines Volkes, in denen sein Wesen selbst enthalten ist, wurden nicht gemacht, sondern sie entstanden. Die Grimm standen ganz in solcher Betrachtungsweise. Sie sprachen es aus ohne Rückhalt und sagten z. B. vom Volksliede, es habe sich selbst gedichtet.

„So ist die ganze Sympathie der Grimm, sagt Scherer (S. 73) überall nur bei der Volkspoesie. Der dichtende Einzelne erscheint bei ihnen stets im Nachtheil. Das Bewußte wird gegenüber dem Unbewußten herabgesetzt, die individuelle Arbeit und die freie That gegenüber dem Naturwüchsigen und Nothwendigen der Gesammtheit, wie bei Savigny und der historischen Rechtsschule überhaupt.“ Das ist wohl nicht ganz richtig, wie zu Ehren der Grimm hervorgehoben zu werden verdient. Savigny freilich ist bis zu der Sophistik vorgeschritten, uns das Recht zu unserer Rechtsgestaltung abzusprechen; die Grimm haben niemals behauptet, daß es mit der Poesie aus sei.

Scherer bemerkt dann weiter, daß die Grimm in ihrer Ansicht von dem Ursprung der Volksdichtung die Sache unklar

ließen (S. 78): „Ihre Ansicht trat wie ein Lehrsatz auf, an den man glauben müsse. Der Vorgang schien ein Wunder. Man bekam, wenn man ihre Aeußerungen las, manchmal den Eindruck, als ob es dabei nicht recht menschlich und natürlich hergegangen sei. Man sah nicht ganz deutlich, wie man sich die Betheiligung Vieler, die Betheiligung eines ganzen Volkes an der Entstehung des Epos zu denken habe. Man sah nicht ganz ein, wie einer Zeit die Ereignisse, welche sie selbst erlebt hat, zu einer Dichtung werden konnten, die, an sich unwahr, ihr doch für wahr galt." Scherer hätte hinzufügen müssen, daß die Grimm dagegen ihre Ansicht im entferntesten nicht als Lehrsatz angesehen wissen wollten, für den sie Glauben verlangten, sondern als Wahrnehmung, die jeder wie sie machen könne. Bei jenem Vorgange schien es ihnen gar nicht unnatürlich und unmenschlich, sondern im höchsten Grade und wahrhaft menschlich hergegangen zu sein. Naturpoesie — freilich ein Wunder, aber eben echte Dichtung. Scherer fühlt doch anders als die Grimm. Diese ertragen das Wunder leicht; er fühlt es schwer. Er gesteht den Grimm zu, „daß das Epos aus einer Betheiligung Vieler, in gewissem Sinne Aller hervorgegangen sei, und daß die Einmischung des Wunderbaren zunächst in dem Glauben an das Wunderbare, in der Kraft des Mythos beruhen müsse." Aber er sieht hier eine große Schwierigkeit und fährt fort: „Der genaue Vorgang bei der Entstehung des Epos schlummert unter dem Schatten des Geheimnisses noch jetzt. Und es war besser das Geheimniß anzuerkennen als es zu leugnen. Es war besser hier von einem Wunder zu sprechen und mit Staunen anzuschauen, als Alles begreiflich zu finden und erklären zu wollen. Es war besser die Nebel abzubilden, welche Bergformen versteckten, als eine willkürliche Zeichnung für jene Formen auszugeben."

Dennoch scheint Scherer keine Sehnsucht zu haben, die Nebel schwinden und die Berge hervortreten zu sehen.

War das aber wohl die Ansicht der Grimm, was ihnen Scherer unterschob: „daß das Epos aus einer Betheiligung Vieler, in gewissem Sinne Aller hervorgegangen sei"? Wenn Grimm sagt, das Volkslied dichte sich selbst, heißt das nicht

vielmehr, daß es aus Niemandem hervorgegangen sei? Jacob selbst sagt, das alte Epos quillt hervor „aus dem Gemüth des Ganzen, nicht aus dem des Einzelnen“. „Wie alles Gute in der Natur geht auch das Volkslied, das Epos aus der stillen Kraft des Ganzen leise hervor“ (S. 72). In der That, mir scheint Scherer in den obigen Ausdrücken den Grimm Lachmannsche Ansicht untergeschoben zu haben. Lachmann aber war wohl wenig Freund von Wundern und Geheimnissen, und nach seiner Ansicht, wie ich sie verstehe, wissen wir zwar die Thatsachen in Betreff der Entstehung der Nibelungen nicht genau und vollständig; aber etwas Wunderbares wird er nirgends zulassen. Es wird also etwas völlig Andres sein, die Lücken, die Lachmann ließ, auszufüllen, und der Grimm Wunder zu enthüllen. Scherer scheint doch nur an jene, nicht an diese zu denken, obwohl er ausdrücklich daran erinnert, daß auch W. v. Humboldt die Sprache ein Wunder nennt. Ich weiß nicht, ob er sich hier klar ist; ich finde nicht, daß er irgendwo das Verhältniß der Lachmannschen Ansicht zur Grimmschen bestimmt hätte. Er meint, Grimms Ansicht sei „das Fundament geworden, auf das sich eine Geschichte der Poesie bis an ihren Ursprung hinauf bauen ließ“. Aber Grimm sprach von diesem Ursprung selbst.

Ist es nun nicht dasselbe, zu sagen: das Epos ist entstanden durch die Betheiligung Vieler und Aller, oder: aus dem Ganzen, so wäre die Frage: was ist dunkler? schwieriger? wunderbarer? Das wäre eine Frage für die Völkerpsychologie, um die überhaupt Scherer herumzukommen sucht, obwohl er sogar noch häufiger auf ihre Probleme stößt, als seine unmittelbare Aufgabe veranlaßt, weil er in der That geistvoll genug ist, über diese hinauszublicken. Worauf man aber nur stößt, ohne es zu suchen, damit pflegt man sich wohl abzufinden, ohne es wirklich aufzunehmen. So scheint es auch bei Scherer der Fall. Nur in einem völlig unbewachten Augenblicke kann er den Grundgedanken der Völkerpsychologie in folgender Weise ausgesprochen haben (S. 133): „An dem Anfange jeder Nationalgeschichte steht das was man den Naturzustand dieser Nation nennen kann. Das geistige Leben gelangt nicht in einzelnen großen Persönlichkeiten zu

seinem reinsten, edelsten, vollkommensten Ausdrucke. Die hervorragendsten Erzeugnisse des Geistes beruhen auf einem Zusammenwirken so vieler Individuen, daß weder der Antheil der einzelnen festgestellt noch überhaupt Anspruch darauf irgend einem Einzelnen zugestanden werden kann." Warum das nicht? Welcher Art muß ein Zusammenwirken der Individuen sein, bei dem doch der Einzelne gar keinen Anspruch auf Antheil hat? Hierauf Scherer: „Die Summe der individuellen Seelen erscheint wie Eine in sich geschlossene Volksseele und jene geistigen Producte wie eine unbewußte Absonderung derselben." Dies ist eine Antwort, die „wie" eine Antwort „erscheint".

Eine andre Aeußerung ist wohl gut, aber doch nur halb (S. 163): „In jeder nationalen Entwicklung folgt im Laufe der Geschichte auf die Periode der Objectivität, des mangelnden Selbstbewußtseins, die Periode der Subjectivität, des errungenen Selbstbewußtseins. Aber das ist keine Errungenschaft, welche mit einem Male zufällt, sondern auf unzähligen Stufen steigen die Nationen dazu empor. Welcher Abstand von dem ersten deutschen lyrischen Gedichte bis zu Göthe's Selbstbiographie. Und wie viele Vermittlungen liegen dazwischen. Aber nicht bloß der individuelle Geist schaut sich selbst an, auch das Bewußtsein über den allgemeinen Geist der Nation erlebt eine Steigerung. Wie niedrig erscheint die nationale Selbsterkenntniß bei dem Weißenburger Mönche des 9. Jahrhunderts, der die Vorzüge der Franken aufzählt, um sie den Romanen entgegenzustellen, wenn man daneben die Ausbildung hält, welche die Erfindung des Göttinger Professors aus dem vorigen Jahrhundert *) erlangt hat, durch welche über die Volkskräfte von Jahr zu Jahr in Zahlen Buch geführt wird." Nur halb nenne ich dies. Denn nicht bloß darauf kommt es an, daß ein Einzelner durch Studium Erkenntniß vom Geiste seiner Nation habe; sondern daß die Nation Erkenntniß ihres Geistes erlange.

Unsere völlige Zustimmung aber hat Scherer in Folgendem: „Es wäre eine interessante Aufgabe zu untersuchen, in welchem

*) Wie hieß dieser Professor? Ich bin leider zu unwissend, um seinen Namen zu kennen, den ich doch dankbar aussprechen möchte. St.

Verlaufe, unter welchen historischen Antrieben und Begünstigungen die Selbsterkenntniß der Nationen im neueren Europa sich entwickelt hat. Auch die Wissenschaft der Sprache spielt ihre Rolle dabei. Aber wie die Erscheinungen zusammenhängen, ist in den wenigsten Fällen klar. Woher zum Beispiel die Intensität der angelsächsischen Sprachstudien bei den Engländern seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts und insbesondere von der Zeit der Revolution ab länger als ein halbes Jahrhundert? . . . Und im Beginne unseres Jahrhunderts woher die in ihren Anfängen keineswegs zusammenhängenden Sprachstudien bei Deutschen, Dänen, Franzosen, Slaven? Welche Kraft setzt gleichzeitig die Grimm, Rask, Raynouard, Dobrowski und Kopitar in Bewegung? — Hierüber könnte uns nur eine umfassendere Erwägung der Geschichte der europäischen Wissenschaft Aufklärung bringen, als sie von irgend Jemand bisher noch versucht wurde. Es müßten die Zusammenhänge dargelegt werden, die zwischen dem sprachbetrachtenden Geiste und allen übrigen Vorstellungskreisen der menschlichen Seele obwalten; es müßte gezeigt werden, welche geistigen Dispositionen ihn hemmen, und welche ihn fördern. Die Nothwendigkeit derartiger Forschungen wird von unserer Geschichtswissenschaft überall noch kaum empfunden". — Und endlich (S. 166): „Wenn nicht alles trügt, so stehen auf keinem Gebiete der Geisteswissenschaft so bedeutende Veränderungen nahe bevor, wie in der philosophischen Betrachtung der Geschichte. Daß die empirischen Gesetze des geschichtlichen Lebens aufgesucht und aus dem Wesen des Menschen, wie aus den Naturbedingungen, in die er hineintritt, begriffen werden müssen: diese Ueberzeugung dringt immer bestimmter und lauter hervor; und die Discussionen, welche sich daran knüpfen, dürften in nicht ferner Zeit den Vordergrund aller historischen und philosophischen Studien einnehmen". So prophezeit Scherer unserer Zeitschrift eine glückliche Zukunft.

Fassen wir aber schließlich Scherers besondere Absicht ins Auge, die er in vorliegender Schrift verfolgt, so müssen wir sagen, er hat für Jacob Grimms Größe Auge und Herz.

Dr. F. L. W. Schwartz, Sonne, Mond und Sterne. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandl.). 1864.

Als der geniale Philologe Buttmann sagte: „Nicht nur daß Götter seien, sondern selbst, daß diese und jene bestimmte Gottheit sei, ist den rohen Völkern ein Gegenstand der Erfahrung, sowie die Existenz dieses oder jenes Menschen", konnte dies den Zeitgenossen wohl kaum als etwas Andres erscheinen denn als eine Paradoxie; in Wahrheit aber war es eine richtige Ahnung, ein Vorausgreifen der Wahrheit. Nur konnte damals jener Ausspruch nicht deutlich, noch weniger für die mythologische Forschung fruchtbar werden. Heute müssen wir in jenem Ausspruche nach seinem wörtlichen Sinne und in eigentlichster Bedeutung ohne jeden Abzug den Grundsatz der mythologischen Ansicht erkennen; denn wir haben jetzt die Mittel ihn zu erklären.

Schwartz hat diese Ansicht vielleicht mehr als irgend ein andrer Mythologe seinen Arbeiten zu Grunde gelegt, und dies ist, wie ich meine, seine eigentliche starke Seite. Er bewegt sich darin so unbefangen, daß er auch jüngere Forscher anregt, sich dieselbe zu eigen zu machen, und so wirkt er ganz verdienstlich.

Viele aber werden sich von ihm abgestoßen fühlen; viele, darunter ich, können sich ihm wenigstens fast in keinem Punkte ganz anschließen — Was fehlt denn Schwartz? Gelehrte Belesenheit gewiß nicht. Dann vielleicht Kritik? Auch das möchte ich nicht behaupten, wenn man nicht den Sinn des Wortes Kritik über die gewöhnlichen Grenzen ausdehnt. Aber es fehlt ihm eine gewisse Ruhe des Geistes, wodurch nicht nur die Klarheit leidet, sondern auch das Selbstbewußtsein. Da ist ein rastloses Combiniren, wobei unentschieden bleibt, inwiefern wir uns in dem Kreise der historisch-genetischen oder in dem der menschlich-psychologischen Zusammenhänge befinden, ob wir es mit nationalen oder individuellen Anschauungen zu thun haben; denn kein Volk der Erde, kein Dichter der alten oder neuesten Zeit bleibt unbeachtet.

Nicht einmal einen klaren Titel hat das neue Buch von Schwartz. Es hat zwei Titelblätter. Auf dem einen heißt es:

„Die poetischen Natur-Anschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie. Erster Band." Auf dem zweiten: „Sonne, Mond und Sterne. Ein Beitrag zur Mythologie und Culturgeschichte der Urzeit."

Ich will hier in Bezug auf das Allgemeine drei Punkte hervorheben.

Erstlich soll zwar der Vergleichung keine Schranke gesetzt werden, aber der Erfolg der Vergleichung darf nicht schlechthin und ohne Weiteres eine Identificirung sein. Nicht nur daß es jetzt, wo es nicht mehr schwer ist, Aehnlichkeiten zu finden, anziehender und wichtiger ist, die Verschiedenheit in der Gleichheit herauszuheben; sondern es müssen auch die Gründe der Gleichheit sorgfältig unterschieden werden. Wenn ein mexikanisches und ein griechisches Symbol materiell übereinstimmen, so folgt daraus nicht ohne Weiteres, daß sie auch gleichen Sinn haben. Semiten und Indogermanen stehen sich freilich nahe. Sie bilden mit den Aegyptern die kaukasische Race. Ich kann selbst nicht umhin, über die Uebereinstimmung der historisirten Sagen der Hebräer mit indogermanischen Sagen und Mythen zu staunen. Aber eben staunen muß ich, denn die so verschiedene Gestaltung der Sprache der Indogermanen und der Semiten ließe solche Gleichheit des Mythos nicht erwarten, läßt sie unbegreiflich. Keine Erscheinung der Sprache hat einen so ausgeprägten mythischen Charakter, wie das Genus der Substantiva. Wenn nun bloß die Sprachen der kaukasischen Race überhaupt das Substantivum geschlechtlich unterscheiden, so würde uns dies allerdings einen Wink geben, daß wir innerhalb dieser Race eine mythische Uebereinstimmung erwarten dürfen, wie wir sie zwischen Kaukasiern und Amerikanern und Polynesiern nicht zugeben können. Aber wie groß ist selbst in Bezug auf das Geschlecht der Unterschied zwischen dem Semitischen und Indogermanischen! Hier drei, dort nur zwei Geschlechter! Wenn man also auch nicht leugnet, daß zwischen dem Mythos der Semiten und der Indogermanen eine auf gleicher Abstammung beruhende Verwandtschaft herrscht, so muß doch erst das Gleiche und das Ungleiche in beiden genauer und vollständiger erfaßt sein, bevor man eine Construction des geschichtlichen Verhältnisses denken kann, welches durch solche Verwandtschaft vorausgesetzt würde.

Und also ist es doch sehr bedenklich, Sagen der spätern Juden p. Chr. unter persischer Herrschaft ohne Weiteres für alt-hebräische Sagen zu halten. Bevor aber das Verhältniß des semitischen Mythos zum indogermanischen sicher festgestellt ist, haben alle weiter gehenden Vergleichungen mit Mythen der anderen Racen nur den Werth von Notizen, die für künftige Untersuchungen möglicherweise nützlich werden, auch jetzt schon vor übereilten Schlüssen wahren können.

Zweitens: Noch mehr als in der Sprachwissenschaft scheint es mir in der Mythologie ein unrichtiger Weg von den sogenannten Sachen auszugehen und zu fragen, wie sie im Wort oder im Mythos aufgefaßt seien. Wenn sich daher auch sonst schon des Verfassers Arbeiten nicht gerade durch einen ruhigen, geordneten Gang auszeichneten, so ist in der neuen Arbeit dadurch noch eine Veranlassung zu buntem Durcheinander hinzugekommen, daß er von Sonne, Mond und Sternen, also bestimmten Dingen, ausgehend fragt, wie sie im Mythos erscheinen. Dadurch wird vielfach zerrissen was zusammengehört und verbunden was fern von einander liegt. Wenn dann weiter der Verfasser unterscheidet „gemäß dem sachlichen, thier- und menschenartigen Charakter" der Auffassung von Sonne u. s. w., so ist das wiederum ein noch stärkerer Grund zu ungehörigen Trennungen und Verbindungen. Solche Unterscheidungen sind selbst „relativ" nicht vorzunehmen, weil sie den Zusammenhang störende Relationen bewirken. Wie kann wohl die Sonne sachlich als Schild, Spindel oder gar als Herz gedacht werden, ohne daß sie gerade in „menschenartigem Charakter" oder in Beziehung zu solchem gedacht wäre? Ist aber letzteres der Fall, so ist der eigentlich bestimmende Trieb für die besondere Gestalt der sachlichen Auffassung doch gerade in der menschenartigen Auffassung zu suchen; denn aus dieser, die das Ganze des Mythos bestimmt, ergibt sich Stellung und Werth des Einzelnen, das als sachlicher Theil in diesem Ganzen dient. Wie das Wort alle grammatischen Bestimmungen nicht durch seinen Inhalt an sich erhält, sondern durch seinen Ort im Satze: so muß auch aus dem vollständigen Mythos das einzelne Moment desselben erklärt werden. Von einer mythischen Gesammtanschauung ist also immer auszugehen. Der Verfasser selbst be-

merkt in der Vorrede, nicht nur daß seine Eintheilung „nur relativ“ (S. XIX) sei, sondern auch (S. XVII): „daß die Sonne und die Gestirne weit weniger selbständig die Vorstellungen bedingt, als die Veränderungen, welche mit ihnen vorzugehen schienen.“ Solch eine selbständige Sonne, wie wir sie kennen, kannte eben der Urmensch oder der mythen-bildende Mensch gar nicht. Er sah nur Veränderungen, in denen auch die Sonne eine Rolle spielte, d. h. er erfaßte ein Ganzes von Vorgängen, aber nicht eine Sonne an sich. Ein Aufsteigen von einfacherer mythischer Vorstellung zu ausgeführterer mythischer Erzählung ist allerdings nachzuweisen, es ist nicht bloß relativ, sondern wirkliche Thatsache; darin liegt die Geschichte oder Genesis des Mythos, und sie ist die eigentliche Aufgabe der Mythologie. Aber dieses Wachsthum ist etwas Andres als des Verfassers Unterscheidung.

Drittens aber ist der Grundsatz der Mythologie, wie wir ihn im Eingange dieser Anzeige mit Buttmanns Worten aussprachen, doch noch näher zu bestimmen. Der Verfasser läßt ihn unbedingt gelten, und dieser Umstand mag auf manchen jüngern Forscher hinreißend wirken. Es ist wahrlich nicht meine Absicht, wenn ich oben jenen Grundsatz als Eckstein des mythologischen Gebäudes anerkannt habe, ihn hinterher zurückzunehmen. Aber die Sachen sind überall nicht so einfach, und die Grundsätze zu ihrer Erkenntniß verfallen sämmtlich einer gewissen Dialektik. Wer diese nicht beachtet, wird richtige Grundgedanken dennoch falsch verstehen und falsch anwenden.

Es verhält sich mit dem vorliegenden Satze wie mit dem zuerst von W. v. Humboldt ausgesprochenen Satze in Bezug auf das Wesen der Sprache: die Sprache ist die unaufhörliche Arbeit des Geistes, seinen Inhalt in Laute zu legen; also Sprache ist ewige Sprachschöpfung. Dieser Grundsatz ist so wahr, daß man behaupten muß, der Sprachforscher habe daran festzuhalten, daß jeder Act einer Rede Sprachschöpfung oder Sprachentstehung sei. Dennoch ist es nöthig zwischen dem ursprünglichen Werden der Sprache und dem Erlernen der Sprache in der Kindheit und dem jedesmaligen Act der Rede zu unterscheiden; obwohl hier in diesen drei Fällen sich wesentlich ein und derselbe Proceß vollzieht, so erscheint er doch dreifach ver-

schieden bedingt. Von anderer Seite her wird das eben Bemerkte so ausgedrückt: obwohl die Sprache durchaus subjective Thätigkeit ist, sich ewig aus dem Subject in der lebendigen Rede herausspinnt, so hat sie doch auch ein objectives, vom Subject unabhängiges, historisches Dasein. Ebenso hat der Mythos, hat Religion, Sitte und Recht und jede gesellschaftliche Einrichtung, hat alles was zum Volksgeiste gehört eine subjective und objective Seite (diese Zeitschr. III. S. 56 ff.). Der Verfasser beachtet ganz einseitig nur die subjective Seite des Mythos; er sieht ihn so an, als wäre er ewig neugeboren.

Hieraus ergeben sich nun für die Darstellung des Verfassers zwei charakteristische Punkte. Erstlich geht er über Mythen im engern Sinne weit hinaus und betrachtet alle nicht wissenschaftliche, ungebildete oder natürliche Natur-Anschauung, wie das auch durch das doppelte Titelblatt ausgesprochen wird. Natürlich muß dann der Verfasser den Zusammenhang zwischen Mythos und Religion fast völlig fallen lassen. Erst später trete die Religion auf, und zwar entwickele sie sich am Mythos: die mythischen Gestalten werden religiöse. Der Verfasser spricht sich hierüber nicht ausführlicher aus. Ich fürchte, daß ihm der Zusammenhang zwischen jenen beiden geistigen Schöpfungen nicht klar geworden ist, wie er vielfach falsch aufgefaßt wird. Während man nun nach dem eben Bemerkten meinen sollte, der Verfasser stehe in vollem Gegensatze zu Lauer, der Mythos und Religion völlig identisch nimmt und in der Mythologie die Glaubenslehre der Völker sieht: so spricht doch auch jener, wo es sich um Mythen handelt, fortwährend vom Glauben der Völker, worin ich einen Mißbrauch dieses einmal geheiligten Wortes sehe. Dieser Mißbrauch beruht wiederum auf einer wunderlichen Unklarheit. Während der Verfasser so durchgehends „die Unbehülflichkeit", die völlige Nichtigkeit der mythischen Anschauung nachweist, ihre Bilder „die rohesten, die grobsinnlichsten" nennt, muthet er uns dennoch zugleich auch zu, die „Großartigkeit" des Mythos, seine „Poesie" zu bewundern. Dergleichen war natürlich, so lange man wunder welche Weisheit hinter dem Mythos fand; jetzt wo wir wissen, daß sein ganzes Wesen sich um Sonnenschein und Regen dreht, zeigt dies nur, wie schwer es ist, Vorurtheile abzulegen. Auch Justi, der sich so gut auf

Mythenforschung versteht, will uns und sich doch noch glauben machen: „Diese frühern Geschlechter, die noch die Frische von Kindern neben der Tiefe des ernsten Mannes hatten, die nicht alles abgemacht glaubten, wenn sie die Dinge in der Natur mit Beilegung eines Namens einregistrirten, sie" . . . schufen Mythen!

Indem nun der Verfasser in seiner Darstellung weit über den Mythos hinausgeht und überdies überall auf dem Punkte des Ursprungs des Mythos zu stehn glaubt: so gewinnt seine Arbeit in demselben Maße den psychologischen Charakter als er den historischen verliert. Ich muß es allerdings sehr beschränken, wenn ich sage, der Verfasser verhalte sich zum Mythos principiell wie jemand, der die Wörter der Sprache aus der Onomatopöie erklären will — ich muß dies dahin beschränken, daß zwar allerdings principiell der Standpunkt Beider derselbe ist; daß aber thatsächlich wegen der verschiedenen Natur von Sprache und Mythos dieser Standpunkt in Bezug auf den Mythos bei weitem nicht solche Irrthümer erzeugt, wie in Bezug auf die Sprache. Der Fehler ist wesentlich ein formaler, ein methodischer. Allerdings weiß Schwartz, daß er sich vorzugsweise an die Anschauungen und Vorstellungen, an die Gebräuche und den Aberglauben des ungebildeten Volkes zu wenden hat, nicht an „die durch die Cultur getränkte und getrübte Tradition", daß man die künstlerische Form, die der Mythos z. B. bei den klassischen Dichtern der Griechen angenommen hat, von ihm abstreifen muß, um die „plastisch (soll heißen: „unfläthig")-volksthümliche Gestalt des Mythos zu erfassen." Aber immer ist doch die Ansicht, die mythischen Vorstellungen des ungebildeten deutschen Volkes stellen uns den Mythos der Urzeit dar, mindestens noch eben so falsch, wie es die Behauptung sein würde, das Gothische zeige uns die Formen der Ursprache.

Wer nach den vorstehenden Bemerkungen den rechten sondernden Verstand an die Arbeiten des Verfassers bringt, wird in denselben viel Vortreffliches finden. Das gilt auch von der neuen oben angezeigten. Auf Einzelnes einzugehen ist hier nicht der Ort.

Die statistische Bedeutung der Volksprache als Kennzeichen der Nationalität.

Von

Richard Böckh.

Inhalt. Die Werthschätzung der Volksprache. — Natürliche oder historische Zusammengehörigkeit kein Zeichen der Nationalität. — Die Staatsangehörigkeit kein Merkmal der Nationalität. — Eigenthümlichkeiten des äußeren Volkslebens keine genügende Merkmale der Nationalität. — Die Körperbeschaffenheit kein brauchbares Kriterium der Nationalität. — Gemischte Abstammungszeichen nicht brauchbar zur Feststellung der Nationalität. — Die nationale Einheit der Volksprache. — Die Volksprache als Kennzeichen der Nationalität des Einzelnen. — Die Veränderungen im Nationalbestande. — Die Wanderungen und ihre Bedeutung für das deutsche Sprachgebiet. — Die Volksprache in der internationalen Statistik. — Die Volksprache im heutigen Staatsleben.

(Die Werthschätzung der Volksprache.) Wenn die Werthschätzung statistischer Darstellungen, sei es in tabellarischer, kartographischer oder sonst geeigneter Form zunächst und vor allem abhängt von der Werthschätzung des Gegenstandes, den sie behandeln, so darf man sich nicht wundern, daß gerade solche Darstellungen, welche dem Specialinteresse fremd, die ersten, dem Gehalte nach ursprünglichsten, allgemeiner Betrachtung würdigsten Gegenstände betreffen, dem Interesse des gesammten Volkes und dem unserer Gebildeten ferner stehen, als solche, die dem Specialinteresse dienend die kleinen Handhaben des täglichen Lebens demjenigen darbieten, dessen Gedanken dafür vorbereitet sind, und der sie nur in den fertigen Kreis seiner Anschauungen wie zur Ausfüllung einer Lücke einzuschieben braucht. So finden die statistischen Nachrichten aus dem ge-

werblichen Leben, oder aus dem äußeren Leben freier Berufsthätigkeit — oft nur rohes Material, in dessen Bearbeitung kaum eine statistische Thätigkeit Platz gegriffen hat, — bei dem Fachmanne, in dessen Händen die gleiche Darstellung seines kleineren oder größeren Wirkungskreises mechanisch entstanden ist, bereite Aufnahme; er erkennt sie als sein eigen. Aber, daß die statistische Darstellung desjenigen, was an dem Menschen selbst beobachtet wird, was aus seinem eigenen physischen oder seelischen Leben an ihm zur Erscheinung gekommen und so der Statistik meßbar geworden, den Stoff zur Erkenntniß der Regeln im Dasein des Menschengeschlechts bietet, daß diese Statistik das Gemeingut aller sei, daß hier jeder die dargestellten Thatsachen mit der Empfindung aufnehmen sollte, hier sei das höhere Ganze, in dem sein Ich als ein Kleinstes und doch ein unentbehrliches enthalten ist, wie weit sind wir noch von solcher Erkenntniß!

Wenn irgend eine Seite des Theiles der Statistik, dessen Beobachtungen auf den Menschen selbst gerichtet sind, der vollen Werthschätzung entrückt ist, so ist es diejenige, deren Besprechung den Inhalt dieses Aufsatzes bildet, und deren Farbendarstellung die Aufgabe der Karte ist, welche dem gleichen Zwecke dienen sollte *), — das Sprachverhältniß der Bevölkerung. Auch dies entspricht dem Vorhingesagten: Denn giebt es wohl unter allen Gegenständen, mit welchen die Beobachtung der Bevölkerung sich beschäftigt — von der Zusammengehörigkeit der Menschen zu Staatsverbänden und zu rechtlichen Verbänden, diesem äußeren Product der Geschichte, dessen mächtiges Dasein sich Jedem täglich fühlbar macht, bis zu ihrer gesellschaftlichen Gruppirung in Berufs- und Beschäftigungsclassen, nach Wohnsitzen und Wohnort, — von der physischen Vergänglichkeit des Menschen und

*) Der Aufsatz, ursprünglich zum Abdruck in der Zeitschrift des Königlich preußischen statistischen Bureaus bestimmt, welche mit der Nummer, die den Anfang desselben bringen sollte, nicht mehr zur Veröffentlichung gelangte, bildet den allgemeinen Theil einer größeren Arbeit über das Deutsche Sprachgebiet, und ist am besten in Verbindung mit der Sprachkarte vom Preußischen Staate von demselben Verfasser (Berlin 1864, im Verlage von Dietrich Reimer) zu benutzen.

ihren Ursachen, wo es so nahe liegt zu fragen: wo trifft es dich? bis zu den zarteren, ungleich mehr von der psychischen Beschaffenheit abhängenden Verhältnissen der Familienbildung, der Geschlechtsverbindung, der Fortpflanzung, welche selbst die statistische Wissenschaft noch in den Hintergrund stellt, — giebt es auf allen diesen Gebieten einen Gegenstand, der so sehr dem Innersten des Menschen entsprossen und unter allen äußeren Einwirkungen ihm so sehr eigen geblieben ist, als die Sprache, ihre Uebereinstimmung und ihre Verschiedenheit? — Man wird mir erwidern, daß die Statistik der religiösen Bekenntnisse eine noch höhere geistige Einheit zum Gegenstande ihrer Beobachtung habe. Aber dies wäre nur dann zuzugeben, wenn das religiöse Bekenntniß so sehr den getreuen Ausdruck des gemeinsamen religiösen Bewußtseins aller demselben Angehörigen darstellte, wie uns die Sprache den Ausdruck der Denkform jeder Nation gewährt.

Die Liebe zur Sprache des eigenen Volkes, zur Sprache der Familie, wie sie unsere Statistik heißt, zur Muttersprache, wie ein lieblicher deutscher Ausdruck sie bezeichnet, ist etwas allgemein Menschliches. Sie ist vorhanden bei den Völkern verschiedenster Art, bei rohesten wie bei den höchstgebildeten, zunächst wohl nur ruhend, gewissermaaßen instinctiv, aber leicht gelangt sie zum Bewußtsein des Redenden, sobald sich ihm in einer andern Sprache der Gegensatz des Fremden zeigt. So erfreuen die Klänge der heimischen Sprache den in der Fremde Befindlichen, sie bringen ihm das Gefühl des Heimathlichen, sie klingen ihm, wie unser Dichter vom Memelfluß in seinem trefflichen Liede singt, „als ein Gruß“. So sehen wir an verschiedenen Theilen der Erde die Deutschredenden sich vereinigen, das Gefühl politischer Zerspaltung wird durch die Ferne gehoben, und das mächtigste geistige Band zieht diejenigen zusammen, welche zusammen gehören. Gleichfalls macht sich der Gegensatz der fremden Sprache geltend an den Grenzen der Volksprache, in gemischtem Gebiet. So ist dem Slawen und dem Magyaren die deutsche Sprache ein fremdes, ein feindliches Princip; so unterscheidet sich der Deutsche längs der westlichen und südlichen Sprachgrenze von dem Romanischredenden, den er in den Gebieten, die sie durchschneidet, als Wälschen bezeichnet.

Stärker erhebt sich die Liebe zur Muttersprache, wo eine Herrschaft fremder Nationalität die angestammte Sprache zurückzudrängen droht; da zeigt sich instinctiv das passive Widerstreben des nationalen Geistes. Selbst wo beide Nationen friedlich zusammen leben, wo Staatsform und Einrichtungen gleichmäßig zusagen, tritt die Anhänglichkeit an die eigene Sprache wärmer heraus; der littauische Preuße (der Stamm-Preuße), der Pole in Oberschlesien (der Wasserpole) vergißt das in der Schule erlernte Deutsch; die Sprache des Hauses bleibt ihm, sie ist der Träger seiner Gedanken. Gelangt es aber zum Bewußtsein einer Bevölkerung, daß die einer fremden Zunge angehörige Gewalt nach der Vernichtung ihres Volksthums trachtet, daß zur Beseitigung des Gefühls nationaler Zusammengehörigkeit ihr reinstes Band, die Sprache vertilgt, und mit der anderen Sprache ein anderer nationaler Geist ihr eingeimpft werden soll, da trägt die Liebe zur eigenen Sprache schönere Blüthen. In solchen Fällen haben die Deutschen — nicht immer, doch mehr als einmal, so jetzt in Schleswig — ihre feste Liebe zur angestammten Sprache herrlich bewährt, während anderseits in ihren Gegnern der Haß gegen die deutsche Nation auch ihre Erinnerung an die Kenntniß der Sprache, die einst ihnen als Cultursprache erschienen war, zu vertilgen strebte.

Nicht nur in den äußern Schicksalen des deutschen Volkes, sondern auch in dem eigenthümlichen Charakter desselben ist es begründet, daß bei den Deutschen die Liebe zur eigenen Sprache nicht in gleicher Weise wie bei andern Völkern sich in dem Abstoßen der fremden Sprachen kund giebt. Der Deutsche lernt die fremde Sprache nicht, um sie zu vergessen; er lernt sie, um sie zu gebrauchen. Zum Verständniß fremder Sprachen leichter geeignet — ob vermöge der Ursprünglichkeit, des Reichthums oder welcher Eigenthümlichkeiten seiner Sprache, das zu beantworten, würde Sache des Sprachforschers sein — ist er auch zur Erlernung derselben mehr als andere dadurch veranlaßt, daß er nicht in gleicher Weise am heimischen Boden haftet. Sein Wandertrieb ist nicht nur die Erscheinung der heutigen Zeit, nicht blos eine Folge heutiger Zustände, er hat sich vielmehr in den verschiedensten Perioden deutscher Geschichte gezeigt,

gerade am stärksten in denjenigen, in welchen die deutsche Nation eine höhere Kraft andern Nationen gegenüber entwickelte. Auf die sich hieraus ergebenden Verhältnisse allein kann es allerdings nicht zurückgeführt werden, daß die deutsche Sprache selbst inmitten ihres Sprachgebiets eine Hintenansetzung gegen fremde Sprachen erfuhr, daß die Ueberordnung romanischer Sprachen Jahrhunderte hindurch große Kreise der Nation umfaßte, daß sie — nach dem Gange der Geschichte selbst in der Wahl der fremden Sprache wechselnd — gerade in den Classen des deutschen Volkes, welche durch hervorragende sociale Stellung eher zu Trägern und Förderern des nationalen Geistes berufen waren, bis zur Verachtung der eigenen Sprache führte. Diese Selbsterniedrigung war die Frucht eines langen Irregehens der deutschen Geschichte; sie erreichte ihren Höhepunkt in einer Zeit, wo nach unsäglichen Heimsuchungen deutschen Landes und Volkes die Blicke vieler Mächtigen, und noch mehrerer, welche um Macht buhlten, bewundernd an der Hauptstadt Europas hingen, in welcher, unter üppiger Entsittlichung gezeugt, die Afterblüthen des menschlichen Geistes glänzten. — In solcher Zeit war die offene Liebe zur Muttersprache das Vorrecht reinerer Geister; hier schlug sie wahrhaft feste Wurzeln, und während das äußere politische Band, welches den größeren Theil der Nation scheinbar zusammengehalten hatte, sich allmälig auflöste, sehen wir das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, das Gefühl des Deutschthums in den Männern wachsen, welche die Sprache pflegten. Während drei Achtel der deutschen Nation unter die Herrschaft der corsischen Kaiserfamilie, drei Achtel unter ihre Protection sich beugten, zwei Achtel durch schwere Staatsverträge an ihren Siegeswagen gekettet waren, war die Einigung in der Sprache und dem, was von ihr ausgeht, ein gemeinsamer Halt. Und als eine gewaltige Erhebung gegen die fremde Gewalt — mit der höchsten Aufopferung vom äußersten Nordosten Deutschlands ausgehend — für die Befreiung der ganzen Nation in die Schranken trat, so erhob sich das nationale Bewußtsein auch wider die Sprache der Fremden. Die Flugschrift, welche E. M. Arndt im Juni 1813 über den Volkshaß und den Gebrauch einer fremden Sprache an die Deutschen richtete,

ist wohl das eindringlichste, was geschrieben worden, den Werth der eigenen Sprache einem Volke an das Herz zu legen, — ihm nachzuweisen, wie die Sprache das äußere Abbild seines innersten Gemüthes, der Spiegel eines Volkes sei, wie es kein geistigeres und ureigneres Lebenselement des Volkes gebe. Dem Gedanken, daß das größte und bedeutendste die Verschiedenheit der Sprache sei, folgte in einer Zeit, wo alle territorialen Rücksichten gefallen waren, wo es schien, als ob der Geist seine Formen selbst sich schaffen durfte, die consequente Anwendung dieses Gedankens auf das Land, das des Menschen Wohnstätte und Lebensnahrung ist, das Aussprechen eines Princips von noch nicht ermessener Tragweite, in der innigen Vereinigung der Begriffe Muttersprache und Vaterland, in den Worten, die Millionen Stammesgenossen wie ein Evangelium erschienen:

— Soweit die deutsche Zunge klingt! —

Das Identificiren der Sprache und Nationalität scheint uns zunächst ein deutscher Gedanke. Aber gewiß ist er es nicht in dem Sinne, daß er, in unserm Volke entstanden, ausschließlich uns eigen wäre, vielmehr nur in dem Sinne, wie wir jede Bereicherung des menschlichen Wissens als der Nation eigen betrachten, von welcher sie ausging, als eine Erfindung im Gebiete des Denkens, ausgehend von einem für alle. Denn es ist zwar die Anschauung, daß die Sprache die echte Trägerin der Nationalität sei, zur Zeit verhältnißmäßig am meisten unter den Deutschen verbreitet; wir finden sie bei einem großen Theile der Gebildeten und Halbgebildeten unserer Nation und zwar fast gleichmäßig verbreitet unter den Gebildeten aller politischen Parteien — mit Recht, denn sie ist eine für sich gewonnene, nicht das Nebenwerk einer politischen Tendenz —. Doch ist diese Anschauung weder zur Zeit ein Gesammtgut aller Deutschen — sonst würde wohl nicht die Werthschätzung der eigenen Sprache bei diesem Volke soviel geringer als bei anderen sein —, noch gehört sie dem deutschen Gedankenkreise allein an, es würde sonst nicht der Eifer anderer Nationen der benachbarten deutschen Nationalität gegenüber sich gerade auf die Vertilgung ihrer Sprache richten. Daß diese Anschauung gerade im deutschen

Volke am klarsten hervorgetreten ist, liegt nicht allein in einer ideelleren Richtung seines Volksgeistes, sondern auch wesentlich in den — allerdings mit dieser Richtung in inniger Wechselwirkung stehenden — äußeren Verhältnissen des deutschen Volkes, in dem Wegfall solcher sichtbaren Grundlagen, an welche derselbe so leicht wie andere Völker einen Begriff der Nationalität anschließen konnte, in dem Mangel einer Gestaltung, welche durch Verheißung größerer Macht und Herrschaft der nationalen Eitelkeit schmeichelnd, die Anschauungen nach einer falschen Seite zu treiben geeignet war. Dem freigewordenen deutschen Gedanken wurde es leichter, die Form zu finden, in welcher der Geist jeder Nation sich mit voller Bestimmtheit und Treue verkörpert, die Form, welche — dieselbe für alle — jeden, dessen Geist sich in ihr bewegt, als einen der Nation Angehörigen bezeichnet.

Das Anerkenntniß, daß die Nationalität in der Sprache eines Volkes sich kundgiebt, finden wir innerhalb der Statistik zunächst in den Aufnahmen des preußischen Staates; der Begriff der Sprache und der Nationalität wird hier schon seit längerer Zeit als gleichbedeutend gebraucht, so in amtlichen, halbamtlichen, nichtamtlichen Werken. Das stillschweigende Anerkenntniß, daß die Sprache das rechte Kriterium der Nationalität bildet, ist auch nicht auf diesen engen Kreis beschränkt geblieben; es ist durch die Berathungen der internationalen Versammlung der Statistiker, besonders aber durch die Nichtbeachtung des Einspruches von Seiten eines hervorragenden Mitgliedes, über den Kreis der deutschen Statistiker hinausgetreten.

Wären daher die Zeilen, welche die Verhältnisse der deutschen Nationalität behandeln sollen, nur für Statistiker bestimmt, so würde die ausführliche Begründung dieses bei uns obwaltenden Sprachgebrauches kaum erforderlich sein; aber sie gelten weiteren und hierin vor allem weiteren wissenschaftlichen Kreisen. Die Bestimmtheit jedoch, mit welcher die Statistik ihre Kriterien wählt und wählen muß, fehlt solchen Forschungen, welche aus anderen wissenschaftlichen Bestrebungen heraus an denselben Gegenstand herantreten; für sie ist diese Bestimmtheit auch kein Bedürfniß. Wir finden in ihnen eine hohe Werth-

schätzung der Sprache, wie eine gleiche Werthschätzung des Volksthums; wir sehen namentlich wie die Verbrüderung der Sprachwissenschaft und der Völkerpsychologie, in beiden Richtungen auf ein gemeinsames Ziel arbeitend, für die Erkenntniß des Nationalitätsverhältnisses die Pfade ebnet. Aber bis jetzt haben diese reinen Bestrebungen dem noch nicht vorbeugen können, daß die Empfänglichkeit der literarischen Production auch auf diesem Gebiete ihren Boden mit einem Gemenge von verschiedenartigsten Meinungen düngt. Und wenn wir theils in der Tagespresse, theils in kleineren und größeren wissenschaftlichen Arbeiten Anschauungen begegnen, welche entweder für die Nationalität die Grundlagen in natürlicher oder staatlicher Abgrenzung suchen, oder aus gleichen Gestaltungen und Erscheinungen des Volkslebens bindende Schlüsse für dieselbe ziehen wollen, so ist es dringend geboten, diesem Gegenstande von statistischer Seite systematisch näher zu treten, den Werth der Kriterien, welche für die Nationalität geltend gemacht werden, durchzugehen, auf offenbare Verwirrungen in obwaltenden Ansichten hinzuweisen, und den Vorzug, welchen unsere Statistik den Sprachverhältnissen einräumt, als vollberechtigt nachzuweisen.

(Statistische oder historische Zusammengehörigkeit kein Zeichen der Nationalität.) Die Ansichten, welche den Bereich einer bestimmten Nationalität auf ein durch natürliche oder politische Grenzen umfaßtes Territorium zurückführen wollen, haben das gemeinsam, daß sie Verhältnisse, welche auf Entstehung und Verbreitung einer Nationalität von großem Einfluß sein können, mit denen der Nationalität selbst verwechseln. Man fühlt dies zunächst leicht heraus, wenn man die sogenannten natürlichen Grenzen näher betrachtet. Denn wenn man auch zugeben kann, daß es bestimmte Bodenstrecken giebt, welche sich zur besonderen Wohnstätte eines Volkes eignen, theils wegen ihrer Abgeschlossenheit durch hohe Gebirge, durch unbewohnbare Land- und Wasserstrecken, theils wegen der Gleichartigkeit ihres Charakters als Küsten- oder Binnenland, Höhe oder Niederung und des übereinstimmenden Klimas, so wird doch schwerlich ein von solchen Naturgrenzen umgebenes Land zu finden sein, dessen Bewohner man dauernd als eine

Volkseinheit — fassen wir diese auch in laxem Sinne auf — darstellen könnte. Nehmen wir von den romanischen Ländern — und diese sind es ja besonders, aus welchen wir die Idee der Begrenzung der Nationen durch Naturgrenzen kommen sehen, — das Land, das von den Alpen und dem Meere umschlossen ist, das Land, das in der That zweimal im Laufe der Geschichte die verschiedenen es bewohnenden Stämme zu einer Nation vermischte, und in welchem die Zusammengehörigkeit seiner Bewohner jetzt stärker empfunden wird als je, so wird man doch gewiß Anstand nehmen, die große Naturgrenze, welche die Wasser scheidet und welche die neueste officielle Statistik des italienischen Königreiches als die Grenze Italiens setzt, mit Consequenz auch für die Grenze der italienischen Nation zu erklären. Unter den Italienern selbst werden sich wenige finden, welche den Tyroler, der an der Eisack die Heerde weidet, oder den Slawen auf der Höhe von Istrien zu den Italienern zählen. Wer die Naturgrenzen liebt, wird eben hier feinere Naturgrenzen suchen müssen; aber nur demjenigen wird es gelingen, eine solche Grenze anzudeuten, der eben mit dem Sprachverhältniß der längs derselben wohnenden Volkstämme schon vertraut ist. Er wird dann in künstlicherer Zusammensetzung eine Art Naturgrenze der heutigen italienischen Nation bezeichnen, aber diese wird nicht passen auf die italienische Nation einer längst vergangenen Periode.

Die Grenzen der Nationen haben, soweit sie durch gleichmäßige Ursachen entstehen, in der Regel auch einen gewissen gleichmäßigen Charakter; der gleiche Trieb der Nation bringt bei der Auseinandersetzung über den zu bewohnenden Boden Grenzen hervor, welche gewissermaaßen als Naturgrenzen betrachtet werden, welche sogar da, wo die Naturgrenze selbst allzu verwickelt erscheint, eine einfachere, man möchte sagen, berichtigte Naturgrenze darstellen können. Der ältere Volkstamm zieht sich über die Wasserscheide zurück, die andere Seite dem heranziehenden überlassend, oder er zieht sich in einen zusammenliegenden Kreis von Gebirgsthälern zurück und läßt eine Völkerfluth vorüberbrausen; ein eindringendes Volk zieht längs des Meeres, längs der Flüsse und drängt die früheren Bewohner

auf das höhere Land zurück, oder die neuen Bewohner nehmen Besitz von weiten Hochflächen, von den Hochthälern, von sumpfigen Niederungen, auf deren Cultur der ältere Volkstamm keinen Werth legte. Wie das Vorgehen und Zurückgehen der Nationen durch Naturbeschaffenheit geleitet, durch Naturgrenzen gehemmt wird, sehen wir nicht nur in den großen Wandelungen der Geschichte, wir sehen es auch in unserer eigenen Zeit. Wir sehen, daß widernatürliche Grenzen sich schwer als Staatengrenzen, gar nicht als Völkergrenzen festhalten lassen; Flüsse, an deren beiden Ufern ein Land gleicher Beschaffenheit den Völkern den gleichen Reiz zur Niederlassung bietet, die selbst für jede einigermaaßen der Barbarei entschrittene Nation die schönste Verbindung der Anwohner gewähren, haben niemals auf größeren Strecken oder dauernd die Grenze der Nationen gebildet, selbst nicht die Ströme, welche die antike Anschauung als Grenzscheide der drei Erdtheile betrachtete, selbst nicht die ihnen gleichenden Meeresstrecken, der Hellespont oder die Enge von Gades.

Gewöhnlich verstehen wir unter Naturgrenzen die Grenzen gewisser großer Länder, welche, innerhalb der einzelnen Erdtheile nach hydrographischer Zusammengehörigkeit in Verbindung mit der orographischen Gestaltung derselben abgetheilt, die Natur besonderen Völkern zu Wohnsitzen bestimmt haben konnte. Die Erdkunde bildet solche Abtheilungen und bestimmt ihre Grenzen; aber indem sie dieselben zieht, ist sie sich dessen bewußt, welche Völker diese Erdstriche wirklich bewohnen; sie benennt die Länder nach ihnen, und die Verschiedenheit der Völker, das Vorherrschen des einen oder anderen in einer bestimmten Gegend hilft ihr da die Grenzen ziehen, wo eine offenbare Naturgrenze ihr abgeht. So kennen wir auch ein Deutschland als geographischen Begriff und nehmen gewisse natürliche Grenzen desselben an. Daß aber diese Annahme wesentlich durch die Rücksicht auf die thatsächlichen Wohnsitze des deutschen Volkes bestimmt worden ist, sehen wir deutlich an der Ostgrenze. Wir rechnen heut das Odergebiet in geographischem Sinne zu Deutschland, während man dies vor sieben Jahrhunderten gewiß noch nicht hierhin gerechnet haben würde; und wir würden vielleicht

jetzt schon den Geographen nicht mehr tadeln, welcher auch das Pregelgebiet als innerhalb der natürlichen Grenzen Deutschlands liegend bezeichnen möchte, wie wir es andrerseits auch nicht mißbilligen können, daß Daniel im dritten Bande seines Handbuchs der Geographie das obere Draugebiet mit zu dem natürlichen Gebiete Deutschlands rechnet.

Bestimmter scheint die deutsche Naturgrenze im Westen bezeichnet, durch die Höhe, welche am Cap Graunese beginnend sich bis zum Centralstocke der Alpen hinaufzieht, die zum deutschen Meere fließenden Gewässer von denen des britischen Canals und des Mittelmeeres scheidend. Aber auch diese Grenzscheide würde von den Geographen schwerlich gewählt und ziemlich allgemein in das Gefühl der gebildeten Deutschen übergegangen sein, hätte nicht einerseits die historische Grenze des deutschen Reiches sie durch acht Jahrhunderte längs größerer Strecken Ober- wie Nieder-Lothringens unmittelbar oder doch ziemlich nahe begleitet, und wäre nicht anderseits diese Naturgrenze noch jetzt an zwei (wie vormals an drei) bemerkenswerthen Stellen identisch mit der Grenze, welche das Gebiet der deutschen von dem der französischen Zunge scheidet. Und doch wird schwerlich jemand die diesseits des flandrischen Landrückens und des Argonne-Waldes wohnenden Millionen Wälschen ihres Wohnsitzes wegen als Deutsche bezeichnen wollen. Und ebensowenig wird man daran denken, deshalb, weil auch Jütland zu der großen geographischen Abtheilung Deutschland gerechnet wird, einen wichtigen Bestandtheil der dänischen Nation als einen Theil der Deutschen zu betrachten.

Die *historische* Thatsache, daß in einer bestimmten nahe oder weit zurückliegenden Zeit die Herrschaft einer Nation ein ausgedehntes Gebiet umfaßte, ist häufig von nicht geringerem Einflusse auf die Anschauung der Angehörigen einer Nation als die natürliche Begrenzung, und namentlich dann erscheint der historische Umfang der Herrschaft eines Volkes als der der betreffenden Nationalität, wenn das damalige Reich sich über die Gesammtheit oder doch über den größten Theil der Nationalen erstreckte; die geschichtliche Grenze nimmt in den Augen derselben dann die Eigenschaft einer Naturgrenze an, und wird

sogar durch entschuldbare Begriffsverwechselung von ihnen als solche bezeichnet.

Das wichtigste Beispiel für ein beharrliches Festhalten historischer Grenzen giebt die polnische Nation. Die Grenzen von 1770 sind es, die das Land des polnischen Patrioten umschließen; wer innerhalb derselben wohnt, soll sich als Pole fühlen, und er findet in der That auch unter denen, welche ihrer Abstammung nach einer fremden Nation angehören, viele, die dieses sein Dogma auch zu dem ihrigen machen. Bei einer Nation, welche so lange über weite Landstriche herrschte, kann der Gedanke an diejenigen bescheidenen Grenzen nicht aufkommen, auf welche einst eine gewisse natürliche Zusammengehörigkeit des Bodens die zusammenliegenden Wohnsitze der Lechen beschränkte. Ihre nationale Anschauung hat mit natürlicher Begrenzung nichts gemein, und nicht deshalb ist ihnen Danzig eine polnische Stadt, weil die Weichsel ein polnischer Strom sei, sondern weil sie vor einem Jahrhundert noch zum polnischen Gesammtreiche gehörte. Allerdings läge hier die Frage nahe, warum der Pole seine Nation auf die Grenzen von 1770 beschränkt und nicht vielmehr auf das Jahr 1650 zurückgeht, wo sein Staat noch weitere Landesstrecken am baltischen Meere und jenseit des Dnjepr beherrschte. Man wird hierfür sagen, auch das Ideal der Nation halte sich in den Grenzen einer möglichen Verwirklichung, oder wird den Grund darin suchen, daß die Erinnerung eines Volkes soweit nicht zurück trage. Aber ich möchte diesen Grund doch nicht für zutreffend annehmen: denn einmal trägt die subjective Erinnerung auch nicht ein Jahrhundert weit zurück; thäte sie es aber, so würden wohl in vielen Fällen die Vortheile, welche die Entwickelung der heutigen Staatsorganismen ihren Angehörigen bietet, die Werthschätzung der Vergangenheit beeinträchtigen. Ich glaube vielmehr, daß der latente Grund, weshalb der Pole die Grenze von 1770 als Grenze seiner Nation zu betrachten pflegt, darin liegt, daß in diesem Gebiete seine Nation, soweit sie nicht geradezu als die eigentliche Masse der Bevölkerung erscheint, doch über sämmtliche Landstrecken in größerer oder geringerer Zahl zerstreut einen hervorragenden Theil der Bevölkerung bildet, während selbst dieses letztere in

den zwischen den Grenzen von 1650 und 1770 gelegenen Ländern nur zum geringsten Theile der Fall ist.

In ähnlicher Weise betrachtet der Ungar die Karpathen und das adriatische Meer als die Grenzen seiner Nation, obwohl er innerhalb derselben fast ausschließlich die seiner Natur am meisten zusagenden Niederungen der Donau und Theiß zu Wohnsitzen erwählt hat, das Höhenland längs derselben zum größeren Theile fremden Stämmen belassen oder zur Ansiedelung überwiesen hat. Aber er erblickt hierin weniger diejenigen natürlichen Grenzen, welche die Geographen in Annäherung an die politischen auch für dieses Land zu bestimmen gesucht haben; es ist vielmehr die Grenze seiner Jahrhunderte langen Herrschaft, die dem Magyaren, auch nachdem er sie in einer zwischenliegenden Periode verloren und wiederum in unserer Zeit nicht festzuhalten vermocht hat, als die ideale Grenze seiner Nationalität erscheint. Wer jenseit der March und der Leitha wohnt, soll sich als Ungar fühlen, und auch er findet, namentlich unter den von ihm verachteten Schwaben, genug, welche sein lebhaftes Gefühl für eine nur historisch begründete Nationalgrenze zu theilen bereit sind.

Auch die Eiderdänen gehen weniger auf diesen Fluß, an dessen Ufer sich rechts wie links die alten Wohnsitze der Sachsen und Friesen erstrecken, als auf ihre natürliche Grenze zurück, sondern als auf diejenige Grenze, welche Jahrhunderte lang den Lehnsverband des dänischen und des deutschen Reiches trennte. Sie setzten diese historische Grenze als ideale Grenze der dänischen Nationalität, mit dem Vorsatze, dieselbe auch thatsächlich bis dahin auszudehnen.

Eine wirkliche Verwechselung natürlicher und geschichtlicher Begrenzung finden wir bei der französischen Nation, wenn so oft von dorther der Rheinstrom für die natürliche Grenze Frankreichs erklärt wird. Was man dabei in der That im Auge hat, ist die Grenze Galliens unter Cäsar, aber auch diese war nur eine Staats-, keine National-Grenze, da sie nach Süden, Osten und Norden sehr erheblich von der Begrenzung der Wohnsitze der Gallier abwich. Eine natürliche Grenze ist der Rhein gewiß nicht, und man möchte wohl glauben, daß hier der Aus-

druck natürlich nur selbstverständlich bedeuten solle, wobei dann die gewichtige Thatsache übersehen wird, daß zehn Millionen Deutsche im linken Ufergebiet des Rheinstroms wohnen. Ist diese historische Grenze durch Eroberung erreicht, so geht ebenso selbstverständlich das Verlangen weiter; Holland ist dann eine Alluvion französischer Flüsse, und die Erweiterung der französischen Nationaliden bis zur Travemündung ist ein Schritt, zu welchem es jetzt nur so vieler Jahre bedarf, als einst die Geschichte vom Reiche des römischen Cäsars bis zu dem des fränkischen Carl der Jahrhunderte bedurfte.

Es könnte auffallen, daß die Auffassung einer geschichtlichen Grenze als der natürlichen Grenze der Nationalität sich gerade bei dem Volke so eingewurzelt findet, welches die praktische Anwendung des Begriffs der Nationalität streng an die derzeitige Staatsangehörigkeit bindet. Doch liegt eine Vereinigung dieser verworrenen Begriffe eben darin, daß die sogenannte natürliche die zu erstrebende Grenze darstellt, daß diejenigen, welche zwischen der thatsächlichen und der ideellen Grenze wohnen, für vollkommen qualificirt zu Franzosen gehalten werden, daß sie sich angeblich sogar danach sehnen, als solche anerkannt zu sein, und daß es hierzu eben nur noch an der Thatsache fehlt, welche sie ihrem nationalen Reiche einverleibe.

Es ist klar, daß keine Grenze deshalb heut für die Grenze einer Nationalität gehalten werden kann, weil sie zu einer bestimmten Zeit eine bestimmte Geltung gehabt hat. Sie mag eine gewisse subjective Berechtigung haben in den Erinnerungen der eigenen Nation; aber sie hat keine objective Berechtigung, denn die Grenzen, welche jede Nation nach ihren Wünschen über ein möglichst großes Gebiet ausdehnen möchte, können nicht untereinander übereinstimmen. Wer überhaupt die Grenze einer bestimmten Zeit als maaßgebend erkennt, wird zugeben müssen, daß die Grenze einer anderen Zeit ebenfalls ihre Berechtigung haben könne, und es wird damit vor jeder anderen Zeit die Gegenwart den Vorzug in Anspruch nehmen, welchen die gegenwärtige Macht vor der vergangenen Macht hat. Für denjenigen, welcher bei Beurtheilung der Nationalitätsfrage auf historischem Standpunkt steht, sollte daher das augenblickliche

Resultat der Geschichte, die gegenwärtige Grenze der Staaten auch für diese Fragen entscheidend sein. — Bei dem deutschen Volke sehen wir in der That diesen historischen Standpunkt sehr in den Hintergrund treten. Schon die Thatsache, daß der Zug der Deutschen nach verschiedenen Seiten hin über die seitherigen Wohnsitze der Nation hinausgegangen ist, läßt hier einen bestimmten Begriff historischer Grenze schwer aufkommen. Eine noch stärkere Einwirkung darf der häufigen Wandelung der allgemeinen wie der particulären Staatenverhältnisse zugeschrieben werden, wenigstens findet sich bei denjenigen, welche die Nationalität auf die particuläre Staatengrenze beschränken wollen, anscheinend nirgends die Idee einer historischen Begrenzung derselben vor.

(Die Staatsangehörigkeit kein Kennzeichen der Nationalität.) Die Vorstellung, daß die Nationalität durch den jedesmaligen Bereich des Staatsorganismus ausgedrückt werde, tritt in verschiedenen leicht von einander abweichenden Gestalten auf: Sie kann entweder die territoriale Begrenzung desselben für unbedingt maaßgebend halten, so daß alle daselbst sich aufhaltenden, oder doch alle daselbst wohnhaften Personen der von diesem Staate benannten Nationalität zugerechnet werden, oder sie kann die Geburt innerhalb des Gebiets derselben als entscheidend für die Nationalität des Einzelnen erklären, oder sie kann die wirkliche Staatsangehörigkeit desselben oder seines Familienhauptes, die volle Theilnahme an den Pflichten und Rechten des Staates als das Kriterium einer entsprechenden Nationalität bezeichnen; unter Umständen können auch, durch die besondere Gesetzgebung eines Staates begünstigt, eine und die andere dieser Vorstellungen für die Angehörigen desselben zusammenfallen. Daß jedoch den erstbezeichneten Vorstellungen eine Unklarheit zu Grunde liegt, daß ihnen auch durch das Zusammenstimmen mit gesetzlichen Vorschriften eines Staates keine objective Berechtigung zuwächst, bedarf wohl kaum der Ausführung. Wer den Wohnort als Zeichen der Nationalität betrachtet, dem wird die Nationalität wie ein Kleidungsstück sein, daß je nach der Witterung heut angezogen, morgen an den Nagel gehängt und mit einem anderen vertauscht wird; ein Be-

griff, der jedenfalls aus der Natur des Menschen hergenommen ist, würde ja bei ihm in einer die menschliche Natur herabsetzenden Weise an eine nach dem Belieben desselben eintretende und wechselnde äußere Thatsache geknüpft sein. Ebenso wenig kann der Geburtsort eine solche Entscheidung geben, und wenn der Sprachgebrauch den in Berlin geborenen als Berliner, den in Hannover geborenen — mit seltsamem deutsch-lateinischem Ausdruck — Hannoveraner nennt, so ist dies keine National- sondern eine Local-Bezeichnung; ein in Deutschland geborenes Kind englischer Eltern braucht nicht zu fürchten, daß es als Deutscher geboren sei, auch wenn in das Zimmer seiner Geburt kein Humus aus Alt-England gestreut war.

Aber auch die Vorstellung, daß die wirkliche Staatsangehörigkeit der Nationalität gleichbedeutend sei, ist, so gemeinüblich sie vorkommt, doch innerlich nicht besser begründet. Sie rührt nicht bloß von der Bequemlichkeit des Ausdrucks her, welcher den Namen des Staates, der ebensowohl der ursprüngliche Name eines Landes und einer Nation, wie der Name oder Titel eines Staatsoberhauptes, einer Familie oder Genossenschaft, oder sonst eine Bezeichnung sein kann, in einfacher Adjectivform auf die Angehörigen desselben überträgt, sondern noch vielmehr von dem Mangel an Nachdenken, der darin liegt, daß man die Frage nach der Nationalität durch die Zulässigkeit einer Adjectivform entschieden glaubt, und nicht erwägt, daß der Gebrauch von Synonymen für verschiedene Begriffe zwar auf eine zeitweise Berührung der Vorstellungen, nicht aber auf eine begriffliche Einheit derselben hinweist.

Daß der Begriff der Nationalität neben dem der Staatsangehörigkeit selbständig besteht, davon kann man sich leicht aus Beispielen überzeugen. So wird man nicht behaupten wollen, daß mit der Theilung des polnischen Reiches auch die polnische Nationalität erloschen sei; man wird nicht in der Herstellung eines seltsam begrenzten Königreichs Polen ein neues Erschaffen der polnischen Nationalität erblicken, noch die Fortdauer derselben davon abhängig machen wollen, wie lange es dem russischen Herrscher beliebt, den Titel eines Königs von Polen fortzuführen. Die Anerkennung der Existenz einer polnischen Nation wird

sich für keinen Unbefangenen an die eines polnischen Staatswesens knüpfen, wie denn auch die Sprache der Diplomatie die Fortdauer dieser Nationalität unerachtet der staatlichen Zerstückelung anerkannt hat.

Ein noch deutlicheres Beispiel giebt die italienische Nation. Denn wer in der That annimmt, daß die italienische Nation erst durch die Errichtung des Königreichs Italien entstanden sei, daß die jetzigen Italiener bis dahin zur sicilischen, sardinischen, österreichischen und anderen Nationen gehörten, der verschließt sich der Vernunft und der Wahrheit. Bei einiger Ueberlegung muß er erkennen, daß es nicht der italienische Staat ist, der diese Nation geschaffen hat, sondern daß es die italienische Nation war, deren bewußtes Dasein die Schöpfung dieses Staates möglich machte und ihm zugleich die Aussicht auf ferneres Wachsthum bietet.

Mit dem Grundsatze, daß Nationalität und Staatsangehörigkeit identisch sei, kommt aber schwerlich irgend ein Nationaler zu so wenig vernünftigen Ergebnissen wie der Deutsche. Giebt es denn für diese Anschauung überhaupt noch eine deutsche Nation? oder ist mit der Ablegung des Titels des deutschen Kaisers — die wirkliche Reichseinheit war ja schon seit Jahrhunderten immer mehr verfallen — auch die deutsche Nation verschwunden? oder mit welchem anderweitigen Moment sind ihre Angehörigen zu anderen Nationalitäten, also beispielsweise die Bewohner der fürstlich reußischen Herrschaften — deren Bezeichnung bekanntlich daher stammt, daß man Heinrich den jüngeren, Vogt zu Plauen, zum Unterschiede von anderen gleichnamigen den Reußen (Rusen, Ruzzo, Ruthenus) nannte — von der deutschen zur reußischen d. h. ruthenischen oder kleinrussischen Nationalität übergegangen? und sind beispielsweise die Bewohner der Landgrafschaft Hessen-Cassel schon 1802 auf einige Jahre, bis ihnen eine kaiserliche Laune in Gemeinschaft mit den Ostfalen die westfälische Nationalität zudictirte, oder sind sie erst 1815, als es Niemanden mehr zu küren gab, zu einer kurhessischen Nation geworden? Der Verfasser der schwarzwälder Dorfgeschichten, ein aufmerksamer Beobachter des Volkslebens, erzählt, wie aus zwei benachbarten Dörfern, die Jahrhunderte lang zu

einem Bezirke des österreichischen Schwabens gehört hatten, und nun durch die neue Grenzlinie getrennt den Kurfürstenthümern Baden und Würtemberg einverleibt worden waren, schon nach kurzer Zeit die Burschen einander Badener und Würtemberger schalten, und Aehnliches wird vielleicht von anderen auch an den Grenzen anderer deutscher Einzelstaaten beobachtet worden sein. Wer aber möchte hierin die Folgen des Aufhörens der früheren, die Entstehung einer neuen Nationalität, wer überhaupt in kindischen Aeußerungen der geistigen Unbildung die Manifestation eines nationalen Geistes erblicken? welchen Begriff von dem Gehalt der Nationalität würde solche Anschauung voraussetzen?

In der That finden wir unter den gebildeten Deutschen schwerlich solche, die das Vorhandensein einer deutschen Nation in Abrede stellen. Auch die Extravaganz dürfte vereinzelt dastehen, von welcher Daniel in seinem vortrefflichen Handbuche auf S. 61 Notiz nimmt, daß ein sehr angesehener Vertreter der Triasidee, der Verfasser des vielbekannten Werkes über Land und Leute, eine von der Natur selbst vorgezeichnete Zertheilung des deutschen Volkes in drei verschiedene sociale Einheiten hat finden wollen, und solche construirt hat, indem er eine Anzahl bestehender Landesgrenzen deutscher Staaten aneinandersetzte und sie an einzelnen Stellen verkürzte und verband. Immerhin aber giebt es doch Viele, welche den Begriff der deutschen Nationalität auf den Bereich eines äußeren politischen Ganzen, zur Zeit also auf den Umfang des deutschen Bundes zurückzuführen bestrebt sind. Wir bemerken hier zunächst denselben innern Widerspruch, wie vorhin bei den Italienern; es hätte dann in der Zeit von 1806 bis 1815 keine deutsche Nation gegeben, kein Deutscher wäre in Rußland für fremdes Eroberungsgelüst, kein Deutscher auf heimischer Erde für Deutschlands Befreiung gefallen. Aber selbst für die Gegenwart ist diese Anschauung nicht durchführbar; denn es giebt überhaupt keine Staatsangehörigkeit des deutschen Bundes, und will man solche aus der der einzelnen Staaten heraus fingiren, wie will man bei den Angehörigen des österreichischen, preußischen, niederländischen Staates eine solche Unterscheidung durchführen? — ja selbst, wenn man sich darauf beschränken wollte, die Territorialgrenzen

des deutschen Bundes als unbedingt maaßgebend zu nehmen, so würde es nicht einmal leicht sein, von Mastricht bis Auschwitz, von Rendsburg bis nach Istrien diese diplomatischen Grenzen mit Sicherheit wirklich nachzuweisen.

Die falsche Vorstellung, daß man unter der deutschen Nation die Einwohner der deutschen Bundesstaaten zu verstehen habe, machte sich stärker geltend, als vor 17 Jahren die Umwandlung des deutschen Bundes in ein deutsches Reich in Angriff genommen wurde. Man betrachtete das deutsche Reich als die organisirte deutsche Nation; die Einwohner des Reichs sollten von nun an Deutsche sein. Einen eigenthümlichen Gegensatz hierzu bildete, daß zunächst in Prag, dann selbst in dem zum Reiche gezogenen Theil des Großherzogthums Posen eine fremde Nationalität ihr Haupt erhob, und daß es in einem großen Theile Böhmens und Mährens unmöglich blieb die angeblichen Deutschen dahin zu bringen, daß sie eine Vertretung in die Reichsversammlung sendeten. Dennoch blieb man bei der Fiction: man wählte einen Kaiser der Deutschen, wo in der That ein deutscher Kaiser gemeint war; ja man war der zeitgemäßen Fiction zu Liebe bereit, den 9¼ Millionen Deutschen, welchen man als Angehörigen der niederländischen Reiche, des französischen Reichs und der Eidgenossenschaft diese Bezeichnung versagen zu müssen glaubte, auch noch die 6¾ Millionen Deutsche in den österreichischen Bundesländern nach- und aus dem Begriff der deutschen Nation hinauszuwerfen, welcher Gottlob höher steht, als alle Individualpolitik. Die Neigung zu solcher Begriffsverwirrung ist auch jetzt nicht verschwunden, sie wurzelt fest in vielen Köpfen der kleindeutschen Partei; so hörte ich vor einigen Jahren einen dieser Partei angehörigen Professor der Geschichte vom Katheder herab bei Behandlung der Ereignisse von 1792: das Elsaß und Lothringen (das genau genommen erst ein Vierteljahrhundert früher dem französischen Reiche einverleibt worden) als längst entdeutschte Territorien bezeichnen! was soll da aufgehen, wo im Dienste der Wissenschaft solcher Samen gestreut wird! —

Theorien, welche die Nationalität nur in der Staatsangehörigkeit erblicken, überlasse man denen, welche das Wesen der

Nationalität verhöhnen, sie werden von Fremden genugsam zur Beschimpfung der deutschen Nation gebraucht. Lernen wir dagegen und gewöhnen wir uns die Begriffe der Geburtstelle, des Wohnverhältnisses, der Staatsangehörigkeit, der Nationalität auseinander zu halten, die der Sprachgebrauch verwischt, die aber die Statistik sorgsam scheiden muß. Und wenn es uns gleichgültig sein kann, ob für den Engländer nur die Niederländer Deutsche, für den Franzosen die Einwohner der deutschen Bundesstaaten sämmtlich Alemannen sind, so mögen wir doch bei uns selbst auch den Sprachgebrauch von Irrwegen abzulenken suchen. Mögen wir, wo in der Volksprache selbst das Bedürfniß der Unterscheidung hervortritt und richtig gedachte Wortbildungen aufkommen, wie bei dem deutschen Schweizer, wenn er die Bewohner der deutschen Bundesstaaten als Deutschländer bezeichnet, solche Bildungen willkommen heißen und fördern. Und wo, wie durch die Unbestimmtheit des Begriffes Volk im Gegensatz zu dem präciseren der Nation, die Verwechselung begünstigt wird, wie man z. B. unter der Bezeichnung preußisches Volk mit gleichem Rechte die wirklichen National-Preußen (die man auch mit ungenauem Ausdruck Stamm-Preußen nennt), die Bewohner des alten Preußenlandes (welche richtig Preußenländer zu nennen wären) und die Gesammtheit der Einwohner des preußischen Staates — oder wie sie die Gesetzsammlung noch heute bezeichnet: der königlich preußischen Staaten (also die Preußischen) verstehen kann, so suche der Gebildete solche Ausdrücke zu wählen, durch welche die Begriffsverwirrung vermieden wird, er versuche, wo die Klärung des Sprachgebrauches schwierig ist, wenigstens die Gedanken zu klären und zu reinigen!

Wie nöthig dies ist, sehen wir besonders daran, daß die Verwirrung der Gedanken bei längerer Dauer sich geradezu potenzirt. Man schließt vom Staat auf die Nationalität, von der Nationalität auf die Sprache, und so immer weiter; der niederrheinische Dialekt klingt den Holsteinern preußisch, der mittelrheinische bairisch, hessisch oder wie sonst (dem Berliner klingt er sogar jüdisch). An solcher Verwirrung mag man sich nicht erfreuen, und am wenigsten suche man in ihr eine Mehrung der

Macht eines Staates. Daß der Sprachgebrauch die Verwechselung der Gesammtheit der preußischen Staatsangehörigen mit einem kleinen littauischen Volkstamme zuläßt, hat der Macht dieses Staates so wenig genützt, als die entgegengesetzte Tendenz, in welcher seine Regenten wiederholentlich (und noch bei einem sehr neuen wichtigen Staatsacte) die Erhaltung und den Gebrauch der provinzialen Bezeichnungen zu fördern suchten, dieselbe irgend beeinträchtigt hat. Der Staat, die mächtigste äußere Organisation der Gesellschaft, verbunden durch die Gemeinschaft gemeinen Nutzens und gemeiner Pflicht, gefestigt ohne Unterschied der Staatsform durch Bande des Befehls und des Gehorsams, bedarf zu seiner Kräftigung keiner Fiction, keiner Confusion der Begriffe; viel eher wird diese durch ihren nachtheiligen Einfluß auf den Geist der Nation auch den Organismus des Staates schädigen, welcher in einer — je nach seiner Art und Intensität, sowie nach der Art und dem Culturzustande der Nation sehr verschiedenen, doch niemals ganz wegfallenden — Wechselwirkung zum nationalen Geiste steht, einer Wechselwirkung, die um so fruchtbarer schafft, je gesunder sich beide erhalten.

(Eigenthümlichkeiten des äußern Volkslebens keine genügende Merkmale der Nationalität.) Die bisher erwähnten Anschauungen als unrichtig nachzuweisen, war deshalb nicht schwer, weil sie ihrem nationalen Begriffe ein bestimmt abgeschlossenes Gebiet zuweisen wollen und hierbei sogleich der Gegensatz hervortritt, daß ein solches Gebiet zwar ein Bedürfniß für Land und Staat, kein Bedürfniß dagegen und kaum eine dauernde Möglichkeit für den Bereich einer Nationalität ist. Daß eine Nationalität sich in dieser Weise scharf abgeschlossen darstellt, diese Ansicht dürfen wir nun wohl für erledigt halten. Bei Aufsuchung eines wirklichen Kriteriums tritt aber die weitere Frage heran, ob wir nicht in allen Eigenthümlichkeiten des äußern Lebens der Bevölkerung, oder in den Eigenthümlichkeiten desselben nach einer bestimmten Richtung hin ausreichende Merkmale für die Nationalität wahrnehmen können. Der Kreis von Vorstellungen, den wir hier betreten, ist ein so weiter, die Neigung in local hervortretenden Unterschieden na-

tionale Gegensätze zu finden eine so sehr unter den Forschern der verschiedenen Wissenszweige verbreitete, daß an die erschöpfende Erörterung dieser Frage hier nicht gedacht werden kann. Es wird indeß erlaubt sein, diesen ganzen Kreis mehr zusammenzufassen, da bei Betrachtung der hierher gehörigen Verhältnisse immer ähnliche Ursachen für den Schluß auf das Vorhandensein eines nationalen Merkmals und für das Irrthümliche eines solchen Schlusses vorliegen werden. Denn das Verlockende zu solchen Schlüssen liegt darin, daß wir in allen Richtungen menschlicher Thätigkeit Erscheinungen begegnen, an deren Schöpfung der nationale Geist einen Antheil zu haben scheint; die Täuschung aber liegt darin, daß der Antheil desselben im einzelnen Falle überschätzt wird, daß eben nicht genügend berücksichtigt wird, wie in dem ganzen Zusammenleben der Menschen keine Nation sich für sich allein entwickelt, und wie sowohl die gleiche Einwirkung der äußern Natur, der außermenschlichen Welt bei verschiedenen Völkern gleiche und wiederum bei demselben Volke verschiedene Lebensformen hervorruft, als auch die Berührung der Völker untereinander, die Gemeinschaft oder die Collision ihrer Interessen die völlige oder wenig veränderte Uebertragung einzelner Lebensverhältnisse von einem Volke auf das andere zur Folge hat, und damit das Gleichmäßige verschieden macht, das Ungleiche ausgleicht.

Wenn es daher bei allen Verhältnissen, auf welche sich die Betrachtung eines Volkes zu richten pflegt, von Wichtigkeit ist, dem nationalen Ursprung, der Uebereinstimmung der äußeren Verhältnisse mit dem Charakter der Nation, bei welcher sie sich finden, nachzugehen, so wird doch niemals ohne weiteres der Schluß zulässig sein, daß, weil bestimmte Lebensformen sich bei Volkstheilen oder Individuen finden, sie deshalb unbedingt als dieser Nation eigenthümlich anzunehmen seien und für andere Individuen oder Volkstheile die nationale Gemeinschaft mit den ersteren nachweisen können. Zur Begründung des Gesagten wird es ausreichen, wenn die Hauptrichtungen des Volkslebens, nach welchen hin dasselbe in der Form von außerhalb der Individuen selbst liegenden Thatsachen oder Gegenständen zur Erscheinung kommt, kurz bezeichnet werden und an einigen Beispielen gezeigt

wird, wie die besondere Form dieser Erscheinungen, auch wenn sie einer Nation mehr als einer andern zusagen mag, doch deshalb noch nicht als Wahrzeichen zur Erkennung derselben betrachtet werden darf.

Offenbar ist dies zunächst der Fall bei den Formen der großen gesellschaftlichen Gliederung der Menschen und Völker. Es ergiebt sich dies in Betreff des Staatslebens eigentlich schon aus dem Obengesagten; die verschiedensten Verfassungsformen kommen bei denselben Culturvölkern vor. Welchen Wechsel der Staatsverfassungen haben, selbst ohne daß solche von außen her aufgedrungen worden, die alten und neuen Italier in der Zeit seit zwei Jahrtausenden, die Franzosen schon seit einem Jahrhundert durchlebt, ja bei den letzteren vermag man schwer zu sagen, welche Verfassung sich als die dem Volkscharakter gemäßeste darstellt. Und welche Verschiedenheit findet sich heut in den Verfassungen der Deutschen. Doch würde die Behauptung, daß eine solche Mannigfaltigkeit in dem Charakter der Nation begründet wäre, unüberlegt sein; würde sie nicht mit anderem Worte die politische Charakterlosigkeit dieser Nation bedeuten?

Aehnlich verhält es sich bei den organischen Gestaltungen innerhalb des Staatslebens und zwar hier namentlich bei der Gliederung der Staatseinwohner in abgesonderte Classen mit verschiedenem Maaße der Berechtigung. Eine solche Verschiedenheit kann allerdings auf eine ursprüngliche Verschiedenheit der nationalen Abstammung hindeuten; indeß trifft dies heute nur noch bei verschiedener Rasse in einzelnen Staaten vollkommen zu. Das Bestehen solcher Unterschiede innerhalb derselben Nation wird dagegen mehr als ein Zeichen ihres zeitigen Culturstandes zu betrachten sein, weniger als eine inhärirende Eigenthümlichkeit ihres Charakters. In der That zeigt sich bei derselben Nation, wie einzelne Theile solche Rechtsverschiedenheiten, deren vormalige Basis verwest ist, glücklich beseitigen, während man sie für andere Theile derselben künstlich zu conserviren und nach dem Wegfall ihrer natürlichen Unterlage auf eine mehr oder weniger willkürlich gefundene hinüberzuleiten vermag.

Stärker spricht sich der nationale Charakter aus in dem

kleinsten Kreise der menschlichen Gemeinschaft, in der Art und Weise des Familienlebens, in dem Verhältniß der Gatten zu einander, der Eltern zu den Kindern und umgekehrt, überhaupt in der Bedeutung des Haushalts für alle, die ihm angehören, in dem Geiste, der im Haushalte lebt. Die Verschiedenheit des deutschen Familienlebens von dem der slawischen und der romanischen Völker, ja selbst in wichtigen Beziehungen von dem des Engländers ist nicht zu verkennen; und doch bietet dasselbe innerhalb jedes Volkes, ja innerhalb jedes größeren Wohnplatzes desselben solche Ungleichmäßigkeiten dar, daß das Eigenthümliche einer Nation sich jedenfalls nicht als ein Allen gemeinsames darstellt. Dies gilt namentlich von allen solchen Erscheinungen des Familienlebens, an welche es bis jetzt der Statistik möglich geworden ist ihren vergleichenden Maaßstab anzulegen, so bei der Zusammensetzung des Haushalts, bei der Neigung zur Begründung eigenen Haushalts, bei der Beziehung des geschlechtlichen Verhältnisses zur Familienbildung und, worauf ich später zurückkomme, bei den Verhältnissen der geschlechtlichen Verbindung zur Fortpflanzung der Nation. Hier sind allerdings große Gegensätze der nationalen Sitten mit Bestimmtheit wahrzunehmen, und die gewonnenen Zahlen, wie die der ehelichen und außerehelichen Fruchtbarkeit, geben uns einen hellen Einblick in den Volkscharakter. Aber anderseits zeigen sich auch bei einer und derselben Nation ganz abweichende Verhältnisse; es kommt vor, daß eine verkehrte Richtung der Gesetzgebung die natürliche Sittlichkeit des Volkes zurückdrängt, der Bildung der Familie wehrt, die Fortpflanzung der Nation beeinträchtigt und ihren Segen in Unsegen verwandelt, so daß der nationale Charakter in den Zahlen, die die Statistik liefert, fast in sein Gegentheil verkehrt erscheint. Die Nichtberücksichtigung dieser und anderer nicht dem Nationalcharakter zukommenden Einflüsse zusammen mit der Neigung zum Verallgemeinern besonderer Wahrnehmungen giebt dann leicht zu übereilten Schlüssen Veranlassung, wie solche z. B. in den bekannten bevölkerungswissenschaftlichen Studien aus den Verhältnissen Belgiens abgeleitet sind. Uebrigens bleibt zu berücksichtigen, daß selbst die wirkliche Verschiedenheit der Nationen sich in der Statistik doch nur

in Durchschnitten zeigt, die Verschiedenheit der Individuen innerhalb derselben Nation aber, begründet in der Biegsamkeit der menschlichen Natur, eine so weite ist, daß die allgemeine Erscheinung weder aus dem Individuum abgeleitet, noch bei demselben gesucht werden kann.

Sehr deutlich zeigt sich dieses in denjenigen Erscheinungen, welche sich auf das Rechtsbewußtsein der Völker zurückführen lassen, insbesondere da, wo dieselbe Gesetzgebung bei Theilen verschiedener Nationen zur Anwendung kommt. Hier tritt der Gegensatz in dem verschiedenen Maaße heraus, in welchem die Angehörigen jeder Nationalität sowohl von ihren staatsbürgerlichen Rechten wie von dem gesetzlichen Schutze ihrer Privatrechte Gebrauch machen, oder im letzteren Falle Gebrauch zu machen genöthigt sind, und in dem verschiedenen Maaße, in welchem die ihnen zugehörigen Individuen in einzelnen bestimmten Punkten wider die gesetzte Rechtsordnung verstoßen. Aber wenn auch hier die Einwirkung der Verschiedenheit des Nationalcharakters aus den betreffenden Durchschnittszahlen gefolgert werden kann, so ist sie doch nur eines der vielen Momente, welche auf die Abweichung der Zahlenergebnisse von Einfluß sind, und ähnliche oder selbst stärkere Gegensätze zeigen sich, wenn man die Zahlen nach anderen Verschiedenheiten der Bevölkerung zusammenfaßt.

Wir treten hiermit auf ein Gebiet über, auf welchem, weil es zumeist ins Auge fällt, der Nationalcharakter sehr oft gesucht und die Benennung des nationalen häufiger als in den vorerwähnten gebraucht wird, auf das der Lebensweise des Volkes, insbesondere zu den sogenannten Sitten, richtiger Gebräuchen, sowie zu den Nahrungs-, Kleidungs-, Wohnverhältnissen der Völker. Gemeinschaftlich ist der Betrachtung dieser Eigenthümlichkeiten, daß dieselben mehr localer als nationaler Natur, und dann, daß sie bei denselben Völkern dem zeitweisen Wechsel unterworfen sind, die vorhandenen Verschiedenheiten daher in vielen Fällen aus dem abweichenden Umfange localer Einflüsse, sowie aus der abweichenden Zeit herrühren, in welchen sich ein Einfluß nach der betreffenden Richtung hin geltend gemacht hat. Bei den Volksgebräuchen gilt dies insbesondere von den-

jenigen, welche mit der Gottesverehrung zusammenhängen, und welche sich ziemlich gleichmäßig über verschiedene christliche Nationen verbreitet haben, wenn auch zuzugeben ist, daß sie hier und da den besonderen Neigungen der Nation mehr angepaßt worden sind, auch je nach der verschiedenen Art des Volkes bei demselben mehr oder weniger Eingang gefunden haben. Jedenfalls hat die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses mitunter innerhalb derselben Nation größere Abweichungen in derartigen Gebräuchen begründet, als zwischen verschiedenen Nationalen mit gleichem Bekenntniß bestehen; wie denn überhaupt die Gleichheit des religiösen Bekenntnisses die Angehörigen verschiedener Nationen in hohem Grade nähert, und die Ungleichheit desselben die Glieder einer Nation namentlich dann einander zu entfremden im Stande ist, wenn sie für den einen Theil mit der Unterwerfung unter ein der Nation fernstehendes geistliches Oberhaupt verbunden ist. Bei den zur Gottesverehrung nur mittelbar in Beziehung stehenden Gebräuchen, wie namentlich den Volksfesten, mischt sich der Einfluß der Oertlichkeit und des Klimas mit dem der Stimmung der Nation; das Zusammenwirken beider giebt dem Johannis-, October-, Weihnachtsfest, dem Carneval verschiedene Bedeutung. Wie weit aber überhaupt einem vorgefundenen Gebrauch ein nationaler Werth beizulegen ist, wird sich wesentlich nach dem inneren Werthe desselben richten; das Vorhandensein desselben von vornherein anzunehmen, ist man nicht berechtigt, da auch Formen, welche nur das Erzeugniß individuellen, in dem Nationalcharakter nicht begründeten Beliebens, oder sogar individueller Beschränktheit sind, sich unter dem Schutze äußerer Verhältnisse von Generation zu Generation fortzupflanzen und festzusetzen vermögen.

Die Nahrungsweise eines Volkes ist keineswegs allein das Erzeugniß seines gemeinschaftlichen Geschmacksinnes, sondern zunächst bedingt durch die Productionsfähigkeit seines Bodens, dann durch das Erforderniß der Ausnutzung desselben zur Befriedigung der Bedürfnisse der Bevölkerung und durch die Verhältnisse des Verkehrs, nämlich inwieweit derselbe die einheimische Nahrung durch fremde Zuthaten leicht ergänzt. Die Grenzen verschiedener Nahrungsweise werden daher in den Nahrung-

stoffen mehr mit den geographischen, die der Art und Weise ihrer Benutzung mehr mit den Stammesgrenzen übereinstimmen, und die Versetzung eines Volkstammes in ein anderes geographisches Gebiet wird auch die Nahrungsweise desselben verändern können. Wie empfänglich aber die Nationen für fremde Genüsse sind, wie leicht sie dieselben zu Bestandtheilen ihres eigenthümlichen Geschmackes aufnehmen, sehen wir an vielen Beispielen, — am auffallendsten in der Verbreitung einzelner Nahrungsurrogate Ostasiens und Americas (Thee und Tabak), welche einstweilen zu Nationalgenüssen europäischer Nationen geworden sind, bis vielleicht eine Verbesserung der einheimischen Nahrung und ein gereinigter Geschmack sie wieder abstößt.

Die Bezeichnung Nationaltracht ist eine so gewöhnliche, daß es gewiß nicht überflüssig ist, darauf hinzuweisen, wie die Volkstracht in der Regel und namentlich bei europäischen Völkern nur localen Charakter hat. Nicht allein, daß sie in der Wahl der Stoffe und der Art ihrer Verwendung sich wesentlich nach dem Erfordern des Klimas und der Arbeitsweise richtet, auch die der Kleidung eigenthümliche Form kann keineswegs unbedingt für ein Erzeugniß des Schönheitsinnes der betreffenden Nation gehalten werden. In zahlreichen Fällen ist sie nur die Versteinerung einer Form, welche aus dem Wechsel der immer neue Formen suchenden und findenden Industrie gerade in einer bestimmten Gegend dauernd geworden ist, sei es, daß sie, durch den Verkehr dorthin geworfen, durch die dortige Industrie nachgeahmt worden ist, oder daß man sie in gleicher Weise auch ferner von außen her begehrt hat. Beispiele hierfür geben die heutigen norwegischen Volkstrachten, namentlich am Nordabhange des Dovrefjelds, und die angebliche Nationaltracht der Schotten. Das Vorkommen sehr ähnlicher Tracht bei verschiedenen Nationen erklärt sich jedoch auch ohne solchen Einfluß fremder Industrie mitunter schon aus dem gleichen Bedürfniß. Der locale Charakter der Volkstracht geht anderseits daraus hervor, daß innerhalb derselben Nation (beispielsweise in Skandinavien, Deutschland, Italien) nahe liegende Districte erhebliche Abweichungen der Volkstracht zeigen. Verkehrt ist es, hier sogleich eine nationale Grenze finden zu wollen, wie z. B. ein Mit-

arbeiter der Bavaria, der die deutschen und slawischen Dörfer daran unterscheidet, daß die deutschen Frauen Hauben, die slawischen Kopftücher tragen; dies zusammen mit der Bemerkung an einer anderen Stelle desselben Werkes, daß das Kopftuch in Oberfranken immer weitere Verbreitung finde, berechtigt zu der Annahme, daß bald ein deutscher Gelehrter die Bevölkerung Oberfrankens den Slawen zurechnen werde. Und wenn Kohl in seiner fein durchdachten Zusammenstellung der Verschiedenheiten der Großrussen und Kleinrussen das vorzügliche Gewicht auf eine gewisse durchgehende Verschiedenheit im Schnitte ihrer Beinkleider legt, so würde er doch gewiß nicht in dem Uebergang der Großrussen zur europäischen Art desselben ein Verleugnen ihrer Nationalität erblicken.

Auch in den Schlüssen aus den abweichenden Verhältnissen der Bewohnung geht man oft zu weit. Es ist nicht zuläßig, aus dem Baumaterial der Häuser, aus der Form und Lage derselben, oder aus der Art, wie sie bewohnt werden, ohne Weiteres auf die Nationalität ihrer Einwohner Schlüsse zu ziehen. Alle diese Verhältnisse wurden mit durch das vorhandene Material und den Schutz, den es gegen Hitze und Kälte gewährte, theilweise auch durch das Bedürfniß der Abwehr von Sturm und Wasser und namentlich je nach der Oertlichkeit zur Abwehr von feindlichen Angriffen bedingt; ursprünglich vielleicht von ganzen Völkern gleichmäßig angenommen, wurden sie später doch nach Ort und Zeit verändert und vermengt. Während noch heute an manchen Stellen der Alpen die Grenze des Holzbaues und des Steinbaues mit der Nationalgrenze zusammenfällt, an andern früher zusammengefallen sein kann, sehen wir dagegen nicht, daß die weitergehenden germanischen Völkerschaften auch ihre Bauart weiter nach Süden brachten; die Normannen haben im Süden keine Holzhäuser errichtet, und wenn sich die Hanseaten im Norden Steinburgen bauten, so geschah es zum Schutz, nicht zum häuslichen Behagen.

Daß das Bedürfniß des Schutzes gegen die Elemente zu ähnlicher Form der Häuser und Höfe führt, zeigt z. B. die Aehnlichkeit zwischen der Bauart der Dänen und der Friesen, an welche allerdings der nationale Fanatismus eines Dänen die

wunderliche Folgerung geknüpft hat, daß die Friesen eigentlich Dänen seien. — Auch der Gegensatz der niederschottischen und der städtischen Bauart der Engländer hängt mit der Verschiedenheit der Oertlichkeit zusammen; das Uebereinanderbauen Edinburghs würde in London eine Unmöglichkeit sein. Aber in neuerer Zeit macht diese schottische Bauart immer mehr der englischen Platz, während die Unmöglichkeit, die letztere überall festzuhalten, neuerdings auch in den Industriestädten Englands zu einer Bauart geführt hat, welche sich der schottischen nähert. Beide Bauarten sind übrigens keineswegs auf die englische Nation beschränkt, und wie die der holländischen Städte, schon weniger die der flandrischen, der Bauart der englischen Städte ähnlich ist, so finden sich im alten Hamburg Anklänge an die schottische Bauart, obwohl ihre völlige Anwendung auf dem dortigen Boden nicht Platz greifen konnte.

Wie die Art des Wohnens im Ganzen durch die Art der Thätigkeit der Bevölkerung bestimmt wird, so hängt sie in den ländlichen Ansiedelungen wesentlich mit dem System der Bewirthschaftung zusammen; indeß kann auch hier der Umstand mit bestimmend sein, ob die Ansiedler sich so sicher fühlten, daß jeder auf dem eigenen Grund für sich wirthschaften konnte. In Westfalen, dem Lande der einzelnen Höfe, bestehen neben diesen geschlossene ländliche Ortschaften, ein Gegensatz, den man gewiß nicht auf abweichende Nationalität der Bewohner, sondern viel eher darauf zurückführen wird, daß die verschiedene Zeit der Anlegung einer anderen Art des Anbaues den Vorzug gab. Aehnlich ist es mit der Verschiedenheit der Ansiedelungen in den Marken: Wenn man hier die Orte mit gerader Dorfstraße für deutsche Ansiedelungen, die mit im Kreis gelegenen Gehöften für slawische hält, so trifft dies allerdings in einer Anzahl von Fällen zu; wenn man dagegen vor den Thoren Berlins und Potsdams von Deutschen angelegte Dörfer mit angeblich slawischer, von Slawen angelegte mit deutscher Dorflage findet, so wird man sich der Annahme zuwenden, daß die Periode der Niederlassung, und nicht die Nationalität der Ansiedler für die Wahl der Bauart bestimmend war.

In Großpolen entspricht der Gegensatz der zerstreut liegen-

den Wohnplätze gegen die geschlossenen Dörfer oft dem der deutschen Ansiedelungen gegen die slawischen; doch giebt es in einzelnen Theilen dieses Landes deutsche Dörfer mit geschlossener Lage, die in früherer Periode angelegt sind. Der Deutsche, der heut ein polnisches Gut kauft, wird in der Bauart vieles ändern; aber auch der polnische Gutsbesitzer wird sich, sobald er die Vorzüge erkennt, zu ähnlichen Aenderungen entschließen. Der nationale Unterschied eines Ortes wird hier wie an andern Nationalgrenzen weniger in dem baulichen der Anlage zu finden sein, als in den feineren und doch mehr durchgehenden Gegensätzen, in welchen sich auch in Wohnung und Haus die nationalen Eigenschaften ihrer Bewohner spiegeln.

Berücksichtigt man dies, so ist es gewiß unerlaubt, daß Löher — ich entnehme dies Daniels Angaben — vier Arten von Bauerhäusern in Deutschland unterscheidet, davon die drei süd- und westdeutschen nach deutschen Stämmen benennt, und dagegen die ländliche Bauart Nordost-Deutschlands unter dürftiger Charakteristik mit dem Ausdruck slawische bezeichnet. Hätte der so benennende Westdeutsche sich über die vor 1000 Jahren bestandene Grenze bezeben, die ihm gewiß hier vorgeschwebt, und die Dörfer Wagriens betreten, die ihm Andere als vorzugsweise slawische bezeichnen, er hätte niedersächsische Musterwirthschaften gefunden mit echt niedersächsischen Menschen darin. Aber wie verbreitet sind solche irrige Anschauungen selbst unter statistischen Schriftstellern! Sogar der verdienstvolle und sonst so vorsichtige Verfasser der allgemeinen Bevölkerungstatistik leitet die größere Durchschnittszahl der Bewohner eines Hauses in Berlin und Wien im Gegensatz zu Paris von den slawischen Elementen ihrer Bevölkerung her, während sie einfach von der verschiedenen Größe der städtischen Grundstücke herrührt, und die pariser Wohnungen ihren Bewohnern schwerlich größeren Raum lassen, als die der beiden ostdeutschen Hauptstädte den ihrigen.

Charakteristisch ist, was in naher Beziehung zu den Wohnverhältnissen steht, die Richtung der Thätigkeit der Nation, die Vorliebe derselben für gewisse Beschäftigungsarten, der Fleiß und die Ausdauer, womit sie denselben obliegt, und bei der

Wechselwirkung zwischen dieser Thätigkeit und den besonderen Naturverhältnissen des Landes möchte man zweifeln, ob diese dem Volke mehr einen solchen Charakter beilegten, oder die Nation sich ihrer Natur gemäß die Wohnstätte wählte. Bestimmt treten diese Gegensätze heraus, wo Angehörige verschiedener Nationen zusammenkommen, die Wahl der Beschäftigung ihnen freigestellt erscheint und die Erde gleichsam von Neuem getheilt wird. So wenden sich in den neuen Colonisationsländern die Nationen verschiedenen Beschäftigungen vorzugsweise zu, und Aehnliches kann man, wenn auch nur für den kleineren Kreis der städtischen Industrie, bei den Zuzüglern zu den Hauptstädten Europas bemerken. Die Neigung des Deutschen für den Ackerbau hat weite Strecken seiner Cultur überwiesen; sie heftet ihn leichter auch an den fremden Boden, sie macht ihn zum gesuchten Arbeiter zum Vortheil fremder Nationen. Die Vorliebe und das Geschick der Juden für Handelsgewerbe ist ihnen eigen geblieben, auch nachdem ihnen der Betrieb von Ackerbau und Handwerk gestattet worden, während sie in wissenschaftlicher Thätigkeit sich hervorthun, sobald nur die hindernde Gesetzgebung hinwegfällt. Ein deutliches Zeichen, daß der nationale Charakter sich zu bestimmten Arten der Beschäftigung mit Vorliebe hinneigt, geben die Rubriken, unter welche die nationalen Statistiker die Beschäftigungsarten ihrer Nation vertheilen: hier nimmt bei den Italienern der Kaufmann eine hervorragendere Stelle ein, als bei anderen Nationen, bei den Engländern derjenige, welcher sich mit Thieren beschäftigt; so bleibt, wenn gleich ein cultivirtes Volk keiner gewerblichen Thätigkeit mehr ganz entbehren kann, doch auch in dieser Beziehung seine besondere Geistesrichtung erkennbar.

In höherem Grade tritt dasselbe Verhältniß in den eigentlich geistigen Thätigkeiten eines Volkes hervor, in seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen. Nicht allein in dem Maaße der geistigen Thätigkeit unterscheiden sich die Nationen, sondern trotzdem sich die Cultur einer Nation den Einwirkungen fremder Cultur selten ganz entziehen kann, tragen doch ihre Leistungen, soweit denselben ein selbständiger Werth beizulegen ist, ein bestimmtes nationales Gepräge. Das Vorhandensein der-

selben ließe sich gewissermaßen auf die Sinneswerkzeuge zurückführen, denen ihre Pflege vorzugsweise zugewiesen ist, sofern wir für diese eine ursprüngliche Gleichmäßigkeit bei den einzelnen Völkern annehmen könnten. Die schaffende Thätigkeit tritt gewissermaßen in das Auge des Malers; die alte wie die neue Zeit zeigt uns, daß die Ideale der Maler die Schönheit ihrer Nation verkörpern; man kann sogar in Gemäldegallerien bemerken, wie die Copisten italienischer Madonnen diese unwillkürlich in die Madonna ihrer Nation, der Franzose in eine Französin, der Engländer in eine Engländerin verwandeln. Bei der Musik scheint Ohr und Stimme der Nation eigenthümlich zu sein; die echten Volksmelodien der Italiener, der Deutschen, und selbst von diesen verschieden der Schweden und der Normänner, sowie auch (wenn man von den wahrscheinlich verdeutschten absieht) die der slawischen Völker haben einen gewissen der Nation selbst entsprechenden Charakter. Und denselben Charakter finden wir gerade bei begabtesten Künstlern wieder; wir sehen z. B., wie unser genialster Musiker bei der Bearbeitung schottischer Volksmelodien ihnen ihre Originalität nicht durchaus zu erhalten vermochte; wir sehen anderseits, wie bei unserm jetzt bedeutendsten Operncomponisten der nationale Charakter aus der angelernten fremden Schule siegreich herausgetreten ist.

Für die dichterischen Leistungen ist die nationale Sprache das Gesetz, für die wissenschaftlichen Bestrebungen wird sie zur Form des Gedankens; uud man wird auch hier die Bemerkung machen, wie die Reinheit der Sprache sich mit natürlicher Klarheit des Gedankens, die Verderbniß des heimischen Wortschatzes und die Angewöhnung fremden Sprachbaues mit der Vermengung und Verflachung der Gedanken oft vereinigt findet. Zur Unterscheidung der Nationalität können jedoch wissenschaftliche und künstlerische Leistungen selbstverständlich kein genügendes statistisches Kennzeichen abgeben, nicht einmal der verschiedene Grund, auf dem diese geistigen Schöpfungen aufsteigen, der verschiedene Bildungsgrad und die verschiedene Art der Bildung einer Nation. Selbst diese sind nicht unabhängig von äußern Einflüssen, und wenn durch allgemeinere Verbreitung der Volksbildung die deutsche Nation heut allen Nationen vorleuch-

tet, — man kann wohl sagen, überall, wo Deutsche in größerer Zahl sich neben einer andern Nationalität befinden, — so dürfen wir doch nicht vergessen, daß es auch hier einer bildungsfeindlichen Tendenz möglich war und möglich bleibt, schöne Theile derselben in ihrer geistigen Entwickelung zurückzuhalten, während anderseits auch benachbarte, eigener Cultur entbehrende Stämme durch die Theilnahme an deutscher Bildung selbst auf eine höhere Stufe gehoben werden.

(Die Körperbeschaffenheit kein brauchbares Kriterium der Nationalität.) Die vorangegangenen Betrachtungen führen zu dem Schlusse, daß die Kriterien der Nationalität nicht außerhalb des Menschen zu suchen sind, und dann, daß man bei den Verhältnissen, in welchen die menschliche Thätigkeit ihren Ausdruck findet, um so eher einen nationalen Ursprung vermuthen darf, je mehr diese Thätigkeit, äußerer Einwirkung entrückt, aus dem innersten Wesen der Nation hervorgeht. Schon hierdurch gewinnt es den Anschein, als ob das mit der Natur des Menschen innig verknüpfte, aber doch wesentlich geistige Element der Sprache besser zur Kennzeichnung der Nationalität dienen könne, als diejenigen Merkmale, welche mehr nur der physischen Beschaffenheit des Menschen angehören. Indeß steht dies doch nicht ohne Weiteres fest; man möchte vielmehr fragen, ob nicht schon das Aeußere des Menschen selbst zur Bestimmung seiner Nationalität ausreichende Merkmale bietet, und ob nicht, wenn man auf den eigentlichen Wortbegriff der Nation zurückgeht, den man wohl als Geburts-, Ursprungs-, Entstehungseinheit ausdrücken kann, die körperliche Beschaffenheit ein klares Zeichen der physischen Herkunft giebt, das Eingehen auf geistige Elemente dagegen unnützerweise von diesem ersten Wortbegriffe ablenkt. Eine solche Anschauung scheint um so näher zu liegen, als wir in den Zügen der Kinder die der Eltern wiederzufinden pflegen, indeß wir in den geistigen Eigenschaften oft genug eine Abweichung von denen der Eltern wahrzunehmen meinen. Diese Frage erledigt sich jedoch, wie die oben aufgeworfene dadurch, daß ähnlich wie im äußern Leben der Menschen, so auch in ihrer körperlichen Erscheinung sich zwar wesentliche Verschiedenheiten wahrnehmen lassen, welche

in einem gewissen Grade mit der Verschiedenheit der Nationalität verwachsen erscheinen, daß jedoch diese niemals so bestimmt und so durchgehend die Völker von einander sondern, wie es nöthig wäre, um dieselben als statistisches Kennzeichen der Nationalität in Anwendung zu bringen.

Die hervortretenden Verschiedenheiten finden sich sowohl in Betreff der Farbe des Menschen (insbesondere der Hautfarbe), als des Knochenbaues (insbesondere des Schädels); auf beide hat man nacheinander die Unterscheidung der Rassen gegründet, aus beiden häufig auch Gegensätze der nationalen Beschaffenheit entwickelt. Allein die körperlichen Verschiedenheiten, welche innerhalb der einzelnen europäischen Nationen, wie sich dieselben gegenwärtig als besondere Einheiten neben einander stellen, vorhanden sind, sind so mannigfaltig, daß es nicht auffallen kann, daß nicht einmal über die kritischen Unterschiede der Rassen eine vollkommene Uebereinstimmung erzielt ist, die Ansichten über die nationale Körperbeschaffenheit aber bei ihrer Vergleichung untereinander sogar oft wunderliche Widersprüche darbieten.

Dies gilt zunächst in Betreff der Hautfarbe, welche als unterscheidendes Merkmal in den Hintergrund getreten ist, seit man wahrnahm, daß nicht nur innerhalb der einzelnen Menschenrassen ein sehr bedeutender Spielraum gegeben werden mußte, sondern namentlich, daß die Hautfarbe von dem Einfluß des Klimas nicht unabhängig war und bei Versetzung eines Volkes in einen heißeren Erdstrich allmälig dunkelte. Ebenfalls gilt dies von den feineren Unterscheidungen der Farbe, dem Unterschiede der Haare und Augen; blondes Haar und blaue Augen galten und gelten noch heut Vielen als ein charakteristisches Zeichen germanischer Abstammung, so daß man es liebt, in den Völkern, welchen die antiken Schriftsteller diese Eigenschaften beilegen, die Vorfahren der Deutschen zu erblicken, ja daß sogar die Phantasie eines vielgekannten Schriftstellers die geschilderten Sitten solcher Völker ohne Weiteres für germanische angesehen hat. Dennoch, wenn wir sehen, daß das blonde Haar unter keiner der drei germanischen Nationen ganz allgemeine Verbreitung hat (unter den Deutschen ist es wohl am häufigsten bei den Sachsen, sowohl in ihren Stammsitzen als in ihren Colo-

nisationsländern, dann bei den Friesen, unter den Skandinaviern am meisten bei den Schweden verbreitet), noch den germanischen Nationen ausschließlich eigen ist (blondes Haar findet sich oft bei Polen und Großrussen, bei irischen Kelten, mehr vereinzelt bei Italienern und Franzosen, bei Semiten, Mauren, den Lappen Skandinaviens und angeblich auch bei indischen Völkern), so werden wir entweder davon absehen, das Vorkommen desselben auf die Gemeinschaft der Abstammung zurückzuführen, oder wir werden wenigstens Anstand nehmen, die vermuthete Gemeinschaft der Abstammung als mit dem Begriff der Nationalität identisch zu erklären. Ganz ähnlich ist es mit der eigenthümlichen, doch keineswegs gleichmäßigen Bläue der Augen, welche unter den germanischen Stämmen noch mehr verbreitet ist, als das lichte Haar (ich erinnere hier noch besonders an den schwäbischen, und unter den Skandinaviern an den normännischen Stamm), dennoch aber weder bei dem größten Theile der Germanen, noch auch bei diesen ausschließlich sich vorfindet.

Was den Körperbau anlangt, so hat man nicht nur eine durchschnittliche Verschiedenheit der Größe zwischen einzelnen Menschenrassen, sondern auch zwischen bestimmten Nationen wahrgenommen. Sie tritt zwischen den germanischen Völkern und ihren romanischen, slawischen, finnischen Nachbarvölkern hervor; sie zeigt sich z. B. im preußischen Staate bei den militärischen Aushebungen in dem kleineren Wuchse der Einwohner der stark slawisch und namentlich der littauisch gemischten Bezirke. Aber ebenso zeigt sich, daß diejenigen Theile des Staates, in denen, soweit die historische Kenntniß zurückgeht, der sächsische (und bez. der schwäbische) Stamm unvermischt oder in sehr geringer Mischung mit andern wohnt, sich durch den größten Wuchs der Einwohner auszeichnen, — zugleich ein klares Zeichen, wie irrthümlich die oft gehörte Ansicht ist, daß ein Volkstamm zu seinem körperlichen wie geistigen Gedeihen der Mischung mit anderen Stämmen bedürfe. Die Verschiedenheit der Körpergröße der Nationen tritt jedoch nur in den Durchschnittszahlen hervor, um welche sich die Einzelgrößen gruppiren, auf deren besondere Gestaltung schwerlich die Abstammung allein, sondern wohl oft genug auch die äußeren Lebensverhältnisse des

Heranwachsenden, unter denselben vielleicht vorzugsweise die günstigeren oder ungünstigeren Verhältnisse der Ernährung und der Körperthätigkeit einwirken.

Ein besonderes Gewicht hat man zur Unterscheidung der menschlichen Rassen auf die Gestaltung des Kopfes und seiner einzelnen Theile, und hier insbesondere auf die Schädelbildung gelegt; doch ist man bei diesen Untersuchungen innerhalb der einzelnen Rassen Verschiedenheiten begegnet, bei welchen es dahin gestellt bleiben muß, inwieweit sie sich durch Mischungsverhältnisse erklären lassen. Bestätigt es sich, daß in andern Klimaten auch der Bau des Kopfes und seiner einzelnen Theile wesentliche Veränderungen erleidet, so wäre allerdings die Unmöglichkeit dargethan, auf diesem Wege die Abstammung des Menschen festzustellen. Aber auch eine solche Wahrnehmung würde nicht genügen, diese Forschungen, welche mit Recht immer mehr ins Einzelne fortschreiten, fallen zu lassen. Dieselben können vielmehr auch dann dazu dienen, das innerhalb der einzelnen Nationen annähernd Uebereinstimmende von dem völlig Abweichenden, und insofern das mehr Wesentliche von dem Unwesentlichen zu sondern. Solche Messungen können das nöthige Material geben, um auftauchende Ansichten über nationale Eigenthümlichkeiten zu unterstützen oder sie abzuweisen; sie können zeigen, ob die Behauptung Huschkes, welche L. Diefenbach in seiner Völkerkunde anführt, daß die Germanen und Juden neben dem alten Hellenenvolke die größte Schädelcapacität besitzen — eine Ansicht, die der Vergleich mit Romanen und Slawen in vielen Einzelfällen zu bestätigen scheint, in andern wieder anzweifeln läßt, — auf mehr als einseitiger Wahrnehmung beruht; sie können der in demselben Werke citirten Ansicht Pruners, daß die Süddeutschen Langköpfe, die Norddeutschen Kurzköpfe haben, — einer Ansicht, die sich wohl nur dadurch erklären läßt, daß derselbe sich nie auf friesischem oder sächsischem Boden bewegt hat, — die klaren Zahlenergebnisse entgegenstellen.

Ist es hiernach mindestens zur Zeit unmöglich, die Verschiedenheit der Nationalität auf ein bestimmtes körperliches Merkmal zu gründen, so wird man doch anderseits zugeben, daß bei aller Verschiedenheit der einzelnen Angehörigen einer Nation es ein bestimmtes, vielen gemeinsames Gepräge giebt, wel-

ches man wegen dieser Gemeinsamkeit wohl als nationales bezeichnen möchte. Dieser Typus besteht nicht allein in gewissen Maaßen und Farben; er besteht in der Gesammtheit der äußeren Erscheinung und zwar ebensowohl in Haltung und Bewegung des Körpers, als in den Zügen und dem Ausdrucke des Gesichts, namentlich in Blick und Rede. Ein solches körperlich-seelisches Gepräge ist es, was uns den Nationaltypus des Franzosen, Italieners, Engländers, Russen u. s. w. auch dann bei Individuen festhalten läßt, wenn diese in einem oder dem anderen Theile der Gesammterscheinung einander sehr unähnlich sind; bei einem Individuum in besonderer Schärfe hervortretend, läßt es dessen Abstammung selbst da erkennen, wo die äußere Umgebung desselben nicht auf solche hinweist. In gleicher Weise kann diese körperlich-seelische Aehnlichkeit der Glieder eines Volkes untereinander und ihre deutliche Unähnlichkeit gegen ein Nachbarvolk manchen nützlichen Wink für die Verhältnisse seiner Abstammung geben; sie tritt eben da am stärksten heraus, wo unvermischte Völker an einander stoßen. Daß aber ein solcher Typus als allgemeines Merkmal der Nationalität nicht brauchbar ist, liegt nicht allein darin, daß er bei einzelnen Individuen bis zur Unkenntlichkeit abgeschwächt ist, sondern noch mehr darin, daß ihm der Begriff eines Verbindenden für die Nation nicht zukommt, daß nämlich innerhalb derselben Nation verschiedene Stämme und selbst Theile von Stämmen wieder abweichendes Gepräge zeigen, mitunter so abweichendes, daß man seine Entstehung auf besondere Völkermischung zurückführt oder eine solche vermuthet, wo man sie nicht nachweisen kann.

Um nur einige Beispiele anzuführen, so steht auf den britischen Inseln nicht nur der Brite, Gaele, Ire (letzterer seiner Abkunft nach auch in Englands Industriestädten oft erkennbar) dem Niederschotten und Angelsachsen äußerlich gegenüber, sondern auch derjenige Theil der Irländer, welcher überwiegend germanischer Abkunft ist, hat eine von der eigentlich englischen wesentlich abweichende Erscheinung, und in England selbst tritt noch jetzt die Abweichung des sächsischen und anglischen Typus (ja angeblich sogar des jütischen in Kent) deutlich hervor. — In Skandinavien hat der dänische Volkstamm ein von den übrigen Stämmen so abweichendes Gepräge, welches den Schwe-

den gegenüber sich sogar in dem einst dänischen Schonen erhalten hat, daß an der Möglichkeit gemeinschaftlicher Abkunft gezweifelt worden ist; der Jüte, der die dänische Sprache redet, steht, (wenigstens in den südlichen Theilen) dem Friesen äußerlich näher als dem Dänen.

Gegen die Südgrenze der deutschen Nation begegnet man im Etschthale mitunter einem ähnlichen Volkstypus, wie auf den Straßen Venedigs, beide der vorwiegenden Bevölkerung fremd, aber unter einander gemeinsamer Abstammung (Ladiner, Furlaner), die Einen Deutsche, die Andern Italiener geworden. Unter den Italienern scheint der Toscaner auch äußerlich dem Deutschen näher zu stehen, als der Lombarde, wie auch der Ton seiner Rede uns heimischer klingt; bei dem burgundischen Theile der französischen Nation finden wir häufig einen germanischen, dem alemannischen sich nähernden Typus, der sich durch stärkere Blutmischung wohl erklärt.

Bei den Deutschen selbst hat jede der großen geschichtlichen Stammeseinheiten ihr besonderes Gepräge aufzuweisen, manche mehr als eins — so bei dem sächsischen Stamme, wo der Ostfale von dem Westfalen abweicht, anscheinend stärker als der Sachse, der die Länder an der Ostsee bewohnt. Dazwischen finden sich auch Misch- oder Uebergangstypen, deren Beschaffenheit darauf schließen läßt, daß die Abstammungsverhältnisse wesentlich andere sind, als man nach dem Dialekt vermuthen möchte, so bei den Bewohnern des meißener Landes, deren Typus dem sächsischen so ähnlich ist, daß man auf starke sächsische Blutmischung schließen kann, obwohl der Dialekt nicht niederdeutsch ist, wogegen umgekehrt bei dem niederrheinischen Franken der Typus mehr fränkisch, der Dialekt mehr niederdeutsch ist. Sehr auffällig ist ferner die Verschiedenheit des nationalen Typus an mehreren Stellen der deutschen Westgrenze, so zwischen den Vlamen und den Wallonen, haupsächlich wohl dadurch, daß den letzteren ein stark romanisches Gepräge geblieben ist, — dann wieder zwischen den stark keltisch gemischten Lothringern im oberen Moselthale und den Alemannen der Rheinebene, hier deshalb, weil dem alemannischen Volkstamm des Elsasses das reinste Gepräge deutscher Abstammung aufgedrückt ist, so unverkennbar, daß es demselben selbst dann bleiben wird, wenn es dem jeder

Nationalität feindlichen franco-gallo-romanischen Mischvolke gelingen sollte, ihn mit französischem Linsengericht um sein köstlichstes Erbtheil, die deutsche Sprache, zu betrügen.

(Gemischte Abstammungszeichen nicht ausreichend zur Feststellung der Nationalität.) Die Absonderung der Nationen nach der Abstammung der Individuen, wie sie bei manchen statistischen Aufnahmen, insbesondere auch im preußischen Staat, versucht worden, ist deshalb theoretisch unrichtig und praktisch nicht wohl ausführbar, weil sie voraussetzen würde, daß die zu verschiedenen Nationen gehörigen Individuen sich nur untereinander fortgepflanzt hätten, oder aber, daß durch jede vorgekommene Mischung eine neue Nationalität entstanden sei. Beides trifft nicht zu; wir wissen nicht nur, daß in bestimmten historischen Perioden durch Völkermischung neue Nationen entstanden sind, sondern wir können sicher annehmen, daß die Wanderungen der Völker auch dann, wenn sie nicht neuen Nationen ihre Entstehung gaben, doch in der Regel dazu gedient haben, in gewissem Grade die Reinheit der Abstammung zu beeinträchtigen. Was wir in ausgedehntem Maaße in den neuesten Jahrhunderten bei den Wanderungen größerer Gruppen wie einzelner Individuen in die Sitze anderer Völker sehen, dürfen wir, wenn auch in geringerem Maaße, für frühere Zeiten annehmen; die Gemeinschaft der Fortpflanzung zwischen dem siegenden und dem besiegten Volke zeigt uns die frühere, die zwischen dem Herrn und Sclaven noch die heutige Zeit. Zu welcher Nation will nun der, welcher die Abstammung für maaßgebend hält, die schon nicht wenigen Nachkommen deutscher und jüdischer Abstammung rechnen, auch wenn denselben das äußere Gepräge des einen oder anderen Volkstamms bleibt? zu welcher Nation die schon schwerer kenntliche Mischung romanischen und semitischen Blutes, oder der Angehörigen zweier indoeuropäischen oder gar zweier germanischen Nationen?

Die Buchführung über die Menschheit giebt uns nicht das Material, die Abstammung der Individuen festzustellen. Wie viele Menschen kennen auf zehn Generationen zurück die tausend Väter und Mütter, denen sie ihr Dasein verdanken; und giebt es auch nur einen Menschen, der seine Abstammung auf zwanzig Generationen zurück, d. h. bis zu der Million von Namen

verfolgen könnte, welche dort als seine Vorfahren erscheinen (unter denen allerdings dasselbe Individuum tausendfach und öfter enthalten sein kann)? Und könnten wir zwanzig Generationen zurückgehen, hätten wir dann Individuen vor uns, deren Abstammung wir kännten; führt nicht die Frage nach der Abstammung der Individuen wie der Völker zu dem großen Räthsel hin, zu dem Ursprung des Menschengeschlechts? zu der Frage, ob die Menschheit von einem Paare ausgehend sich erst in Rassen und Völker sonderte, oder ob sie in gegebener Verschiedenheit der Rassen und Völker ins Leben trat, — zu der Frage, deren wissenschaftliche Lösung erst dann versucht werden kann, wenn man nicht mehr in demjenigen, welcher die gemeinsame Abstammung der Menschen behauptet, den unkritischen Wortgläubigen mosaischer Tradition, noch in dem, der ihre ursprüngliche Verschiedenheit annimmt, den grundsätzlichen Vertheidiger unmenschlicher Institutionen erblicken wird.

Durch das vorhin Gesagte wird auch die Annahme widerlegt, als ob der Name eines Individuums von seiner Abstammung ausreichende Kenntniß gebe. Der Name, insofern er vom Vater auf den Sohn übergeht, ist nicht nur deshalb ein sehr unzureichendes Merkmal, weil er je nach der Verschiedenheit des Volkstammes nur auf eine gewisse Zahl von Generationen zurückführen würde, sondern noch mehr deshalb, weil er in ungerechtfertigter Weise nur ein Mitglied aus der sich mit jeder Generation verdoppelnden Zahl der Vorfahren herausgreift. Denn, ganz abgesehen davon, daß für einen immerhin nicht unerheblichen Theil der Bevölkerung nicht einmal die sichere Angabe des Namens des Vaters möglich ist, — wer möchte behaupten, daß der Sohn mehr des Vaters als der Mutter Art erhalte, wo zahllose Beispiele zeigen, wie gerade in dem Sohne die mütterliche Art im Charakter wie in den Zügen wiederkehrt, und eine richtig fühlende Redeweise gerade die innigsten Beziehungen: den körperlichen Ursprung, die erste Nahrung, den angeborenen Verstand (den Mutterwitz), die Sprache, welche das Kind redet, von der Mutter, — die äußeren Beziehungen in Land, Stadt und Haus dagegen vom Vater herzuleiten gewußt hat. Konnten die Piastenherzoge Niederschlesiens dem slawischen Stamme noch zugerechnet werden, nachdem durch

mehrere Generationen die deutschen Hausfrauen dem deutschen Blut und der deutschen Art das Uebergewicht verschafft hatten? kann man noch heut die Herzoge von Mecklenburg dem Stamme der Obotriten zuzählen, in denen — in Folge der fortgesetzten Heirathen mit deutschen Frauen — der Antheil slawischen Blutes, eine arithmetisch gleiche Vertheilung angenommen, jetzt wohl kaum eines Haares Schwere wiegen wird?

Hierzu kommt, daß in dem vom Vater übergehenden Namen nicht einmal seinem sprachlichen Ursprunge nach ein Abstammungszeugniß gegeben ist. Viele deutsche Familien haben bei der Uebersiedelung in ein fremdes Land, und sogar bei der Eroberung des Landes durch Fremde ihre angestammten Namen gegen fremde vertauscht, oder sie bis zur Unkenntlichkeit entfremdet. Viele andere haben (wie neuerdings die jüdischen Familien in Deutschland sich häufig von deutschen Ortsnamen ihre Familiennamen ableiteten) ihre Namen von ihren Wohnsitzen und Besitzungen hergeleitet. Nun giebt es allerdings auch solche, die von den Namen der Ortschaften ohne Weiteres auf die Nationalität ihrer Einwohner schließen möchten; daß dies aber unzulässig ist, zeigen z. B. die Verhältnisse der Kurmark Brandenburg, in welcher nicht nur neu angelegte erblühende deutsche Orte mit den Namen der anstoßenden slawischen Fischerorte belegt wurden, sondern auch nach der Germanisirung des Landes noch Hunderte von Wohnplätzen, welche Deutsche auf unbebautem Boden anlegten, mit slawischen Localnamen benannt wurden und selbst in unserer Zeit noch mit solchen benannt werden; in gleicher Weise sind die französischen Colonisten in der Kurmark nicht in Ortschaften mit französischem Namen (deren es ja hier einige giebt), sondern ausschließlich in deutsch oder slawisch benannten Orten zu suchen. In den Localnamen, welche sehr leicht zu Namen der Wohnplätze erhoben werden, zeigt sich allerdings die zeitweise Einwirkung einer bestimmten Nation, nicht selten auch auf einander folgender Nationen. Ihr Vorkommen kann die Grenzen bezeichnen, welche dieser Einfluß zu irgend einer Zeit gehabt hat; aber diese Grenze ist nicht nothwendig die der Völkermischung, noch weniger ist sie die wirkliche Grenze der Nation; diese letztere zeigt uns nur das lebendige Wort in der Sprache der Völker.

Dagegen hat man neuerdings umgekehrt versucht, aus der gegenwärtigen Sprache der Völker Schlüsse auf ihre Abstammung zu ziehen. Von der Wahrnehmung ausgehend, daß die untergeordneten Rassen sich unvollkommener, zum Gedankenausdruck weniger geeigneter Sprachen bedienen, hat man versucht, an Stelle der körperlichen Aehnlichkeit der Menschen die Aehnlichkeit der Sprachen zu setzen, und so eine neue Völkertafel gebildet, welche, obwohl sie manche Völkergruppen derselben Rasse von einander entfernt und durch die Anthropologie schärfer unterschiedene Rassen einander näher stellt, doch die früheren Unterscheidungen nicht umstößt. Die Zweifel über die Abstammung der Völker erschienen nun gelöst, und auch wo die äußere Beschaffenheit der Völker, wie bei den Magyaren und den osmanischen Türken (— ob vielleicht aus Mangel an genügender Zahl von Beobachtungen der zu diesen Völkern gehörigen Individuen? —) von der der stammverwandten finnischen und türkischen Völker allzusehr abzuweichen schien, gab doch die Sprache das Zeichen, daß auch sie zur mongolischen Menschenrasse gehören. Die Unvermischtheit der Sprache schien den Beweis zu geben, daß eine starke körperliche Vermischung dieser Völker nicht stattgefunden haben könne, und ein auf dem Gebiete der keltischen Sprachen berühmter Sprachforscher, der Verfasser der Vorschule zur Völkerkunde, indem er in diesem ausgezeichneten Werke die Ansicht ausspricht, daß die Sprache zwar — in gewissen Fällen — in fast widersinniger Unabhängigkeit von dem Bau der Menschen, aber desto enger mit seiner Abstammung verknüpft sei, läßt hiermit geradezu die Sprache als Kriterium der Abstammung gelten. Man mag diese Ansicht, im Hinblick auf den von demselben Gelehrten zugegebenen Austausch der Muttersprache bei keltischen und iberischen Völkern, und auf den von andern behaupteten Sprachenaustausch des Volkstammes der Bulgaren, sowie gewisser finnischer Völker in den Wolgaländern für irrthümlich oder zuweitgehend halten; dennoch hat sie insofern ihre feste Berechtigung, als sie auf dem Gefühle ruht, daß die physische Abstammung dem Sprachverhältnisse gegenüber an Wichtigkeit zurücktritt, und daß die Sprache bei der Unterscheidung der Völker um so mehr an die Stelle der Abstammung treten muß, je mehr wir außer Stande sind,

die physische Abstammung aller Menschen mit Sicherheit festzustellen.

Eben deshalb ist der Versuch nicht gutzuheißen, bei Unterscheidung der Nationen neben der Sprache auch die oben angegebenen nationalen Eigenthümlichkeiten als maaßgebend hinzustellen, und bei der Darstellung der ethnographischen Verhältnisse die thatsächlichen Sprachverhältnisse mit Rücksicht auf andere Elemente zu modificiren. Die Tendenz zu solcher Vermittelung findet sich insbesondere in dem großen Werke des vormaligen Directors der administrativen Statistik, Freiherrn von Czörnig, der ethnographischen Karte der österreichischen Monarchie. Bei Sammlung des Materials zu derselben durch die Administrativbehörden — deren Instruction nebst den Formularen leider in dem dreibändigen Texte keine Stelle gefunden hat — ist offenbar auf das Sprachverhältniß das hauptsächliche Gewicht gelegt, auch (nach einer auf dem Berliner Congreß gemachten Mittheilung) bei der Zählung von 1850, deren Resultate jedenfalls für dieses Werk mitbenutzt wurden, die Muttersprache der Einwohner ermittelt worden. Der nach sechzehnjähriger Arbeit (1857) erschienene, mit ausgezeichneter Klarheit gearbeitete Text der allgemeinen Ethnographie spricht (mit Ausnahme einer Parenthese auf einem später als Carton hinzugekommenen Blatte und des einmal vorkommenden Ausdruckes Stammes- und ethnographische Grenze) durchgehends nur von Sprachgebieten, Sprachgrenzen, Sprachinseln, Sprachbezirken; zur Begrenzung der einzelnen Völkerstämme, heißt es daselbst, biete die Sprache das geeignetste Mittel; auf die Verschiedenheit der Volkseigenthümlichkeit geht die allgemeine Ethnographie nur da zurück, wo wie bei den einzelnen cechischen und den einzelnen serbischen Stämmen der Sprachunterschied in den Hintergrund tritt, mit anderen Worten, wo es sich nicht um die Unterscheidung von Sprachen, sondern von Mundarten handelt. In diesem Sinne spricht die allgemeine Ethnographie von Bewahrung der Nationalität, von germanisirten Cechen, und zählt die jüdischen Gemeinden gewisser Landestheile in sprachlicher Hinsicht zu den deutschen Inseln; auch die Anmerkungen erwähnen die einstige weitere Verbreitung der deutschen Zunge in jetzt slowakischen

Gegenden, italienische Orte, welche noch vor Kurzem deutsch waren u. s. w. — Ganz anders aber in der Vorrede zu dem Gesammtwerke: Hier ist nur von ethnographischen Grenzen und Inseln die Rede, und eine Anmerkung belehrt uns, daß „der im Text gebrauchte Ausdruck von Sprachgrenzen und Sprachinseln lediglich gebraucht wurde, weil er bisher üblich und leicht verständlich ist". „Bei der ersten Ausfertigung der Karte," heißt es einige Seiten vorher, „waren in dem cechischen Antheile von Böhmen und Mähren mehrere Städte und Marktflecken als deutsch-cechisch gemischt bezeichnet, da dort vorwiegend deutsch gesprochen wird; diese deutsche Bezeichnung mußte bei strenger Festhaltung des ethnographischen Principes im Gegensatze zum sprachlichen entfallen, da die dortige Bevölkerung, wenn sie gleich neben ihrer Muttersprache deutsch spricht, dem cechischen Volkstamme fast ausschließlich angehört."

Eine solche Abänderung würde gewiß berechtigt gewesen sein, wenn sie auf Grund richtigerer Aufnahmen über die Sprachverhältnisse selbst, unter Zurückgehen auf die eigentliche Familiensprache der Einwohner erfolgt wäre. Daß solche Ermittelungen stattgefunden haben, wird indeß nicht gesagt; es wird zunächst in dem bezeichneten Falle dadurch unwahrscheinlich, daß ein namhafter sprachkundiger Geograph auf seinen Wanderungen am Südwestabhange der Sudeten die Sprachverhältnisse in verschiedenen Orten in der That anders fand, als sie die Czörnigsche Karte angiebt, und zwar mehr zu Gunsten der deutschen Nation. Es wird ferner dadurch unwahrscheinlich, daß, wo eine zweite Aufnahme wirklich ausgeführt worden ist, nämlich bei Feststellung der Grenze zwischen den Italienern und Kroaten in Istrien, die Sprachverhältnisse offenbar nicht die alleinige Entscheidung gegeben haben, vielmehr, wie es nach der betreffenden Darlegung scheint, auf die Tracht und Sitte als Abstammungszeichen ein vorzügliches Gewicht gelegt worden ist, und erst, wo diese widersprechende Resultate ergaben, der nationale Charakter der Mundart den Ausschlag gegeben hat. Es wird endlich noch dadurch unwahrscheinlich, daß die Vorrede der großen Schwierigkeiten gedenkt, welche „die der festen Begrenzung beinahe entbehrende Durchdringung des deutschen und

slowenischen Volkstammes in Steiermark und Kärnthen" dargeboten hat; denn die Schwierigkeiten konnten hier, sobald man sich darauf beschränkte, die Sprachverhältnisse festzustellen, nicht so bedeutend sein, da beide Sprachen sich ganz bestimmt von einander unterscheiden; eine falsche Tendenz, die Abstammung ermitteln zu wollen, hat aber diese Schwierigkeiten hineingebracht und damit wahrscheinlich — man erinnere sich, wie die Zeitungen von einem Proteste berichteten, der von einer Anzahl deutscher Gemeinden des marburger Kreises gegen die ihnen angemuthete slowenische Nationalsprache erhoben wurde, — auch den Werth des Aufnahmeergebnisses beeinträchtigt.

Offenbar hat im Laufe der Arbeit das Bestreben, das ganze Werk auf historischen Boden zu stellen, welches anderseits eine Fülle von ethnographisch wichtigen Materialien zur allgemeinen Kenntniß gebracht hat, den statistischen Charakter des Unternehmens allmählich in den Hintergrund gedrängt. In der Vorlage 11 an den statistischen Congreß zu Wien (bis zu welchem das große Werk vollendet wurde), der „Statistik der ethnographischen Verschiedenheiten in der Bevölkerung eines Staats mit Berücksichtigung ihres Einflusses auf Leben, Sitte und Bildung", ist die ethnographische Verschiedenheit identisch mit der Verschiedenheit der Nationalitäten; diese Verschiedenheit erscheint aber als eine von vorn herein — also wohl durch die Abstammung — gegebene. Die ethnographisch statistischen Momente 1 bis 3 des Programms sprechen von den Gebieten und Wohnsitzen der Völkerstämme und von der Zahl der jedem Volkstamme angehörigen Bewohner, ohne zu sagen, woran solche zu erkennen sind, — und im vierten Moment, „Charakteristik der Volkstämme" ist die Sprachverschiedenheit nur als ein dritter zu behandelnder Punct neben oder vielmehr nach der geistigen Eigenthümlichkeit und der physischen Ausbildung der Völker erwähnt.

Worin liegt aber die bewegende Ursache dieser Umkehr vom richtigen zum unvollkommenen Princip? worin liegt es, daß die Abweichungen von den vorgefundenen Sprachverhältnissen zum Nachtheile des deutschen Volkstammes gegenüber dem cechischen (allerdings vermuthlich umgekehrt zu Gunsten des deut-

schen gegenüber dem magyarischen) ausgefallen sind, während die wirklichen Abstammungsverhältnisse in Böhmen und Mähren eher das Umgekehrte hätten ergeben müssen, wenn anders Czörnigs eigene Bemerkung richtig ist: daß „die Zähigkeit des ethnographischen Momentes freilich bei den Deutschen die am wenigsten nachhaltige“ sei? Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich diese Ursache in dem Werke finde, dessen die Vorrede Seite 6 mit Bewunderung gedenkt, der auf keiner statistischen Grundlage beruhenden ethnographischen Karte eines sprachgelehrten Panslawisten, des Landsmannes des Directors der administrativen Statistik Oesterreichs. Diese Karte mag für den österreichischen Staat eine höhere Bedeutung haben, als ihr für den preußischen zusteht, in dem ihre Grenzlinien der wirklichen Sprachgrenze und sicher auch der Stammesgrenze wenig entsprechen; jedenfalls aber muß es einem Statistiker zum Vorwurf gereichen, wenn er sich durch dieselbe verleiten ließ, das Licht des statistischen Kriteriums zu verlassen und sich nebelhaften ethnographischen Vorstellungen hinzugeben, in welchen Wahrheit und Dichtung nicht immer sich scheiden läßt.

(Die nationale Einheit in der Volksprache.) Die Sprache ist das unverkennbare Band, welches alle Glieder einer Nation zu einer geistigen Gemeinschaft verknüpft; in der ersten menschlichen Gemeinschaft durch das Bedürfniß des gegenseitigen Verständnisses erzeugt, bewirkt sie fortdauernd die Möglichkeit dieses Verständnisses. Das Kind, bei der Geburt schon mit solchen körperlichen Anlagen begabt, die es für den Gebrauch der Sprache der Eltern gleichsam vorbereiten, empfängt mit der Sprache des Hauses die erste Besonderheit des menschlichen Lebens; in ihr erfreut es sich des menschlichen Ausdrucks und damit des Bewußtseins; in der Familiensprache entwickelt es die Fähigkeit zu denken.

Weiter ist die Sprache die Bedingung des geselligen Lebens von Haus zu Haus, von Ort zu Ort: schon die Sprache eines andern Hauses scheint dem Kinde eine andre, die Sprache der Schule ist anders als die gewohnte, aber mit Leichtigkeit vermittelt es diese mit jener; das örtliche Zusammenleben erhält der Stadt, dem Dorfe gewisse leichte Eigenthümlichkeiten im

Ausdruck wie in der Wahl der Worte, aber den Bewohnern der Nachbarorte sind sie nicht unverständlich. Abgeschlossene Thäler wissen sich sprachliche Besonderheiten zu bewahren; Landstriche, deren Bewohner eine lange Gemeinschaft des Verkehrs und des Connubiums verknüpft, gewinnen eine gewisse Uebereinstimmung der Mundart, die sie von den anstoßenden Landstrichen unterscheidet. Aber der Hineinkommende schließt sich ihnen an; mit wunderbarer Schnelligkeit — wie oft sehen wir dies bei Kindern — fügt er sich dem neuen Dialekt und mischt im allmählichen Uebergange den gewohnten Ausdrücken die neuen. Er thut dies unbewußt; er merkt es nicht, wie sich seine Sprache bereichert und verwandelt, denn er weiß, daß er in seiner Sprache geblieben ist. So ist, soweit dieselbe Sprache reicht, die Berührung der Sprachgenossen der Austausch der mannigfaltigen Ausbildung des innerlich Einen; und so verschieden die Abweichung der Geistesbildung zugleich das Verständniß des Individuums setzt, überall ist es über den Kreis des täglich gewohnten Umganges hinaus der Aufnahme weiteren Sprachausdruckes fähig; überall ist innerhalb derselben Nation die Möglichkeit des Verständnisses gegeben, wenn auch dem wenig entwickelten nur von Ort zu Ort, und kaum dem reifen Geiste von der äußersten bis zur äußersten Grenze.

Ganz anders bei der Berührung mit einer fremden Sprache. Das Entgegenkommen des Verständnisses fehlt; die natürliche Gemeinsamkeit der Vorstellungen wird nicht mehr empfunden; der Fremde steht außerhalb unseres Anschauungskreises und seine Sprache hat für uns nur den Werth der thierischen Laute, er ist für uns ein Stummer. Die nothwendige Verständigung geschieht durch Zeichen, welche die Gegenstände des Redens für einen jeden verkörpern; sie geschieht dann in der Sprache desjenigen, mit welchem die Verständigung nöthig ist, dessen Ort, dessen Haushalt betreten wird; die gebrauchten Worte sind jedoch nur eine Uebersetzung der gedachten eigenen, welche durch die Vermittelung des Erlernens aus der eigenen Sprache heraus bewirkt wird. Dies Erlernen, es sei nun, daß es mit dem Aufraffen einer Anzahl der nöthigsten Worte, oder auch daß es — wie bei uns meist der Fall — mit der syste-

matischen Kenntnißnahme von dem Bau der Sprache beginne, ist immer ein bewußtes; die erlernte Sprache steht so sehr außer der eigenen und erscheint so sehr als angelernt, daß sie den nicht Nachdenkenden sogar an dem Fremden wie eine gut erlernte erscheint.

Das Erlernen beschränkt sich da, wo es durch ein Bedürfniß hervorgerufen ist, auf denjenigen Umfang, welcher durch die Zwecke der Verständigung bedingt wird; man bedient sich der fremden Sprache so weit, als es nothwendig ist, dem Fremden die eigenen Vorstellungen klar zu machen. Die Zweiheit der Sprachen bleibt daher bestehen und das Bedürfniß der Verständigung führt nicht dazu, daß diejenigen, welche derselben bedürfen, sich eine gemischte Sprache erfinden; denn die Bildung einer solchen, die Wahl der Worte, die Mischung des Sprachbaues würde ja erst durch die beiderseitige Handhabung beider Sprachen möglich sein. Das Vorhandensein gemischter Sprachen darf hierin nicht irre machen: sie sind nicht durch Willkür oder durch Vertrag der Individuen erfunden und gemacht, sie sind eben so sehr besondere Sprachen, wie diejenigen, aus welchen sie entstanden sind; sie sind lebendige nationale Einheiten, die wie alles Lebende nicht künstlich erzeugt, sondern natürlich geworden sind, und deren Werden, auch wenn es unter den Augen der Geschichte erfolgt ist, dennoch in seinem Schöpfungsproceß uns nicht weniger verhüllt ist, wie die Entstehung der ursprünglichsten Sprachen der Menschen.

Das Erlernen einer fremden Sprache nähert uns dem fremden Geiste und läßt uns die fremde Anschauungsweise verständlich werden. Wer einer zweiten Sprache hinreichend mächtig geworden ist, ist in die Möglichkeit versetzt, diese Sprache zum Träger seiner Gedanken zu machen. Dieser Wechsel wird jedoch nicht durch seine eigene Bemühung unmittelbar herbeigeführt, er geschieht vielmehr durch einen inneren Drang, durch eine Veränderung, welche in der Denkweise des Individuums eintritt, und welche von ihm zwar vorbereitet, in Betreff der Wirklichkeit ihres Eintretens aber nicht vorgeschrieben werden kann.

So lange nämlich der Gebrauch der fremden Sprache nur

aus äußerer Nothwendigkeit, oder bei bestimmter Gelegenheit zu bestimmtem Zwecke geschieht, so lange ist die fremde Sprache noch nicht zur eigenen geworden, die Grundlage des Denkens des Individuums noch unverrückt. Vor allem ist das äußere Aufdrängen einer fremden Sprache im öffentlichen Leben fast einflußlos, so ihre vorgeschriebene Anwendung im Militärdienst, vor Gericht, in der Gemeindeverwaltung, beim Gottesdienst und in den meisten Fällen selbst beim Unterricht, wo sie zunächst nur die leidende Theilnahme des Individuums in Anspruch nimmt, und damit leicht zur Folge hat, daß die Theilnahme desselben sich aus einer thätigen in eine möglichst wenig thätige verwandelt; in solchen Fällen entsteht dann (namentlich beim Unterricht) oft die Frage, ob die Nachtheile der Unthätigkeit die des Zuwiderhandelns überwiegen, und führt zum Umgehen und Uebertreten der Vorschrift. Aber auch wo eine fremde Sprache freiwillig in der Thätigkeit eines Individuums zur Anwendung gebracht wird, wo sie zum Zwecke seiner Erwerbsthätigkeit von demselben gesprochen werden muß, oder wo der geistige Erwerb eines Individuums durch das Studium der fremden Sprache vermittelt werden muß, erhält diese damit doch nicht nothwendig das Uebergewicht über die eigene Sprache desselben; Beispiele für das erstere geben die unter den Polen lebenden Juden, für das letztere die Thätigkeit deutscher Gelehrten in den letztvergangenen Jahrhunderten. So lange noch, aus dem Erwerbsleben oder vom Studium zur heimischen Familiensprache zurückgekehrt, der ruhende Geist sich im alten Vorstellungskreise bewegt, so lange ist ihm die Verwendung der fremden Sprache nur gleich der Rolle des Schauspielers, von der nach beendigter Darstellung nichts an dem Menschen zurückbleibt. Anders ist es, wenn die fremde Sprache zur heimischen wird, wenn sie den Kreis der Familie, oder so fern die eigentliche Familie fehlt, denjenigen Umgangskreis betritt, in welchem der Einzelne sich zu Hause fühlt, — wenn jemand zum Gliede einer Familie wird, in welcher die fremde Sprache wohnt, oder wenn er der fremden Sprache mächtig sie zum ausschließlichen Gebrauch in seine Familie einführt; die Einwirkung ist da am mächtigsten, die

Möglichkeit des Ueberganges von einer Sprache zur andern am ersten und leichtesten gegeben.

Aber eben darin, daß durch das Erlernen der fremden Sprache die Möglichkeit gegeben wird, sie zur Familiensprache zu erheben, liegt es, daß mit dem Erlernen derselben auch eine gewisse Gefahr für die Nationalität verbunden ist. Deshalb warnte mit Recht Ernst M. Arndt die Deutschen vor dem Gebrauche der Sprache ihrer Nachbarvölker — damals wohl nicht ahnend, daß im Laufe des folgenden halben Jahrhunderts eine nicht benachbarte Sprache der deutschen Nation ebenso und mehr gefährlich werden würde, als die der anwohnenden Nationen. Und mit treffender Richtigkeit fügt er hinzu, daß man solche fremden Sprachen wohl lesen und verstehen dürfe, damit man der Bildung, Wissenschaft, Kunst und Art auch des fremden Lebens genießen könne; aber sprechen soll man sie nicht!

Nun darf man nicht übersehen, wie die Anwendung dieses Rathes voraussetzt, daß bei persönlicher Berührung mit Angehörigen einer fremden Sprache die Kenntniß derselben auf beiden Seiten hinreichend vorhanden sei, daß eben ein jeder im Stande sei, die Worte des fremden Vorstellungskreises in die des seinigen zu übersetzen; ist dies der Fall, so wird nicht allein die Gefahr für die Nationalität beseitigt, sondern im Gegentheile die Nationalität dadurch gehoben, daß in dieser Weise die Sprachen sich gegenübertreten. Die Erweiterung der Bildung in unserem Jahrhundert bereitet diesen Fortschritt vor; das zunehmende Studium der fremden Sprachen steht in diesem Sinne nicht als etwas feindliches der Nationalität gegenüber, denn es macht möglich, daß im internationalen Verkehr ein jeder seine Sprache gebrauche: es führt dahin, daß die Prätension einer einzelnen Sprache, die Herrschaftsprache für ganze Kreise von Nationen zu sein, beseitigt und damit die bevorrechtete Nation selbst dahin gebracht wird, den Vorstellungskreis anderer zu erkennen und zu würdigen. Diese Auffassung wird immer mehr Platz greifen, namentlich da, wo sich zu allgemeinen Culturzwecken die Angehörigen verschiedener Nationen vereinigen; den Kreis der Statistiker hat sie zuerst auf dem berliner internationalen Congreß betreten, indem hier nicht nur die Anmaßung

eines Fremden, daß die deutschen Mitglieder sich der französischen Sprache bedienen sollten, die gebührende Zurechtweisung erhielt, sondern auch das Princip der internationalen Gleichberechtigung in den Worten des englischen Delegirten seine Anerkennung fand „we shall all speak our own language with greater facility and comfort than any other.“

Bevor der Uebergang von einer Sprache und Nation zur andern zur weiteren Erörterung kommt, wird es nöthig sein, diejenigen Grundsätze festzustellen, welche sich für den Begriff der Sprache als nationales Kriterium aus den vorstehenden Betrachtungen ergeben. Sie beziehen sich einmal auf den Gegensatz zwischen Sprache und Dialekt, und dann auf den Gegensatz zwischen der Nationalsprache (Familiensprache, Volksprache) und der Cultursprache (Schriftsprache, Landessprache). Was den ersten Gegensatz betrifft, so unterscheidet sich jede Sprache bestimmt von der andern; ein jedes Individuum spricht eine bestimmte Sprache, die zwar von ihm unter Umständen mit einer andern verwechselt, nicht aber mit derselben vermischt werden kann. Der Dialekt dagegen prägt sich nicht bei jedem Individuum mit Bestimmtheit aus; denn da er abhängig ist von der Umgebung im Haus, Ort und Land, so giebt er auch der Veränderung derselben nach und ist der mannigfaltigsten Mischung fähig. Die Abgrenzung der Sprachen ist daher zwar nicht eine örtlich feste, wohl aber eine persönlich bestimmbare; die Abgrenzung der Dialekte ist dagegen eine persönlich unsichere, und hat viel eher einen örtlichen Charakter. Weiter folgt hieraus, daß man zwar von einem Individuum eine zuverlässige Angabe erwarten darf, welche Sprache es redet, nicht aber, in welchem Dialekte es dieselbe spricht, und als Anwendung hiervon: daß durch die gewöhnlichen Volkszählungs-Aufnahmen zwar die Sprachverschiedenheiten, nicht aber die Dialektverschiedenheiten ermittelt werden können.

In Ansehung des zweiten Gegensatzes ergiebt sich der Grundsatz, daß eine Sprache als nationale Besonderheit anerkannt werden muß, sobald sie von einem Volke als dessen Familiensprache gesprochen wird. Es ist hierbei gleichgültig, ob dieselbe als Schriftsprache irgend entwickelt ist, und als solche

bei demselben in Anwendung gebracht wird. Sollte dem entgegen die Behauptung aufgestellt werden, daß nur eine ausgebildete Schriftsprache als Nationalsprache anzuerkennen sei, so wäre solche durch die Consequenz zu widerlegen, daß in diesem Falle nicht allein alle diejenigen zu keiner Nation gehören würden, deren Sprache noch nicht eine derartige Entwickelung erfahren hat, sondern auch innerhalb derjenigen Nationen, welche Schriftsprachen besitzen, bei denjenigen Individuen, welche des Schreibens nicht kundig wären, ein Kennzeichen ihrer Nationalität noch nicht vorhanden sein würde; es ist aber offenbar nicht zulässig, die Eigenschaft des Sprechens, welche allen Menschen, denen ein solches Organ gegeben ist, gleichmäßig zukommt, auf diejenigen beschränken zu wollen, welche einen gewissen Elementarunterricht erhalten haben.

Wenn wir hiernach diejenigen Völker gleichfalls als besondere Nationen betrachten müssen, welche keine Schriftsprache haben, oder deren Sprache sehr wenig als Schriftsprache gebraucht wird, (wie innerhalb der europäischen Völker z. B. von den Rhätoromanen und selbst von dem zahlreichen und sehr verbreiteten Volke der Albanesen behauptet wird), so kann ferner auf die Beurtheilung der Besonderheit und Einheit einer Nation auch das nicht von Einfluß sein, ob sich dieselbe neben ihrer Familiensprache in Ermangelung einer genügenden Entwickelung dieser letzteren der ausgebildeten Sprache eines anderen Volkes, sei es zur Erweiterung ihrer Bildung, sei es für die Erledigung ihrer öffentlichen Angelegenheiten bedient. Der ausgedehnte Gebrauch einer fremden Sprache wird allerdings die Widerstandsfähigkeit der zu einer Nation gehörenden Individuen gegenüber dem fremden Sprachvolke schwächen; er kann aber nicht das Zeichen sein, daß eine Nationalität nicht vorhanden sei, und daß die Gesammtheit ihrer Glieder zu einer gewissen fremden Nation, deren Sprache sie nicht als Familiensprache gebraucht, gerechnet werden müsse.

Ist nun das Vorhandensein *einer* Schriftsprache nicht die Bedingung für die Anerkennung eines Volkes als besonderer Nation, so ist offenbar ebensowenig das Vorhandensein *mehrerer* Schriftsprachen bei einem Volke das Zeichen, daß dasselbe in

mehrere Nationen zerfallen ist. Die Ausbildung einer Volksprache zur Schriftsprache ist der Erfolg der geistigen Thätigkeit innerhalb eines Volkes; aber diese Schriftsprache erschöpft nicht die ganze Sprache, sie ist vielmehr nur ein ausgebildeter Dialekt derselben, und sie behält diese Besonderheit, wenngleich sie durch ihre Ausbildung einen ausgedehnten Einfluß auf andere Dialekte erlangt. Eine Nation kann mehrere ihrer Dialekte sowohl nacheinander, als auch gleichzeitig zu Schriftsprachen erheben, ohne daß hierdurch die Nationalität aufgehoben wird, denn die Unterschiede der Familiensprache des Volks sind nachher wie vorher nur Dialektverschiedenheiten. Wer würde z. B. annehmen, daß Burns, indem er seine Lieder im Schottischen Dialekte schrieb, hiermit eine Trennung der Niederschotten von der englischen Nation irgend auch nur vorbereitet habe, oder daß K. Groth und J. P. Hebel, indem sie das ditmarser Niedersächsische und das schwarzwälder Alemannische in die deutsche Litteratur einführten, eine Spaltung in die deutsche Nation gebracht hätten! — sie haben im Gegentheil dadurch, daß sie auch die sprachlichen Besonderheiten einzelner Landstriche zur allgemeinen Kenntniß brachten, der ganzen Nation einen Dienst geleistet, denn sie haben denen, die diesen Dialekten fern standen, Gelegenheit verschafft, sich in den Reichthum und die Pracht der deutschen Sprache zu vertiefen.

Auch wenn zwei aus derselben Nation hervorgegangene Schriftsprachen bei den Theilen derselben als Landessprachen eingeführt werden, so bleibt doch die nationale Spracheinheit bestehen, denn es bleibt der allmälige Uebergang, die Brücke des Verständnisses von einem Dialekt zum andern; und wenn durch Landabtretungen ein Theil der andren Landessprache untergeordnet wird, so wird vielleicht anfangs die Störung der alten Gewohnheit unangenehm empfunden, aber es macht sich doch bald das Gefühl geltend, daß die neue Landessprache keine fremde ist. So haben die Norweger die dänische Schriftsprache zur ihrigen gemacht, und die Einwohner von Schonen können sich jetzt ebensowohl zur herrschenden schwedischen Landessprache rechnen, obwohl ihr Volksdialekt nicht aufgehört hat, der Ueber-

gang zu ihrer frühern Landes- und Stammessprache, der dänischen zu sein.

Kommen wir nun zu unserem Hauptgegenstande, zu der Frage, wieweit sich nach diesen Grundsätzen die deutsche Nation erstreckt, so bemerken wir zunächst, daß die deutsche Sprache von den angrenzenden nicht germanischen Sprachen sich überall mit voller Bestimmtheit unterscheidet. Es giebt auf dem europäischen Continent keine Mischsprache zwischen den deutschen und den romanischen Sprachen, noch zwischen dieser und den Sprachen der lettischen, slawischen, finnischen Völker. Man braucht hierbei nicht zu übersehen, daß, wo die Deutschen über ihre geschlossenen Wohnsitze hinausgegangen sind, sich an ihren Grenzen ein gewisser Anklang an die Nachbarsprache bildet, daß die Sprache eine gewisse der fremden Sprache ähnliche Betonung annimmt, — wie z. B. das Wallonische im lütticher Land einen dem Deutschen ähnelnden, das Deutsche in der posener Gegend einen dem Polnischen ähnlichen Tonfall hat, — oder daß sie eine Anzahl Worte aus der Nachbarsprache übernimmt, wie z. B. der Italiener im Trientinischen manche deutsche Worte, der Deutsche in Preußen einzelne littauische Worte in seine Sprache aufgenommen hat. Aber sowohl eine solche abweichende Betonung, die sich von allen Eigenheiten der Sprache am leichtesten mittheilt, als auch die Uebernahme von Wörtern aus einer andern Sprache, die je nach dem Bedürfniß einer Sprache zur Ergänzung ihrer Bezeichnungen sogar in ziemlichem Umfange fortdauernd zur Anwendung kommt, ändert nicht den Grundcharakter einer Sprache, sondern hat nur gewisse ganz leichte Abweichungen der Mundart zur Folge; der Gegensatz der Sprachen bleibt vielmehr an allen Stellen ein ganz bestimmter, so daß eine Kenntniß der zweiten Sprache neben der eigenen zur Verständigung die unerläßliche Bedingung ist.

Auch von ihren beiden germanischen Schwestersprachen (der englischen und der skandinavischen) ist die deutsche mit ausreichender Bestimmtheit geschieden, so daß hier gerade in der Sprachverschiedenheit der Gegensatz der Nationalitäten sichtbar hervortritt. Man darf nämlich aus der Annäherung des Süd-

jütischen (oder, wie es auch bezeichnet wird, Angeldänischen), daß diesem Dialekt eine charakteristische Eigenschaft der skandinavischen Sprache abgeht, und daß es diese mit der deutschen Sprache gemein hat, noch nicht auf das Vorhandensein eines eigentlichen Sprachüberganges schließen, da das Jütische sowohl in seinem Wortschatze als auch zum großen Theil im Sprachbau die Gemeinschaft mit der dänischen Sprache nicht verleugnet und dagegen den angrenzenden deutschen Dialekten (dem nordfriesischen und dem niedersächsischen) wie eine fremde Sprache gegenüber steht, so daß zur Verständigung der anwohnenden eine von beiden Sprachen gewählt wird. Eher könnte das Vorhandensein eines Ueberganges nach der deutschen Seite in den längs der flensburger Föhrde gelegenen anglischen Kirchspielen gesucht werden, welche bei dem Versuche einer nationalen Theilung von Schleswig im Sommer 1848 die dänische Regierung für ihre Nationalität in Anspruch nahm; auch Clement macht hier fünf Kirchspiele namhaft, in denen ein „stark dänisch tingirtes Plattdeutsch“ gesprochen werde. Betrachtet man den historischen Vorgang, — das allmähliche Erlöschen des Anglischen, die Ausbreitung der dänischen Landessprache von Norden her, und die Verbreitung des Niedersächsischen von der Südseite, welches dann mit Hülfe des Hochdeutschen das Dänische über die flensburger Föhrde zurücktrieb, — so kann eine solche „Tingirung“ der Sprache in den nördlichsten Kirchspielen nicht auffallen. Das Vorhandensein eines wirklichen Ueberganges zur andern Sprache werden wir indeß in derselben umsoweniger erblicken dürfen, als diese Kirchspiele gleich allen übrigen Kirchspielen Angelns die dänische Landessprache als fremde betrachteten und als nach der Wiedergewinnung des Landes von deutscher Seite auch die peinlichste Vorsicht keinen Zweifel dagegen erhob, daß an der Bevölkerung derselben der dänischen Sprache nicht der mindeste Antheil zukam.

Während so zwischen dem Deutschen und dem Skandinavischen ein wirklicher Gegensatz besteht, so daß man — und dies ist ein sicheres Kennzeichen — z. B. in den Städten des nördlichen Schleswig unbedenklich fragen könnte, wessen Familiensprache dänisch und wessen deutsch ist, so findet sich dagegen

innerhalb der ganzen deutschen Nation kein Gegensatz, welcher eine statistische Feststellung zuließe. Insbesondere wird die häufig angewandte Unterscheidung der Deutschen in zwei nationale Gruppen — entweder mit Berücksichtigung der Abstammungsverhältnisse in Hochdeutsche (Oberdeutsche oder Ober- und Mitteldeutsche) und Niederdeutsche, oder bei Unterscheidung der herrschenden Landessprachen in anderer Weise in Hochdeutsche (Ober- und Niederdeutsche, Deutsche) und Niederdeutsche (Niederländer, Holländer) — durch eine richtige Betrachtung des Thatsächlichen lediglich auf die Verschiedenheiten der Volksmundarten innerhalb derselben Nation zurückgeführt.

Daß die Niederdeutschen (die Volkstämme der Sachsen und Friesen) und ihnen gegenüber die Oberdeutschen oder Hochdeutschen nicht zwei verschiedene Nationen sind, geht daraus hervor, daß eine durchgehende Unterscheidung selbst dieser Mundarten-Gruppen bis jetzt nicht ausführbar gewesen ist. Kaum vom Rothhaargebirge bis zum Harz lassen sich die Grenzen des Niederdeutschen von Ort zu Ort angeben, westlicher und östlicher finden sich ausgedehnte Uebergangsgebiete, über deren Zurechnung zur Niederdeutschen oder Hochdeutschen Gruppe Zweifel bestehen. Auf der Westseite gehört hierher der größere Theil Ripuariens von der Ahr und hohen Veen bis zur alten Sachsengrenze bei Essen hinunter; auf der Ostseite gehört hierher ein Theil der alten Ostmark — die Flandrischen Aecker, an denen in einer mit niederdeutschem Namen gegründeten Stadt (Wittenberg — Weißenberg) die hochdeutsche Sprache später ihren Ursprung nahm —, und das schlesisch-brandenburgische krossener Land mit den anschließenden Gegenden zwischen den Wohnsitzen der Wenden und der Polen; ja weiterhin wird selbst ein Theil des deutschen Preußenlandes von einigen zum hochdeutschen Sprachgebiete gerechnet. Hierzu kommt, daß auf dieser ganzen niederdeutschen Grenzstrecke die anstoßenden Mundarten nicht als oberdeutsche, sondern nur als mitteldeutsche bezeichnet werden können, wie auch einzelne, die den Gegensatz von Ober- und Niederdeutsch festhalten wollen, Anstand genommen haben die meißnische und thüringer Mundart den ersteren zuzurechnen, und selbst in gewissen fränkischen Dialekten

schon einen Uebergang zum Niederdeutschen erblickt haben. Der Gegensatz zwischen Ober- und Niederdeutsch wäre eher kenntlich geworden, wenn wie im mittelalterlichen Hochdeutsch ein oberdeutscher Dialekt als Schriftsprache im südlichen und mittleren Deutschland zur Geltung gelangt wäre. Das Hochdeutsche der neueren Zeit aber, auf der Grenze des Mittel- und Niederdeutschen — allerdings im nächsten Anschlusse an den meißnischen Volksdialekt — entstanden, bildet recht eigentlich die Vermittelung auch des Oberdeutschen und Niederdeutschen; von M. Luther gerade deshalb für die Uebersetzung der christlichen Urkunden verwendet, weil es beiden, Ober- und Niederdeutschen verständlich sei, ist es thatsächlich zur gemeinsamen Schriftsprache der Ober-, Mittel- und zweier Drittel der Niederdeutschen geworden; und wie es nicht zulässig ist, so wie Bernhardi auf seiner Sprachkarte thut, die Mannigfaltigkeit der ober- und mitteldeutschen Dialekte dem Begriff des Hochdeutschen als einem dieselben umfassenden unterzuordnen, so ist es ebensowenig zulässig, die niederdeutschen Dialekte als mit dem Hochdeutschen unvermittelt und zu demselben im Gegensatze stehend, kurz als eine zweite nationale Spracheinheit anzusehen.

Dennoch wäre es leichter das Ober- und Mitteldeutsche von dem Niederdeutschen der vorwiegend sächsischen und friesischen Volkstämme zu unterscheiden, als die deutsche Sprache des Ober-, Mittel- und Niederdeutschen der ebenfalls niederdeutschen Sprache (Nederduitsch, Dutch) des Niederländers durch persönliche oder locale Abgrenzung entgegenzusetzen. Dieser Gegensatz, der in H. Berghaus ethnographischem Atlas innerhalb der deutschen Sprache als Hauptabtheilung, bei Bernhardi und Vandenhoven, sowie auf H. Kieperts Nationalitätskarte von Deutschland innerhalb des Niederdeutschen als eine wichtige Unterabtheilung erscheint, ist, soviel mir bekannt, nur von solchen, die ohne statistische oder ethnographische Grundlage über Nationalität schrieben, als eine in der Sprache begründete Verschiedenheit der Nationalität aufgefaßt worden. Daß diese Auffassung unrichtig ist, daß hier nicht zwei verschiedene Volkssprachen sich gegenüberstehn, und daß die Verschiedenheit zwischen den Landessprachen, wenn auch schwerlich ganz einflußlos

auf die einzelnen Volksmundarten, dennoch nicht genügt hat, einen solchen Gegensatz herbeizuführen, ergiebt sich deutlich aus den großen Abweichungen zwischen den Ansichten der einzelnen Sprachkundigen über die localen Grenzen der niederländischen und der übrigen deutschen Dialekte, indem diese Abweichungen offenbar darin ihren Grund haben, daß Uebergänge und Mischungen der einzelnen Volksmundarten bestehen.

Beginnen wir auf der Nordseite, so wird nach Vandenhoven, dem sich hier auch Bernhardi anschließt, das Niederländische (Nederlandsch) an der Grenze des eigentlichen Friesland durch die Sümpfe rechts der Yssel, also ungefähr durch den 24. Grad von dem Niedersächsischen (Nedersakfisch) abgegrenzt. Berghaus dagegen erstreckt das Niederländische etwa 8 Meilen weiter nach Osten bis an die Staatsgrenze und über einen Theil des Bentheimischen, jedoch so, daß er für das Land rechts der Schipbeeke und Yssel (auf der älteren Ausgabe — nämlich der ethnographischen Darstellung vom August 1848 — sogar mit Einschluß von Groningen und den Ommelanden) eine eigene niederländische, die overysseler Mundart annimmt. Kiepert rechnet sogar das ganze Bentheimische und den nordwestlichen Theil des Münsterlandes zum Gebiet der niederländischen Mundart. In der Gegend des Rheins nähern sich diese Ansichten auf etwa vier Meilen, indem Vandenhoven vom Clevischen nur den geringsten Theil (unterhalb Emmerich, Cleve, Afferden), Berghaus den größeren Theil (unterhalb Xanten, noch etwas weiter aufwärts geht die Grenze bei Kiepert) und ferner das ganze Obergeldern für niederländisch hält; Berghaus nimmt indeß für diesen Theil sowie auch für das ganze niederländische Gelderland das Geldrische als eine besondere Mundart des Niederländischen an.

Südlich vom Rhein folgt Bernhardi anscheinend der preußischen Landesgrenze (bis Eupen), was wohl nicht zutrifft, da wie Landeskundige versichern, die Sprache hüben und drüben dieselbe ist; dieses letztere ist auch schon deshalb das wahrscheinlichere, weil diese preußische Landesgrenze von der früheren Territorialgrenze wesentlich abweicht und erst 1815 zur möglichsten Benachtheiligung der preußischen Staatsinteressen erfunden

worden ist; dagegen rechnet Vandenhoven das Obergeldrische bis Venlo noch zum Niedersächsischen. Von Venlo ab nimmt außer Bernhardi auch Berghaus die Landesgrenze anfangs als Grenze des Niederländischen und des Niederdeutschen (nämlich des niederrheinischen Dialektes) an, dann von Herzogenrath ab als Grenze des Niederländischen und des Mitteldeutschen (nämlich des aachener Dialektes), wobei er die Provinzen Limburg (bis St. Truyen) und einen Theil von Nordbrabant noch mit zur geldrischen Mundart rechnet; Bernhardi aber betrachtet die preußische Landesgrenze schon von Roermonde an als Grenze des Niederländischen und des Hochdeutschen. Kiepert legt die Grenze des Niederländischen bis Roermonde östlicher von da ab meist westlicher als die Landesgrenze. Vandenhoven dagegen behauptet, daß hier das Gebiet des niederrheinischen Dialekts (Nederrynsch), welches sich links vom Rhein aufwärts bis zur Eifel, abwärts bis unterhalb Crefeld und Venlo erstreckte, westwärts nach Südbrabant hinein bis über Diest und Thienen, ein Uebergangsgebiet zwischen dem Niederländischen und Niedersächsischen bilde (im Gegensatz zu welchen Benennungen dieses Gebiet auch von manchen als niederfränkisches bezeichnet wird); hiervon sei der westlich von Weert und Tongern gelegene (also an die brabanter Mundart des Vlamischen anschließende) Theil überwiegend niederländisch, der größere östliche Theil mehr niedersächsisch. Dieser Ansicht nähert sich die ebenfalls bei Bernhardi abgedruckte Mittheilung von Schmitz, daß sich das aachener Deutsch (welches jedoch von Schmitz für eine zwischen dem Hochdeutschen und Plattdeutschen stehende Mundart erklärt wird) nach Westen bis in die Gegend von St. Truyen erstrecke und nach dieser Seite einen allmählichen oft kaum wahrnehmbaren Uebergang in die eigentliche niederdeutsche Sprache vermittle. Alle diese Ansichten lassen sich insofern vereinigen, und ihre Abweichungen erklären, als man annehmen darf, daß die verschiedenen Sprachforscher der eine diese, der andere jene Dialektverschiedenheiten besonders beachtet und nach dem Vorkommen derselben ihre Grenzen gesteckt haben; gerade dann aber liefern sie den Beweis, daß der Gegensatz der Landessprachen im Volksdialekte nicht hervortritt, sondern der Uebergang vom Holländi-

schen nördlich und längs des Rheins und vom Vlamischen in den südlicheren Theilen durch die zwischen diesen und den sächsischen stehenden Mundarten vermittelt wird.

Wenn daher die belgischen Aufnahmen von 1846, bei welchen die Einwohner bei Angabe der Sprache zwischen der vlamischen und holländischen einerseits und der deutschen andererseits unterscheiden sollten, in dem zur Provinz Lüttich gehörigen Theile des vormals Limburgischen zu dem wunderlichen Ergebniß führten, daß von den längs der preußischen Grenze gelegenen Gemeinden die südlichste ihre Sprache als deutsch, die nächstfolgende als vlamisch, die dritte als deutsch, die vierte (stark wallonisch gemischte) zum Theil als vlamisch, die fünfte als deutsch, die sechste und siebente als vlamisch, die achte (mehr nach Westen liegende aus drei Ortschaften zusammengesetzte) als halb deutsch halb vlamisch bezeichnete, so folgt daraus keineswegs, daß in der That die Mundarten so seltsam miteinander wechseln, sondern es folgt nur, daß man nicht Recht that, nach etwas zu fragen, dessen correcte Beantwortung nicht erwartet werden konnte, d. h. nach der Verschiedenheit der Mundart. Heut gefragt, würden gewiß die Einwohner des Herzogthums Limburg ihre Sprache als holländisch, die der belgischen Provinz Limburg als vlamisch bezeichnen, aber es bedürfte nur der Abtretung beider Provinzen an den preußischen Staat, so würden die Einwohner so gut wie jetzt schon die des clevischen Ländchens überzeugt sein, daß sie die deutsche Sprache reden. Daß in der That nur die Geltung des Holländischen als Landessprache des Königreichs Niederland die Veranlassung gewesen ist, eine besondere niederländische Nationalität im Gegensatz zur deutschen zu erfinden, folgt schließlich auch daraus, daß die weitere Reihe der friesischen Dialekte: das Westfriesische im eigentlichen Friesland, das Ostfriesische im Saterland, das Nordfriesische im westlichen Schleswig sowohl vom niedersächsischen Plattdeutsch wie vom Hochdeutschen nicht weniger als das Holländische und Vlamische abweichen, und dennoch nicht der Versuch gemacht worden ist, die diesen Mundarten angehörigen für besondere nicht-deutsche Nationen zu erklären.

In gleicher Weise wie vorstehend für die deutsche Nation

auch die Verschiedenheit der angrenzenden Nationalitäten zu bestimmen, geht über den eigentlichen Gegenstand dieser Arbeit und überhaupt über diejenigen Grenzen hinaus, innerhalb deren der Verfasser derselben sich ein persönliches Urtheil zutrauen könnte. Nur zum richtigen Verständniß der betreffenden Angaben auf der Sprachkarte des preußischen Staates mögen hier noch einige Bemerkungen in Betreff der in diesem Staate außerdem vorkommenden Nationalitäten Platz finden. Innerhalb der lettischen Volkstämme scheint eine nationale Sprachverschiedenheit nicht vorhanden zu sein. Berghaus führt an, daß von den preußisch-littauischen Mundarten das Nadrauische dem Altpreußischen (worunter jedenfalls der samländische Dialekt verstanden ist) zunächst komme, nimmt also an, daß das Schalauische (in einem dritten Theile Preußens kommt diese Sprache nicht mehr vor) der samogitischen Mundart näher steht; andererseits ergeben seine Ermittelungen im Text zum ethnographischen Atlas, daß die westlich der Minge gesprochene Mundart ein Uebergang zu der kurischen ist (oder wie Berghaus sich sehr bezeichnend ausdrückt, der littauischen Mundart der Letten in Kurland). Unter diesen Umständen kann es nicht auffallen, daß die Zahl der kurisch redenden in Preußen in den früheren Aufnahmen ganz vermißt wurde und daß sie jetzt nur in sehr geringem Betrage angegeben worden ist.

Innerhalb der slawischen Völker sind dagegen offenbar nationale Verschiedenheiten vorhanden; es geht dies schon daraus hervor, daß der panslawistische Congreß, welcher im Jahre 1848 in der böhmischen Hauptstadt tagte, genöthigt war, seine Verhandlungen in deutscher Sprache zu führen, weil anders eine Verständigung der Angehörigen der verschiedenen slawischen Nationen nicht zu erreichen war. In Betreff der statistischen Absonderung der einzelnen Sprachen enthält die Czörnigsche Ethnographie wichtige Andeutungen, welche nur an einer für uns nicht in Betracht kommenden Stelle (nämlich in Betreff der Slowenen) für die Anwendung der oben entwickelten Grundsätze nicht ausreichen. Bestimmt ergiebt sich aus denselben, daß, wie schon oben erwähnt wurde, eine nationale Verschiedenheit zwischen Cechen, Mähren und Slowaken nicht vorhanden ist, dieselben

vielmehr nur verschiedene Mundarten einer Sprache darstellen. Ein gleiches Resultat hat der Versuch der Unterscheidung der Polen, Masuren und Kaßuben in den preußischen Aufnahmen ergeben, welcher zuerst durch H. Berghaus, dann später auch durch das statistische Bureau veranlaßt worden war. Die gewonnenen Zahlen trugen den Stempel der individuell verschiedenen Ansichten der Aufnahmebehörden, und die von den Verwaltungsbehörden eingezogene Auskunft ergab deutlich, daß man nicht eine Sprachverschiedenheit, sondern nur die Verschiedenheit von Mundarten vor sich hatte; so hatte auch bereits Büsching seiner Zeit den Gegensatz des Kaßubischen und Polnischen als dem des Plattdeutschen und Hochdeutschen entsprechend charakterisirt.

Dagegen sind zwischen Cechen und Polen, sowie zwischen beiden und den Ruthenen bei den österreichischen Ermittelungen bestimmte Sprachgrenzen gefunden worden, deren Feststellung allerdings nach der Czörnig'schen Einleitung sehr schwierig gewesen ist. Da jedoch überdies jenseit der russinischen Grenze Sprachinseln und beiden Sprachen angehörige Orte ermittelt wurden, so darf man wohl annehmen, daß das Polnische und das Russinische (Kleinrussische) als zwei verschiedene Sprachen sich gegenüberstehen. Mindestens ein gleicher Gegensatz besteht zwischen dem Polnischen und dem Großrussischen, das auch in Weißrußland gesprochen wird; dagegen wird das Verhältniß zwischen dem Großrussischen und Kleinrussischen von Kohl dem des Oberdeutschen und Niederdeutschen verglichen.

Für das Vorhandensein eines nationalen Gegensatzes zwischen Cechen und Polen spricht aus den österreichischen Aufnahmen neben der Feststellung der Begrenzung beider auch die Angabe, daß östlich der Ostrowicza (der Grenze des einst polnischen Oberschlesiens) das Cechische mit polnischer Betonung gesprochen werde. Auch innerhalb der preußischen Sprachaufnahmen findet sich der Gegensatz zwischen der polnischen und cechischen Sprache, nnd zwar sowohl in dem Theile Oberschlesiens, der bis vor sechs Jahrhunderten zu Mähren gehörte, als auch in den im vorigen Jahrhundert unter den Polen angelegten böhmischen Colonien (man vergleiche dagegen, wie schnell

die deutschen Colonisten, welche in neuerer Zeit in Nieder-Schlesien und im Brandenburgischen angesiedelt wurden, ihre abweichende Mundart in die ihrer Nachbarn hinüberführten); da jedoch dieser Gegensatz in der Regel nur ortschaftsweise und anscheinend nur an vereinzelten Stellen zwischen den Individuen innerhalb derselben Ortschaften hervortritt, so kann ein sicherer Schluß auch hieraus nicht gezogen werden.

Ob auch das Wendische als eigene Nationalsprache betrachtet werden kann, ist aus den statistischen Aufnahmen noch weniger zu ersehen, da es an keine seiner Schwestersprachen grenzt. Berghaus stellt im ethnographischen Atlas die Wenden neben die Cechen und Polen als ein drittes westslawisches Volk. Nach anderen Angaben bilden dagegen gerade die Wenden den sonst vermißten Uebergang zwischen Cechen und Polen, und zwar so, daß die oberlausitzer (serbische) Mundart dem Cechischen, die niederlausitzer (serskische) dem Polnischen näher steht. Gegen die sprachliche Einheit mit dem Polnischen scheint mir die Mittheilung eines sehr gebildeten Polen deutscher Abstammung zu sprechen, daß er beim Anhören einer wendischen Predigt kein Wort verstanden habe, gegen die sprachliche Einheit mit dem Cechischen, daß bei den preußischen Aufnahmen in den Kreisen Spremberg und Rothenburg neben den zahlreichen wendisch redenden 37 cechisch redende gezählt worden sind. Beide Thatsachen sind allerdings zur Entscheidung dieser Frage nicht für ausreichend zu halten. Gegen die Annahme aber, daß die Wenden zwei verschiedenen Nationalitäten angehören, spricht außer der gemeinschaftlichen Bezeichnung ihres Volkstammes auch noch die Thatsache, daß aus Schön's ethnographischer Darstellung der lausitzer Wenden nicht zu ersehen ist, ob der Verfasser derselben den muskauer Dialekt der oberlausitzer oder der niederlausitzer Mundart zurechnen will.

In Betreff der an die deutsche Nation grenzenden romanischen Völker ist es nöthig, der Vermuthung vorzubeugen, daß das Wallonische, welches allein auf der Sprachkarte vom preußischen Staate hervorgehoben ist, als eine besondere Nationalsprache betrachtet werden könne. Die besondere Bezeichnung desselben auf der Karte hat nämlich darin ihren Grund, daß

das Vorkommen des Französischen als Familiensprache bei den preußischen Aufnahmen nur da berücksichtigt wird, wo es als wallonisch bezeichnet werden kann. Das Wallonische — das Berghaus in seinem Aufsatz von 1852 die rechte Mutter der französischen Schrift- und Büchersprache nennt — ist die nördlichste der französischen Mundarten, welche die Westgrenze der deutschen Sprache berühren; von dem Picardischen bei Calais bis zu dem an das Piemontesische (eine Mundart des Italienischen) grenzenden Gebirgsdialekt südwestlich vom Monte Rosa findet die französische Nation durch die deutsche Sprache durchweg eine deutliche Begrenzung, während nach Süden hin die Ausdehnung der französischen Sprache noch nicht mit einiger Sicherheit bestimmt werden kann, — ob sie, wie Spruner auf seiner Karte der Völker- und Sprachgrenzen annimmt, an den Grenzen des Aquitanischen (des Languedoc) in der eigentlichen Volksprache zu Ende geht, und hier mit einem bestimmten Sprachgegensatze eine neue vorwiegend romanische Nation ihr gegenübersteht, bei welcher das Französische nur als Landessprache eine übergeordnete Geltung hätte, — oder ob sie bis an die Grenze von Roussillon reicht, in welcher Landschaft der catalonische Volkstamm mit sehr ausgesprochener Stammeseigenthümlichkeit auftritt, — oder ob sie auch diesen ganzen Volkstamm noch mit umfaßt. Bemerkenswerth ist, daß in den statistischen Aufnahmen des vormaligen Königreichs Sardinien die französische Sprache sich in Savoien und Piemont von der italienischen mit aller Bestimmtheit unterschied, dagegen diese Unterscheidung sich in der Grafschaft Nizza nicht mehr durchführen ließ; nur eine außerordentlich geringe Zahl (kaum ein Procent der Einwohner) haben sich damals im Nizzanischen als französisch redende bezeichnet, indem die übrige Bevölkerung wohl von der Ansicht ausging, daß ihre provencalische Volksprache dem Französischen zu fern stehe, als daß sie demselben zugerechnet werden könnte. Die Feststellung der romanischen Sprachgrenze der französischen Nation wäre von großer Bedeutung, nicht nur zur richtigen Beurtheilung der numerischen Wichtigkeit derselben (es ist nicht gleichgiltig, ob der Volksprache nach von den Einwohnern des französischen Staates 92, oder nur

65 Procent französischer Nationalität sind), sowie zur besseren Beobachtung der charakteristischen Eigenschaften dieser Nation, sondern auch zur richtigen Würdigung ihrer Stellung zur Frage der Nationalität. Möchte der vorliegende Aufsatz geeignet sein, einem mit besserer Kenntniß ausgerüsteten den Anstoß zu solchen Ermittelungen zu geben!

(Die Volksprache als Kennzeichen der Nationalität des Einzelnen.) Nachdem in dem Vorstehenden der Begriff der National-Sprache dahin festgestellt worden ist, daß darunter vorzugsweise die Familiensprache, also diejenige Sprache zu verstehen ist, welche gewöhnlich in der Familie gesprochen wird, so kommt für die Statistik noch die weitere Frage in Erwägung: in welcher Weise die Familiensprache als Kriterium anzuwenden, wie die Familiensprache des Einzelnen zu ermitteln, und in wieweit von der praktischen Anwendung des Kriteriums die zutreffende Darstellung des Gegenstandes, die Erlangung der richtigen Zahlen für jede einzelne Nation zu erwarten ist.

Soweit eine Sprache in einer Familiengemeinschaft ausschließlich zur Anwendung kommt, kann man zunächst annehmen, daß die Glieder der Familie derselben zuzurechnen sind, ohne Unterschied des Alters, auch ohne Unterschied, ob sie bereits selbst von dieser Sprache Gebrauch zu machen im Stande sind; denn die Kinder wachsen auf zur Sprache der Eltern. Für die dauernden und natürlichen Glieder einer Familie — Eltern und Kinder, genauer Ascendenten und Descendenten — wird es auch darauf nicht ankommen, ob eines oder mehrere derselben die Kenntniß anderer Sprachen besitzen, und sei es im öffentlichen Leben — beim Gottesdienst — in der Schule — im Gewerbe — oder im geselligen Umgang von einer andern Sprache Gebrauch zu machen pflegen. Für diejenigen Personen aber, welche nur durch äußere Verhältnisse und zu vorübergehenden Zwecken in bestimmte Familien aufgenommen sind, — weitere Verwandte und sonstige Gäste — Erzieher oder Pfleglinge — Dienstboten, Gewerbsgehülfen, wird es einen wesentlichen Unterschied machen, ob die Sprache der Familie zugleich ihre Muttersprache ist. Ist dies nicht der Fall, so ent-

steht für sie ein Conflict zwischen der Familiensprache, der sie bisher angehörten, und der Familiensprache des neuen Haushalts; ob der betreffende Mensch an seiner früheren Art festhält und seiner Sprache und Nation verbleibt, wird dann mit dadurch bestimmt werden, inwieweit seine außerhalb des Haushalts bestehenden Verbindungen ein hinreichendes Gegengewicht bieten, so daß sein eigentlich geistiges Leben außerhalb desselben im Kreise der Muttersprache fortdauert.

Fehlt es an solchen Verbindungen, so kann die Erhaltung seiner nationalen Sprache ihm dadurch erleichtert werden, daß die Mitglieder der Familie sich mit ihm in seiner Sprache verständigen; es wird damit der Versuch gemacht ihn von dem Bereich der Familiensprache auszuschließen. Einen überwältigenden Einfluß auf den engeren sprachverwandten Kreis erhält hierdurch das fremde Idiom noch nicht; für diesen bleibt vielmehr die fremde Sprache die angelernte. Und selbst wenn es die Absicht des Familienhauptes ist, einen der seinigen durch die Aufnahme des einer fremden Sprache angehörigen in seinen Haushalt zur Sprache desselben hinüberzuführen, so wird ein solches Vorgehen in der Regel zwar den Erfolg haben, daß der spätere Uebergang zu derselben vorbereitet wird, hauptsächlich indem dabei die Gedankenbildung in der eigenen Sprache erschwert wird; ein eigentliches Entnationalisiren wird indeß schwerlich im Hause selbst eintreten, sofern nicht das Familienleben bis zum völligen inneren Untergange verkümmert, oder, was für das Kind dasselbe bedeutet, dieses im elterlichen Hause vom Gebrauche der Muttersprache ausgeschlossen wird.

Aber nicht bloß der Ausschluß Einzelner von der Familiensprache, sondern sogar eine Spaltung der letzteren kann dann eintreten, wenn diejenigen, welche zusammen einen Haushalt begründen, verschiedenen Volksprachen angehören. Es entsteht alsdann die Alternative, ob einer von beiden Theilen den Gebrauch seiner Sprache aufgeben will — in diesem Falle kann er in die neue Sprache hinübergehen, vielleicht schon in kurzer Zeit, besonders wenn die fremde Sprache die allein gebräuchliche Volksprache des Ortes ist —, oder ob jeder von beiden Theilen seine Sprache beizubehalten versucht und von der an-

deren Sprache nur den nothwendigen Gebrauch machen will. Inwieweit sich eine solche Sprachverschiedenheit, die immer einen gewissen Grad inneren Fremdseins voraussetzt, aufrecht erhalten läßt, wird theils von der Bedeutung des Eheverhältnisses selbst, theils von der Bedeutung der äußeren Beziehungen für jeden Theil abhängen; sie wird sich besonders dann aufrecht erhalten lassen, wenn die Sprache derjenigen Personen, mit welchen jeder Theil im gewöhnlichen Geschäfts- und Freundschafts-Verkehre steht, die seinige ist, und namentlich, wenn beide Theile verschiedenem Religionsbekenntniß angehören und der Gottesdienst eines jeden in seiner Sprache stattfindet.

Behält jeder der Ehegatten seine Sprache, so entsteht die weitere Frage, welcher Sprache die Kinder zugewendet werden sollen. Hier wird bei sprachlich gemischten Ehen die herrschende Sprache des Ortes oft für die ausschließliche Anwendung der einen Sprache entscheiden; ist es aber die Absicht beide Sprachen fortzuführen, so kann das eine Kind vorzugsweise dieser, das andere jener Sprache zugewendet werden (ähnlich wie solches bei gemischter Religion gehalten wird) und es wird sich dies unter Begünstigung der äußeren Umstände, namentlich durch den Unterricht und, sofern die Sprache des einen Theiles am Orte selbst zu wenig vertreten ist, durch die zeitweise Erziehung des Kindes an einem dieser Sprache ausschließlich angehörigen Orte wohl ausführen lassen. Findet dagegen eine solche überwiegende Richtung in der Erziehung eines Kindes nicht statt, sondern soll dasselbe in beiden Sprachen gleich auferzogen werden, so wird leicht die Sprache der Mutter zur eigentlichen Seelensprache des Kindes werden, oder es wird sich bei der fortschreitenden Entwickelung desselben zeigen, daß ein gewisses inneres Band das eine Kind mehr der Sprache des Vaters, das andere mehr der der Mutter zuführt; denn daß die Eindruckskraft zweier vollkommen heterogenen Elemente auf eine menschliche Seele eine gleichmäßig beharrende sei, ist nicht denkbar, dies würde auch geradezu das Neutralisiren beider zur Folge haben. Die Verschiedenheit, welche hierdurch zwischen den Geschwistern entsteht, wird im Haushalt selbst nicht so bestimmt ausgesprochen sein, da wenigstens dem Fremden gegenüber ein gewisser gleicher gei-

stiger Ton die Angehörigen derselben zu verbinden scheint, wie die Klangfarbe der Worte die Bewohner gemischter Districte; aber das Hinausgehen aus dem elterlichen Hause wird den Gegensatz reifen, und wird bei richtiger Wahl einen jeden den Genossen seiner inneren Sprache zuführen. So sieht man aus gemischter Ehe den Sohn der einen, die Tochter der andern Sprache hinzutreten, je nach ihrem geistigen Erbtheil, das oft dem körperlichen wenig zu entsprechen scheint, und wobei der eine die Körperbeschaffenheit einer fremden Mutter, die andere die eines fremden Vaters in die andere Nation hinüberführt.

Wenn sich schon bei der Betrachtung der gewöhnlichen Familienhaushaltung die Möglichkeit ergiebt, daß innerhalb einer Familie zwei Sprachen so gebraucht werden können, daß ihnen für die einzelnen Individuen die Eigenschaft der Nationalsprache nicht abgesprochen werden kann, so ist dies noch mehr bei denjenigen Haushaltungen der Fall, welchen der Charakter der Familienverbindung fehlt und welche nur Sammelpuncte verschiedener einander gleichgestellter Individuen zu übereinstimmenden Lebenszwecken bilden, wie Wohlthätigkeitsanstalten, Klöster, Gefängnisse, Casernen. Nicht die vorgeschriebene Sprache des Hauses kann hier das unbedingte statistische Wahrzeichen dessen sein, was vielmehr ein besonderer Grundzug des Einzelnen ist; und mit richtigem Gefühle hatten bei den preußischen Aufnahmen von 1861, welche — ähnlich wie die gleichzeitigen in der Schweiz — nur familienweise die Angabe der Sprache erfordert hatten, mehrere solche Anstalten die Unterscheidung des Sprachverhältnisses auf ihre einzelnen Bewohner erstreckt.

Man kommt daher zu dem Ergebniß, daß innerhalb des einzelnen Haushalts (der Familie) noch diejenigen Individuen zu unterscheiden bleiben, welche nicht der Sprache des Familienhauptes, sondern einer von dieser abweichenden, also ihrer ursprünglichen Familiensprache (meist ihrer Muttersprache) angehören, mithin, daß zwar dem Begriff nach die Familiensprache als Nationalsprache anzuerkennen ist, die Ermittelung derselben jedoch nach Individuen erfolgen müsse. In der praktischen Anwendung tritt also an das Familienhaupt die Forderung heran, zunächst seine Sprache und dann die der Haushaltsangehöri-

gen anzugeben, und zwar so wie jeder, dem darüber ein eignes Urtheil zuzutrauen ist, sie selbst bezeichnen kann; hierbei kann unter besonderen Umständen namentlich für die ferneren Familienglieder ein Zweifel entstehen, ob ihre rechte Sprache noch die Muttersprache oder schon die des jetzigen Haushalts ist. In gleichem tritt diese Anforderung an alle diejenigen, welche nicht zu einem bestimmten Haushalt gehören, und welche sofern sie unter fremdem Volke dem Eindruck der Sprache desselben ausgesetzt sind, in dauernder Gefahr des Verlustes ihrer Muttersprache leben; für diese ist also die gestellte Anforderung eigentlich die, die Sprache ihrer Gedanken anzugeben. Es ergeht hiermit ferner an die Eltern die Anforderung, die Sprache ihrer Kinder zu bezeichnen; sie bedeutet bei gemischten Ehen: in welchem Geiste die Kinder erzogen werden oder erzogen werden sollen; und auch hier ist der Fall möglich, daß die Eltern sich über die Richtung des Kindes selbst noch nicht klar sind. — Daß solche zweifelhafte Fälle vorkommen können, spricht keinesweges gegen die Anwendung des Kriteriums der Sprache überhaupt, denn das Vorkommen derselben findet sich bei statistischen Aufnahmen überall da, wo sie Verhältnisse treffen, welche dem Wechsel unterworfen sind, und oft in größerer Ausdehnung als hier — um nur ein Beispiel anzuführen: man unterscheide die Menschen von einer bestimmten Größe von den übrigen, und man wird, obwohl es sich um eine meßbare Thatsache handelt, auf zahlreiche zweifelhafte Fälle stoßen. Der Zweifel in solchen Fällen muß eben durch das individuelle Gutachten entschieden werden, und die Anwendung desselben ist in diesem Umfange vollberechtigt; denn die Frage nach der Sprache ist für die Persönlichkeit desselben so wichtig, daß es sich wohl lohnt, daß er sich dieses Thatbestandes bewußt wird. Während es verkehrt wäre, den Einzelnen nach seiner Nationalität zu fragen, und wir auf solche Frage nur eine Summe des Wahren, Halbwahren, Mißverstandenen, Erlogenen und völlig Gedankenlosen erhalten würden, so weiß auch hier die methodische Statistik, indem sie an die Stelle eines allgemeinen Begriffes ein bestimmtes in Thatsachen wahrnehmbares Kriterium setzt, das sub-

jective Urtheil des Einzelnen, dessen sie niemals ganz entbehren kann, auf das rechte und nützliche Maaß zurückzuführen.

Hier aber bleibt dem Individuum nur die Wahl; es giebt kein Zwischenglied, keine Zwitterstellung, keine Neutralität; es kann nicht auf die Frage nach der eigenen Sprache des Einzelnen mit der Angabe zweier Sprachen geantwortet werden. Eine solche Antwort wäre nur möglich auf die Frage, welcher Sprache jemand mächtig ist; sie ist viel schwieriger zu geben, — denn wie will man eine gleichmäßige Entscheidung darüber erhalten, ob von dem Einzelnen das nöthige Maaß der Kenntniß der fremden Sprache erlangt ist, — und ihre Resultate sind jedenfalls weit unsicherer. Auch haben in der Praxis solche Aufnahmen vielmehr die Bestimmung, zu ermitteln, wie viele Personen anderer Nationalität sich in der Landessprache auszudrücken vermögen und wie viele dies noch nicht können. Die grundsätzliche Zulassung doppelter Antwort auf die Frage nach der Familiensprache würde nichts sein, als eine Begünstigung des Trägen, der nicht über sich selbst nachdenken mag, und des Schwachen, der nicht weiß sein Kind am Kreuzwege des Denkens rechts oder links zu weisen.

Eine andre Frage, die hier noch in Betracht kommt, ist die: ob in Betreff der Nationalität insofern eine neutrale Stellung zugelassen werden muß, als jemand eine fremde Sprache erlernt haben und sie ausschließlich reden könne, ohne daß er dadurch in den Stand gesetzt sei, geistig wirklich in den Kreis dieser Nation überzugehen. Diese Frage kommt damit überein, ob die Möglichkeit des geistigen Eintritts in eine Nation an bestimmte physische Vorbedingungen geknüpft ist, deren Vorhandensein sich auf gewisse verwandte Kreise von Volkstämmen und Nationen beschränkt, und bei deren nicht Vorhandensein das Erlernen einer Sprache, insbesondere der Sprache eines höher stehenden Völkerkreises, etwas äußerliches bleibt und gewissermaßen nur wie eine Abrichtung betrachtet werden kann. An eine theoretische Lösung dieser Aufgabe ist wohl gegenwärtig noch nicht zu denken; praktisch wird dieselbe gewiß binnen nicht langer Zeit für den größten innerhalb der menschlichen Natur bestehenden Gegensatz in den Ländern des westlichen Continents gelöst

worden. Soweit jedoch ein rassenhafter Unterschied nicht obwaltet, und dies kommt für uns Deutsche jetzt allein in Betracht, wird die Zulässigkeit einer solchen neutralen Stellung abzulehnen sein, nicht nur aus der allgemeinen Erwägung, daß innerhalb der weißen Rasse es unmöglich ist, die Abstammungsverhältnisse der Nationen mit voller Sicherheit anzugeben, sondern auch aus der directen Erfahrung heraus, daß der Nationalgeist sich auch auf solche mit erstreckt, welche, soweit überhaupt die Abstammungsverhältnisse ersichtlich sind, sich von dem betreffenden Volkstamme sehr wesentlich unterscheiden. Wir haben diese Erfahrung an zahlreichen Deutschen, welche andern, darunter auch unzweifelhaft niedriger stehenden Nationen hinzugetreten sind, und welche unserer Nation geistig entfremdet erscheinen; wir haben, was wichtiger ist, auch umgekehrt die Erfahrung, daß die zugewanderten Fremden in deutschen Ländern völlig in die deutsche Art übergegangen sind, nicht nur die Nachkommen romanischer Völker, welche religiöse Uebereinstimmung nach Deutschland führte, sondern auch die Nachkommen des jüdischen Volkes, welche nur in geringer Zahl unsere Religion, in sehr großer aber unsere Sprache angenommen haben, und unter deren Leistungen auf Gebieten der Wissenschaft und Kunst wir manche Blüthe echt deutschen Geistes erblicken.

(Die Veränderungen im Nationalbestande.) Die Veränderungen, welche in dem Bestande einer Nation eintreten, beruhen hiernach auf einer zwiefachen Bewegung, — auf der natürlichen Gesammtbewegung, welche durch die Sterbefälle einerseits und die Fortpflanzung andrerseits stattfindet, und auf der besonderen Bewegung unter den Lebenden durch Annahme einer andern Familiensprache an Stelle der Sprache der Mutter. Die statistische Kenntniß des Umfangs dieser letzteren Bewegung kann nicht erwartet werden, da selbst ihr Vorhandensein bis jetzt von der statistischen Wissenschaft noch nicht beachtet worden ist. Aber auch der Umfang der ersteren Bewegung, welche die hauptsächliche ist und für denjenigen, der die Nationen nach der Abstammung sondert, die allein bestimmende sein würde, wird bis jetzt von der Statistik nicht ausreichend bezeichnet. Wir kennen die Zahl der Geborenen und Gestorbenen in-

nerhalb eines Staates und seiner Verwaltungsabtheilungen, besten Falles auch innerhalb der einzelnen Religionsverbände, aber wir kennen sie nicht für jede Nation.

Schon nach dem, was oben erörtert worden ist, könnte man als selbstverständlich voraussetzen, daß diese Bewegung nicht für alle Nationen die gleiche ist, daß sie vielmehr sowohl abhängt von den mannigfachen natürlichen Bedingungen, unter denen die verschiedenen Völker leben, und ihrem Verhältniß zu der natürlichen Beschaffenheit der Volkstämme, als auch von den Eigenthümlichkeiten der letzteren in Behandlung und Pflege von Körper und Geist, in der Belebung und Verwendung der individuellen Kräfte und in der Art ihres Zusammenlebens und namentlich der Geschlechtsverhältnisse. Daß dem so ist, und zwar daß sowohl für die Erhaltung des Lebens als auch für die Erweckung neuer Glieder einer Nation die bei derselben vorwaltenden Eigenschaften von wesentlichem Einflusse sind, beweist die Statistik durch die Thatsache, daß unter ziemlich gleichen natürlichen Bedingungen zusammenlebende Nationen wesentliche Verschiedenheit in den Verhältnissen der Sterblichkeit und Fortpflanzung zeigen, — in Betreff der Sterblichkeit z. B. bei den Aufnahmen aus denjenigen Regierungsbezirken des preußischen Staates, in welchen die verschiedene Abstammung sich einigermaßen annähernd darstellt in der Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses, — in Betreff der Fortpflanzung z. B. darin, daß in denjenigen Theilen des französischen Staates, welche am wenigsten oder gar kein französisches Blut enthalten, also des Elsasses, Klein-Britanniens, der Insel Corsica und des Roussillon die Geburtenzahl über die der übrigen Theile Frankreichs in hohem Maaße hinausgeht, in den letzteren aber die Fortpflanzung im ganzen so sehr zurückbleibt, daß man an Polybius' Schilderung der griechischen Zustände seiner Zeit erinnert wird.

Bei Berücksichtigung dieser Thatsachen muß man anerkennen, daß wir die natürliche Stammesbewegung nicht durch die Gesammtbewegung innerhalb eines Staates messen können, daß vielmehr innerhalb desselben die eine Nation in ihrer natürlichen Entwickelung vorwärts gehen kann, indeß eine andere zurückgeht, daß also, was in andern Erdtheilen beim Zusammenwohnen

uncultivirter und cultivirter Racen beobachtet und durch die Volkszählungen in den Ländern Australiens gemessen worden ist, auch in den Ländern, um welche es sich hier handelt, stattfinden könne, und daß jedenfalls die zeitweise Zusammensetzung der Bewohner eines Staates aus verschiedenen Volksstämmen, auch ohne den Einfluß von Ab- und Zuzügen, nicht ohne weiteres maaßgebend ist für das Verhältniß derselben in einer früheren oder späteren Zeit. Die Berücksichtigung dieser — wenn auch nur unter gewissen Beschränkungen — selbständigen Bewegung verschiedener Nationalstämme ist unentbehrlich zur richtigen Würdigung der Aufeinanderfolge der Nationen in der Geschichte und insbesondere der Stellung der germanischen Nationen in der Gegenwart.

Andrerseits wissen wir, daß die Lebens- und Fruchtbarkeitsverhältnisse einer Nation weder für die ganze Nation dieselben sind, noch bei derselben unverändert bleiben, und zwar wiederum, weil sie — selbst dann, wenn eine Nation abgeschlossen für sich bliebe, — nicht ausschließlich von einem gegebenen nationalen Charakter bestimmt werden, sondern zugleich durch die ganze Verschiedenartigkeit der äußeren Bedingungen der menschlichen Existenz, welche auf die Lebensweise, die Thätigkeit und Sittlichkeit derselben gleichfalls zurückwirken. Und gerade im Hinblicke auf diese Verschiedenheiten muß als Grundsatz ausgesprochen werden, daß nicht weniger als die Erhaltung, auch die Fortpflanzung einer Nation ein wahres Gesammtinteresse derselben bildet, denn nur beide zusammengenommen ergeben die nachhaltige Fruchtbarkeit derselben, und daß es in diesem Interesse darauf ankommt, den Ursachen nachzugehen, aus denen die Verschiedenheiten der Sterblichkeit und Fruchtbarkeit herrühren, und diejenigen zu beseitigen oder möglichst unschädlich zu machen, welche der gesunden physischen Fortentwickelung einer Nation entgegenstehen.

In ersterer Beziehung dürfte allerdings bei den Statistikern unserer Zeit der theoretische Standpunct überwunden sein, welcher auf die Erhaltung und Aufziehung des neuen Geschlechtes keinen Werth legte und sogar die Anwendung vorbeugender Maaßregeln gegen Krankheiten nicht fördern mochte. Und gerade wir

Deutschen genießen in der wissenschaftlichen Bildung des ärztlichen Personals eine bessere Fürsorge für die Erhaltung der Lebenden als mehrere andere Nationen Europa's, und in derselben Richtung wirkt bei uns der Sinn für Ordnung und Mäßigung des Lebens, in dem der Deutsche seinen östlichen Nachbarn voransteht, dann in neuester Zeit der der deutschen Nation eigenthümliche Sinn für erfrischende Körperübungen der Erwachsenen wie des jungen Geschlechts und, was von höchster Wichtigkeit ist, der wachsende Sinn für die Förderung der Erwerbsthätigkeit, wogegen wir Deutsche noch in einem andern Puncte, nämlich in der vorbeugenden Sorge für gesunden Aufenthalt, hinter den Engländern zurückstehn.

Was aber den andern nicht minder wichtigen Factor der natürlichen Bewegung der Bevölkerung betrifft, so steht in der richtigen Würdigung der Fortpflanzung die heutige Theorie zurück hinter den Auffassungen eines Statistikers des vorigen Jahrhunderts, und hier kann man wohl behaupten, daß der natürliche Sinn der deutschen Bevölkerung sein nationales Interesse richtiger begreift, als die meisten Theoretiker ihn lehren. Aus dem Umstande, daß in solchen Fällen, wo die natürlichen, wirthschaftlichen und sittlichen Bedingungen zur Erhaltung der Geborenen nicht ausreichen, die höhere Fortpflanzung sich in trauriger Weise selbst zu negiren genöthigt ist, wird oft genug mit ungerechtfertigter Abstraction der — für normale Verhältnisse und insbesondere für die regelmäßigen Verhältnisse unserer Nation — irrige Grundsatz hergeleitet, daß eine höhere Fruchtbarkeit schon an sich ein Uebel und die möglichst geringe Fortpflanzung zu wünschen sei, ein Grundsatz, von welchem die Thatsachen in der Statistik das Gegentheil predigen. Solchen Theoretikern mögen die Schranken recht scheinen, welche der kurzsichtige Egoismus einer Generation von Besitzenden der Eingehung der Ehen in noch heute gültigen Gesetzen deutscher Staaten entgegensetzte, den Anspruch jedes Menschen auf eigene Arbeit und auf eigenen Heerd verleugnend. Aber sie mögen sich auch überzeugen, daß diese Schranken die Fortpflanzung nur in geringem Maaße beeinträchtigen, da der angeborne Volkstrieb sich theils, was der nationalen Sittlichkeit nicht zuträglich ist, der außerge-

setzlichen Fortpflanzung, theils, was zwar der Vermehrung des Volksstammes förderlich, in Ansehung der Erhaltung und Vermehrung der Nation aber nicht gefahrlos ist, der Auswanderung zuwendet. Solche Theoretiker mögen dann ihr Wohlgefallen an denjenigen Theilen deutscher Lande haben, in welchen in Folge der niedrigen Geburtenzahl die Bevölkerung nur langsam zunimmt, wie im preußischen Staate am Münsterland, im österreichischen an Salzburg und Deutsch-Tyrol, in der Schweiz an den Urcantonen; aber sie — deren Anschauungen vom Materialismus getragen werden — mögen sich fragen, ob ihnen in der That die Bilder trägen Beharrens in der hergebrachten Weise als die rechten Muster wirthschaftlicher Entwickelung gelten.

Während in den letztbezeichneten Landestheilen die Geburtenzahl regelmäßig unter 3 pCt. der Bevölkerung beträgt, steht sie in den meisten deutschen Ländern zwischen $3\frac{1}{5}$ und 4 pCt., welche letzte Höhe auch von größeren Territorien, hauptsächlich Mittel-Deutschlands, jedoch auch Nord- und Süd-Deutschlands, erreicht wird; erheblich darüber hinaus geht, soweit sich aus den Zahlen schließen läßt, die Geburtenziffer in den deutschen Colonien an der Wolga. Vergleicht man die Fruchtbarkeit der deutschen Nation mit den Nachrichten, welche für andere europäische Nationen vorliegen, so scheint dieselbe etwas über der der Skandinavier zu stehen, in deren größeren Territorien die Geburtenzahl sich durchschnittlich auf $3\frac{1}{5}$ bis $3\frac{2}{3}$ pCt. der Bevölkerung beläuft, und der der Bewohner Großbritanniens (reichlich $3\frac{1}{2}$ pCt.) mindestens gleichzukommen. Zwischen $3\frac{1}{2}$ und 4 pCt. der Bevölkerung steht die der italienischen und auch der spanischen Nation (über 4 pCt. bei beiden der Süden), wahrscheinlich auch der Bewohner Irelands und der lettischen und finnischen Völker, am höchsten (gewöhnlich über 4, stellenweise bis über 5 pCt.,) die der slawischen Völker, insbesondere der Polen und Russen. Erheblich niedriger als die Geburtenziffer der deutschen ist die der französischen Nation; für das ganze französische Reich belief sich die durchschnittliche Geburtenzahl einer längeren Periode nur auf $2\frac{4}{5}$ pCt. der Bevölkerung.

In Ansehung der Sterblichkeit haben innerhalb Europa's anscheinend die skandinavischen Länder das günstigste Verhältniß

(Norwegen insbesondere noch nicht 2 pCt.), dann folgt Großbritannien (namentlich Schottland), wo die Zahl der Sterbefälle durchschnittlich etwa $2\frac{1}{5}$ bis $2\frac{2}{5}$ pCt. der Bevölkerung ausmacht. Nur wenige Theile Nord- und Süd-Deutschlands haben ebenso günstige Sterblichkeitsverhältnisse, in einzelnen anderen Theilen derselben geht die Sterblichkeit längerer Perioden sogar über 3 pCt. hinaus; das Durchschnittsverhältniß der Sterblichkeit der Deutschen dürfte auf $2\frac{2}{3}$ pCt. anzunehmen sein. Diesem Satze scheinen die finnischen Ostseevölker ungefähr gleichzustehen, etwas nachtheiliger die Iren. Ueber 3 pCt. beträgt die Zahl der Sterbefälle bei der lettischen Nation, bei den polnischen und russischen Slawen, am höchsten steht sie bei den Großrussen. Auch in Italien und dem größeren Theile von Spanien scheint die Sterblichkeit durchschnittlich höher als 3 pCt. zu sein; dagegen hat die scheinbar vortheilhafte Sterblichkeitszahl der Bewohner des französischen Reichs — ungefähr $2\frac{2}{5}$ pCt. — (sowie auch die des nordwestlichen Spaniens) wesentlich ihre Veranlassung in der niedrigen Geburtenziffer derselben.

In Folge dieser Verschiedenheiten war die natürliche Bevölkerungszunahme in der neuesten Zeit am günstigsten in Großbritannien (etwa $1\frac{1}{3}$ pCt.) und in den skandinavischen Ländern (1 bis $1\frac{1}{2}$ pCt.); die verschiedenen Theile Deutschlands (im Norden, wie im Süden) standen zwischen $\frac{1}{2}$ und $1\frac{1}{2}$ pCt. jährlicher Zunahme; die geringste Bevölkerungszunahme aus sich selbst, wahrscheinlich von allen europäischen Staaten, hatte Frankreich mit etwa $\frac{2}{5}$ pCt. Der Einfluß dieser Verschiedenheiten auf die Aenderung des Verhältnisses der Staaten untereinander zeigt sich, wenn man ihre Bevölkerungszahl vor einem halben Jahrhundert vergleicht. Vor 50 Jahren war die Bevölkerungszahl der deutschen Bundesländer nicht höher als die Frankreichs; die erstere ist seitdem um die Hälfte (die Skandinaviens und der britischen Inseln allerdings inzwischen reichlich um $\frac{3}{5}$), die letztere nur um den vierten Theil gestiegen, — die Bevölkerung Frankreichs, obwohl die innerhalb des französischen Staates vorhandenen fremden Nationalitäten diesen Staat fortwährend durch ihre reichlichere Fortpflanzung unterstützen, — die Bevölkerung der deutschen Bundesländer, trotzdem sie in

dieser Zeit Millionen von Deutschen über ihre Grenzen ziehen ließ nach allen Theilen der Welt.

Die Vermehrung einer Nation geht zusammen mit der Entwickelung ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit gegenüber dem Naturfonds, der sich in ihrem Bereich befindet, oder dem sie in ihren Bereich zieht. Schon ihre Vervielfältigung auf dem heimischen Boden hat keine gegebene Grenze, wie wir nicht im Stande sind, quantitativ die Grenzen zu finden, welche dem Menschen in der Anwendung seiner geistigen und körperlichen Kräfte zur Benutzung der irdischen Gaben gezogen sind; die Volksvermehrung in diesem Jahrhundert hat in manchen Theilen Deutschlands ebensowohl die Wünsche ihrer eifrigen Beförderer übertroffen, als die Befürchtungen eines absoluten Mangels an Existenzmitteln widerlegt. Aber nirgends erscheint die menschliche Thätigkeit fruchtbringender, als wo sie mit den ganzen Mitteln eines fortgeschrittenen Volkes einen ihm zusagenden neuen Boden energisch in Angriff nimmt, um aus ihm mit Leichtigkeit die Lebensbedingungen menschlichen Daseins zu entwickeln. Hier wachsen ihm die Gaben der Natur gleichsam in die Hand, und diesen folgt unmittelbar das Erzeugniß, das obwohl an den Stoff gebunden doch an Werth über allen Stoffen steht, der neue Mensch, für den der Boden seine Cultur empfangen hat. — Daß solche Bedingungen der Vermehrung einer Nation günstiger sind, als irgend welche, zeigt die germanische Völkerfamilie in ihrer Verbreitung über diejenigen Zonen, deren Klima ihrer Natur gemäß ist. Vor ihrer cultivirenden Thätigkeit weichen die alten Rassen zurück und schwinden dahin. Fortwährend hinzukommend betreten herangewachsene Söhne und Töchter der europäischen Heimath (weniger unerwachsene) den nordamericanischen Boden, aber soviele auch von außen kommen, dennoch bleibt dort — was in keinem Staate des germanischen Europa's der Fall ist — die Zahl der Erwachsenen zurück hinter der Zahl des jungen Geschlechts, dieser dicht aufkeimenden Frucht eines neugewonnenen Lebensbodens.

(Die Wanderungen und ihre Bedeutung für das deutsche Sprachgebiet.) Das: Bleibe nicht am Boden heften! ist die wichtigste Mahnung zur Förderung der Fortpflan-

zung einer Nation; allein es ist zugleich die vorzügliche Ursache zur Entnationalisirung der Einzelnen, zu den Verlusten, welche eine Nation durch das Aufgeben der Muttersprache von Seiten ihrer Angehörigen erleidet. Schon der Einfluß eines neuen Bodens geht an einem wandernden Stamme nicht spurlos vorüber; auch wo er auf einem der Cultur noch nicht erschlossenen Boden sich niederläßt unter Beibehaltung seines geschlossenen Zusammenlebens, bringen die neuen Verhältnisse neue Anschauungen, die dann leichte Wandelungen des Sprachschatzes zur Folge haben. Ganz anders, wenn Wanderungen in ein Gebiet erfolgen, in welchem sie schon gewisse staatliche und Cultur-Verhältnisse einer fremden Nationalität in Geltung finden, wenn die Ankommenden, statt sich in besonderen Wohnsitzen niederzulassen, sich unter eine zahlreichere anders redende Bevölkerung vertheilen, und namentlich, wenn die Einwandernden nicht die Besonderheit ihres Familienlebens mitbringen und für sich erhalten können, sondern genöthigt sind, sich mit den Töchtern des Landes und ihre Töchter mit den Eingebornen zu verbinden, oder ihre Kinder vorzeitig aus ihrem häuslichen Kreise in fremde Verhältnisse hinaus zu senden. Für alles dies bietet die Geschichte zahlreiche Beispiele: Die Eroberungszüge, welche die kriegslustigen Normannen nach entlegenen Küstenländern führten, mochten den dortigen Stämmen normännisches Blut mittheilen; aber ihre Sprache und Nationalität ging mit dem Leben der Eroberer selbst zu Ende — ihre Söhne hatten die Nationalität der Mutter —, wogegen die germanischen Stämme, welche in ihrer Gesammtheit wandernd, sich familienweise in den Wohnsitzen der besetzten römischen Provinzen vertheilten, ihre Nationalität einige Zeit erhielten und im Stande waren die im Laufe der Jahrhunderte entstehende Stammesmischung auch in dem Entstehen einer veränderten Nationalsprache zum Ausdruck zu bringen.

Auf der andern Seite sehen wir, daß in ein fremdes Land gezogene Einwanderer, sobald sie nicht nur gesonderte Wohnsitze einnahmen, sondern ausschließlich sich mit ihren Nationalen verheiratheten, ihre Nationalität bewahrten und, obwohl Jahrhunderte hindurch genöthigt sich der Sprache der Umwohnen-

den, soweit es der menschliche Verkehr erforderte, zu bedienen, dennoch fortfuhren, dieselbe als eine fremde Sprache anzusehen. Eins der größten Dörfer Oberschlesiens, vor sechs Jahrhunderten durch Schwaben in Mitten polnischer Bevölkerung angelegt, spricht noch heute deutsch, und wie behauptet wird, ist sogar ein Theil der Einwohner nicht einmal der polnischen Sprache kundig, wesentlich in Folge dessen, daß sie nur deutsche Frauen ehlichten, und ähnliche Verhältnisse dürften sich bei den unter den walachischen Romanen wohnenden Sachsen nachweisen lassen, ähnliche auch künftig die deutschen Colonien in Süd-Rußland aufweisen, in denen gleichfalls die Bevölkerung nach glaubwürdigen Nachrichten sich unvermischt erhält. Umgekehrt wird das Zurückgehen und theilweise Untergehen der zahlreichen deutschen Ansiedelungen in den Karpathen von Stricker daraus hergeleitet, daß die deutschen Männer und deutschen Mädchen sich mit slowakischen und magyarischen Frauen und Männern verheiratheten, wobei dann regelmäßig die heirathenden Deutschen zur Sprache und Art des fremden Stammes hinübergeführt wurden.

Es muß aber hier noch auf eins aufmerksam gemacht werden, welches wesentlich dazu mitwirkt, den Wandernden die Erhaltung und Förderung ihrer Nationalität zu erleichtern oder zu erschweren: es ist dies die Beziehung, in welche die Wandernden zu dem neuen Lande treten, die Art der Thätigkeit, die sie daselbst ausüben. Die entscheidende Frage ist die, ob ihre Thätigkeit sich mehr dem Lande selbst zuwendet, oder nur der dortigen Bevölkerung. Je mehr ihr ganzes Erwerbsleben von der fremden Bevölkerung des Landes abhängt, um so leichter tritt die Entfremdung ein; je unabhängiger die Arbeit der Einwandernden, desto gesicherter ist auch ihre Nationalität. Der Boden, den der Ansiedler als seinen eigenen bebaut, wird nicht nur ihm, sondern auch seiner Nation gewonnen, und diese schlägt mit der cultivirenden Arbeit gleichsam ihre Wurzeln in den bearbeiteten Boden. Daher sind Wanderungen dieser Art — und zwar in erster Linie die einer ackerbauenden Bevölkerung — nicht allein zur Förderung der Vermehrung einer Nation vorzüglich geeignet, sondern sie sind es auch, die am leichtesten eine dauernde

Erweiterung des nationalen Sprachgebietes herbeiführen. — Dem Einfluß der Verschiedenheit der Arbeitsrichtung ist es gewiß mit zuzuschreiben, daß die Züge, welche in diesem Jahrhundert zwei Wandernationen aus ihren unmittelbar zusammengrenzenden Sitzen unternommen haben, in ihrem nationalen Erfolge geradezu einen Gegensatz bilden. Die keltische Nation der Iren, obwohl sie in der Masse der Auswanderer die englische Nation übertrifft, scheint sich doch nur für diese zu vermehren und zu verbreiten. Selbst aus ihrem Heimathlande dadurch verdrängt, daß sie den natürlichen Reichthum desselben nicht so zu heben vermochte, wie es für eine fruchtbare Nation erforderlich war, füllt sie außerhalb desselben vorzüglich die Städte, in denen die gegnerische Nationalität herrscht, ohne Aussicht dieselbe zu überwältigen; gleichzeitig aber siedelt mehr und mehr angelsächsisches Blut nach dem dünner bevölkerten Ireland hinüber und übt dort, wie schon aus den ungenügenden englischen Aufnahmen über die Sprachverhältnisse in Ireland hervorgeht, zugleich seinen entnationalisirenden Einfluß auf die irische Nation, den selbst die neuere nationale Bewegung der Kelten bis jetzt nicht aufzuhalten und nicht einmal zu beachten scheint.

Als das dritte große Wandervolk unserer Tage erscheint neben der englischen und irischen die deutsche Nation. Diese Thatsache ist um so bezeichnender für die Deutschen, als bei diesen weder der unmittelbare Drang der Noth vorhanden ist, welcher die keltische Auswanderung zur Folge hatte, noch der Reiz der günstigen Verhältnisse, welche die Angelsachsen zur Auswanderung locken, der vorzüglichen Gelegenheit zum Erwerbe auf einem großen Theile der Erde und des unbedingten Schutzes in ihren Erwerbsverhältnissen durch die Macht, welche das Meer und seine Küsten beherrscht. Man sieht hieraus, wie mächtig der Wandertrieb und, wie glücklicherweise auch gesagt werden kann, der Colonisationstrieb ist, der in dem deutschen Volke wohnt und der allein die Segnungen deutscher Cultur andern Völkern zuführt. Unrichtig ist es, wenn man die Wanderungen der Deutschen am meisten dem Elend der staatlichen Verhältnisse Deutschlands zuschreibt, dessen lebhaftere Empfindung vielmehr nur die Zahl der Wandernden vermehrt; denn der Zug

deutscher Auswanderer geht nicht nur nach Staaten mit freien politischen Institutionen, sondern auch nach solchen, in denen sich der Deutsche erst aus dem tiefsten Drucke herauszuarbeiten hat; und die Wanderungen der Deutschen haben kaum weniger als heut auch zu einer Zeit stattgefunden, in der die deutsche Nation die mächtigste war und ihre Institutionen als Muster galten. Die Macht und die inneren Verhältnisse der nationalen Staaten bestimmen somit das Maaß der Auswanderung nur in gewissem Grade; wohl aber sind sie für den Erfolg der Auswanderung insofern von Bedeutung, als sie geeignet sind, die äußere Selbständigkeit und namentlich die innere Selbständigkeit, das Selbstgefühl des Ausgewanderten zu heben oder zu schwächen, die Bewahrung seiner Nationalität zu erleichtern oder zu erschweren.

Wenn ich hier etwas näher darauf eingehen möchte, in welchem Verhältnisse bei der deutschen Nation die Wanderungen zur Erweiterung ihres Sprachgebietes dienen, so muß ich voranschicken, daß der wirkliche Umfang der Wanderungen bis jetzt nur unvollkommen bekannt ist. Die eigentliche Statistik der Auswanderungen zählt noch kein halbes Jahrhundert; aus früherer Zeit liegen nur gelegentliche, ja oft nur so zu sagen zufällige Nachrichten vor, daß an gewissen Stellen Wanderungen stattgefunden haben. Genauer kennen wir auch jetzt nur die Wanderungen über See; auf die Bewegung, die innerhalb der Continente von Land zu Land geht, schließen wir aus wenigen vorhandenen Nachrichten über das Geburtsland der Einwohner; wir kennen aber noch fast gar nicht jenes stille Wandern von Ort zu Ort, in dem alljährlich ein Theil der Bevölkerung weiterzieht und seine Stelle den Nachziehenden einräumt.

Und doch sind es gerade diese stillen Wanderungen, die für uns Deutsche nationale Bedeutung haben, die langsam das Sprachgebiet weiter hinausschieben; hier gehen zwar oft die Vorangegangenen der Nation verloren, oft aber werden sie auch wieder eingeholt durch die Nachdringenden. Sie bringen — nicht in den wenigen Zurückgebliebenen eines fremden Stammes, die sich nun der deutschen Nationalität anschließen, — wohl aber durch Verbreitung deutschen Lebens auf ein neues Territorium

eine Art von Ersatz für die zahlreichen Verluste, welche durch das Aufgehen vieler Einzelnen und selbst größerer Gruppen von Deutschen in fremde Nationen herbeigeführt worden.

Die Bewegung durch Wanderungen geschieht familienweise und selbst nur durch Einzelne, so daß sie dem Geschichtschreiber wenig denkwürdig sind; daß aber diese Familien und Einzelnen zusammen wirkliche Völkerströmungen bilden, zeigt uns der Umfang der Wanderungen nach einem andern Continent, dessen Kenntniß wir der heutigen Statistik verdanken.

Wer würde, um sogleich mit der mächtigsten Bewegung der Deutschen in unsern Tagen zu beginnen, — wer würde es glauben, daß die aus dem Entschlusse der Einzelnen hervorgegangene Bewegung der Einwohner vorwiegend deutscher Staaten seit einem halben Jahrhundert etwa 2 Millionen aus ihrem Heimathlande allein nach den Vereinigten Staaten von Nordamerica verschifft hat, wenn nicht die dortige Statistik die Zahlen registrirt hätte; und wie sehr ist es zu bedauern, daß diese Aufzeichnungen nicht an derselben Stelle schon zwei Jahrhunderte früher in Angriff genommen wurden. In jener Zeit (im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts) erhielt das damalige Neu-Niederland durch eine niederdeutsche Bevölkerung seine erste Cultur und wurde Neu-Amsterdam gegründet, das später die Engländer in New-York umbenannten; heut aber sollen von den Nachkommen dieser sowie der gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts gefolgten deutschen Ansiedler die meisten ihrer Stammessprache nicht mehr mächtig sein.

Der Zug deutscher Auswanderer nach Pennsylvanien begann in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts und wuchs so mächtig, daß man vierzig Jahre später demselben Schranken zu setzen versuchte; nichts desto weniger fanden wenige Jahre darauf aufs Neue namhafte Zuzüge von Deutschen statt. Noch zwei weitere Perioden deutscher Auswanderung nach diesem und benachbarten Staaten (von 1749 und 1770 ab) fallen in die Zeit vor der Trennung der Union vom englischen Staate. Kurz nach derselben kam in der pennsylvanischen Legislatur zur Berathung, ob nicht die deutsche Sprache als erste Landessprache in Pennsylvanien an Stelle der englischen treten solle. Dieser

Antrag soll durch die Stimme eines Deutschen ablehnend entschieden worden sein und heut sehen wir den Erfolg dieser Wanderungen für die Erweiterung des deutschen Sprachgebietes wenn auch noch nicht vereitelt, doch insofern in Frage gestellt, als das dortige Deutsch sich schon stark mit der englischen Sprache gemischt hat.

Eine allgemeine Schätzung, wie groß der Antheil deutschen Blutes an der Bevölkerung der Vereinigten Staaten anzunehmen sei, wird sich wesentlich mit nach der Bedeutung zu richten haben, welche man früheren Wanderungen in das ursprüngliche Gebiet dieser Staaten beilegt, wenngleich heut das deutsche Element nicht in geringerer Zahl in denjenigen Staaten vertreten ist, welche erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts auf der nordwestlichen Seite des Ohio hinzugekommen sind. Nimmt man an, was hinter der wirklichen Zahl eher zurückbleibt, daß zur Zeit der Trennung der Vereinigten Staaten 18 Procent ihrer Bevölkerung deutschen Blutes gewesen seien, so würde man bei Berücksichtigung der neueren Zuwanderungen und unter Voraussetzung gleicher Vermehrung der verschiedenen Volkstämme der weißen Rasse zu folgern haben, daß zur Zeit des letzten Census die Zahl der Nachkommen der älteren Einwanderer über $3\frac{3}{4}$ Millionen, die der in diesem Jahrhundert Eingewanderten und ihrer Nachkommen nicht ganz 3 Millionen betragen habe; im ganzen würden $6\frac{7}{10}$ Millionen oder der vierte Theil der gezählten weißen Einwohner von deutschem Blute gewesen sein. Die bei Stricker und Berghaus mitgetheilten Schätzungen gehen indeß noch erheblich höher.

Diese Zahlenschätzungen zeigen jedenfalls ungeheure Verluste für die deutsche Nation; denn bei aller Ermangelung wirklicher Aufnahmen kann das nicht zweifelhaft sein, daß — abgesehen von der deutschen Bevölkerung Pennsylvaniens — die Zahl derjenigen, welche bei dem letzten Census als in deutschen Staaten geboren bezeichnet wurden (bei Einrechnung der Niederländer, Schweizer und der aus Frankreich gebürtigen, welche meist Elsässer sind: anderthalb Millionen) heut die überwiegende Mehrheit der wirklich deutsch redenden in den Vereinigten Staaten ausmacht (im ganzen wird die Zahl der deutsch redenden für die Zeit des

letzten Census von Spiller auf $4\frac{1}{5}$ Millionen berechnet). Nicht nur, daß von den dort geborenen Deutschen ein großer Theil in Folge der Allgemeinheit des englischen Unterrichtes der angestammten Nationalität verloren geht (denn nur in Pennsylvanien ist das Deutsche als Schulsprache gleichberechtigt), sondern — wie neulich der beredte Mund eines mit den Verhältnissen nordamericanischer Seestädte vertrauten Mannes versicherte — auch schon von den mitgebrachten Kindern deutscher Auswanderer gehen viele der deutschen Sprache verloren, allerdings in Folge der schnellen Auflösung der Familienbande und, wie uns derselbe Redner lehrte, mit oft gleichzeitigem Uebergange der englisirten Kinder zur sittlichen Verwahrlosung und zum Verbrechen.

Aus den bisherigen kläglichen Zuständen der deutschen Nationalität in Nordamerica kann allerdings nicht das gleichmäßige Beharren derselben geschlossen werden; es kann vielmehr sein, daß mit dem wachsenden Nationalgeiste der Deutschen auch die deutsche Sprache dort eine andere Stelle einnehmen wird. Nach dieser Richtung hin ist die Thatsache sehr bezeichnend, daß die Hingebung der deutschen Americaner in dem Kampfe, welcher für die Achtung der Menschenrechte auch der niedrigsten Rasse geführt worden ist, nicht nur ihnen selbst die laute Anerkennung der Unionsregierung verschafft, sondern auch zum ersten Male die deutsche Sprache in die amtlichen Verkündigungen des Congresses eingeführt hat. Andererseits aber müssen wir uns sagen, daß selbst dann, wenn, was bis jetzt ausschließlich in Pennsylvanien der Fall zu sein scheint, die deutsche Sprache dahin gelangte, als zweite Landessprache Nordamericas und aller stark deutsch gemischten Einzelstaaten zu gelten, doch ein solches Nebeneinanderbestehen zweier Sprachen bei durcheinander wohnender Bevölkerung schwerlich länger dauern würde, als dies seiner Zeit in den romanischen Staaten und in England der Fall war. Im Falle der Gleichberechtigung beider Sprachen würde wahrscheinlicher (wovon die in Pennsylvanien und West-Virginien gemachten Erfahrungen ein kleines Vorspiel geben) im Laufe der Jahrhunderte eine neue germanische Sprache ihren Anfang nehmen, dann die vierte germanische und zwar die vermittelnde unter den andern. Die Entstehung einer solchen eigenen Sprache

würde, da sie allein die echte geistige Grundlage einer selbständigen Nationalität ist, vor allem im politischen Interesse der Vereinigten Staaten liegen.

Die Anzahl der deutschen Auswanderer nach den unter englischer Herrschaft stehenden überseeischen Ländern bleibt hinter der der Auswanderer nach den Vereinigten Staaten verhältnißmäßig weit zurück. Dies gilt sowohl von den americanischen Colonien, insbesondere von Canada und Neu-Braunschweig (welches letztere Berghaus noch der deutschen Nationalität zurechnet), — denn von der zeitweise bedeutenden Zahl der dort ankommenden Deutschen wanderte der größere Theil weiter nach den Vereinigten Staaten —, als auch von den englischen Colonien in Australien, nach welchen die deutsche Einwanderung in den dreißiger Jahren begonnen hat, im Vergleich mit dem Umfange der englischen aber verschwindend gering geblieben ist, wie denn auch nach den Daten des neuesten Census nicht mehr als der dreißigste Theil der weißen Bewohner Australiens auf die deutsche Abkunft gerechnet werden kann. Die Nachkommen der Deutschen in den englischen Colonien scheinen dem gleichen Schicksale entgegenzugehen, welches die der auf den britischen Inseln selbst ansiedelnden betroffen hat, insbesondere in den deutschen Colonien, welche (ein Theil einer großen nach America bestimmten Expedition) im vorigen Jahrhundert in Ireland gegründet wurden und in denen jetzt die deutsche Sprache gänzlich erloschen sein soll. — Dagegen ist von den nicht unbeträchtlichen Wanderungen Deutscher, welche nach dem unter englischer Hoheit stehenden Südafrika unternommen worden sind, und welche sich hier nicht nur an die sehr zahlreiche niederdeutsche Bevölkerung dieser Colonien, sondern auch an die neben denselben bestehenden selbständigen niederdeutschen Landschaften anschließen, ein schneller Verlust der Nationalität schwerlich zu erwarten. Diese Gegenden dürften vielmehr für eine fruchtbare Entwickelung der deutschen Nation bessere Aussicht darbieten, als die unter niederländischer Hoheit verbliebenen Länder, welche die habgierige Löwengesellschaft Englands dem Niederdeutschen in den heißen Erdstrichen Americas, Africas und Asiens übrig gelassen hat.

Was das Verhältniß zwischen der deutschen und der skan-

dinavischen Nationalität betrifft, so sind die Aenderungen im Umfange des Sprachgebietes gegenwärtig mehr zu Gunsten der deutschen Nationalität, da die zwischen den deutschen Theilen liegenden jütischen Heidedörfer allmählich die deutsche Sprache annehmen; indeß ist dies noch kein Ersatz für den Verlust, welchen bisher das allmähliche Vordringen der dänischen Sprache in der nordfriesischen Bevölkerung den Deutschen zufügte. In welcher Menge sich fortdauernd Deutsche über ihre Sprachgrenze vordringend unter den Skandinaviern niederlassen, ergiebt annähernd die vortreffliche Arbeit des dänischen statistischen Bureaus über die Geburtstelle der Bevölkerung dieses Königreichs. Innerhalb Schleswigs dürfte dieser Bewegung die entgegengesetzte der Jüten (hauptsächlich der nichtbesitzenden Klassen) gleichkommen; im übrigen war jedenfalls in der letzten Zeit der Zug der Deutschen in die skandinavischen Länder — und damit die Gelegenheit zum Aufgeben ihrer Familiensprache — reichlicher, als die entgegengesetzte skandinavische Bewegung nach deutschen Ländern, welche freilich in der Zeit, wo das schwedische Reich über Theile von Deutschland herrschte, auch manches skandinavische Blut der deutschen Nationalität zugeführt hat. Von den einzeln liegenden deutschen Ansiedelungen auf skandinavischem Boden scheint sich die auf Amak am längsten gehalten zu haben.

Sehr übertrieben sind die Vorstellungen, welche man gemeinhin von der Bedeutung des zweiten Elements der Bewegung der Nationalität — der Vertauschung der Nationalsprache — für die östlichen Theile Deutschlands hegt. Es ist nicht ungewöhnlich, daß dieselben in dem Sinne als germanisirtes Land betrachtet werden, als ob die heutigen Einwohner derselben vorwiegend slawischer Abstammung und nur durch die Herrschaft der Deutschen zur Annahme dieser Sprache gebracht seien. Diese Ansicht, daß die äußersten Grenzen der zeitweisen Slawenherrschaft auch die der überwiegend slawischen Bevölkerung seien, ist auf den ersten Blick kaum weniger thöricht, als wenn man die Bewohner der Gegenden westlich der Weichsel und des Don für slawisirte Germanen, oder die Bewohner der nordamericanischen Freistaaten für englisirte Indianer halten wollte. Daß dennoch eine solche Ansicht vielfach gefunden wird, liegt wohl

hauptsächlich daran, daß gerade an den einstmals vordersten Stellen sich die slawische Bevölkerung in Mitten der deutschen mit am längsten gehalten hat, nämlich in den alten Ansiedelungen derselben an der Jeetzel (an der Grenze des Lüneburgischen und der Altmark), wo das Slawische bis in das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert dauerte, ferner längs der Saale und Pleisse (im Osterlande), wo es bis ins vierzehnte Jahrhundert ziemlich verbreitet war und erst im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ganz erloschen sein soll. Und eine ganz ähnliche Erscheinung zeigt sich in Süddeutschland, wo gleichfalls gerade die am weitesten vorgeschobenen Slawen der steyrischen Mark sich im Stoderthale (im heutigen Ober-Oesterreich) am längsten gehalten haben. Indeß sollte der Umstand, daß das slawische Element sich an den vordersten Puncten hielt, weiter östlich aber schnell verschwunden ist, vielmehr zu dem umgekehrten Schlusse leiten, daß an diesen Stellen die Bedingungen günstiger waren für die physische Erhaltung und weitere Entwickelung auch des Volkstammes selbst, während derselbe an den letzteren in Folge minder günstiger Existenzbedingungen bald neben der deutschen Bevölkerung zurück- und unterging.

In der That hat unter denjenigen, die sich mit der Geschichte des östlichen Deutschlands gründlicher beschäftigt haben, wohl keiner sich dem Anerkenntniß entzogen, daß die Bewohner desselben zum allergrößten Theile auch der Abkunft nach Deutsche sind, wenn auch die Begründung dieser Ansicht verschieden ausgefallen ist. Auch die vortrefflich gearbeitete allgemeine Ethnologie in dem Czörnigschen Werke, welcher gewiß eine widerslawische Tendenz nicht zugeschrieben werden darf, beruht in ihrer historischen Darstellung auf diesen Anschauungen. Sie erwähnt die Ansiedelungen der Deutschen in Kärnthen unter Karl dem Großen und giebt an, daß schon in der Zeit bis zum zwölften Jahrhundert die spätere Sprachgrenze am Radl, Platsch und den windischen Büheln (im heutigen Steyermark) sich dadurch bildete, daß in den nördlicher belegenen Theilen die aus Baiern, Franken und Sachsen dorthin eingewanderte Bevölkerung sich immer mehr verdichtet hatte, wobei dann hinter dieser Grenze in drei Thälern slawische Sprachinseln zurückgeblieben seien.

Sie erwähnt (was die besondere Beschreibung von Nieder-Oesterreich näher ausführt), wie unter Karl dem Großen in der Ostmark deutsche Ortschaften durch Baiern, Franken und Sachsen angelegt wurden, wie später nach den Ungarkriegen die Deutschen diese Gegenden wiedergewannen, welche durch den unaufhörlichen Raub und Brand ohne Bewohner zur Einöde verwaldet waren, und wie sich die deutschen Ansiedelungen zunächst bis zum Kahlenberge, dann — wahrscheinlich schon vor der weiteren Ausdehnung der Ostmark — in das Land bis zur Leitha und March und in die anstoßenden jetzt deutschen Landstriche Ungarns verbreiteten. Auch in der Ostmark sollen jedoch noch nach der Besitznahme durch die Deutschen Spuren von slawischen Sprachinseln gefunden sein, von deren Bewohnern vermuthet wird, daß sie aus Ostfranken hierher verpflanzt worden seien.

Für die böhmischen Länder wird es in der allgemeinen Ethnologie zweifelhaft gelassen, ob sich in den Gebirgen Deutsche aus der früheren Periode erhalten haben; die Hauptmasse der Deutschen, heißt es hier, sei wohl erst durch die vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert stattgefundene Colonisation hinzugekommen. Die Periode der Colonisirung Böhmens begann hiernach zu derselben Zeit, wo westwärts des Fichtelgebirges das — wohl immer nur sehr schwach vertretene — slawische Element zu Ende gegangen sein soll, und endete zu einer Zeit, in welcher schon zwei bis jetzt deutsch gebliebene Sprachinseln zwischen cechischer Bevölkerung colonisirt wurden. In der dann folgenden allgemeinen Ethnographie dagegen wird bestimmt gesagt, daß das Hauptgebiet der Deutschen in Böhmen und Mähren vorzüglich Reste der deutschen Urbevölkerung enthalte, und das gleiche wird dort von dem schönhengstler Ländchen angenommen, während die deutsche Colonisation des Kuhländchens unbestritten in die oben angegebene Colonisationsperiode fällt. Die allgemeine Ethnographie fügt hinzu, daß in den ebenen Strecken des deutschen Gebietes auch germanisirte Cechen seien, wobei jedoch die Zeit der Germanisirung nicht angegeben wird; die Richtigkeit dieser Thatsache zu bezweifeln ist um so weniger Veranlassung, als auch die Cechen in gewissem Maaße ein Wan-

bevölkert sind und germanisirte Cechen sich auch in anderen Theilen Deutschlands, ja selbst in unserer Mark befinden; — aber aus dieser Anführung folgt noch nicht, daß die Zahl der jetzt deutsch Redenden cechischer Abkunft die der cechisirten Deutschen übersteigt, da im Gegentheil anerkannt ist, daß der Deutsche viel leichter zur cechischen als der Ceche zur deutschen Nationalität überzugehen pflegt, wie denn auch in verschiedenen ursprünglich deutschen, sowohl ländlichen als städtischen Ansiedelungen Böhmens (vor allen in der Stadt Prag selbst) der Antheil der deutschen Sprache sich erheblich vermindert zu haben scheint. Auch Kohl, der für Mähren anführt, daß unter den deutsch redenden auch Personen slawischer Abstammung seien, erklärt doch das Vorrücken der deutschen Sprachgrenze (sowohl längs der Thaya als in den Sudeten) nicht durch diese Art der Germanisirung, sondern durch eine fortdauernde wirkliche Bewegung der deutschen Agriculturbevölkerung, welche, wie er sagt, die Slawen allmählich von einem Ort zum andern zurückdränge.

Die Ansicht, daß die deutsche Bevölkerung bei der Einwanderung der Slawen nach Ostdeutschland in den gebirgigen Theilen zurückgeblieben sei, gilt auch für den nördlichen Abhang der mitteldeutschen Gebirge und wird für Schlesien (das ins Polnische übersetzte Land der deutschen Quaden) dadurch unterstützt, daß die Bevölkerung der höher gelegenen Landschaften ihrem Dialekte nach den Oberdeutschen zuzurechnen ist. Indeß ist dies schon deshalb kein zureichender Beweis, da die zahlreichen Deutschen, welche hier nach fränkischem Rechte (neben denen nach sächsischem und vlamischem Rechte) angesiedelt wurden, auch Oberdeutsche gewesen sein können; und gegen das Verbleiben einer früheren Bevölkerung spricht, daß die große Colonisation Schlesiens durch Deutsche in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zunächst in den untern Gegenden des Hügellandes Platz griff, wo sich in einem Bogen vom mittleren Bober bis zur Neiße die meisten der — nach dem Stenzel-Tzschoppeschen Urkundenbuch — nachweislich vor dem Mongolenkriege durch Deutsche angelegten Ortschaften befinden, und daß das hier den Deutschen zugewiesene Land meist als unangebaut und waldig bezeichnet wird, sowie daß an verschiedenen Stellen des

südwestlichen Schlesiens die höher gelegenen deutschen Ortschaften nachweislich später angelegt sind, als die unteren.

Noch klarer wird das allmähliche Hinaufgehen der deutschen Bevölkerung nach dem Gebirge zu in Oberschlesien; denn hier bilden die vor dem Mongolenkriege angelegten Ortschaften noch heute die Sprachgrenze gegen das Polnische, oberhalb deren sich mit der fortschreitenden Cultivirung des Landes, theilweise durch neue Zuzügler, die Deutschen gegen die Sudeten hinauf verbreiteten.

In den oberen Theilen Niederschlesiens hinterließ die slawische Herrschaft geringe Spuren; im Westen war schon im 15. Jahrhundert die deutsche Sprache allgemein, und hier wurde als Gegensatz der deutschen Abkunft nicht mehr die polnische, sondern die wendische bezeichnet; nur im Osten — im münsterbergischen und neißischen Gebiete — kommen gegen Ende desselben Jahrhunderts noch Spuren der polnischen Sprache vor (als solche ist auch das vielbesprochene Edict anzusehen, durch welches den Bauern eines — vielleicht damals des einzigen — slawischen Dorfes dieser Gegend die Erlernung der deutschen Sprache geboten wurde). Die ausgedehnte Verbreitung der deutschen Bevölkerung in den niedern Gegenden fällt für das Liegnitzer Gebiet in die nächste Zeit nach dem Mongolenkriege; weiter oberhalb nahm — vielleicht gleichfalls durch die Verwüstungen dieses Krieges befördert — die Zahl der deutschen Ansiedelungen so sehr zu, daß ein Jahrhundert später diese Gegenden vorwiegend deutsche geworden waren; sie blieben es, bis der dreißigjährige Krieg eine Verstärkung der slawischen Bevölkerung in den Fürstenthümern Brieg und Breslau durch eine Rückwanderung derselben zur Folge hatte, welche namentlich die katholische Geistlichkeit hier und in den weiter oben gelegenen Gegenden befördert haben soll.

Die in Oberschlesien rechts der Oder vor dem Mongolenkriege gegründeten deutschen Ortschaften sind später größtentheils in der sie umgebenden polnischen Nationalität aufgegangen; in Niederschlesien dagegen wurde schon damals der Grund zu jenen zwei großen Gruppen deutscher Ansiedelungen gelegt, welche, allerdings sehr erweitert, noch jetzt in der Nordostgrenze der

mitteldeutschen Bevölkerung deutlich hervortreten. Und nicht viel später entstand zwischen ihnen eine dritte Gruppe deutscher Ansiedelungen in dem fraustädter Ländchen, welches, bald darauf an das polnische Reich übergehend, dennoch während der ganzen Dauer desselben deutsch blieb, wogegen hinter demselben während des gleichen Zeitraums längs der Oder die slawischen Sprachinseln verblieben. Die Gesammtzahl der deutschen Colonisten, welche bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts sich (außerhalb der Städte) in Schlesien niederließen, schätzt ein gründlicher Kenner der früheren Zustände dieses Landes auf 50,000 Familien, eine Zahl, welche die schnelle Germanisirung ausreichend erklärt.

Auch für die westlicheren Landschaften kommt weniger die etwa in den Gebirgen zurückgebliebene germanische Bevölkerung, als vielmehr die Aufreibung der in den Niederungen wohnenden Slawen durch verwüstende Kriege in Betracht. Ein solcher traf noch im neunten Jahrhundert das Osterland, dessen Bewohner auf deutscher Seite kämpften, und endete damals mit gänzlicher Vernichtung des feindlichen Slawenheeres der Daleminzier; ein ähnlicher Krieg folgte im Anfang des zehnten Jahrhunderts, und an diesen schlossen sich die Feldzüge wider die von den Gegnern herbeigerufenen Ungarn, welche jedenfalls die slawischen Sitze im Osterlande verminderten und hier die Zuwanderung von Sachsen und Franken und das Ueberwiegen des deutschen Volkstammes vorbereiteten, durch dessen Typus die osterländische Bevölkerung sich auszeichnet.

Noch mehr litten die Gegenden östlich der Mulde und der Elbe. Der Unterwerfung der dortigen Slawen durch den König Heinrich folgte der Ungarnkrieg und diesem die erste Periode der Ansiedelung der Deutschen. Allerdings soll damals ein Theil der Slawen in seinen Sitzen verblieben sein; aber nun wurde im Laufe des elften Jahrhunderts das meißener Land durch die langwierigen Polenkriege und schließlich durch wiederholte Kriege mit den Böhmen verwüstet, welche neue Zuzüge von deutscher Seite (angeblich die Niederlassung niederländischer Colonisten um die Mitte des zwölften Jahrhunderts) zur Folge hatten. Von den Verheerungen dieser letzten Kriege blie-

ben die Slawen des Bautzener Ländchens verschont; auch die Lausitzer wurden durch die verwüstenden Kriege des elften (vielleicht auch die des zehnten) Jahrhunderts nur in den äußeren Theilen ihrer Wohnsitze heimgesucht. Es erklärt sich hieraus und aus der weiteren friedlichen Entwickelung dieses Landes, daß die deutsche Einwanderung — abgesehen von den Städten — zunächst die von der Lausitz abgelösten Districte bevölkerte und sich erst später, am stärksten wohl nach dem dreißigjährigen Kriege, in die bis dahin slawischen Theile derselben verbreitete.

Für die niederdeutschen Länder nehmen zwei ihrer gründlichsten Geschichtsforscher gleichfalls an, daß schon unter der slawischen Herrschaft die Bevölkerung derselben größtentheils deutsch gewesen sei. Giesebrecht in seinen wendischen Geschichten betrachtet die Slawen nur als die herrschenden, während die Mehrzahl der Ackerbauer aus der unterworfenen älteren germanischen Bevölkerung bestanden habe (was mit den Nachrichten im Widerspruche steht, daß diese Gegenden zur Zeit der Slawen-Einwanderung öde gewesen seien); Klöden vertritt die Ansicht, daß sich die Deutschen unter der Slawenherrschaft im Frieden durch Einwanderung, im Kriege durch die Kriegsgefangenen vermehrt hätten. Beides wird wohl weniger durch die glaubhafte Nachricht begründet, welche die Bevölkerung der Stadt Brandenburg im Anfang des zehnten Jahrhunderts als aus Sachsen und Slawen gemischt bezeichnet, als durch den Schluß daraus, daß schon kurz nach der definitiven Besitznahme dieser Landschaften durch die Deutschen eine große Anzahl rein deutscher Ansiedelungen erscheint, vorhandene Wenden nur an einer Anzahl einzelner Stellen erwähnt werden, und die Existenz ihrer abweichenden Sprache hier überhaupt ignorirt worden ist. Die hierin zu Tage tretende schnelle Colonisation der neu erworbenen Landestheile sollte jedoch heut, wo wir die ungleich großartigeren Colonisationen jenseit des Oceans vor uns sehen, nicht mehr auffallen; wenn wir sehen, daß dort die natürliche Vermehrung der europäischen Bevölkerung im letzten halben Jahrhundert jährlich im Durchschnitt 2½ Procent betrug, daß also hiernach eine colonisirende Bevölkerung sich in 100 Jahren auf ihren zwölffachen Betrag rein aus sich selbst vermehren kann,

so haben wir damit eine weit größere Zunahme, als deren wir zur Erklärung des schnellen Heranwachsens der deutschen Bevölkerung in diesen Gegenden bedürfen.

Die ersten größeren Rückwanderungen der Deutschen über die Elbe dürften in die Zeit fallen, wo durch König Heinrichs Kriege die slawischen Völkerschaften längs der Elbe schwer getroffen worden waren, sowie in die Zeit nach der Errichtung der Bisthümer. Die Sachsen schoben sich hier im Laufe von zwei Jahrhunderten, während deren sich fast in jeder Generation die Kriege mit den Slawen wiederholten, nur im vorderen Gebiete zwischen Elbe und Havel langsam vor, über das sie sich erst in Folge der Erwerbungen im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts weiter östlich verbreiteten. Wie wenig bevölkert in dieser Zeit das Land zwischen der unteren Havel und der Peene war, zeigt der Bericht von der Missionsreise Otto's von Bamberg, welche überdies noch der Verwüstung und Entvölkerung der Vormark und dem Kriege um das Havelland vorherging. Weiter wird überliefert, daß der Markgraf Albrecht die Ueberreste der durch die Kriegszüge aufgeriebenen Slawen aus ihren Städten und Dörfern vertrieben habe, und daß das Land wüst und unbebaut gelegen habe. Durch Boten herbeigerufen kamen seit 1159 große Züge von Einwanderern aus dem westlichen Niederdeutschland (Utrecht, Niederrhein, Holland und Flandern) und wurden theils in den wendischen Festen und Ortschaften angesiedelt, theils gründeten sie neue Dörfer. Diese Colonisationen erstreckten sich nicht nur auf das neuerworbene Havelgebiet, wo die Einwanderer das Hauptgewässer nach ihrem Rhein benannten, auf die Elbgegenden und den Fläming, auf welchem sich die deutschen Ansiedelungen nach dem nächsten Slawenkriege noch erweiterten, sondern auch auf das linke Ufer der Unterelbe, wo die slawischen Sitze damals auf ihren spätern geringen Umfang zurückgeführt wurden. Daß auch die östlichen Theile der brandenburgischen Marken, welche einer nach dem andern im Laufe des 13. Jahrhunderts diesen hinzugefügt wurden, sehr wenig (hauptsächlich wohl nur längs der Flüsse) bewohnt waren, ergiebt sich sowohl aus der Leichtigkeit ihrer Erwerbung, wie es sich aus den vielen Kriegen erklärt, welche hier

die slawischen Volkstämme unter einander geführt hatten. Man wird hierbei an die Aeußerung erinnert, mit welcher die Pommern (die letzten Besitzer dieser Gegenden) auf die Eroberungen ihrer Gegner keinen Werth legten: Pommern enthalte wüste Strecken genug zu neuen Wohnsitzen. Ueber solche wüste Strecken ging nun die deutsche Colonisation; auch der äußerste Theil derselben, das Land zwischen Drage und Küddow, als Wüste erworben, wurde während der kurzen Zeit, wo es zum Reiche gehörte, so gut colonisirt, daß es unter mehr als dreihundertjähriger Polenherrschaft die Nationalität seiner Einwohner bewahrte. Für das Land Lebus zeigt Wohlbrück in seinem Geschichtswerke, daß nach der Besetzung durch die Deutschen nur äußerst wenige Slawen daselbst zurückgeblieben sein können.

Die Germanisirung der slawischen Küstenländer begann um 1140, nach der holsteinischen Besitznahme Wagriens, wo sowohl Holsteiner, wie auch die herbeigerufenen Einwanderer aus Westfalen, Friesland und Flandern in diesem Lande sich ansiedelten. Damals blieben noch einige Gegenden slawisch, nach dem Einfall der Slawen aber, welcher einen Kreuzzug gegen dieselben zur Folge hatte, heißt es, daß die slawische Bevölkerung sich aus diesen Wohnsitzen zurückgezogen habe und Sachsen an ihre Stelle getreten seien; ähnlich sei es auch im Polaber Lande ergangen. Die deutsche Colonisation Mecklenburgs begann 20 Jahre später, als die Wagriens; sie war erleichtert durch die verwüstenden Kriege, welche erst die Deutschen und die Obotriten gegen die östlicher wohnenden Slawenstämme und zuletzt die Deutschen gegen die Obotriten geführt hatten. Das ganze Obotritenland, lautet die Schilderung der damaligen Verhältnisse, und die Gegenden, welche zu demselben gehört hatten, waren durch den fortwährenden Krieg zur Einöde geworden, und wenn noch geringe Ueberreste von Slawen übrig geblieben waren, so gingen diese von Hunger und Elend getrieben zu den Pommern und Dänen, welche sie an Polen, Serben (Lausitzer) und Böhmen (d. h. Cechen) als Sclaven verkauften. Dagegen strömten die Deutschen (besonders Vlamen) zahlreich in das Land, gelockt durch die natürliche Fruchtbarkeit desselben. Das nordöstlich angrenzende Land wurde bald darauf

durch die Dänen so verwüstet, daß es viele Jahre öde gelegen haben soll. Auch auf Rügen hatte der zehnjährige Dänenkrieg die slawische Bevölkerung sehr vermindert. Die Beförderung des Deutschen daselbst geschah durch die pommerschen Herrscher, denen ihre pommerellischen Vettern vorwarfen, daß sie deutsch geworden seien und deutsche Rede angenommen hätten. Im Anfang des 15. Jahrhunderts starb auf Rügen die slawische Sprache völlig aus.

Was Pommern insbesondere betrifft, so kann man bei den dortigen Slawen, bei denen es Nationalsitte war, die Neugeborenen weiblichen Geschlechts umzubringen, überhaupt eine sehr zahlreiche Bevölkerung nicht annehmen. Es kommt hinzu, daß der deutschen Colonisation dieses Landes ein Jahrhundert voll verwüstender Kriege vorausging: zunächst die verheerenden Polenkriege gegen Ende des elften und im ersten Theile des zwölften Jahrhunderts, dann in der letzten Hälfte desselben die langwierigen Dänenkriege, zeitweise verbunden mit Angriffen von der deutschen Seite, endlich aber, und dies ist das wichtigste, die späteren Polenkriege, welche das Pommerland seit 1181 durch eine Reihe von Jahren heimsuchten. Nach diesen Kriegen wird das Land als ganz wüst und öde bezeichnet, da so vieles Volk erschlagen oder von den Polen fortgeschleppt worden war.

Die erste Einladung Deutscher zur Ansiedelung in Pommern war in der Mitte des 12. Jahrhunderts ergangen, und in der nächsten Zeit hatte die Herbeiziehung deutscher Ansiedler durch die Geistlichkeit begonnen; aber erst nach den Polenkriegen heißt es, daß die Deutschen — namentlich aus dem östlichen Sachsen — schaarenweise in das Land gezogen seien, die verödeten Städte wieder aufzurichten und die weiten Flächen desselben zu bebauen. Diese Fortschritte der deutschen Ansiedelung dauerten bis in die zweite Hälfte des folgenden Jahrhunderts, bis wohin nach der Ueberlieferung die wendischen Bewohner das Land geräumt und sich nach Pommerellen zurückgezogen hätten und nur ihr Adel zurückgeblieben wäre. Nach Pommerellen schritt dann seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die deutsche Einwanderung von zwei Seiten vor, dauernd wirksam in den von Pommern neu erworbenen Gegenden (wo sie in dem bischöf-

lichen Theile — dem sogenannten Kaßuben — schon früher begonnen hatte), weniger dauernd in dem Antheil des deutschen Ordens. Dieser fand nach Voigt schon bei Erwerb des Landes eine Anzahl deutscher Ansiedelungen vor und fuhr mit Ansetzung derselben fort. Durch die nachherigen verwüstenden Kriege aber ging später das Deutsche zurück und die dann eintretende polnische Herrschaft beförderte die allmähliche Polonisirung der Einwohner des Landes, bei welcher Geschlechter, die als Adel der deutschen Nation galten, es nicht verschmähten, ihrem deutschen Namen polnische Benennung hinzuzufügen.

Das Land Preußen, bis ins dreizehnte Jahrhundert im Besitz des lettischen Stammes, wurde vom Orden in 53jährigem Kriege erobert; eine Landschaft nach der andern wurde verheert, manche wiederholentlich, wenn neue Aufstände der Eingeborenen stattfanden. Die deutschen Ansiedelungen (zu denen alle deutschen Stämme beigetragen haben sollen) erstreckten sich nach Voigt zuerst auf die verlassenen und herrenlosen Besitzungen im Kulmerland, in Pomesanien und Pogesanien; mit der Erweiterung des Ordensgebietes auf Ermeland, Natangen und Barten schritten die deutschen Ansiedelungen auch dahin vor, und eine zahlreiche Menge Dörfer wurde in den vorderen und mittleren Landschaften durch deutsche Ansiedler gegründet. Geringer war die Zahl der Ansiedler in Natangen und in dem demnächst eroberten Samland, in welchen beiden Landschaften jedoch die Zahl der Eingeborenen durch die Kriege und Verwüstungen gleichfalls zurückging. Von den Kämpfen um die drei östlichen Landschaften erzählt Voigt: von Nadrauen, daß der Orden hier ein zur Wüste gewordenes Land gewann, von dessen Einwohnern viele erschlagen oder weggeführt, viele nach Littauen geflohen waren, selbst 50 Jahre später (also ungefähr zur Zeit der Pest, die Nadrauen und Barten heimsuchte,) hatte es sich noch nicht erholt; von Schalauen erzählt er, wie die Einwohner nach der Verwüstung des Landes in einen Winkel Samlands versetzt wurden, von Sudauen, wie die Preußen, nachdem sie selbst ihr Land verwüstet hatten, nach Littauen auswanderten.

In Folge dessen schritt in der letztgenannten Landschaft die polnische Nationalität vor, welche nach Galindien vielleicht schon

vor der Eroberung durch den Orden in den Kämpfen zwischen diesen (den Mazuren) und den Preußen eingedrungen war, auch in das Kulmerland und nach Pogesanien verbreiteten sich die polnischen und pommerischen Slawen, nachdem verheerende Seuchen die Zahl der Deutschen und der Preußen daselbst gelichtet hatten. Noch erheblicher schritt die polnische Nationalität von Süden her vor, als die Kriege des 15. Jahrhunderts, welche mit der Unterwerfung des Ordens endigten, den größeren Theil Preußens (wie auch Pommerellens) furchtbar heimgesucht hatten; im marienburger Lande wurde jedoch die deutsche Bevölkerung im 16. Jahrhundert durch die Mennoniten-Einwanderung wieder verstärkt. Die preußische Sprache soll in den vorderen Theilen, namentlich auch im Ermelande, schon im 16. Jahrhundert erloschen sein.

In dem dem Orden verbliebenen Gebiete schritt das deutsche Element zunächst in der weiteren Anlegung deutscher Städte nach Osten vor; der Hauptfortschritt desselben auf dem Lande fand jedoch erst im Anfange des 18. Jahrhunderts statt, nachdem eine verheerende Pest die Zahl der Einwohner, besonders der littauischen Gegenden, angeblich um ¼ Million vermindert hatte. Zunächst kamen zahlreiche Ansiedler aus den westlicheren Gegenden, dann herbeigerufene Colonisten aus der Schweiz, aus Franken, Schwaben und vom Mittelrhein, welche 330 neue Dörfer gründeten, endlich 20 Jahre später die Salzburger, für welche schon theilweise neue Ländereien durch Entwässerung gewonnen werden mußten. Wenn Schubert schon für den Anfang des 14. Jahrhunderts angiebt, daß nach den urkundlich erwähnten Namen damals ein preußischer Bauer auf 3 bis 4 deutsche kam, und heut in den ländlichen Ortschaften jenseit der Weichsel ein preußisch (oder littauisch) redender auf 8 deutsch redende Einwohner kommt, so darf der Bruchtheil der deutsch redenden Bevölkerung, welcher gemischter oder lettischer Abkunft ist (ein Bruchtheil, dessen Vorhandensein allerdings sich nicht nur in den preußischen Familiennamen, sondern auch in dem bei deutsch redenden vorkommenden littauischen Typus zeigt), gewiß nicht hoch veranschlagt werden.

Wie wenig es der deutschen Art gemäß ist, ohne ländliche

Colonisation ein Land zu germanisiren, zeigen die drei nördlicheren baltischen Länder, in denen vom 13. Jahrhundert ab der ganze städtische Gewerbebetrieb und der größere ländliche Grundbesitz in die Hände der Deutschen übergingen. Neben ihnen hat — hier wie in Preußen seit der Reformationszeit von der herrschenden deutschen Nation selbst durch die Pflege seiner Sprache unterstützt — der lettische und der ehstnische Bauer seine Nationalität erhalten, und der Uebergang aus einer derselben zur deutschen Sprache dürfte hier wohl nur unter den in die Städte ziehenden Eingeborenen vorkommen. Umgekehrt dienen die Ueberschüsse, welche die nicht ungünstige Fortpflanzung der deutschen Bevölkerung der Ostseeprovinzen liefert, oft nicht zur Förderung der deutschen Nationalität. Der deutsche Wandertrieb geht auch hier über die Grenzen, weniger nach Littauen, wohin neuerdings über die preußische Grenze die deutsche Bevölkerung vorrückt, als nach den östlicheren Küsten des finnischen Meerbusens, namentlich der petersburger Gegend, und weiter mitten unter die großrussische Bevölkerung, wo besonders diejenigen leicht der Russificirung anheimfallen, welche nicht in solchen Städten ihren Aufenthalt nehmen, in denen sich eine besondere deutsche Stadt-Colonie (nemecka Sloboda) befindet.

Die erste namhafte Heranziehung deutscher Ansiedler nach Polen (in damaliger Zeit dem Lande jenseit der unteren Obra und der Netze) fällt in die Mitte des 13. Jahrhunderts; sie ging von dem Erzbisthum Gnesen und den Klöstern aus. Weitere Zuzüge fanden unter dem König Casimir statt, wo sowohl in mehreren Städten deutsche Gemeinden, als auch — in dem damals hinzugekommenen Rothrußland — einige ländliche deutsche Ortschaften entstanden, welche später polonisirt worden sind; weitere Zuwanderungen folgten im Anfange des 15. Jahrhunderts. Die zweite Periode deutscher Einwanderung nach Polen begann 1620; die aus ihrer Heimath flüchtenden Schlesier schoben durch ihre Ansiedelungen die Sprachgrenze in den heutigen Kreis Kröben vor, und angeblich ebenfalls von Schlesien aus wurden seitdem bis zur Abtretung dieses Landes an Friedrich den zweiten zahlreiche deutsche Hauländereien längs der Warthe

gegründet. Hierzu kamen im 18. Jahrhundert Uebersiedelungen aus den kurfürstlich sächsischen Ländern, hauptsächlich in polnische Städte.

Eine weitere Vorschiebung der deutschen Sprachgrenze gegen Polen fand unter Friedrich dem zweiten statt. Das System der Colonisation der brandenburgischen Länder, welches seit dem großen Kurfürsten daselbst in Anwendung gekommen war, führte unter der Regierung seines Urenkels in zwei großen Colonisationsperioden 43000 Familien aus verschiedenen andern deutschen Staaten, namentlich vom fränkischen, alemannischen, schwäbischen Stamme, als Ansiedler herbei. Seit 1770 wurde auf einem breiten Landstriche längs der polnischen Nationalgrenze in Nieder- und Oberschlesien eine große Anzahl deutscher Ansiedelungen gegründet, von denen die nahe der Sprachgrenze angesetzten diese erweiterten, die weiter hinausgeschobenen dagegen unter den Augen einer deutschen Regierung in der polnischen Bevölkerung aufgegangen und polonisirt worden sind. Besseren Erfolg hatte die Colonisirung des Netzdisticts (auch diese theilweise durch Schwaben), welche, an deutsches Territorium in Preußen sich anschließend, dieses mit dem Hauptkörper der Nation nahezu in Verbindung setzte.

Eine starke Vermehrung der vereinzelten deutschen Ansiedelungen im polnischen Gebiete trat zunächst unter dem Kaiser Joseph ein, der 120 Ortschaften in dem österreichischen Antheil, namentlich in Rothrußland, durch deutsche Colonisten anlegen ließ. In ähnlicher Weise wurde der preußische Antheil Polens, besonders dicht der bei der zweiten Theilung erworbene, sowohl diesseit wie jenseit der Prosna mit deutschen Colonisten besetzt. Die damaligen Ansiedelungen bildeten auch die erste Grundlage der nachher stark angewachsenen deutschen Bevölkerung in der Gegend von Lodz; die spätere Vermehrung derselben und überhaupt der Deutschen in dem jetzt sogenannten Königreich Polen beruht wesentlich mit auf der Bewegung der Einzelnen, welche dorthin (und gelegentlich weiter in die Provinzen Rußlands) über die preußische Staatsgrenze stattfindet, eine Bewegung, welche aus den officiellen Auswanderungszahlen auch nicht annähernd zu ersehen ist. Aber die hier über die Grenze ziehen-

den werden durch die neu von Westen herbeiziehenden reichlich ersetzt, so daß in den meisten gemischten Landestheilen des preußischen Staats die Zahl der Deutschen durch das Mehr der Zuwanderungen zunimmt, wenn auch wohl nicht in dem Grade, wie aus dem Ergebnisse der Volkszählungen (welche innerhalb dreißig Jahre in den acht östlichen Bezirken des Staats eine nicht durch den Geburtenüberschuß herbeigeführte Volksvermehrung von mehr als ½ Million aufweisen) geschlossen werden könnte. Auch von den hier vorrückenden Deutschen werden die Einzelnen — und zwar wahrscheinlich nicht nur jenseit der Grenzen des preußischen Staates, sondern auch noch in den vorwiegend polnischen Theilen desselben — der deutschen Nationalität leicht entfremdet, und wie unter den eifrigsten Vorkämpfern des Russenthums gegen Polen und Littauer sich russificirte Deutsche befinden, so sind auch unter den thätigen Vertheidigern der polnischen Nation nicht selten solche, die ausschließlich oder zur Hälfte aus deutschem Blute stammen.

Die Ansiedelungen der Deutschen im südlichen Rußland begannen mit der Anlegung der Wolga-Colonien im Jahre 1768 durch Schwaben und Mitteldeutsche (kurz vorher war auch die erste der deutschen Ackerbau-Colonien gegründet worden, welche jetzt im petersburger und nowgoroder Gouvernement verbreitet sind). 15 Jahre später fällt die Colonisation der aus Preußen ausgewanderten Mennoniten bei Jekaterinoslaw, in den Anfang dieses Jahrhunderts die zweite Mennoniten-Auswanderung und die Ansiedelung derselben an der Malotschna (an beide Gruppen schlossen sich weitere deutsche Colonien an). Unmittelbar darauf folgte die Anlegung deutscher Colonien in der Krim — wo noch drei Jahrhunderte vorher das gothische Deutsch geredet worden war —, dann in Beßarabien, zuletzt im westlichen Nogaierlande. Wie fruchtbar die Entwickelung aller dieser Colonien fortgeschritten ist, zeigt das Ergebniß der Bevölkerungsrevisionen, nach welchem die Einwohnerzahl derselben sich binnen 20 Jahren um die Hälfte vermehrt haben würde. Weniger guten Fortgang scheinen die in Wolhynien gegründeten deutschen Ackerbau-Colonien zu haben, sowie die diesseit und jenseit des Kaukasus von Deutschen angelegten Dörfer; das Schicksal der

deutschen Manufactur-Colonisten, welche um 1808 nach Kleinrußland gingen, gehört zu dem traurigsten, das die Geschichte der deutschen Wanderungen aufweist.

Die ersten Wanderungen der Deutschen von Westen her nach den **mittleren Donauländern** fanden unter Karl dem Großen statt, welcher deutsche Orte in der Ebene Pannoniens und in dem Lande längs der Save anlegte. Den letzteren traten später die Colonien hinzu, welche das Hochstift Freising nach Krain verpflanzte. Nach dem Vordringen der Ungarn wurden in verschiedenen Theilen dieses Reiches bereits unter Geisa und Stephan (also gegen das Ende des 10. Jahrhunderts) deutsche Colonisten angesetzt; in der Mitte des 12. Jahrhunderts wurde die wüste hermannstädter Gegend (das Sachsenland) durch Vlamen, Westfalen und Niederrheiner bevölkert, und diesen folgten im Anfange des 13. Jahrhunderts die Colonisten des Burzenlandes und Nösnerlandes. Nach dem Mongolenkriege wurden aufs neue Deutsche in das zur Einöde gewordene Ungarland gerufen; in diese Zeit fällt die weitere Verbreitung der Deutschen längs der Westgrenze und die Besiedelung der Zips und der südlichen Karpathengegenden durch Thüringer, Obersachsen und Schlesier. Von den vereinzelten deutschen Ansiedelungen im ungrischen Gebiete soll der südwestliche Theil durch die Türkenkriege zu Grunde gegangen sein. Die deutschen Colonien im Norden Ungarns gingen allmälig zurück, wohl namentlich seitdem die slowakische Bevölkerung durch Zuzüge verstärkt und mehr nach Osten gedrängt war; ein großer Theil derselben wurde nun slowakisirt, einiges auch magyarisirt; die Zahl derjenigen Slowaken, welche deutscher Abstammung sind, wird in der Zusammenstellung zur Czörnig'schen Ethnographie auf 89000 angegeben.

Nach den Türkenkriegen und zwar schon mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts begann eine neue Periode der deutschen Colonisation in Ungarn; in dieser Zeit wurden die deutschen Ansiedelungen namentlich durch flüchtige Protestanten aus Oesterreich verstärkt. Nach der Wiedergewinnung Ungarns durch die deutschen Waffen gegen Ende desselben Jahrhunderts wurden zahlreiche deutsche Niederlassungen in der ofener Gegend und

dem Bakonywalde, denn im Anfange des 18. Jahrhunderts in der Tolna und Baranya, und nachmals unter Maria Theresia und Joseph in der Backa und im Banat, sowie auch in Siebenbürgen gegründet. Auch auf diese meist zwischen Magyaren angesiedelten Deutschen (großentheils schwäbischen Ursprungs oder aus andern österreichischen Ländern) dürfte das in gewissem Maaße Anwendung finden, was Kohl allgemein nicht nur von den Freistädtern deutscher Abkunft, sondern auch von den Bewohnern der 700 ländlichen Ortschaften deutschen Ursprungs in Ungarn anführt, daß sie nur noch theilweise rein deutsch, theilweise halb, theilweise auch ganz entdeutscht seien, theils erst seit Kurzem, theils schon seit langer Zeit.

Ungünstiger noch als gegenüber den östlichen Völkern, ist das Verhältniß in Ansehung der Bewahrung der deutschen Nationalität gegenüber den keltischen und romanischen Völkern. In dieser Beziehung braucht nur daran erinnert zu werden, daß durch die Völkerwanderung in von jenen Stämmen besetzte Gegenden vier große deutsche Stämme und bedeutende Theile von vier andern deutschen Stämmen ihrer Nationalität allmälig entfremdet worden sind. Die kleineren Bruchtheile kelto-romanischer Bevölkerung, welche dagegen durch die Erweiterung der deutschen Sprachgrenze germanisirt wurden, stehen zu diesen Verlusten offenbar in keinem Verhältniß.

In Betreff der Bewohner des deutschen Gebietes in den östlichen Alpen begegnen wir derselben Vermuthung, welche oben für das östliche Deutschland nordwärts der Donau erwähnt worden ist. Bernhardi nimmt an, daß die Kelten bei der Besitznahme von Noricum die Nationalität der dortigen ursprünglich deutschen Bevölkerung nicht umgeändert hätten, und will hieraus, zusammen mit dem später erfolgten Eindringen deutscher Völker in diese römische Provinz, erklären, daß sogleich nach dem Zerfall des römischen Reiches die dortige Bevölkerung als deutsche erscheint. Indem aber Bernhardi zugleich die Vermuthung aufstellt, daß die über die Donau gewanderten Bojer in der dortigen deutschen Urbevölkerung aufgegangen seien, nimmt er offenbar an, daß die Baiern, welche im Anfange des 6. Jahrhunderts an der Stelle der bis dahin längs der Donau wohnenden fünf

deutschen Völkerschaften erscheinen, eine keltische Beimischung hatten, — eine Annahme, deren Richtigkeit, da sie sich nur auf den Namen der Baiern stützt, nach den Erfahrungen der unrichtigen Bezeichnung von Völkerstämmen in früherer wie in unserer Zeit noch nicht genügend erwiesen sein dürfte. Dagegen scheint von der Bevölkerung der römischen Provincialen im nördlichen Noricum, von welcher, nachdem ein großer Theil gegen Ende des 5. Jahrhunderts durch den Herulerfürsten zurückgezogen war, einiges zurückblieb, ein Theil mit der bairischen Bevölkerung erst allmälig verschmolzen zu sein. Die Czörnig'sche Ethnologie führt an, daß in einigen norischen Gauen noch im 8. Jahrhundert die römischen Provinzialisten unterschieden wurden, und will die Sitze der wälschen Bevölkerung in einer Anzahl Ortschaften, namentlich zwischen der Traun und Salza finden, an welchem letzteren Flusse schon früher ein keltischer Stamm gewohnt hatte.

Von Rhätien wurde der nördliche Theil zu Ende des 5. Jahrhunderts den Alemannen eingeräumt; von dort aus scheinen sie sich, dem Laufe der Thäler folgend, über den größeren Theil Tyrols erstreckt zu haben, während von der andern Seite her auch die Baiern dorthin sich ausdehnten. Außer diesen beiden werden bei Czörnig als Bestandtheile der hier sich bildenden deutschen Bevölkerung auch Franken und Lombarden genannt, welche im Jahre 569 Deutsch- und Wälsch-Metz (Mezzo Lombardo) als ihre Grenze bestimmten; Czörnig giebt an, daß hier schon seit dem 7. Jahrhundert auch die sprachliche Grenze der deutschen und der italienischen Nation gewesen sei. Weiter abwärts wurden die vorhandenen Bestandtheile der deutschen Bevölkerung durch Bergwerks-Colonisten im Trientinischen und durch die Ansetzung von Alemannen und Franken in den diesseit der Etsch gelegenen Marken vermehrt; auch nach der Hohenstaufenzeit blieb das deutsche Element in denjenigen Gegenden der venetianischen Alpen, wo noch heute Reste davon gefunden werden, die allerdings mehr und mehr ihre deutsche Sprache mit der italienischen vertauschen. Auch die alte Sprachgrenze an der Etsch ist in neuerer Zeit von der stark zunehmenden italienischen Bevölkerung durchbrochen; diese wandert

den Fluß aufwärts in die Ortschaften des deutschen Tyrol und bringt dort allmälig die italienische Sprache zur Herrschaft, indem der deutsche Bewohner sich dieser leichter anschließt, als der zuwandernde Italiener der deutschen Sprache.

Wie im östlichen Rhätien die einwandernde deutsche Bevölkerung allmählich die Rhätoromanen aus den Thälern hinaufgedrängt hat, zeigt noch die heutige Sprachgrenze: denn es ist hier kein Gau, der nicht in seinen oberen Theilen noch ladinisch sprechende Bevölkerung enthielte, so das Pusterthal in Enneberg, der Eisakgau im grödener Thal, der Vintschgau im Münsterthal und das Innthal im Engadin. Im westlichen Rhätien wurde am frühsten der untere Rheingau (am Bodensee) von den Alemannen besetzt; dieser war nach Czörnig im 10. Jahrhundert schon alemannisch. Unter den Hohenstaufen fand die Colonisirung der Schwaben am Hinterrhein (im oberen Rheingau) statt, dann folgten die deutschen Ansiedelungen im Davos-Thal, Avers und Obersaxen. Die hauptsächliche Germanisirung des Churwaldischen und des Montafun trat in Folge der Einwanderung der Walser ein, welche in die Zeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts fällt; doch wird noch für den Anfang des 15. Jahrhunderts der nördliche Theil des heutigen Graubündten als romanisch bezeichnet.

Wie sich in Rhätien die — auch wahrnehmbare — Vermischung der Bevölkerung daraus erklärt, daß in diesem Lande die deutschen Einwanderer die ältere rhätoromanische Bevölkerung vorfanden, so erklärt sich die Reinheit der deutschen Bevölkerung im größeren Theile der Schweiz daraus, daß dieses Land im unangebauten oder im verödeten Zustande in die Hände der Deutschen gelangte. In den Gegenden von St. Gallen und Einsiedeln und um den Vierwaldstättersee war den deutschen Ansiedlern noch keine cultivirende Bevölkerung vorausgegangen; die unteren Theile Helvetiens aber bis zur heutigen Sprachgrenze bei dem — heut schon deutsch gemischten — Aventicum waren im Jahre 69 so verheert worden, daß die einwandernden Deutschen sie als ödes Land (als Uechtland) bezeichnen konnten. In gleicher Weise ist anzunehmen, daß auch in den südlichen Alpenthälern die Grenze der deutschen Sprache ungefähr die der rein

burgundischen und der mit keltoromanischem Blute gemischten Bevölkerung bezeichnet, daß also die Burgunder überall da, wo sie eine solche Bevölkerung schon vorfanden, sich auch ihrer Sprache fügten. Auch in diesen Gegenden wird (wie in Tyrol) auf der Südseite der Alpen ein Fortschreiten der italienischen Sprache wahrgenommen, allerdings nicht ohne Anwendung äußeren Einflusses zur Italienisirung der deutschen Bevölkerung; aus dem westlichsten dieser Thäler ist dieselbe bereits durch die dort anschließende französische Sprache verdrängt. Auf der Nordwestseite dagegen, also im schweizerischen Gebiete schreitet die deutsche Sprache vor, hier nur eine Folge des überwiegenden Zuges der deutschen Bevölkerung nach Westen. Dies ist namentlich im Münsterthale der Fall; doch ist der starke Zuzug und annähernd auch die Zunahme der deutschen Sprache in den vorwiegend französisch redenden Cantonen gleichfalls wahrzunehmen, in welchen nach der neuesten schweizerischen Statistik die Zahl der aus den deutsch redenden Cantonen oder deutschen Bundesstaaten gebürtigen Personen (etwa 64000) das dreifache derjenigen beträgt, welche aus Frankreich (mit Einschluß des Elsasses) oder überwiegend französischen Cantonen gebürtig in den deutsch redenden Cantonen gezählt worden sind.

Auf der Nordseite des Jura wurden schon in Caesars Zeit die gallischen Völker durch die vorrückenden Germanen bis zur Wasserscheide des Rhein- und Rhonegebietes zurückgedrängt. Den oberen Theil des Elsasses bis zur neueren Sprachgrenze räumten die Sequaner dem Ariovist, wodurch die deutsche Bevölkerung dort Gelegenheit erhielt, die Thäler (vom Gregorienthale ab) bis auf die Höhe des wasgauer Gebirges zu bevölkern. Nördlicher dagegen wurden die Mediomatriker (Metzer) aus dem Elsaß nach dem Moselthal zurückgedrängt, wobei vom Urbisthal bis zum Steinthal die höchsten Theile im Besitz der keltoromanischen Bevölkerung blieben. Daß die dortige wälsche Bevölkerung nicht eine allmählich von Westen herübergedrungene ist, kann aus Büschings Angaben geschlossen werden, der den Dialekt der genannten beiden Thäler als einen vom Französischen abweichenden romanischen bezeichnet.

Von den in den unteren Thälern der Mosel und Saar

wohnenden Trevirern giebt Tacitus an, daß sie sich deutschen Ursprungs rühmten; dieser Stamm könnte jedoch, da er andererseits auch zu den Belgiern gerechnet wird, ein keltisch-germanisches Mischvolk gewesen sein. In letzterem Falle würde die deutsche Sprache im Moselthale herrschend geworden sein, als zu Ende des 3. Jahrhundert ein Theil der Franken in das verödete Gebiet der Trevirer aufgenommen wurde. Eine weitere Vorschiebung der Sprachgrenze fällt wohl in den Anfang des 5. Jahrhunderts, wo die Franken ganz Lothringen in Besitz nahmen und die keltische Bevölkerung entweder in den südwestlichen Theil zurückgedrängt wurde, oder — wahrscheinlich soweit die geschlossene Masse der deutsch benannten ländlichen Ortschaften reicht — nur in sehr geringer Zahl zwischen den Deutschen zurückblieb. Wie zeitig sich hier — abgesehen von den vielen einzeln liegenden ursprünglich deutschen oder von vornherein gemischten Ortschaften im kelto-romanischen Theile Lothringens — eine der heutigen sehr nahekommende Sprachgrenze bildete, zeigt der Gegensatz der deutschen und französischen Nied. In den Ardennen wurde das deutsche Element wahrscheinlich später noch durch die hierhin verpflanzten Sachsen nach Westen vorgeschoben.

Zu Cäsars Zeit hatten die Wohnsitze der deutschen Völker auch das Gebiet an der mittleren Maas umfaßt, das nachmals auch zur Provinz Nieder-Germanien gehörte, sowie den Hennegau (das Gebiet der Nervier, welches nach Norden an das Gebiet der gleichfalls deutschen Menapier grenzte). Der Verlust des südlichen Theiles dieser deutschen Gegenden scheint theils (wie Bernhardi annimmt) durch die Verwüstung der Gebiete der Nervier und Eburonen (bei Lüttich), welche von Cäsar fast ausgerottet wurden, theils durch allmähliche Romanisirung der andern hier wohnenden deutschen Stämme (der Cäräser und Condruser) herbeigeführt zu sein. Eine Verstärkung der romanischen Bevölkerung und die Bildung der heutigen Sprachgrenze durch Zurückdrängung der stärksten weiter vorgeschobenen Romanen aus der nördlichen Ebene wird in das 5. Jahrhundert gesetzt. Den meisten Verwüstungen war seitdem der westliche Theil Flanderns ausgesetzt, den der belgische Stamm der

Moriner innehatte; das vormalige Gebiet derselben bedeckte sich bis dicht an Boulogne mit deutschen (wahrscheinlich sächsischen) Ansiedelungen. Lag diese Stadt, wie Bernhardi nachzuweisen sucht, im 11. Jahrhundert noch auf der Grenze der romanischen und der deutschen Sprache, so würde es sich fragen, auf welche Weise hier in der folgenden Zeit das Deutsche durch die französische Sprache verdrängt worden ist, inwieweit namentlich hier in den Sprengeln von Boulogne und St. Omer die Geistlichkeit die Französirung begünstigte oder zuließ, gegen welche der Bevölkerung der deutschen Theile von Flandern und Brabant ihre Zugehörigkeit zu dem Sprengel des niederdeutschen Erzstifts Mecheln (dessen Grenze mit der heutigen Sprachgrenze Jahrhunderte hindurch sehr nahe zusammenfiel) einen nicht unwichtigen Schutz gewährte.

Unter den Beschädigungen, welche seit Consolidirung der französischen Nation die deutsche durch den Uebergang ihrer Angehörigen zur ersteren Nationalität erlitt, fallen diejenigen ins Gewicht, welche seit dem 13. Jahrhundert bis in die Zeit der Revolution durch die Anwerbungen deutscher Söldner verursacht wurden. Der Umfang derselben wird in Strickers Germania angegeben; sie dienten — vom Hirtenknaben bis zum Fürstensohn — den Königen Frankreichs und halfen ihnen bei ihren Raubzügen gegen die deutschen Länder; den Ruhm ihrer Dienstbarkeit verherrlichen Denkmale, die in deutsch redenden Ländern errichtet sind. Dem gegenüber hat andererseits seit der letzten Zeit des 17. Jahrhunderts die deutsche Nationalität einen weit schätzbareren Zuwachs erhalten durch die französischen Protestanten, welche der Gewissensdruck aus ihrem Vaterlande vertrieb, und in denen vielleicht manches ursprünglich deutsche Blut zu dem alten Stamme zurückgekehrt ist; sie haben sich im Laufe der Zeit germanisirt, ohne daß von deutscher Seite ein Zwang in Anwendung gebracht worden wäre.

Die seit der französischen Revolution begonnene, in der heutigen Generation fortschreitende Französirung im Elsaß und dem deutschen Lothringen beruht jedenfalls zum geringsten Theile auf französischen Zuzügen, wenngleich es in den größeren Städten auch der ersteren Landschaft jetzt an Nationalfranzosen nicht

fehlt, zum allergrößten Theile auf der Verbreitung der französischen Sprache unter der deutschen Bevölkerung. Nach den Ermittelungen, welche hier vor 20 Jahren H. Nabert anstellte, würden damals bereits von der zusammenhängenden Masse der deutschnamigen Ortschaften in Lothringen, und zwar besonders in dem vormaligen deutschen Amte des Herzogthums Lothringen (welches die Lothringer selbst vorzugsweise als Allemagne bezeichnen) und von der deutschen Hälfte des Herzogthums Lützemburg, in mehr als achtzig die französische Sprache vorherrschend gewesen sein. Auf französische Einwanderung kann eine solche Veränderung der Sprachgrenze wohl nicht geschoben werden; die deutschen Volkstämme in diesen Gegenden erhalten sich nicht allein aus sich selbst, sondern sie geben auch erheblichen Bevölkerungs-Ueberschuß. Das Nieder-Elsaß allein hat in 25 Jahren 83000 der dort Gebornen mehr über seine Grenzen geschickt, als es von außen her empfangen hat; und von diesen gehen wenige nach deutschen Staaten, viele nach dem übrigen Frankreich, der Hauptheil allerdings nach überseeischen Ländern, wo der Elsässer sich wieder den stammverwandten Deutschen anschließt. Aber auch aus der Bevölkerung deutscher Bundesstaaten gehen fortdauernd die Einzelnen über die französische Grenze: nach dem Census von 1861 befanden sich allein in dem Rhein- und dem Mosel-Departement (also unter überwiegend deutscher Bevölkerung) über 43000, welche in deutschen Staaten (mit Einschluß der Schweiz) geboren und noch nicht in den französischen Staatsverband aufgenommen waren, ebensoviel im Seine-Departement, und ebensoviel in den übrigen Departements des französischen Reiches; hierin sind die unter den aus Belgien Eingewanderten befindlichen Vlamen (deren Zahl nicht besonders bekannt ist) noch nicht eingerechnet. Als Zuzüge unter die französische Nation kämen endlich auch noch diejenigen in Betracht, welche aus deutschen Staaten (namentlich vom badischen Oberrhein) unter französischer Herrschaft in Algier colonisirt worden sind.

Als eine erhebliche Wanderung Deutscher nach der pyrenäischen Halbinsel ist die vor fast 100 Jahren erfolgte Ansiedelung von Rheinländern, Schweizern und Lothringern in der

Sierra Morena anzuführen; bei ihren Nachkommen ist bereits die deutsche Sprache erloschen. Unter den deutschen Wanderungen nach den von Spaniern gegründeten Staaten Americas waren die am bedeutendsten, welche nach dem damals noch mit Mexico verbundenen Texas gingen; kleinere deutsche Ansiedelungen sind in Venezuela und Peru; erst in neuester Zeit ist der deutsche Auswandererzug mehr nach den südlichsten Staaten gegangen, nach Valparaiso und noch mehr nach Valdivia, wo die deutsche Colonisation angeblich sehr günstige Erfolge zeigt, weniger nach den beiden Ufern des Platastromes. Auf der östlichen Seite sind in Brasilien südwärts des 20. Grades seit 1818 eine Reihe deutscher Colonien entstanden; unerachtet der Schwierigkeiten, welche die dortigen Besitz- und Rechtsverhältnisse den Ansiedlern darbieten, und obwohl die vorgekommenen schmählichen Mißbräuche weniger den Schutz der dorthin Uebergesiedelten, als die Beschränkung weiterer Zuzüge aus den Heimathländern zur Folge hatten, hat sich doch namentlich in den beiden südlichsten Provinzen die deutsche Bevölkerung erhalten und vermehrt (sie wird von dem Gründer der Colonie Blumenau für diese Provinzen auf mehr als 60000 angegeben). Das Verhältniß der Geburten und Sterbefälle daselbst ist das einer colonisirenden Ackerbau-Bevölkerung; schon die dritte Generation wächst in der deutschen Sprache auf, und Uebertritte zur portugiesischen kommen angeblich nur bei denjenigen Deutschen vor, welche vereinzelt in den Städten leben. Aber welcher weiteren Entwickelung nicht nur von innen heraus, sondern auch welcher Hülfe von außen her würde es bedürfen, bevor in diesen Gegenden, welche nicht nur unter der Herrschaft, sondern guten Theils auch im Besitz anderer Nationen sind, und in denen nur an den Endpuncten sich deutsche Ansiedelungen befinden, ein national-deutsches Land gewonnen werden könnte.

Die Geschichte der deutschen Wanderungen ist ein sich fortdauernd bewegendes Bild von der Zerstreuung der ausgehenden Ueberschüsse unserer Nation, ihrer Verbreitung über andre Länder und dem Verlust von Stammesgenossen. Von den großen Flächen, über welche sich der deutsche Stamm verbreitet hat, ist das deutsche Sprachgebiet der Theil, welchen der-

selbe mit der ausdauernden Arbeit, welche seiner Art eigen ist, cultivirt und mit der Gründung seines Volks- und Familienlebens auf diesem Boden zu einem deutschen gemacht hat. Und die Möglichkeit, daß die deutsche Nation Glied auf Glied in die Ferne sendet, daß sie dennoch auf dem angestammten Boden fortdauert und die verlorenen Glieder nicht entbehrt, ja selbst sie zu bekämpfen vermag, liegt wiederum in der gesunden Art des deutschen Lebens, und nicht bloß in seinem thätigen Wirken nach außen hin, sondern auch in der schöpferischen und zugleich erhaltenden Kraft der deutschen Familie. — In welcher Beziehung die Productionskraft der deutschen Nation zu ihren Wanderungen steht, hat in richtigem Gefühl — denn für den, welcher sich in das Wesen der Nation versenkt, bedarf es nicht erst der statistischen Feststellung der Thatsachen — vor fast 100 Jahren einer unserer ersten National-Dichter bezeichnet, in einer Ode, deren goldne Worte keinem Deutschen fremd sein sollten: — „Oft nahm deiner jungen Bäume das Reich an der Rhone, — oft das Land an der Thems in die dünneren Wälder. — Warum sollten sie nicht! es schießen ja bald — andere Stämme dir auf!“

(Die Volksprache in der internationalen Statistik.) Auch aus dem Kreise unserer heutigen Statistiker möchte ich hier ein Zeugniß anschließen, welches die eigenthümliche Bedeutung des deutschen Wandertriebes richtig bezeichnet, die Auffassung dieses Verhältnisses durch einen Gegner der deutschen Nationalität. Es ist dies die Darstellung der deutschen Wanderungen, welche der Director des französischen statistischen Bureau's A. Legoyt im fünften Abschnitte der Introduction zu seinem in statistischer Beziehung sehr bedeutenden Werke über die europäische Auswanderung gegeben hat; und ich möchte dieselbe hier wörtlich aufnehmen, weil sie zusammengehalten mit den Verhandlungen auf dem internationalen Congreß zu London, welcher der Zeit nach mit der Abfassung dieses statistischen Werkes nahe zusammenfiel, deutlich zeigt, daß auch die Gegner der Nationalitäten von dem Wesen derselben wohl eine Ahnung haben, der Anerkennung desselben aber deshalb widerstreben, weil sie von der letzteren eine Beeinträchtigung der Fortschritte ihrer

eigenen Nation befürchten. Die Worte Legoyt's lauten folgendermaßen:

Les peuples qui ont fourni, fournissent encore en ce moment, et fourniront probablement toujours le plus fort contingent à l'expatriation européenne, sont les peuples d'origine germanique, les Allemands et les Anglosaxons. En dehors des conditions sociales qui peuvent contribuer à déterminer chez les premiers cette étrange disposition à chercher une patrie toujours nouvelle, telles qu'une mauvaise organisation du travail, l'abus de la réglementation, particulièrement en ce qui concerne l'industrie, l'affectation exclusive de la propriété, au moins dans certains Etats, à une classe privilégiée, il existe chez les populations d'outre-Rhin une tendance instinctive, irrésistible, en quelque sorte congénitale à s'étendre, à rayonner, à porter dans le monde entier leur calme et persévérante activité. Elles semblent obéir à leur insçu à une force supérieure et providentielle, qui les conduit partout où l'oeuvre de la civilisation réclame de longs efforts, des sacrifices prolongés, un deploiement inusité de la force morale et physique, de l'esprit de sacrifice et de résignation. A ces points de vue, les Allemands sont les premiers colons du monde, car ils ont, au plus haut dégré, cette héroïque confiance dans l'avenir, grâce à laquelle on travaille, avec une constance infatigable, à des resultats lointains et incertains. Lorsque la ressource de l'émigration transatlantique leur manquait, ils appliquaient à leur voisins, avec une patience et une tenacité incroyables, cette puissance de pénétration et d'absorption qui les pousse presque involontairement à implanter partout leur vivace nationalité. Et voyez combien leurs progrès ont été rapides! Ils ont envahi la Pologne, et déjà le duché de Posen, la Gallicie et d'autres provinces de l'ancienne patrie de Kosciusko comptent presque autant d'Allemands que de Slaves. Ils ont envahi les duchés danois, le Holstein et le Schleswig, et déjà l'élément scandinave recule devant eux. Ils tendent à dominer dans les provinces russes de la Baltique. Ils

ont profondément pénétré dans la Hongrie, et en ce moment, ils descendent lentement les deux rives du Danube, jalonnant leur route d'établissements coloniaux qui iront rejoindre, un jour, par une série ininterrompue de stations, ceux qu'ils avaient déjà fondés depuis longtemps en Crimée. L'Europe occidentale offre partout des traces indestructibles de leur passage. La Hollande est leur oeuvre; les populations flamandes de la Belgique leur appartiennent; ils règnent dans les deux tiers de la Suisse. En France, ils se débattent encore, dans l'Alsace et la Lorraine, quoique sans espoir de succès, contre l'assimilation française; et si, comme ils doivent s'y attendre, ils succombent définitivement, ils auront d'avance pris leur revanche en nous envoyant chaque année par centaine l'élite de leurs ouvriers de la petite industrie. Ces derniers abondent, en effet, dans nos principaux centres de population, où ils font une concurrence redoutable à nos nationaux.

Toutefois l'emigration germanique est essentiellement agricole; c'est par la culture du sol, qu'elle s'empare des pays nouveaux où elle aborde. Elle a depuis quinze siècles, échangé contre la charrue, l'epée des Genseric et des Attila. Aujourd'hui, elle ne détruit plus; elle produit, elle féconde, elle vivifie. On ne la fuit plus, on ne tremble plus devant elle; on n'envoit plus au devant de ses légions victorieuses les pontifes les plus vénérés pour la supplier de retourner de ses pas; on la sollicite, on l'appelle à grands cris, on l'allêche pas les offres les plus séduisantes. L'agriculture, voilà sa force! c'est là qu'elle déploie ces éminentes qualités de persévérance et d'énergie qui sont les éléments de son succès. Peut-être réussirait-elle également dans les autres branches de l'activité humaine; mais les capitaux lui manquant et la terre lui étant offerte ou gratuitement ou à bas prix, c'est sur le sol qu'elle concentre le plus généralement sa puissance créatrice.

Bringt man einige Irrthümer in Abrechnung, wie z. B. daß der Hunnenkönig zu einem Deutschen gemacht wird, daß Gallizien eben soviel Deutsche als Slawen zähle, Irrthümer,

welche unwillkürlich sind, und welche man einem französischen Statistiker wohl zu Gute halten muß, so erkennt man dagegen in der gesammten Darstellung — bei und sogar mit aller ihrer wegwerfenden Art der Behandlung — eine richtige Erkenntniß mancher Charakterzüge und der thatsächlich jämmerlichen Stellung unserer Nation, welche den andern gerade gut genug erscheint, für sie die Arbeit zu verrichten. Aber noch mehr: der ganzen Darstellung scheint jener engherzige französische Standpunct, der Standpunct von 1789 zu fehlen, der die Staatsangehörigen von vorn herein zu einer Nation stempelt, und damit die Nationalität zur Staatsangehörigkeit; der Statistiker ist nicht so befangen, die Vlamen gehören ihm zur deutschen Nation, in zwei Dritteln der Schweiz herrschen ihm die Deutschen. Auch innerhalb des dänischen und französischen Reiches erkennt er das Vorhandensein der deutschen Nationalität an, und wenn es bei ihm so klingt, als wenn vor dem Eindringen der Deutschen nach Holstein und Schleswig beide Landschaften dänisch gewesen seien, so ist dies nur ein historischer Irrthum; und nichts anderes würde es sein, wenn er in Betreff des französischen Staatsgebietes das, was er nur zwischen den Zeilen lesen läßt, wirklich ausgesprochen hätte, daß nämlich, als die Deutschen über den Rhein nach dem Elsaß und Lothringen zogen, sie aus diesen Ländern eine Nation verdrängten, die erst ein Jahrtausend später entstanden ist.

Indem Legoyt sagt: im Elsaß und in Lothringen sträuben sich die Deutschen noch, wiewohl ohne Hoffnung auf Erfolg, gegen die französische Assimilirung, — erkennt er, daß derjenige Theil der Bevölkerung dieser Landschaften, welcher nach Sprache und Abstammung deutsch ist, der deutschen Nation angehört. Denn man darf nicht glauben, daß er damit diejenigen nebst ihren Nachkommen, meint, welche erst, nachdem diese Landschaften dem Reiche geraubt worden (ein Zeitpunct, der für die verschiedenen Theile derselben in die Jahre 1648 bis 1681 und in die Jahre 1736 bis 1793 fällt), dorthin eingewandert sind; daß er diese nicht meint, geht aus der Entschädigung hervor, welche er mit echt französischer Höflichkeit, die uns freilich wie Hohn klingt, der deutschen Nation für den Verlust von anderthalb

Millionen ihrer Stammesgenossen bietet. Diese Schadloshaltung besteht darin, daß er auf die Assimilirung jener mehr als 100,000 Deutschen keinen Anspruch macht, welche, ohne dem französischen Staatsverbande anzugehören, innerhalb der Grenzen desselben sich der Vorzüge der französischen Gewerbefreiheit erfreuen.

Indem er aber einerseits annimmt, daß die Deutschen im Elsaß und in Lothringen, welche durch das Recht der Eroberung französisch naturalisirt worden sind, dennoch nicht Franzosen, sondern noch wirklich Deutsche sind, andererseits aber verlangt, daß sie sich zu Franzosen assimiliren lassen sollen, muß er sich auch dessen bewußt sein, worin der Uebergang zur französischen Nationalität wirklich besteht. Das Kriterium, auf das es hier ankommt, kann ihm nicht zweifelhaft sein: er kann die körperliche Beschaffenheit der deutschen Bevölkerung nicht ändern, ihre Sittlichkeit nicht ohne weiteres in eine französische verwandeln wollen; nur die geistige Beschaffenheit kann es sein, die er hier im Auge hat, und ihre Grundlage, die Muttersprache der Bevölkerung, von welcher der moderne Franzose nicht weiß, daß das Recht auf sie zu den allgemeinen Menschenrechten gehört. Ihre Vertilgung ist ihm eine Aufgabe des französischen Staats; mit dieser geistigen Prostituirung der deutschen Bevölkerung wird ihre Assimilirung vollendet.

Wenn man nun auch die Tendenz für verwerflich hält, welche durch die Legoyt'sche Besprechung der Verhältnisse der Deutschen blickt, so muß man andererseits zugeben, daß der Gedankengang des Verfassers der Emigration européenne ein vollkommen logischer und richtiger ist, — wie es denn in der zwingenden Macht der Statistik liegt, daß sie auch diejenigen, welche in ihren Gefühlen sehr verschieden sind, zu gleichen Ergebnissen hinführt —; und gerade daraus, daß, wie wir gesehen haben, der Verfasser dieses Werkes mit dem Wesen und der Bedeutung der Nationalität bekannt ist, folgt, daß nicht der Mangel statistischer Erkenntniß, sondern lediglich seine französirende Tendenz ihn geleitet hat, als er auf dem internationalen statistischen Congreß im Jahre 1860 das Gewicht seiner Persönlichkeit der Ermittelung der Sprachverhältnisse bei den Volkszählungen entgegenzusetzen versuchte.

Wenn es einen Staat gab, in welchem die Feststellung der Sprachverhältnisse politische Bedenken erregen konnte, so war es der belgische. Denn hier handelte es sich darum, unter selbstthätiger Mitwirkung der ganzen Bevölkerung Ermittelungen vorzunehmen, deren Ergebniß das sein konnte — und gewesen ist, daß den Einwohnern dieses Staates die nationale Einheit fehlt, daß das belgische Volk nicht eine unlösliche Mischung von Germanen und Romanen mit vorherrschend romanischem Typus ist, sondern nur eine staatliche Verbindung zweier Bruchtheile von beiden, welche mit geringen Ausnahmen auffallend scharf örtlich von einander geschieden sind, und von welchen der der germanischen Sprache angehörige Theil das numerische Uebergewicht hat über den romanisch redenden. Man darf nicht annehmen, daß die wallonischen Mitglieder der belgischen Centralcommission, des Vlamischen unkundig und gewohnt auch von ihren Collegen vlamischen Stammes nur französische Worte zu hören, an die Möglichkeit eines solchen Ergebnisses nicht gedacht haben sollten; wenigstens von dem Präsidenten derselben läßt sich ein solcher Irrthum nicht voraussetzen, und man muß sagen, daß Quetelet, indem er bei den Zählungsaufnahmen von 1846 die Langue parlée der Einwohner angeben ließ, auch hier die hohe Reinheit der Gesinnung bewährte, welche diesen Altmeister der Statistik in seiner ganzen Thätigkeit, unbeirrt durch äußere Rücksichten, allein auf die Ermittelung der Wahrheit hinleitete.

In dem Programm des ersten internationalen statistischen Congresses, welcher 1853 zu Brüssel stattfand, durfte nun unter den Gegenständen der Volkszählung die Langue parlée nicht fehlen; und diese Vorlage wurde in den meisten Puncten, namentlich in denjenigen, wo sie auf den Leistungen einer Statistik beruhte, welche mit Recht als Muster gelten konnte, von der Section gebilligt und von der Versammlung zum Beschluß erhoben, ohne daß von Seiten derjenigen Anwesenden, welche anderer Ansicht waren, ein Widerspruch laut geworden wäre.

Die nochmalige Erörterung der Sprachenfrage hätte auf dem statistischen Congreß zu Wien Platz greifen können, da auf das Programm desselben die Statistik der ethnographischen Verschiedenheiten in der Bevölkerung eines Staates als ein neu

25*

zu behandelnder Gegenstand gesetzt war. Sie würde in dem Falle eingetreten sein, wenn man, statt den Text des Programms auf die „Bezeichnung ethnographisch-statistischer Momente" zu beschränken, auch die Methode ihrer Ermittelung hätte berathen wollen; es würde sich dann gezeigt haben, daß das, was als 4. c. „Charakteristik der Volkstämme nach der Sprachverschiedenheit mit eingehender Erörterung der Dialekte der einzelnen Volkstämme" an den Schluß gesetzt war, bei der methodischen Erforschung des Gegenstandes an die Spitze gehörte. Eine solche Erörterung lag aber, wie oben aus dem Text und der Vorrede der Czörnig'schen Ethnographie dargelegt wurde, nicht in der Absicht der Mehrheit der Vorbereitungscommission, wenngleich es sicher ist, daß die Auffassung des Gegenstandes von Seiten derselben mit der des Directors der administrativen Statistik nicht übereinstimmte, wie sich denn auch ein hervorragendes Mitglied A. Ficker, der Nachfolger Czörnig's, später auf dem berliner Congreß sehr bestimmt für die Ermittelung der Sprachverhältnisse auf dem international beschlossenen Wege der Volkszählungen aussprach.

Auch in den Sectionsverhandlungen kam dieser Punkt nicht zur Sprache; im Gegentheile hatten die Berathungen der Section nur den Erfolg, daß auf den Antrag eines wiener Mitgliedes aus dem zu 3 bezeichneten Moment — „statistische Darstellung der einzelnen Volkstämme nach der Zahl der jedem Volkstamme angehörigen Bewohner und dem Umfange der von ihnen eingenommenen Wohnsitze mit Rücksicht auf die administrative Eintheilung" — das Wort: statistische gestrichen wurde, während der dazu gehörige Antrag desselben Mitgliedes, zu 4 statt der bloßen Charakteristik der Volkstämme die „statistische Nachweisung der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Nationalitäten und zwar des physischen, moralischen und geistigen Menschen" zu erfordern, abgelehnt wurde, weil die Zeit das nähere Eingehen auf diesen interessanten Gegenstand nicht gestatte. Das Programm, welches in dieser Verstümmelung kaum mehr als die Förderung ethnographischer Beschreibungen enthielt, gelangte im Plenum ohne Debatte zur Annahme; dasselbe konnte auch bei den Westeuropäern um so weniger Bedenken erregen, als es

sich nach dem Czörnig'schen Vorbericht (der überhaupt auf diesen Gegenstand wenig Werth legte) eigentlich nur um Arbeiten für Oesterreich, Rußland und die Türkei handeln konnte, da angeblich nur in diesen Staaten das ethnographische Element von hervorragender Wichtigkeit sei, in den übrigen Staaten dagegen entweder in den Hintergrund trete, oder ganz in der einheitlichen Nationalität sich auflöse.

Anders, als auf dem londoner statistischen Congreß der Gegenstand und die Methode der Volkszählungen eine wiederholte Berathung erfuhr. Man konnte von den englischen Statistikern, welche diesen Congreß vorbereiteten, die volle Würdigung der Bedeutung des Sprachverhältnisses nicht erwarten; denn in diesem Falle würde die Ermittelung desselben auch in England selbst für nothwendig erachtet sein. Andererseits aber gehen die amtlichen Statistiker Englands nicht so weit, das Vorhandensein der Verschiedenheit der Volksprache in Abrede zu stellen; sie vertheilen bei den Volkszählungen in Wales die nöthige Anzahl Zettel in britischer (kymrischer) Sprache, und der Zählungsbericht von 1851 hob hervor, wie der dritte Meridian westwärts Greenwich „divides the seats and languages of the Celtic and Gaelic population from the kingdoms of the Angles or Saxons." Diesen Anschauungen entsprach es, daß in dem Congreßprogramm die Ermittelung der Volksprache (Language spoken) nicht unter die obligatorischen, sondern nur unter die facultativen (nach den besonderen Verhältnissen der einzelnen Staaten zu veranlassenden) Zählungsgegenstände gesetzt wurde.

Der Sectionsberathung über diesen Punct ging die der für obligatorisch erachteten Aufnahmen voran, und hierbei erachtete es die Section für angemessen, die erforderten Angaben der Geburtstelle der Bevölkerung (Birth-place) auf die Unterscheidung der Inländer und Ausländer auszudehnen, so daß der Zusatz beschlossen wurde: Number of foreigners not naturalized, and statement of the countries to which they respectively belong. Bei dieser Besprechung hatte ein russisches Mitglied die Bemerkung fallen lassen, daß sich aus diesen Nachrichten in der Regel auf die Nationalität der Ausländer schließen

lasse; hieran knüpfte nun der Vertreter der französischen Statistik, indem er bei der Besprechung der facultativen Aufnahmegegenstände die Ermittelung der Sprachverhältnisse bei Seite zu schieben suchte. Das Sectionsprotokoll ergiebt darüber folgendes:

„The subjects not considered as indispensably necessary to be inquired into in every country, but suggested as fit matters for inquiry wherever the returns could be obtained and would be practicably useful, were then discussed. The first Article (i), „Language spoken", was then put.

M. Legoyt: — Ce renseignement est-il bien utile? Y a-t-il par exemple un grand intérêt à savoir, en Angleterre, quelles sont les personnes qui parlent une autre langue que celle du pays? Où est l'utilité pratique d'une semblable constatation? Vous avez déjà classé la nationalité parmi les données à recueillir obligatoirement; or l'indication de la langue parlée ne peut guère avoir d'autre résultat que de faire connaître la nationalité de nouveau et sous une forme nouvelle. Ce n'est pas tout; l'individu qui parle une langue autre que celle du pays qu'il habite, peut également parler celle de ce pays. Que déduirez-vous de cette double circonstance? Ainsi, dans le pays de Galles, vous avez un grand nombre de personnes qui parlent à la fois le Gaélique et l'Anglais; que conclurez-vous de ce renseignement? Maintenant, il faudrait s'entendre sur le sens des mots „Langue parlée". Désignez-vous par ces mots une langue-mère, ou un idiome, ou un patois?

The president (Earl Stanhope): — La spécification de la langue parlée ou du moins de la langue parlée principalement, peut jeter d'importantes lumières sur le degré d'assimilation de certaines provinces plus ou moins récemment conquises. C'est ainsi, si je suis bien informé, que dans une province de la France, c'est-à-dire en Alsace, on parle encore beaucoup l'Allemand; tandis que dans une autre province, c'est-à-dire en Bretagne, on parle Breton.

M. Legoyt. — **Nous ne supposons pas qu'on ne parle pas Français en France.** Et ce n'est pas une fiction. Je sais bien qu'un petit nombre d'habitants de la Lorraine et de l'Alsace parlent de préférence l'Allemand, surtout dans les communes rurales. Mais ils peuvent parler et parlent au besoin, les deux langues. Il n'y a donc rien à conclure de ce fait."

Auch hier sieht man, wie richtig der französische Delegirte den Gegenstand der Ermittelung erfaßte, die Angabe der Sprache könne nichts anderes ergeben, als die Nationalität der Einwohner, und zwar die Nationalität in einer neuen Gestalt, — man kann wohl hinzusetzen: in der Gestalt der **Bildung des neunzehnten Jahrhunderts**! Und ebenso methodisch richtig war sein Einwand, daß, wenn man die Nationalität durch die Angabe der Sprache ermitteln wolle, man erst wissen müsse, was man unter einer Sprache zu verstehen habe, ob eine Muttersprache (also Volksprache, Nationalsprache), oder eine Sondersprache (also Schriftsprache, Landessprache), oder einen Volksdialekt (Landschaftsprache, Mundart); diese Bemerkung bot insofern einen guten Rückhalt, als der Franzose das elsässer und lothringer Deutsch, wie jeden Volksdialekt eben nur als Patois betrachtet, das nach seiner Anschauung gegenüber der französischen Landessprache, welche durch die Akademie zu Paris für alle Franzosen endgültig festgestellt wird, nicht als eine andere Sprache angesehen werden und überhaupt theoretisch keine größeren Rechte in Anspruch nehmen kann, als irgend eine andere Mundart innerhalb des französischen Reiches. Auf diese zeitige Unklarheit über den statistischen Begriff der Nationalsprache stützte sich denn auch der schließlich ausgesprochene Protest, daß man aus Aufnahmen über die Sprachverhältnisse in Frankreich nichts würde schließen dürfen, da die Einwohner vom Elsaß und Lothringen beider Sprachen mächtig seien; und doch kann man sich aus den obenangeführten Worten der Emigration européenne überzeugen, daß der Verfasser derselben die Assimilirung der ländlichen Bewohner dieser neuerworbenen Provinzen selbst nicht für vollendet hält, so lange sie eben noch ihre Muttersprache de préférence, die Landessprache aber nur au besoin, d. h. nur soweit

sprechen, als sie zum Gebrauche derselben durch die Maaßregeln der Regierung veranlaßt sind.

Es versteht sich von selbst, daß die Section über diese weiteren Einwendungen hinwegging, wie es scheint, ohne daß eins der deutschen Mitglieder derselben (welchen deutsch zu reden allerdings noch nicht erlaubt war) gegen den Protest des französischen Delegirten etwas erwidert hätte; es genügte, daß sie sich der Wahrnehmung ihrer nationalen Interessen durch den englischen Vorsitzenden erfreuen konnten. In der Plenarsitzung wurde die Ermittelung der Sprachverhältnisse bei den Volkszählungen in der vorgeschlagenen Weise ohne Debatte gebilligt; ihre Ausführung war ausdrücklich facultativ gelassen, und selbst, wenn für obligatorisch erklärt, so würde der Beschluß doch noch keine Regierung zur Ausführung verpflichtet haben. Eines wiederholten Einspruchs im Plenum bedurfte es daher für Herrn Legoyt nicht; ein solcher würde nur dazu gedient haben, die Bedeutung dieser Aufnahmen auch den weniger erfahrenen Statistikern zur Anschauung zu bringen. Und hierin allein ist auch der Grund zu suchen, weshalb die französische amtliche Statistik sich der Ermittelung der Sprachverhältnisse ihrerseits entzieht und es den Behörden, welche solcher Ermittelungen bedürfen, überläßt, derartige Nachrichten sich auf andere Weise zu verschaffen. Man darf nicht annehmen, die officielle Statistik besorge, daß eine solche Aufnahme eine ihr selbst unerwartete Menge der eine andere Muttersprache Redenden ergeben möchte; sie hat hierin einen Vorgang in den Aufnahmen über die Religionsverhältnisse, welche, lange gescheut, endlich bei den Volkszählungen ausgeführt, eine so geringe Zahl von Akatholiken ergaben, daß man in der Ministerialabtheilung dieses Ressorts die Ermittelungen für unglaubwürdig erachtete. Das Bedenkliche der allgemeinen Nachfragen über die Volksprache liegt vielmehr ausschließlich darin, daß die Einwohner selbst dadurch auf ihre Nationalität aufmerksam gemacht werden, und — das ist unverkennbar — es handelt sich für die Vertreter dieser Geistesrichtung darum, daß die nicht französische Bevölkerung assimilirt wird, bevor sie zum Bewußtsein vom Werthe ihrer Muttersprache gelangt ist.

(Die Volksprache im heutigen Staatsleben.) An

das Verlangen nach der Erforschung der thatsächlichen Verbreitung der Volksprachen schließt sich unmittelbar die weitere statistische Forderung, daß auch die Behandlung der Sprachverhältnisse im Staatsleben, die Geltung der Volksprache innerhalb der Hauptrichtungen des öffentlichen Lebens statistisch festgestellt werden möge. Sie steht erst in zweiter Linie; denn sie ist erst dann von Interesse, wenn die statistische Kenntniß der Nationalsprachen bereits vorhanden ist, und es kann daher nicht auffallen, wenn dieser Forderung bis jetzt noch in geringem Maaße und am wenigsten von statistischer Seite genügt worden ist. Aber sie ist der Aufmerksamkeit der Statistik würdig, sowohl wegen des indirecten Einflusses, welchen der Gebrauch einer anderen als der Muttersprache auf den Wechsel der Nationalität auszuüben geeignet ist, sowie zur Feststellung, in welchem Umfange künstliche Maaßregeln die natürliche Entwickelung einer Nationalität zu beeinträchtigen und unter welchen Verhältnissen sie eine stagnirende Nationalität zu heben vermögen, — also zur Kenntniß der Staatsmittel, aus welcher allerdings auch die Kenntniß der Gegenmittel zu erlangen sein würde, — als auch zur Charakteristik einer Staatsverwaltung selbst und zur Ermittelung, in wie weit in den Maßregeln, die von ihr ausgehen, der Geist einer bestimmten Nation seinen Ausdruck zu finden scheint.

Diese Feststellung ist indeß weniger leicht, als sie auf den ersten Blick erscheinen möchte: es genügt nicht nur die Kenntnißnahme von den für die Anwendung der Sprachen bestehenden Gesetzen und Verordnungen, welche sowohl da, wo die Verhältnisse sich dem Bedürfnisse anschließen, wie auch da, wo eine Sprache die unbedingte Herrschaft in Anspruch nimmt, vielleicht kaum vorgefunden werden; sondern es bedarf der Kenntniß ihrer wirklichen Ausführung. In den Händen des Ausführenden werden sich dieselben Maaßregeln sehr anders gestalten, je nachdem in ihm selbst der Geist der einen oder der andern Nation lebt und wirkt, und die Achtung vor dem Menschengeiste wird oft das zu Gunsten der Volksprache ergänzen, was der Gesetzgeber außer Acht gelassen, und schonen, was eine centralisirende Richtung vertilgen wollte, wie umgekehrt ein nationaler

Fanatismus Mittel suchen und finden wird, wie er die Anordnungen menschlich denkender Staatslenker umgehen oder verkehren könne.

Die Gesammtdarstellung dieser Verhältnisse bleibt daher eine Aufgabe der Statistik; soll sie so gelöst werden, wie es ihre Wichtigkeit für die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes erfordert, so bedarf es zuvor allgemeiner, nach richtiger Methode angelegter Ermittelungen für alle diejenigen Stellen, wo Angehörige zweier Nationen zusammen leben, oder wo Angehörige einer Nation zu einem Staate gehören, dessen Landessprache eine andere als ihre Volksprache ist. Aber schon vor ihrer wirklichen Lösung und schon aus den einzelnen Thatsachen heraus, welche gegenwärtig in zugänglichen Nachrichten aus den einzelnen Staaten vorliegen, kann — und hiermit möge diese Betrachtung ihren Abschluß finden — der Gegensatz hervorgehoben werden, den die Behandlung der Sprachverhältnisse in Staaten mit vorwiegend deutscher Nationalität und deutsch redender Centralregierung zu derjenigen bildet, mit welcher eine andere Nationalität oder eine anders sprechende Regierung über die deutschen und die sonstigen Einwohner abweichender Nationalität in ihrem Staate herrscht.

Als Beispiel der letztern Art kann im Anschluß an das oben gesagte für die englische Nation die mangelnde Pflege der keltischen und kymrischen Sprachen, sowie die geringe Beachtung der deutschen Sprache im nordamericanischen Staatsleben gelten, — dann in Ansehung der italienischen Nation die (bei Bernhardi geschilderte) Nichtanerkennung der deutschen Volksprache im Geschäftsverkehr und ihre allmähliche Verdrängung aus Kirche und Unterricht in den kleinen Gruppen noch deutscher Gemeinden am Südabhange der Alpen, nicht nur innerhalb des piemontesischen Gebietes, sondern sogar im Venetianischen, — in Ansehung der magyarischen Nation die in unsrer Zeit erfolgte Einführung des Magyarischen in denjenigen Landestheilen und Gemeinden, welche abweichender Nationalität angehören.

In Ansehung des russischen Staats — dessen Regierung jedoch hinter den Wünschen der Führer der national-russischen Partei weit zurückbleibt — wäre zunächst die Einführung des Russischen

als Geschäftsprache in verschiedenen Angelegenheiten aller mit diesem Reiche verbundenen Länder anzuführen, dann die neuesten Bestrebungen zur Russificirung der Littauer vermittelst der Hinüberleitung derselben zur russischen Staatskirche, namentlich aber die Maaßregeln zur Beseitigung der polnischen Nationalsprache bei den in Littauen, Weißrußland und Russinien wohnenden Polen, das Verbot des Gebrauches derselben im öffentlichen Geschäftsverkehr, beim Gottesdienste und (zu Wilna) selbst des öffentlichen Gebrauches derselben im Privatverkehr der Einwohner. Dagegen ist den deutschen Colonien in Südrußland, welche hier auf weite Strecken fast die einzigen Culturstätten sind, ihre nationale Besonderheit vollständig belassen und diesen wie allen — nicht griechisch-katholischen — Gemeinden deutscher Zunge der Gebrauch ihrer Muttersprache in Kirche und Unterricht nicht beschränkt.

Was das Verhältniß zur skandinavischen Nation betrifft, so ist der Druck in naher Erinnerung, den die dänische Herrschaft in dem sogenannten gemischten Districte Schleswigs übte. Die erlassenen Sprachrescripte hatten in rein deutschen Gemeinden das Dänische als Sprache des öffentlichen Unterrichts eingeführt, ihre Ausführung suchte selbst den deutschen Privatunterricht zu beseitigen; die Sprachrescripte hatten abwechselnd dänischen Gottesdienst angeordnet, der Fanatismus dänischer Geistlichen schloß das Deutsche von allen kirchlichen Handlungen aus; die Sprachrescripte hatten die facultative Anwendung beider Sprachen in der Rechtspflege und Verwaltung vorgeschrieben, dänische Beamte belegten den Gebrauch der Muttersprache in öffentlichen Actenstücken und Eingaben an die Behörden mit willkürlicher Geldbuße.

Der geistige Druck, den die französische Sprache gegenüber allen mit diesem Reiche verbundenen Nationalitäten, namentlich aber da, wo er nach den bestehenden Culturverhältnissen am sündlichsten ist, gegenüber der deutschen Bevölkerung ausübt, ist dem vormaligen der dänischen insofern ähnlich, als auch hier das angeborene Recht einer anders redenden Bevölkerung vollständig negirt wird. Hier gerade ist es begreiflicherweise am schwierigsten, den wirklichen Zustand der Behandlung

der Volkſprache beſtimmt zu charakteriſiren. Gewiß aber iſt der Zuſtand, welchen vor 18 Jahren ein Aufſatz in Stricker's Germania beklagte, die Verbannung des Deutſchen aus der Rechtspflege (welche ſchon in der Revolutionszeit begann), die Zurückſetzung dieſer Sprache in der Verwaltung und die Aufdrängung des Franzöſiſchen in allen Stadien des Unterrichts, durch die inzwiſchen getroffenen Maaßregeln verſchlimmert worden. Das Deutſche, damals noch Lehrſprache einer Facultät der ſtraßburger Akademie, iſt jetzt aus den Vorträgen beſeitigt, an den Gymnaſien wird jetzt die deutſche Sprache nur als fremde Sprache, wie die engliſche, franzöſiſch gelehrt, und die damals begonnenen Verſuche, das Franzöſiſche in den Elementarunterricht einzuführen und durch Gebrauch deſſelben in den Spielſchulen ſeine Anwendung als Unterrichtſprache in den Städten zu ermöglichen, ſind dahin fortgeſchritten, daß ſchon in den Dorfſchulen der Unterricht in verſchiedenen Gegenſtänden in franzöſiſcher Sprache ertheilt wird und daß vor 6 Jahren, unerachtet des Proteſtes der evangeliſchen geiſtlichen Behörde, das Verbot ergangen iſt, die bibliſche Geſchichte in deutſcher Sprache zu lehren. Ja, da alles nicht zu genügen ſcheint, ſo hat, wie aus glaubwürdigem Munde verſichert wird, der oberſte Unterrichtsbeamte des Basrhin auf ſeiner vorjährigen Inſpectionsreiſe in den Saargegenden den Schulkindern ſogar unterſagt, ſich außerhalb der Schule ihrer deutſchen Mutterſprache zu bedienen. — Wie eifrig auch in Lothringen die Franzöſirung der deutſchen Bevölkerung durch den Elementarunterricht betrieben wird, zeigt ein im vorigen Jahre erſchienenes Bulletin des franzöſiſchen Unterrichts-Miniſteriums, auf das ich an anderer Stelle zurückkommen möchte, weil darin gleichzeitig die Reſultate der ſchon ſeit länger als einem Jahrhundert erlaſſenen Verordnungen wegen Erlernung des Franzöſiſchen dargeſtellt werden.

Die Werkzeuge aber, deren ſich die franzöſiſche Regierung bedient, ſind nicht die gleichen, wie die der Dänen in Schleswig waren: Die däniſche Regierung verſuchte den gemiſchten Diſtrict allein durch hingeſchickte Dänen zu daniſiren; in den deutſchen Landestheilen Frankreichs werden zwar auch die höheren Stellen möglichſt mit National-Franzoſen beſetzt, in der

Ausführung aber dienen die Deutschen selbst als Werkzeug. Sie stellen das Personal für den Volksunterricht, welches jetzt durchgehend befähigt ist, diesen Unterricht französisch zu ertheilen; selbst von dem höheren Personal, welches das Jahrbuch des öffentlichen Unterrichts aufführt, sind den Namen nach etwa 2 Fünftel deutscher Abkunft, und es wird sogar behauptet, daß gerade Mitglieder der Akademie von deutschem Namen zu den eifrigsten Verbreitern der französischen Sprache gehört haben.

In der Zahl der Schüler und Schülerinnen, in der Zahl der Erwachsenen, welche die elementaren Kenntnisse besitzen, steht der deutsche Theil Frankreichs mit an der Spitze dieses Reiches; er verdankt dies nicht der Regierungskunst dieses Staates, in welchem außer dem Elsaß, Lothringen, der Grafschaft Hochburgund und der Champagne nicht eine Landschaft ist, in der die Volksbildung eine so allgemeine wäre, wie in irgend einem rein deutschen Theile des preußischen Staats, und kaum wie in dem überwiegend polnisch redenden Oberschlesien; die höhere Cultur stammt hier offenbar aus dem deutschen Volke selbst. Von der Vermuthung, daß in den französischen Documenten die Zahl der Schreibkundigen die der französisch Schreibenden bedeute, wollen wir absehen — das deutsche Volk würde in diesem Falle die fremde Sprache schon mehr zu gebrauchen wissen, als das Volk der Civilisatoren seine eigene —; jedenfalls aber macht es den Eindruck, als ob die französische Verwaltung eifriger bemüht ist, die Deutschen in der französischen, als die Franzosen selbst in ihrer Muttersprache auszubilden. Sie sucht und sie findet eine Stütze für die Cultur ihrer Sprache in der deutschen Bevölkerung ihres Reichs, — ein wenig vortheilhaftes Zeugniß für die erstere, ein noch übleres für diejenigen Deutschen, welche ihr hierin behülflich sind. Allerdings mögen manche derselben, wie in mehreren Schriften behauptet wird, bei ihrem verderblichen Wirken in dem Wahne befangen sein, daß auch durch die französische Form der deutsche Geist gefördert werden könne; aber diese könnten sich aus einem Product der neuen französischen Literatur des Elsasses überzeugen, wie selbst der deutsche Geist der Dichter ihrer Landschaft von entarteten Nachkommen in sein Gegentheil verkehrt wird.

Im vlamischen Antheil des französischen Flanderns war (nach Höfkens Angabe) schon vor 20 Jahren die Volksprache weder als Geschäfts- noch als Schul- noch als Kirchensprache mehr in Geltung, und dennoch trugen damals in der Preisbewerbung der niederdeutschen Redekammern die Vlamen aus diesen Gegenden den Preis davon.

Beschämender als in den genannten französischen Gebieten ist für die deutsche Nation die Herrschaft des französischen Geistes im Königreich Belgien, dessen Territorium noch vor achtzig Jahren ein Bestandtheil des deutschen Reiches war, und dessen Einwohner in ihrer Mehrzahl der deutschen Zunge angehören. Auch in diesen Landestheilen, in denen unter deutscher Herrschaft die Gleichberechtigung der Sprachen selbst am höchsten Gerichtshofe in Anwendung war, gelangte das Französische seit der französischen Besitzergreifung zur Herrschaft. Die deutschen Mundarten -- deren Verschiedenheit als Ausfluß des Feudalismus angesehen wurde — sollten der einen Sprache der Freiheit weichen; die Verordnungen des ersten Kaiserreiches führten das Französische als ausschließliche Geschäftsprache ein und verboten die Existenz einer vlamischen Presse. Für die vlamischen Provinzen und Kreise schwand dieser Druck unter der niederländischen Herrschaft; der Gebrauch der holländischen Landessprache wurde zunächst gestattet, dann allgemein für die öffentlichen Angelegenheiten dieser Landestheile vorgeschrieben, später jedoch den Beamten wie den Privatpersonen auch die Wahl der französischen Sprache anheimgestellt. Einen solchen Einfluß aber hatte der französische Geist bereits in diesen Provinzen gewonnen, daß er verbunden mit dem vlamischen Particularismus die Bevölkerung dahin brachte, in der Geltung des holländischen Idioms einen Grund zur Beschwerde gegen die niederländische Regierung zu erblicken.

Die belgische Verfassung stellte scheinbar die Gleichberechtigung der Sprachen her. Sie erklärte die Anwendung der Sprache für facultativ; nur durch das Gesetz dürfe sie geregelt werden, „et seulement pour les actes de l'autorité publique et pour les affaires judiciaires."

Die Verwirklichung dieser Verfassungsbestimmung besteht

nicht allein in der ausschließlichen Geltung des Französischen als Militärsprache (hier hatte auch die niederländische Regierung ihr Idiom allein zur Geltung gebracht), sondern auch als alleinige Gerichtssprache, so daß der Vlame vor Gericht durch einen Dolmetscher verhandeln muß und die Criminalverhandlungen in einer dem Angeklagten fremden Sprache geführt werden, daß er nicht berechtigt ist, französische Actenstücke als unverständlich abzulehnen. Sie besteht ferner in dem ausschließlichen Gebrauch derselben als Geschäftsprache der Staats= und Provinzialbehörden — sammt der gräulichen Verwälschung der Namen, die überall die Spuren des Französischen bezeichnet, — und in der möglichsten Verbreitung derselben auf die den Gemeinden übertragenen allgemeinen Angelegenheiten, so daß es, wenn auch nur eine locale Modification herbeigeführt werden soll, erst des Hinweises auf die Mißstände bedarf, welche daraus entstehn, daß die Einwohner mit dem Inhalte der sie betreffenden Actenstücke nicht bekannt sind, und der Berufung auf den Verfassungsartikel (un droit constitutionnel fort délicat, wie es der Bericht eines belgischen Provinzialrathes richtig bezeichnet, — ein so zartes Recht, daß die herrschende französische Richtung es nach Möglichkeit ignorirt, und niemand beim Anblicke der glänzenden Fülle der amtlichen Publicationen Belgiens die Existenz desselben ahnen würde). Sie besteht endlich in der ausschließlichen Geltung des Französischen als Unterrichtsprache in allen Anstalten des höheren und mittleren Unterrichts und als ein Haupt=Unterrichtsgegenstand derselben ohne Unterschied der Volksprache der betreffenden Gegend, während das Vlamische vorschriftsmäßig nur in den Anstalten der vlamischen Provinzen als Haupt=Unterrichtsgegenstand dem Französischen gleichsteht; nur der Elementarunterricht wird, wie es in der betreffenden Bestimmung heißt, je nach dem örtlichen Bedürfniß in französischer, vlamischer, deutscher Sprache gegeben.

Man kann eben nicht annehmen, daß diese Ausdehnung der Herrschaft des Französischen gegen den Willen der Mehrheit der belgischen Bevölkerung stattgefunden habe; daß dieselbe vielmehr auch jetzt nicht bloß von der centralen Staatsleitung getragen wird, zeigt der freiwillige Gebrauch desselben als Ge=

schäftssprache vlamischer Gemeinden, wie z. B., nach sicheren Anzeichen zu schließen, noch jetzt ein Zehntel der niederdeutschredenden Gemeinden der nordöstlichsten Provinz die Anwendung der französischen Sprache in ihren Angelegenheiten der der vlamischen vorzieht. Wohl aber wird der seit der Ablösung von Niederland begonnenen, stets wachsenden vlamischen Sprachbewegung (de altyd aengroeyende dietsche Beweging) von Seiten der französisch Gesinnten eine Zähigkeit entgegengesetzt, die auf dem Bewußtsein beruht, daß die volle Gleichberechtigung den Verlust der Herrschaft der französischen Sprache (den Untergang der Civilisation) herbeiführen würde. Den Vlamen selbst hat die freie Verfassung des Staates in Presse und Vereinsrecht wirksame Mittel gegeben, der Herrschaft des französischen Idioms aus sich selbst heraus entgegen zu treten; vom Staatsleben ausgeschlossen hat ihre Muttersprache in den Genossenschaften einen festen äußeren Rückhalt gewonnen. Aber dennoch ist der Kampf ein ungleicher, so lange die Vlamen nicht die ganze innere Wucht des schaffenden deutschen Geistes dem Fremden entgegenzusetzen vermögen.

Das Bewußtsein, daß hierfür die geistige Thätigkeit im vlamischen Idiome allein nicht ausreichend ist, hat vor wenigen Jahren zu einem wichtigen Ergebniß geführt, zu der Ueberzeugung, daß die Besonderheit des Vlamischen wegfallen müsse; die Leiter der vlamischen Bewegung haben sich in dem wesentlichen Streitpuncte der Schreibweise der holländischen Schriftsprache gefügt. Wird, wie wohl zu erwarten steht, auch das Particulargebiet des angenommenen niederländischen Idioms sich als zu eng erweisen, so kann es kaum ausbleiben, daß auch der weitere Particularismus fällt, und daß der im hochdeutschen Idiom gefundene Gesammtausdruck des einen deutschen Geistes auch zum Gemeingut des vlamischen Stammes wird, bei welchem jetzt schon das Studium des Hochdeutschen unverkennbar vorwärts schreitet.

Einstweilen befindet sich aber kein Theil der deutschen Bevölkerung des Königreichs Belgien in gedrückterem Sprachverhältniß, als die 18 mitteldeutscher Mundart angehörigen Gemeinden des Großherzogthums Lützemburg, welche durch den

londoner Vertrag mit dem belgischen Reiche vereinigt wurden. Ein Beispiel hiervon giebt die belgische Statistik: Als im Jahre 1846 die Volkszählung unter Mitwirkung aller selbständigen Einwohner ausgeführt werden sollte, war es die Absicht der Regierung, wie in den niederdeutschen Gemeinden vlamische Zettel, so in den lützemburger Gemeinden hochdeutsch geschriebene Zettel zur Ausfüllung zu vertheilen. Dieselbe war jedoch anscheinend nicht im Stande, eine verständliche Uebersetzung anfertigen zu lassen; das Detusch des Zettels glich demjenigen, in welchem die französische Regierung sich in den zweisprachigen öffentlichen Bekanntmachungen gegenüber ihren elsässischen Staatsgenossen ausspricht. Das sonderbare Actenstück findet sich in Stricker's Germania abgedruckt; an die Einwohner des Kreises Arlon scheint es nicht gelangt zu sein, wenigstens meldete der Bericht über die Zählung, daß den vlamischen Gemeinden Zettel in vlamischer, den deutschen Gemeinden Zettel in französischer Sprache zur Ausfüllung übersendet worden seien.

Angesichts so beklagenswerther Verhältnisse darf es nicht unerwähnt bleiben, daß an der Abtretung des Kreises Arlon an den belgischen Staat der damalige Zustand der Statistik und insbesondere unserer Statistik eine wesentliche Mitschuld trägt. Die Theilung des Großherzogthums Lützemburg konnte der erste Fall sein, in welchem das Nationalitätsprincip zur Entscheidung politischer Steitigkeiten in praktische Wirksamkeit getreten wäre, und die Anwendung desselben war damals um so leichter, als das genannte Großherzogthum aus zwei rein deutschen Kreisen (Diekirch und Lützemburg) und zwei beinah durchweg französischen Kreisen bestand. Die Berücksichtigung desselben lag offenbar in der Absicht des preußischen Ministeriums, als es sich an den Director des statistischen Bureaus mit der Aufforderung wandte, die zu erstrebende Grenzlinie des deutschen und des wallonischen Lützemburgs zu bezeichnen. Die Antwort lautete, daß das statistische Bureau keine Nachrichten darüber besitze, welche Ortschaften deutsch, welche wallonisch seien; als die mindestens zu erstrebende Grenzlinie bezeichnete Hoffmann die Linie von Gemünd-Stolzenburg auf Aubange-Attert. Das Resultat der diplomatischen Verhandlungen war

ein günstigeres: der Kreis Diekirch blieb ganz beim deutschen Bunde, der Kreis Lützemburg dagegen wurde in ähnlicher Weise getheilt, wie Hoffmann's Aeußerung angedeutet hatte.

Man wird einwenden, daß der Kreis Arlon der Herrschaft des französischen Geistes auch dann nicht entgangen sein würde, wäre er beim Großherzogthum Lützemburg verblieben, da in diesem Ländchen, auch seitdem nicht eine französisch redende Gemeinde mehr dazu gehört, dennoch die deutsche und französische Sprache im amtlichen Verkehre (mit Ausnahme der militärischen und der Zoll-Angelegenheiten) dem Worte nach gleichberechtigt geblieben sind, und in der That sogar das Französische vorzugsweise zur Anwendung gebracht wird. Dies ist richtig, wenn auch nur in gewissem Maaße, da die völlige Geltung der deutschen Sprache hier wenigstens äußeren Schwierigkeiten nicht begegnen würde. Wenn aber irgend etwas im Stande ist, die verderblichen Folgen des den Geist der Nation hemmenden, den Geist der Einzelnen verwirrenden Particularismus zu zeigen, welcher zur Zeit im deutschen Volke so üppig wuchert, so ist es die Lage der deutschen Sprache in diesem zum deutschen Bunde und zum deutschen Zollverein gehörigen, seinem Volkstamme und seiner Volksprache nach deutschen Land. Der holländische Particularismus, indem er sich der Anerkennung der alle Deutschen verbindenden Einheit entzieht, sieht sich genöthigt, eine fremde Sprache als die auch ihn verbindende Weltsprache anzuerkennen; um seinen eigenen Geist beschränken zu können, ist er bereit, in dem einheitlichen Sprachgebiet seiner Nation mit einem fremden Geiste die Herrschaft zu theilen.

Kommen wir nun zu denjenigen Ländern, in denen die deutsche Sprache die herrschende ist, so finden wir hier nicht nur eine vollkommene Achtung solcher Volksprachen, welche zugleich Culturſprachen sind, sondern auch die wirkliche Förderung derjenigen Volksprachen, welche für sich allein dem Culturbedürfniß der Staatseinwohner nicht genügen würden. In dieser Beziehung wären zunächst die Staaten zu erwähnen, in denen die herrschende deutsche Sprache die Sprache der Minderheit ist, also der österreichische Staat, in dem — selbst bei Abzug der italienischen Landschaften — nur ein Viertel der Einwohner

deutscher Nationalität ist, sowie die baltischen Provinzen des russischen Reichs, welche vermöge ihrer besonderen Landesverfassungen zur Zeit noch eine gesonderte staatliche Stellung einnehmen, und in welchen die deutsche Nationalität nur etwa ein Zwölftel der Einwohner begreift.

In Betreff dieser letzteren genügt die Thatsache, daß hier das politisch und culturhistorisch allein berechtigte Deutschthum dem Lettischen und dem Ehstnischen reichlich jene Stelle einräumt, die man in Belgien dem niederdeutschen Idiom gegenüber als die Erfüllung der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung ansieht. Die genannten Sprachen sind als Schulsprache der ländlichen Ortschaften in Geltung, für welche die deutsche Regierung die Lehrer in von ihr errichteten Seminarien ausbildet, und in denen die deutsche Sprache nicht gelehrt wird, sie sind ferner die Sprache des Gottesdienstes (soweit nicht die Rücksicht auf die vorhandenen deutschen Nationalen die zeitweise Abwechselung mit deutschem Gottesdienste erfordert) und die Geschäftsprache der Gemeindegerichte.

In letzterem Punkte zeigt sich auch eine gewisse Verschiedenheit gegen das Vorgehen von russischer Seite; denn wenn man auch an der Geltung des Russischen als Sprache der militärischen Angelegenheiten keinen Anstoß nehmen darf, und auch die seit einem Vierteljahrhundert beförderte Erlernung der russischen Sprache und ihre Einführung als Unterrichtsgegenstand in gewissem Maaße gerechtfertigt finden mag, so wird man doch nicht behaupten können, daß die Geltung derselben als Geschäftsprache verschiedener nach Petersburg centralisirter Angelegenheiten, z. B. als Geschäftsprache der Domänenverwaltung der baltischen Provinzen in den nationalen Bestandtheilen der Bevölkerung dieser Länder eine genügende Motivirung finde. Andrerseits muß auch hier als ein Zeichen großer Mäßigung hervorgehoben werden, daß — abweichend von der sonst russischerseits befolgten Praxis — in den baltischen Provinzen den in Folge falscher Vorspiegelungen (Stricker theilt hierüber das Nähere mit) zur russischen Staatskirche übergetretenen lettischen und ehstnischen Bauern selbst der Gebrauch ihrer Muttersprache beim Gottesdienste verstattet worden ist.

Das äußerste Streben aber, die volle Gleichberechtigung der Nationalitäten im Gesammtleben eines Staates zur Geltung zu bringen, hat die österreichische Regierung bewiesen, als nach dem ungarischen Kriege zum erstenmale die österreichischen Länder zur politischen Einheit verbunden waren. Die damalige — für Ungarn nachmals wieder beseitigte — administrative Eintheilung der Kronländer sollte wesentlich den Zweck haben, jede Nationalität innerhalb des ihr zustehenden Gebietes zur berechtigten Geltung zu bringen. Damals wurde sogar der Versuch gemacht, den Geist der Centralregierung alles nationalen Charakters zu entkleiden: in der Bestimmung, daß der Text des in neun Sprachen erscheinenden Reichsgesetzblattes in allen neun Sprachen gleich authentisch sein solle, einer Bestimmung, die — nur bei völliger Unbekanntschaft mit dem Wesen der Sprache möglich — die mehrsprachigen Gesetze selbst ihres authentischen Charakters entkleidete, und welche dann ein Jahr später der unvermeidlichen Aenderung Platz machte, daß nur der deutsche Text der authentische sein solle.

Mit dieser Entscheidung fiel jedoch nicht das Princip: es behielt vor allem seinen Ausdruck in der Anerkennung des Rechts eines jeden Volkstammes, zu verlangen, daß seine Kinder den allgemeinen Unterricht einschließlich der Unterweisung in der Religion in der eigenen Sprache empfingen. Die Sprache der Mehrzahl der Einwohner ist grundsätzlich die des Elementarunterrichts; bei Theilung der Volkszahl in mehrere Sprachen wird der Unterricht in zwei, auch drei Sprachen ertheilt. Auch an den für die Bevölkerung vorwiegend cechischer, polnischer, kroatischer, magyarischer und rumänischer Landestheile bestehenden mittleren Unterrichtsanstalten wird der Unterricht mit Ausschluß der obersten Klassen in der Volksprache ertheilt und, wie die Darstellung der Neugestaltung Oesterreichs in der Czörnig'schen Ethnographie näher ausführt, ist von der Einführung der Volksprache als Lehrsprache der Universitäten in überwiegend cechischen, polnischen, magyarischen Ländern — welche jetzt wiederum von den Vertretern dieser Nationalitäten gefordert wird — nur deshalb abgesehen worden, weil sich bei einem früher gemachten Versuche herausgestellt hatte, daß der Wort-

schatz der angewandten Volksprache für das wissenschaftliche Bedürfniß nicht ausreichend war. Dagegen ist in den italienischen Ländern das Italienische auch als Lehrsprache des mittleren und höheren Unterrichts in Anwendung, sogar an den Anstalten Wälsch-Tyrols und des — der Volkszahl nach nur zu einem Drittel italienischen — Küstenlandes.

Selbst im österreichischen Heere wird die Verschiedenheit der Nationalität nicht nur geschont, sondern auch gepflegt; Gottesdienst und Unterricht findet auch bei dem Heere in der Muttersprache der Truppentheile statt, und gerade in der Erhaltung dieser Verschiedenheit erblicken die Bewunderer des österreichischen Gesammtstaates die Hauptstütze desselben, dem wenig begründeten Ausspruche des ersten Ungarkönigs huldigend: unius linguae uniusque moris regnum imbecille et fragile est. Auch bot die österreichische Heeresverwaltung ein gleiches Bild, wie die Regelung der bürgerlichen Staatsverwaltung (welche in den deutsch-slawischen Kronländern nordwärts der Alpen vorwiegend deutsch ist) insofern dar, als auch hier die Oberherrschaft zwischen der deutschen und der italienischen Sprache getheilt war; für das Landheer war das Commando und die Geschäftsprache deutsch, die Marine aber war im Commando, den Bildungsanstalten 2c. ein ganz italienischer Heereskörper verblieben, bis neuerdings Abänderungen zu Gunsten der deutschen Sprache erfolgt sind.

Die Bevorzugung, welche die deutsche Sprache in Ungarn nach der Unterwerfung dieses Landes erhielt, der Zustand also, den Czörnig in seiner Neugestaltung Oesterreichs geschildert, ist seit 1860 wesentlich verändert worden; mit der Herstellung der Autonomie dieses Königreichs wurde die ungarische Sprache wieder für die Geschäftsprache desselben erklärt, und die Selbständigkeit dieser Landestheile ist schon jetzt nicht ohne Einfluß auf die Sprachverhältnisse an den secundären Unterrichtsanstalten geblieben. Wieweit vor 1848 die Magyaren ihre Sprache zur Geltung zu bringen wußten, zeigt eine Zusammenstellung im dritten Theile der Czörnig'schen Ethnographie. Der mißlungene Versuch Josephs, die bis dahin gültige lateinische Geschäftsprache durch die deutsche zu ersetzen, bezeichnet den Anfang

der national-magyarischen Bewegung, welche zunächst den facultativen Gebrauch des Ungarischen, dann die Authenticität des ungarischen Textes erlangte, dann sie als alleinige Geschäftsprache zur Geltung brachte und als solche selbst für die Kirchenbücher der nicht magyarischen Gemeinden vorschrieb, endlich ihre allgemeine Einführung als Schulsprache des Elementarunterrichts zu erreichen wußte.

Der Anstoß, den die slawischen Nationalitäten Ungarns an diesen Anordnungen nahmen, trug wesentlich zur nachmaligen Entscheidung bei; von den Deutschen in Ungarn scheint kein Widerspruch zu Gunsten ihrer Volksprache erhoben zu sein, und auch jetzt, wo der wiederaufgenommene Verfassungstreit auch für die Sprachverhältnisse der anderen Nationen von Bedeutung ist, stehn in Ungarn (und jetzt stellenweise sogar in Siebenbürgen) die National-Deutschen überwiegend auf magyarischer Seite. — Gewiß darf man es nicht gering schätzen, wenn die Achtung vor dem historisch erworbenen Recht eines fremden Stammes, gesteigert vielleicht durch gerechten Abscheu vor Gewaltacten, welche dem Siege der österreichischen Waffen folgten, eine deutsche Bevölkerung dahin bringt: ihr angebornes und unverbrüchliches Recht auf ihre Muttersprache hinten anzusetzen; aber auch hier wird man an Klopstock's vielbekannten Ausruf und an die Warnung erinnert, die er bei den Worten an sein Vaterland richtet: Nie war gegen das Ausland — ein anderes Land gerecht, wie du! —

Die beiden Staatsverbände, in welchen neben sehr überwiegender deutscher Nationalität sich auch zahlreiche Angehörige anderer Nationen befinden, sind die schweizerische Eidgenossenschaft und der preußische Staat. In der Tendenz möglichster Gleichberechtigung der Nationalitäten steht die Eidgenossenschaft dem österreichischen Staate gleich, jedoch mit gleichmäßig besserem Erfolge, da hier an die Stelle der Feindschaft und Eifersucht der verbundenen Nationalitäten ein einträchtiges Zusammenhalten derselben tritt zum Zweck der Erhaltung der gemeinsamen Güter. Und gerade die Eidgenossenschaft, welche eine romanische Minorität mit einer deutschen Majorität verbindet (in Belgien sind 4 Siebentel, in der Schweiz 5 Siebentel,

im preußischen Staate 6 Siebentel der Bevölkerung Deutsche) zeigt deutlich, daß auch bei der Vereinigung mit Romanen, wie überhaupt bei der Vereinigung zweier Culturvölker eine gerechte Würdigung der nationalen Sprachverhältnisse möglich und ausführbar ist.

Im Bundesrath ist neben der deutschen Sprache der Gebrauch der französischen zugelassen; in der Correspondenz der Centralregierung und bei den eidgenossischen Localbehörden entscheidet die Landessprache des Cantons für die Anwendung der Sprache; das Französische ist sogar die Sprache des Militärs der südwestlichen Cantone, dies allerdings in Folge der fortdauernden Selbstherrlichkeit der einzelnen Landestheile. Für die Geltung einer Sprache als erster Landessprache eines Cantons entscheidet das Idiom der Mehrheit der Einwohner; neben ihr wird die Sprache der Minderheit als zweite Landessprache anerkannt, so das Französische im Canton Bern (von dessen Einwohnern 1 Sechstel der französischen Sprache angehört), das Deutsche in Wallis und Freiburg, so wie angeblich jetzt auch dessen Zulassung als zweite Landessprache im Canton Neuenburg (von dessen Einwohnern 1 Achtel deutsch spricht) beabsichtigt wird.

In den Cantonen Bern und Freiburg ist grundsätzlich die Volksprache zugleich die Schulsprache. Am Gymnasium zu Freiburg bestehen Parallelclassen für beide Volksprachen; auf der bernischen Hochschule werden beide Sprachen gebraucht; der Canton Bern hat für den französischen Theil besondere Lehrer-Seminarien errichtet; ja der bernische Verwaltungsbericht bekundet nicht nur eine höhere Fürsorge gerade für diesen Theil des Cantons, deren dieser auch mehr als der deutsche Theil bedurfte, sondern nach demselben scheint es auch, als wenn hier die französische Sprache ausschließlicher zur Anwendung kommt, als es nach der starken Mischung durch zugewanderte Deutsche der Fall sein sollte, vielleicht der letzte Ueberrest der Vorliebe für die französische Sprache, welche — wohl aus zu geringer Kenntniß der deutschen Geisteserzeugnisse entstanden — den maaßgebenden Geschlechtern zu Bern bis an die jetzige Generation beigewohnt hat.

Im Canton Graubündten ist das Italienische (die Sprache

noch nicht eines Siebentels der Bevölkerung) die zweitberechtigte Landessprache; in dieser correspondiren die Centralbehörden nach den italienischen Thälern; in ihr verhört der oberste Gerichtshof die italienisch Sprechenden und gestattet, daß die Civilpartei sich dieser Sprache bediene. Als Sprache der Gemeindeverwaltung und der Gerichte unterster und mittlerer Instanz ist außerdem die romanische Volksprache, deren Angehörige nur wenig an Zahl hinter den deutschen Bewohnern des Cantons zurückbleiben, in den betreffenden Landestheilen (unter Zulassung der vorerwähnten Landessprachen) in Geltung. Die Schulsprache richtet sich auch hier nach dem Bedürfniß wie nach den Wünschen der Bevölkerung; sie ist in romanischen Gegenden theilweise ausschließlich romanisch, theilweise nur in den Elementar-Classen, während in den oberen Classen die deutsche Sprache gewählt ist. Für ihren Lehrerbedarf sorgt die Cantonschule zu Chur, welche zwei Parallelclassen für nichtdeutsche Präparanden hat, sie befähigt, das einzige Institut dieser Art, die Lehrer zum Unterricht der Grammatik beider rhätischen Dialekte (ladin und romaun).

Eine so consequente Durchführung der Gleichberechtigung der Sprachen wie in der Schweiz kann allerdings im preußischen Staate nicht erwartet werden, zumal sie sich in ersterer wesentlich auf das Bundesverhältniß der Cantone und auf die Autonomie der einzelnen Gemeinden stützt, während im preußischen Staate die Selbständigkeit der einzelnen Landestheile noch sehr wenig entwickelt ist und die Gemeindeorganisation der ländlichen Ortschaften der östlichen Provinzen sich noch in vorläufigen Zuständen befindet. Der preußische Staat, welcher gegenwärtig von allen Staaten den größten Antheil an der deutschen Nation hat, indem zwei Siebentel derselben ihm angehören, ist andererseits schon seiner Geschichte nach nicht ein paritätischer, sondern ein deutscher Staat. Vor zwei Jahrhunderten von einem deutschen Reichsfürsten gegründet, dessen politische Wirksamkeit nach allen vier Himmelsrichtungen deutsches Interesse vertrat, hat er seine Deutschheit im Befreiungskriege bewährt, und Strömungen entgegengesetzter — außerdeutscher und selbst widerdeutscher — Art haben diese Eigenschaft zwar verdecken, aber nicht beseitigen können. Und gerade in unserer Zeit ist von der obersten Leitung

desselben der deutsche Charakter dieses Staates in sehr bestimmter Weise hervorgehoben worden, so um zwei vorzügliche und nach ihrer inneren Bedeutung unanfechtbare Beispiele anzuführen, in den verbürgenden Worten, daß kein deutsches Dorf abgetreten werden solle, und in der Aufnahme des Gebets für das deutsche Vaterland in den Gottesdienst der evangelischen Landeskirche.

In der Staatsverwaltung selbst tritt dem entsprechend die Begünstigung der deutschen Sprache gerade da am stärksten hervor, wo sie am meisten concentrirt ist; das preußische Militär, mit aller seiner wälschelnden Ausdrucksweise, ist derjenige Verwaltungszweig, wo wirklich zu germanisiren versucht wird. Hier prämiirt man die Erlernung des Deutschen, während in der Civilverwaltung die Erlernung der polnischen Sprache prämiirt wird. Auch die allgemeine Geschäftsprache ist in sieben Provinzen deutsch, soweit nicht etwa thatsächlich Unterbehörden nach dem localen Bedürfniß durch Anwendung einer abweichenden Volksprache selbst Ausnahmen für geeignet halten, und eine förmliche Anerkennung einer nicht deutschen Sprache hat nur im Großherzogthum Posen stattgefunden, von dessen Einwohnern zur Zeit fünf Neuntel polnischer Nationalität sind. Sie lag in den Verheißungen von 1815: „Ihr werdet meinem Reiche einverleibt, ohne eure Nationalität verleugnen zu dürfen.“ „Eure Sprache soll neben der deutschen in allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden.“

In Ausführung derselben erklärte ein Gesetz von 1817 beide Sprachen für Geschäftsprachen der Gerichte; für die Sprache der Verhandlungen sollte die des Klägers entscheiden, für die der Protokolle die Sprache der vernommenen Personen und in Criminalsachen die des Angeschuldigten (man vergleiche hiermit das Verfahren bei den belgischen Gerichten). Eine weitere Bestimmung desselben Gesetzes, nach welcher, wenn der Kläger beider Sprachen gleich kundig ist, in deutscher Sprache verhandelt werden soll, oder vielmehr die analoge Anwendung derselben in der Verwaltungspraxis hat später vielfach Veranlassung zu Beschwerden polnischer Nationalen gegeben. Sie war überflüssig, da es dem Wesen der Sprache

zuwider ist, daß jemand zweier Sprachen gleich kundig sei; aber auch die Möglichkeit des thatsächlichen Vorkommens zugegeben, so könnte doch nur der Einzelne selbst erklären, daß dies bei ihm zutreffe; offenbar mußte also beim Festhalten dieses Princips folgerichtig auch dem beider Sprachen Kundigen die Wahl der für ihn anzuwendenden Geschäftsprache überlassen bleiben. Wo daher in der Geschäftsführung der Behörden die deutsche Sprache solchen Polen gegenüber zur Anwendung gebracht worden ist, welche zwar der deutschen Sprache kundig sind, in ihrer Muttersprache aber ihre nationale Sprache erkennen, ist man von dem Princip der Gleichberechtigung abgewichen, und solche Uebergriffe (so klein sie sind gegenüber den Kränkungen der Nationalsprache, welche über vier Millionen Deutsche an unsern Westgrenzen erleiden) konnten eine Erbitterung des Nationalgefühls verursachen, welche eine milde Praxis vermieden haben würde.

Eine von den Grundsätzen der Humanität getragene Berücksichtigung der abweichenden Volksprache zeigen die Anordnungen, welche — insbesondere für die Provinz Posen — von der Unterrichtsabtheilung des Cultusministeriums ausgegangen sind; sie können gerade im Hinblick auf die dirigirende Persönlichkeit als bezeichnend für die deutsche Auffassung der Sprachenfrage in diesem Staate gelten. Wir finden in der bekannten Verfügung vom Mai 1842 die ausdrückliche Anordnung, daß in Orten mit gemischter Bevölkerung jedes Kind in der Elementarschule den Unterricht in seiner Muttersprache erhalten soll; die deutsche Sprache soll überall zu den Lehrgegenständen der Volkschule gehören, das Polnische in vorherrschend polnischen Gegenden und außerdem, wo es von der Bevölkerung gewünscht wird. Aehnliche Vorschriften wurden im Jahre 1843 für die Provinz Preußen erlassen, in welcher wenige Jahre zuvor festgestellt worden war, daß von den vorhandenen Schullehrern über 300 der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Daß damals insbesondere für die gemischten Gemeinden die Vorschrift erging, die Kinder polnischer Zunge sollten den gesammten Religionsunterricht und den Leseunterricht in ihrer Muttersprache erhalten und das Deutsche erst in den letzten Schuljah-

ren getrieben werden, ergeben die Verhandlungen des Provincial-Landtages, welcher allerdings für gewisse Theile der Provinz die Beibehaltung des früheren Verfahrens verlangte, nämlich daß die polnische Sprache in gemischten Gemeinden nur als Hülfsprache beim Unterricht angewandt werde. Für Oberschlesien geht bereits aus einer Verfügung von 1765 hervor, daß beide Provincialsprachen in den Elementarschulen zur Anwendung kommen sollten; in den polnischen Theilen Niederschlesiens dagegen scheint nach den Angaben in Hundrich's Aufsätzen die Muttersprache der Einwohner fast nur als Hülfsprache zu dienen, und in der Lausitz wird nach Berghaus' Aufsatz von 1852 nur in einer Anzahl von Gemeinden der erste Unterricht und der Religionsunterricht in der Muttersprache ertheilt. Wie wenig aber, namentlich in den römisch-katholischen Theilen des preußischen Staates, der Unterricht in der deutschen Sprache thatsächlich zur Beseitigung der Muttersprache führt, geht aus den Aufnahmen über die Schulbildung der Recruten hervor; diese lassen schließen, daß die Zahl der Polen, welche deutsch schreiben konnten, sich zur Zahl derjenigen, welche nur in der Muttersprache die Elementarbildung erlangt hatten, im Posenschen höchstens wie 1 zu 6, in Oberschlesien wie 2 zu 3, in Westpreußen wie 4 zu 3 verhielt.

Ebenso ist das Polnische die Unterrichtsprache in den unteren Classen verschiedener Gymnasien des Großherzogthums Posen und sonstiger mittlerer Unterrichtsanstalten daselbst, auch in den beiden oberen Classen ist die theilweise Anwendung desselben zugelassen; als Lehrgegenstand ist dasselbe bei mehreren Gymnasien Westpreußens und Oberschlesiens eingeführt. Schullehrer zum Unterricht in der polnischen Sprache werden nicht nur an den Seminarien im Posenschen gebildet (wo gleichfalls Bestimmungen bestehen, daß der Unterricht in der Religion und biblischen Geschichte ausschließlich in der Muttersprache ertheilt und auch außerdem die polnische Sprache gebraucht werden soll), sondern auch an einzelnen Stellen in Preußen, so wie auf zwei oberschlesischen Seminarien; auf den letzteren tritt für die Lehrer im südwestlichen Theile die mährische (cechische) Sprache an die Stelle der polnischen. Für den Bedarf der preußisch-littauischen

Bevölkerung bestehen zwei Seminarien (deren eins, in gleicher Weise wie das polnische, mit der königsberger Universität verbunden ist); die Bemühungen, welche hier eine deutsche Staatsregierung für die Cultur der Volksprache aufwendet, konnten bei ferner Stehenden sogar die Vermuthung erwecken, als ob dieselbe die preußische Nationalität als eine Grundlage für den Namen des Staates zu conserviren strebe. An dem Gymnasium zu Kottbus wird seit einem Jahrzehnt die wendische Sprache gelehrt, um für den preußischen Antheil der Lausitz der Volksprache kundige Geistliche und Lehrer zu gewinnen, wie ein gleiches auch zu Bautzen für den sächsischen Antheil derselben stattfindet. — Daß auch in dem kleinen Theile der preußischen Rheinprovinz, in welchem wallonisch gesprochen wird (in Malmedy und der Umgegend), die Kirchen- und Schulsprache französisch ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Das gleiche Princip nationaler Duldung kam in Anwendung, als nach der Besitznahme Schleswigs die dänischen Sprachrescripte für den gemischten District beseitigt wurden. Die sofortige Herstellung deutschen Gottesdienstes und deutschen Unterrichtes fand nur da statt, wo über die Sprache der Einwohner kein Zweifel obwalten konnte; in der nordwestlichen Hälfte des gemischten Districts wurde die Bevölkerung befragt und nach dem Ergebnisse der Abstimmung die neue Einrichtung getroffen, jedoch so, daß in den einzelnen Kirchen- und Schulgemeinden auch dem von der Minderheit ausgesprochenen Wunsche auf ausschließliche oder theilweise Beibehaltung des Dänischen in den Anordnungen eine angemessene Berücksichtigung zu Theil wurde; auch wo später neue Aenderungen zu Gunsten der deutschen Sprache gewünscht wurden, wurde vor Genehmigung derselben die genaue Feststellung des Willens der Einwohner erfordert.

War die preußische Regierung nach der Besitzergreifung Schleswigs durch die verbündeten Heere noch bis zum Tage von Alsen bereit, den größeren Theil vom dänischen Sprachgebiete des Herzogthums bei dem Königreiche Dänemark zu belassen, so hat dieselbe im Jahre 1848 innerhalb ihres eigenen Staatsgebietes eine noch stärkere Berücksichtigung der Verschie-

denheit der Nationalität gegeben, als der Erlaß vom 16. April die Theilung des Großherzogthums Posen anordnete und dem östlich der zu ziehenden Demarcationslinie gelegenen Theile eigene Verfassung, eigenes Militär, besondere Organisation der Justiz, der Verwaltung und des Unterrichtswesens verhieß, wobei nach allen diesen Richtungen hin die polnische Sprache vorherrschend, die deutsche jedoch ihr gleichberechtigt sein sollte. Wie die Einverleibung des deutschen Theils in das Reich nicht von Bestand war, so gelangten auch diese Anordnungen und die zu ihrer Verwirklichung gezogene Demarcationslinie nicht zur Geltung.

Man mag in Ansehung dieser Theilungslinie (auf welche ich bei Besprechung der Aufnahmeergebnisse über das Sprachverhältniß zurückkommen möchte) von polnischer Seite her einwenden, daß bei ihrer Feststellung seit der Zurechnung der Stadt Posen zum deutschen Theile nicht bloß nationale, sondern auch strategische Rücksichten maaßgebend waren, welche schon in dem Entwurf des Generals Pfuel dem polnischen Antheile zu enge Grenzen zogen, und daß später das Verlangen, noch immer weitere Ortschaftsgruppen mit dem deutschen Theile zu verbinden, mit der Zeit den polnischen Theil zu einem seltsam gewundenen Landstriche zusammenschrumpfen ließ, — man mag von deutscher Seite überhaupt gegen das Princip der Demarcationslinie insofern Einwand erheben, als auch eine gerecht gezogene Linie nicht dauernde Geltung haben kann, daß sie die weitere Ausdehnung des deutschen Volkstammes nach Osten und damit die weitere Verbreitung deutscher Sprache und deutschen Geistes weder hindern darf, noch hindern könnte. Dennoch bleibt das Unternehmen selbst ein ehrwürdiges, das Zeichen des edlen Willens, im eigenen Machtgebiet auch dem Machtlosen sein Recht zu geben, eines echt deutschen Strebens, das im Geiste als richtig Erkannte auch im äußeren Leben ins Werk zu setzen.

Indem die deutsche Nation den Geist anderer Völker in ihrer Sprache achtet und fördert, ist ihre äußere Stellung allerdings scheinbar eine nachtheilige gegenüber solchen Völkern, welche ihrerseits die deutsche Sprache aus ihrem Machtgebiete zurückzudrängen und zu beseitigen bestrebt sind. Dieser Nach-

theil, dessen Ursachen wesentlich in der Verschiedenheit des nationalen Geistes selbst liegen, darf die Deutschen wohl daran denken lassen, durch welche Mittel auch den außerhalb des gegenwärtigen Machtgebietes deutscher Regierungen lebenden Deutschen ihr nationales Geistesleben gesichert und erhalten werden könne; aber er darf uns nicht verleiten, das an einer Stelle von Andern Erduldete an einer andern Stelle vergelten zu wollen, und es ist undeutsch und schon deshalb verwerflich, wenn unter Hinweis auf Maaßregeln, welche von der französischen Regierung im Elsaß getroffen sind, die Anwendung gleicher Maaßregeln zur Germanisirung polnisch redender Ortschaften des preußischen Staates in Vorschlag gebracht wird. Des Deutschen möge es vielmehr würdig sein, die Achtung vor jeder Form des menschlichen Geistes zu lehren!

Die Verbreitung der deutschen Sprache liege in der der deutschen Sprachgenossenschaft selbst, in ihrem Wachsen aus sich selbst, in ihrem cultivirenden Weiterwandern; sie bestehe vor allem in der treuen Pflege der Muttersprache durch diejenigen, welche aus deutschem Blute stammen! — Der deutsche Stamm, der unermeßliche Widerwärtigkeiten überdauernd immer neue Zweige hervorgebracht, sich über immer weiteres Erdreich erstreckt, immer neue geistige Blüthen getrieben hat, bedarf zu seiner Entwickelung so wenig einer künstlichen und gewaltsamen Einfügung des Fremden, als die deutsche Sprache der immerwährenden Ueberhäufung mit fremden Wörtern bedarf. Wohl aber bedarf die Nation des Festhaltens an der eigenen Sprache, und dieses wird hervorgebracht durch das Bewußtsein, daß eben die deutsche Sprache es ist, in welcher der der ganzen Nation gemeinsame Geist sich offenbart hat und täglich offenbart. Mit dem Bewußtsein der verbindenden Einheit ist die Kraft dieser Nation, welche, schon in ihrem äußeren Zusammenhange ein großes Gebiet umfassend, durch natürliches Wachsthum sich immer weiter ausdehnt, eine festgegründete; mit dem Vorhandensein desselben erstreckt, was schon jetzt in gewissem Maaße unwillkürlich der Fall ist, eine jede Persönlichkeit, welche Trägerin eines deutschen Gedankens ist, ihr geistiges Gebiet mit Nothwendigkeit auf alle, welche diese Sprache reden.

Die Werthschätzung der Muttersprache — wir stehen hier am Ziele, wie wieder am Anfange unserer Betrachtung — ist ein erstes Bedürfniß unserer Nation. Muß sie, die anderen Nationen instinctiv stärker beiwohnt, von dem Volke der Denker erst als eine Frucht seiner Bildung gewonnen werden, so hat das deutsche Denken sie auf allen seinen Gebieten zu fördern und so alle Deutschen der Quelle zuzukehren, aus welcher ihr eigener Volksgeist unerschöpflich sprudelt.

Unter den Wissenszweigen, welche nach dieser Richtung hin zu wirken berufen sind, kann die Statistik nur eine sehr bescheidene Stelle einnehmen. Ihr Einfluß ist schon deshalb ein geringerer, weil sie sich nicht der vollen Kraft der Muttersprache so bedienen kann, wie andre Wissenschaften. Ihre Sprache ist überwiegend eine internationale; sie redet in Zeichen und Zahlen, die in jeder Sprache verständlich sind, aber eben deswegen weniger zu Herzen gehen, als die lebendige Rede. — Zu einer Einwirkung, wie sie hiermit als nothwendig erkannt ist, genügt daher nicht der Anblick der deutschen Gebietsfläche, welche in der kleinen Darstellung auf der Sprachkarte vom preußischen Staate (auf welche diese Arbeit mehrfach Bezug genommen hat) mit der Farbe bedeckt ist, welche der vor wenigen Wochen verstorbene greise Dichter die Farbe der deutschen Redlichkeit nannte, — und ebensowenig könnte die tabellarische Darstellung der Zahl der Deutschen mit der topographischen Bezeichnung ihrer Wohnsitze (welche in einer besondern Abhandlung veröffentlicht werden soll)*) schon für sich ausreichen, jedem, der sie anschaut, von der Bedeutung des Inhalts das rechte Verständniß zu geben. Zur Verallgemeinerung dieses Verständnisses war vielmehr

*) Der Aufsatz über die Bedeutung der Volksprache ist — wie für die in demselben enthaltenen Zeitbestimmungen und als thatsächlich bestehend behandelten Verhältnisse bemerkt werden muß — im Winter 1865 auf 66 geschrieben. Mit der hier oben erwähnten Darstellung, welche unter dem Titel „Volkszahl und Wohnsitze der Deutschen in den europäischen Staaten" den besonderen Theil der Arbeit über das deutsche Sprachgebiet bilden soll, und namentlich mit der Sammlung und Verarbeitung des Materials für dieselbe ist der Verfasser seit längerer Zeit beschäftigt; der Zeitpunkt der Veröffentlichung ist noch nicht mit Sicherheit anzugeben.

durch die Sache selbst der Versuch geboten, dem Gegenstande zuvor auch ohne Anwendung der besonderen statistischen Sprachmittel näher zu treten; und gerade dem deutschen Leser gegenüber durfte auch hier eine Behandlung eintreten, welche auf andern statistischen Gebieten bereits mit gutem Erfolge geübt worden ist: in die statistische Begriffswelt hinaufzugehen und so aus dem Inneren des Wissenszweiges dasjenige darzulegen, wovon die Ueberzeugung ein Gemeingut aller werden kann. Möchte dieser Versuch nicht unwirksam sein; möchte auch eine statistische Betrachtung dazu beitragen können, die Werthschätzung der deutschen Sprache zu fördern und die Selbstachtung der Nation zu erhöhen, welche die Geistesgemeinschaft der deutschen Sprache verbindet!

Die platonische Ideenlehre,

psychologisch entwickelt

von

Hermann Cohen, Dr. phil.

Die platonische Ideenlehre ist eine Entdeckung. Entdeckung nenne ich diejenige Erweiterung des wissenschaftlichen Bewußtseins, welche vermöge einer bedeutsamen apriorischen Combination den aposteriorischen Wissensstoff umgestaltet, und neuen Bahnen der Forschung zugänglich macht. Denn nicht darin allein besteht das Wesen einer Entdeckung, daß sie unmittelbar einen Schatz an Wahrheit hebt, sondern zugleich und zumeist darin, daß sie neue fruchtbare Quellen der Erkenntniß öffnet. Beide Bedingungen treffen in der platonischen Ideenlehre zusammen. Aus den Irrgängen der Sophistik, in die die unpsychologischen Gedankenkreise der Vorsokratiker ausliefen, führt uns die platonische Ideenlehre auf eine neue, ungekannte Höhe der Speculation, von der wir auf eine lange Reihe tiefer Probleme herabschauen. Jede Entdeckung aber, so sehr sie durch den aposteriorischen Wissensstoff geschichtlich vorbereitet ist, entspringt doch ihrem letzten Grunde nach aus einer apriorischen Combination, nur so ist sie — ein psychischer Prozeß. Will man daher eine Entdeckung beschreiben, so genügt es nicht, sie in geschickter Verbindung der geschichtlichen Bedingungen zusammenzureihen, und die neu erstandenen Gedanken als bloße Verdichtung des alten Wissens zu fassen: große Gedanken werden nur dann wahrhaft begriffen, wenn sie psychologisch nachgewiesen, wenn sie zugleich und wesentlich aus dem Geiste des

Denkers selbst nach den allgemeinen Voraussetzungen großer Gedankenschöpfungen entwickelt und so dem allgemeinen Menschengeist conform gestaltet werden. Denn jede That des Genius, so weit und so hoch sie alles gemeine Schaffen der Menschen überragt, steht doch innerhalb der psychologischen Schranken des Menschengeistes, und wenn wir für alle Schöpfungen des Genius, alle Erzeugnisse der Kunst im weitesten Sinne, in dem Denker und Dichter zusammengehen, mehr als eine ästhetische Würdigung hätten, wenn wir den Prozeß geistiger Zeugungen begriffen, dann würden wir wohl einsehen, daß Ein gemeinsames psychologisches Gesetz Alles umfaßt, was der Geist zeugt im Großen wie im Kleinen. Die erste Bedingung für den Historiker der Philosophie muß demnach die sein, daß er jede Theorie, die er als eine Entdeckung anerkennen muß, in den ihr eigenen, aber allgemein menschlichen, apriorischen Elementen nachentdecke, und als einen psychischen Prozeß nach psychologischen Gesetzen entwickle und darstelle. Wer eine Geschichte Napoleons schreibt, wird er sich begnügen, diesen Charakter mit allen seinen Thaten schlechthin aus der voraufgegangenen Revolution und dem Stande des damaligen Europa zu erklären? wird er nicht vielmehr die Seele jenes Mannes suchen und prüfen, und in ihm selbst das Verhältniß zu den „Ideen“ aufzeigen müssen, die ihn „gestürzt haben“? Wer die platonische Ideenlehre begreifen will, darf sich ebensowenig dabei beruhigen, dieselbe aus den geschichtlich gegebenen Momenten der heraklitischen Lehre vom Fluß aller Dinge, der eleatischen von Einem ewigen Sein, und der sokratischen von einem existenten Begriff, in der Weise zu produciren, daß er sagt oder wenigstens es sich so vorstellt: Platon habe dem Heraklit Recht gegeben in Bezug auf die werdenden Dinge, dem Parmenideischen Sein aber habe er den sokratischen Begriff substituirt und so sei die Ideenlehre — fabricirt worden. Diese historische Analyse setzt die psychologische voraus, aber wird nicht durch sie ersetzt; denn auf diese Weise begreifen wir nun und nimmermehr, was die Ideenlehre *bedeutet*, wo ihr apriorisches Element steckt, und wie ein Mensch, ein Grieche, auf den Gedanken kommen konnte, den Begriff, die Idee, als das Wesen der Dinge, für das allein

Wahre und Seiende auszugeben, und in so gewaltigen Werken mit scheinbar logischer Consequenz zu erweisen. Die That des Genius, wenn gleich durch tausend Fäden mit ihrer Zeit, deren Bestrebungen und Leidenschaften verschlungen, ist doch eine autonomische Schöpfung, eine plötzliche Intuition, eine blitzartige Synthese, „sie tritt vor uns", wie Göthe sagt, „wie ein leibhaftiges Kind Gottes". Nichtsdestoweniger erheischt und ermöglicht auch diese intuitive Synthese, insofern sie ein psychischer Prozeß ist, ihre psychologische Entwicklung — nur nicht allein im Geiste eines Anderen, oder mehrerer Anderer, oder des ganzen Jahrhunderts, sondern zugleich im Geiste des schaffenden Denkers selbst. Von diesem Gesichtspunkte aus, dem der psychologischen Analyse, werden wir fragen müssen: Was ist die platonische Idee? In welchem psychischen Prozeß ist sie entstanden? Was bedeutet sie aus der tautologischen Sprache einer Gelehrsamkeit, die sich bei der äußerlichen, lockeren Vermittelung der historischen Glieder beruhigt und Alles, auch das Unbegreifliche — freilich nur als Unbegreifliches! — zu begreifen meint, in die Sprache des psychologisch-kritischen Verständnisses übersetzt? — Wir müssen einsehen können, wie ein Mann ohne religiösen Spiritualismus, die ganze sinnlich reale Welt in das Nichts des Werdens zerschlagen, und das alleinige wahre Sein in das begriffliche prius aller materialen Existenzen, in die Art, in die Gattung, in die abstracte Wesenheit hineinoffenbaren konnte — καλὸν τὸ ἆθλον. — Ob es dem hier gegebenen Versuche nun gelingen wird, der platonischen Ideenlehre einen richtigen Sinn unterzulegen, d. h. zur psychologischen Unterlage zu geben, jenes apriorische Moment der intuitiven Synthese zu erfassen, das die aposteriorischen Elemente der vorplatonischen Philosophie in eigenartiger Conception ergriff und zusammenfügte — das ist für die Feststellung dieses offenbaren Bedürfnisses einer Geschichtsschreibung der Philosophie vollkommen gleichgültig: die bisherigen Leistungen, weil der psychologischen Methode ermangelnd, genügen nicht *).

*) Der Verfasser gab hier zur Begründung seines Urtheils eine eingehende Kritik der Darstellung der platonischen Philosophie bei Zeller, Ueber-

Indem wir es nun versuchen, uns in die platonische Gedankenwelt, wie sie in seinen Schriften vorliegt, zu versenken, um an diesem litterarischen Bestande eine psychologische Analyse vornehmen zu können, wollen wir zur etwaigen Bekräftigung unserer weiterhin darzulegenden Ansicht die Auffassung anführen, die Kant von Platon überhaupt und von der platonischen Ideenlehre insbesondere gehabt hat. Ich thue dies um so mehr, als es mich Wunder nimmt, daß das Urtheil Kants in den größeren neueren Geschichtswerken der platonischen Philosophie fast gar keine Berücksichtigung gefunden, keine Aufmerksamkeit erregt hat. In dem Abschnitte der transscendentalen Dialektik, in dem er von den Ideen überhaupt handelt, geht er auf die ursprüngliche Bedeutung derselben bei ihrem Urheber, bei Platon, zurück. „Ich will mich hier in keine litterarische Untersuchung einlassen, um den Sinn auszumachen, den der erhabene Philosoph mit seinem Ausdrucke verband. Ich merke nur an: daß es gar nichts Ungewöhnliches sei, sowol im gemeinen Gespräche, als in Schriften, durch die Vergleichung der Gedanken, welche ein Verfasser über seinen Gegenstand äußert, ihn sogar besser zu verstehen, als er sich selbst verstand, indem er seinen Begriff nicht genugsam bestimmte, und dadurch bisweilen seiner eigenen Absicht entgegenredete, oder auch dachte. Plato bemerkte sehr wol, daß unsere Erkenntnißkraft ein weit höheres Bedürfniß fühle, als blos Erscheinungen nach synthetischer Einheit buchstabiren, um sie als Erfahrung lesen zu können, und daß unsere Vernunft natürlicher Weise sich zu Erkenntnissen aufschwinge, die viel weiter gehen,

---

weg und Herbart, in der er nachzuweisen unternahm, daß, weil man den psychologischen Gesichtspunkt nicht annahm, man auch die historische Aufgabe nicht löste; daß man weder das Wesen, den Inhalt der platonischen Idee, noch ihre Bedeutsamkeit, ihr Verhältniß zu den früheren Philosophemen und zur weiteren Entwickelung der Philosophie, noch den Zusammenhang des platonischen Gedankensystems wirklich erfaßt hat. Wir haben diese Kritik, wie wichtig und nothwendig sie auch sein mag, weggelassen, da wir in diesen Blättern nur gelegentlich, wo es kurz und schlagend geschehen kann, darauf eingehen können zu zeigen, daß Aufgaben psychologischer Natur sich nicht ohne Psychologie lösen lassen.

Die Red.

als daß irgend ein Gegenstand, den Erfahrung geben kann, jemals mit ihnen congruiren könne, die aber nichts desto weniger ihre Realität haben und keineswegs bloße Hirngespinste seien." In einer Anmerkung bemerkt er dazu: „Er dehnte seinen Begriff freilich auch auf speculative Erkenntnisse aus, wenn sie nur rein und völlig a priori gegeben waren... Hierin kann ich ihm nun freilich nicht folgen, so wenig als in der mystischen Deduction dieser Ideen, oder den Uebertreibungen, dadurch er sie gleichsam hypostasirte: wiewol die hohe Sprache, deren er sich in diesem Felde bediente, einer milderen und der Natur der Dinge angemessenen Auslegung ganz wol fähig ist." (Kritik d. r. V. erste Ausg. S. 313—314.) Man mag entscheiden, wie weit der Mann befähigt war, den Geist Platons zu verstehen und die Bildung von selbstständigen, substantialen Ideen zu begreifen, der die Entstehungsgeschichte, den Lebenslauf und Lebenswerth der Ideen so scharf erkannt und gerichtet hat. Sagt er doch selbst, wie naturgemäß die menschliche Vernunft dazu kam, den Begriff von der Totalität der Realitäten, das Ideal eines Ens originarium als das Prototypon aller Dinge zuerst zu realisiren, dann zu hypostasiren, endlich zu personificiren. „Wir halten das empirische Princip unserer Begriffe, der Möglichkeit der Dinge als Erscheinung, durch Weglassung dieser Einschränkung vor ein transscendentales Princip der Möglichkeit der Dinge überhaupt. Daß wir aber hernach diese Idee vom Inbegriffe aller Realität überhaupt hypostasiren, kommt daher: weil wir die distributive Einheit des Erfahrungsgebrauchs des Verstandes in die collective Einheit eines Erfahrungsganzen dialektisch verwandeln." (Kritik d. r. V. S. 582—583.) Wenn nun trotz dieser kritischen Weisheit Kant unseren Platon von diesem gemeinen Schicksal der menschlichen Vernunft freispricht, seine Freiheit von demselben wenigstens als möglich hinstellt, so muß er innere Gründe erkannt haben, die bei Platon in irgend einer Weise, sei es für den ganzen Gehalt seiner Philosophie, sei es für den Ursprung derselben, dem eigentlichen Gedanken nach, den Plato verfolgte, einen Ausnahmezustand rechtfertigen. Um nun die Weise und das Recht kennen zu

lernen, in der und nach dem „die hohe Sprache, deren sich Plato hier bedient, einer milderen Deutung fähig sei", wollen wir uns „in eine litterarische Untersuchung einlassen, um den Sinn ausfindig zu machen, den der erhabene Philosoph mit seinem Ausdrucke verband".

Wir haben im Eingange dieser Abhandlung die platonische Ideenlehre eine Entdeckung genannt. Nach der Bestimmung, die wir dort von Entdeckung zu geben versuchten, verstanden wir unter derselben eine weiterleuchtende Aufklärung der wissenschaftlichen Begriffe, die ihrerseits eine erweiternde Umgestaltung des wissenschaftlichen Stoffes zur Folge hat. Jede Entdeckung aber, so sehr sie ihr eigenes apriorisches Princip hat, das sie geschaffen und in dem sie begriffen sein will, hat doch ihre nothwendigen Vorbedingungen in zu appercipirenden Geschichtsmomenten. Die größte, freieste, weitestgreifende Entdeckung ist die der allgemeinen Gravitation, die Newton's unsterblichen Namen trägt. Darf man Platon ihm vergleichen? Eine Psychologie, die mit den Elementen kämpft und nach physiologisch nachweisbaren Gesetzen ringt, wird Größenschätzungen weislich vermeiden: wir wollen jedoch keine Gradmessung der Kraft und der Leistungen jener großen Denker unternehmen, sondern nur nach der Möglichkeit forschen, ob Entdeckungen auf verschiedenen Gebieten des Geistes vergleichbare, auf einander beziehbare Ursprünge haben. Whewell, der Verfasser der „Geschichte der inductiven Wissenschaften", scheint diese Vergleichbarkeit anzunehmen: „Newton's Theorie ist die Peripetie des großen philosophischen Dramas, zu dem Plato und Aristoteles den Prolog geschrieben haben." (II, 197.) Die Frage muß auch demjenigen verständlich werden, der sich entwöhnt hat, sinnige Bewunderung für diejenigen Gedankenschöpfungen zu fassen, die im Reiche der deductiven Speculation ihre Geburts- und Werkstatt haben: Lassen sich die gemeinsamen Verhältnisse jener großen Entdeckungen auf allgemeine psychologische Gesetze zurückführen, oder lassen sie sich wenigstens als maßgebende Analogieen anwenden? Die bejahende Antwort kann hier nur im Hinweis auf die Völkerpsychologie begründet werden.

Wenn dies aber zugestanden ist, so ist es für uns eine

bedeutsame Erscheinung, daß die Newton'sche Theorie im vollen Geiste der Zeit erwachsen und durch die mannichfachsten Forschungen angeregt und hervorgetrieben worden. Whewell (II. S. 131) beschreibt ausführlich wie die Entdeckung Newton's „durch fremde Winke, Versuche und geistige Bewegungen" allseitig vorbereitet worden war. So nennt er als solche „Vorläufer" Newton's: Bacon, Descartes, (wenn auch Voltaire vielleicht Recht hat, daß in Newton's Gebäude nicht ein Stein von dem des Descartes gefunden wird, und daß Newton, der das Werk des Descartes, die Principia philosophiae, zu lesen angefangen, auf den ersten sieben oder acht Blättern mehrmals das Wort „error" an den Rand geschrieben und nicht weiter gelesen habe (s. S. 143) Gassendi, Leibniz, Borelli. Mächtig haben auch die großen Bewegungen gewirkt, die in England in den Zeiten der Bürgerkriege zwischen König und Parlament hervorgetreten sind. In Holland ist ihm Huygens vorangeschritten. „Was also, schließt Whewell, die Entdeckung betrifft, daß die Kraft der Sonne sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhält, so haben wir gesehen, daß mehrere Personen zugleich mit Newton sich derselben genähert, oder auch wohl dieselbe ganz erreicht haben, obschon ihm allein jene glückliche Verbindung der klaren Idee mit der mathematischen Erfindungskraft beizumessen ist, die ihn fähig machte, seinen Lauf weit über diese Grenze hinauszunehmen." (II. S. 158.) Vor Allen aber ist es Kepler, auf den er seinem Grundgedanken nach zurückgeht, wie dies Whewell in treffender Umschreibung des psychologischen Gesetzes der Verdichtung (s. Lazarus: Ueber die Verdichtung des Denkens in der Geschichte, diese Zeitschrift II. S. 54 ff.) ausführt: „Die Gesetze, die Kepler entdeckt hatte, wurden von Newton als Thatsachen, als Facta, angesehen, von denen er Rechenschaft zu geben suchte, und was Kepler und nach ihm Horrok als ihre Theorieen bekannt machten, wurde von Newton als eine bereits etablirte Wahrheit betrachtet, die ihm nur als Mittel zur Construction anderer, höherer Theorieen diente"... Newton nahm die Gesetze Keplers als Thatsachen an (II. S. 196). Und dennoch steht er da „einzig ohne Nebenbuhler, und seine Glorie ist ungetheilt", weil er jene „Gesetze und Theorieen" als That-

sachen vermöge apriorischer Construction appercipirte und zu neuen, allgemeineren Principien und höheren Wahrheiten entwickelte. — Das Beispiel Kepler's ist nun aber ganz besonders für den Gegenstand aufschluß- und lehrreich, der uns hier beschäftigt. Denn was Whewell von den „reellen Wissenschaften" sagt, daß „dem vollständigen Aufschluß der neuen Wahrheit Bewegungen vorausgingen, die die Entdecker auf die neue Bahn hinlenkten", das gilt nicht minder von den speculativen Wissenschaften, die die Naturgesetze des Geistes erforschen. Da kann uns nun Kepler überaus wichtige Aufschlüsse über das psychologische Wesen der Entdeckungen geben. „In allen seinen zahlreichen Schriften erzählt er mit der größten Offenheit nicht nur seine gelungenen, sondern auch seine mißglückten Versuche, die verschiedenen Hypothesen, die er aufgestellt hat, die Wege, wie er zu ihnen gekommen ist, oder wie er den Irrthum derselben entdeckt hat, und diese ganze lange Reihe von Entwürfen und Hoffnungen, von Niederlagen und Siegen, durch welche er endlich zu seinem Ziele gelangte." (I. S. 427.) So wichtig diese Eigenthümlichkeit Kepler's ist, weil sie uns die psychischen Prozesse verräth, die große Entdecker mehr oder weniger durchzumachen haben, so ist er uns doch für den vorliegenden Zweck ganz besonders deshalb bedeutsam, weil bei seiner scharfen Induction, seinem tiefen Erfindungsgeist, und der ihm stets beiwohnenden unerschütterlichen Ueberzeugung von der Hauptidee, die Keplern in allen seinen Versuchen leitete und die nicht nur völlig wahr, sondern zugleich eine sehr philosophische und scharfsinnige Idee gewesen ist, daß nämlich irgend ein algebraisches oder geometrisches Verhältniß zwischen den Distanzen der Planeten und zwischen ihren Umlaufszeiten oder Geschwindigkeiten existiren müsse (I. S. 417), dennoch „seine sogenannte Theorie dunkel und verwirrt geworden, was sich auch von seinem Mangel an richtigen mechanischen Grundsätzen und von seiner zu lebhaften Phantasie kaum anders erwarten ließ." (II. S. 134.) Nun vergleiche man hierzu die Betrachtung Whewell's: (I. S. 419) „Der mystische Theil seiner Ansichten von der Natur scheint auf seine Entdeckung keinen nachtheiligen Einfluß gehabt, sondern vielmehr seine Erfindungskraft und seine

ganze geistige Thätigkeit nur noch mehr aufgereizt zu haben. Hierher gehört sein Glaube an die Astrologie, vom dem er sich doch immer nicht ganz losmachen konnte, seine Meinung, daß die Erde ein lebendes Thier sei, und endlich seine Ahnung von geistigen Wesen, durch die er die Planeten um die Sonne führen und das ganze Weltall leiten läßt. In der That sieht man oft, daß wenn nur klare Begriffe über einen bestimmten Gegenstand in dem menschlichen Geiste vorherrschen, mystische Ansichten über andere Gegenstände dem glücklichen Auffinden der Wahrheit nicht eben hinderlich scheinen."

Wollen wir nun den Erfahrungen, die wir aus dem vortrefflichen Buche Whewell's gewonnen haben, einen allgemeinen Ausdruck geben, — daß Whewell in Bezug auf Platon selbst im ersten Buche die abenteuerlichsten und unwissenschaftlichsten Ansichten vorbringt, können wir ihm mit billiger Rücksicht auf die vorwiegende Richtung des Buches zu Gute halten — so würde derselbe in Folgendem zusammenzufassen sein. An Newton's Gravitationstheorie haben wir gesehen, daß jede Entdeckung, und wäre sie die freieste und scheinbar voraussetzungsloseste, dennoch in Wahrheit ihre vorbildenden „Vorläufer" hat, die sie für den Geist des Entdeckers wie für den Geist der Zeit, die die neue Wahrheit empfangen soll, vorbereiten. An dem vorhandenen Stoffe geschieht die Empfängniß, der Entdecker vollzieht die Zeugung, aber auch der apriorische Same ist in der allgemeinen Natur des geistigen Lebens geformt und gebildet. Andererseits lernen wir nach Kepler's Natur und Denken, daß klarer und scharfer Wahrheitssinn, der selbst unumstößliche Wahrheiten zu Tage gefördert, sich dennoch mit unklaren, mystischen Vorstellungen verbinden, ja so begatten kann, daß diese, das scheinbare Hemmniß wahrer Gedanken, gerade um so mehr wahre Entdeckungen erzeugt haben. Es können demnach nicht nur Vorstellungsmassen, die sich einander widersprechen, in dem Geiste desselben Denkers beisammen wirken, sondern auch unklare und unsichere Anschauungen über den allgemeinen Werth und die principielle Bedeutung der selbstgefundenen Wahrheiten können sich mit der triumphirenden Freude

über den selbstgeschaffenen großen Fortschritt der Wissenschaft so vereinigen, als wären beide Vorstellungsreihen einander bindend, nicht lösend. Bei Kepler ist dies ein empirisches Phänomen: sollten wir demselben bei Platon begegnen, so würde es eine psychologische Erklärung fordern.

Wenn man nun die geschichtlichen Bedingungen kennen lernen will, die die platonische Entdeckung vorbilden, so hat man sich davor zu hüten, diese aus einzelnen Systemen einzelner vorsokratischer Denker oder des Sokrates selbst abzuleiten. Newton freilich ging nicht auf das ptolemäische System zurück, weil dieses schon in Kepler verdichtet war und ihm demnach, insoweit er Kepler in sich aufnahm, als unbewußte Voraussetzung galt. Im Anfange der Philosophie aber, der wahren, die mit kritischer Einsicht alles Geschehen in seinen gesetzlichen Zusammenhängen nicht als solches, sondern als auf ein menschliches Bewußtsein Beziehbares und Bezogenes erforscht, im Anfange der psychologischen Philosophie, die mit Platon, und wenn man den platonischen Sokrates von Platon selbst ablöst, mit Sokrates beginnt, gab es keinen in der Weise geordneten Fortschritt, daß Plato auf den letzten oder auf mehrere der letzteren Denker, als in denen das gesammte vorgängige Wissen sich verdichtet habe, hätte zurückgehen können. Es ist zwar eine gewisse Entwickelung in den Principien erkennbar; aber diese Principien sind so unklar und phantasiehaft, so mythisch ausgesprochen, daß man den consequenten Ausdruck einer subjectiven Gedankenrichtung nicht erwarten darf. Die entgegengesetzten Strömungen brausen an einander und auch einem „delischen Schwimmer" dürfte es kaum gelingen, aus diesem Strudel mit Bewußtsein hervorzutauchen. Parmenides setzt zwar den Heraklit voraus; aber er hat sich nicht mit dessen haltbaren Ansichten erfüllt. Wie diese selbst ohne dialektische Erweiterung und darum ohne theoretische Vertiefung in dunkler Orakelform ausgesprochen werden, so versetzen sich auch die Eleaten nicht in eine entgegenstehende Gedankenwelt, drehen sich beständig im eigenen Kreise und haften am identischen Urtheil. Die Gegensätze prallen mit fast gleicher Gewalt aneinander, ohne daß einer den andern zurückstößt oder überwindet. In der ganzen vor-

sokratischen Philosophie giebt es kein System, wenn man die Fragmentensammlung fragmentarischer Gedanken so nennen darf, in dem ein vorhergegangenes seinem Wahrheitsgehalt nach völlig aufgenommen und verdichtet wäre, darum kein wahrer, großer, kein principieller Fortschritt über das gemeinsame Princip hinaus. Indem nun Plato diesen Fortschritt macht, ist damit zugleich anerkannt, daß er nicht ein einzelnes System und auch nicht einzelne zu seiner Voraussetzung hat, sondern alle: mit dem Eleatismus den Hylozoismus, mit den Megarensern und Pythagoras Heraklit und Anaxagoras, mit der Sophistik und Sokrates Demokrit und Empedokles. Nur darf man nicht hierdurch den Irrthum stützen, den K. F. Hermann um so mehr begünstigt, als er den Aristoteles bei dieser Gelegenheit dem Platon gegenüber- und höherstellt: „Sein (Platons) ist im Grunde nur der Geist, mit dem er die todte Masse durchdrang, . . . der Schlußstein, mit dem er den Dom der griechischen Philosophie vollendete" rc. rc. (Geschichte der platonischen Philosophie S. 132. 145.) Diesen Irrthum glauben wir bereits hinlänglich widerlegt zu haben, indem wir die Nothwendigkeit nachgewiesen, diesen „Geist" auf das in ihm verborgene und aus ihm wirkende aprioriſche Element zu untersuchen. Hier soll nur darauf hingewiesen werden, daß Plato bei dem Stande der ihm voraufgehenden Philosophie und bei der Universalität seines ruhelosen, attractiven Geistes wohl von einzelnen Denkern wesentlicher und dauernder angezogen werden konnte, in allen aber Punkte finden mußte, an die er seine eigenen Gedanken anknüpfte, die er erweiterte und vertiefte, um sich auf sie stützen und von ihnen aus weiter erheben zu können. Würde man aber alle die zahlreichen Bezüge, die in Platon auf vorangehende Philosophen gegeben sind, aufsuchen und finden, so hätte man dennoch die Bedingungen, die empfangenen Elemente nicht erschöpft, mit denen sich der männliche Theil seiner Natur, seine aprioriſche Kraft, begattet: Plato steht ganz und allseitig umrankt auf dem nationalen Boden seiner Vaterstadt, seine That, wie sein Geist, wächst hervor aus dem gemeinsamen Samen der hellenischen Weltarbeit. Welchen Einfluß die Entwickelung der griechischen Politik, der attischen Demokratie auf die

attische Philosophie und ganz besonders auf Platon geübt hat, das hat K. F. Hermann mit musterhafter Klarheit auseinandergesetzt: die Strahlen aber, die von einer anderen Seite der griechischen Cultur auf Platons lichten Geist nährend und schaffend eingedrungen sind, die innigen Beziehungen, die die platonische Philosophie, die platonische Ideenlehre zu den Schöpfungen der griechischen Kunst haben, sind meines Erachtens noch nicht zerlegt und in der Weise selbst beleuchtet worden, daß man über ästhetische Declamationen sich erhoben und die Keimpunkte psychologisch untersucht hätte, die für Platons Speculation in der Kunst lagen, in der tönenden und redenden sowohl wie ganz besonders in der dichtenden und bildenden. Bei der Entwicklung der platonischen Ideenlehre wird der Einfluß der bildenden Kunst auf dieselbe in Platons eigenen Gedanken und Worten nachgewiesen werden; jetzt sei es gestattet, in umrißlichen Zügen die Leistungen der griechischen Kunst mit ausschließender Rücksicht auf die Bildung der platonischen Idee zu charakterisiren.

Als die griechische Philosophie auf dem negativen Standpunkt der Sophisten angelangt war, hatte sich der griechische Geist bereits in großen, ewigen Schöpfungen entfaltet. Das Hellenenthum hatte über die Barbaren in furchtbaren Kämpfen gesiegt, und wie tief dieser Kampf schon im Alterthum erkannt wurde, ersieht man daraus, daß Herodot die allgemeine Bedeutung eines europäisch-asiatischen Antagonismus ihm zuspricht. Aeschylos hat diesen Gedanken in seinen Persern unzweideutig ausführt, aber er war es zugleich, der nicht bloß mitgefochten und die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Kampfes anerkannt und ausgesprochen, sondern sie auch selbst vollzogen hat. Er eröffnete die Reihe jener großen Tragiker, die die theils selbst erlebten Ereignisse in großen historischen Tableaux durch ihre „bilderschaffende Kunst“ wie Plato sagt, zurückriefen und festbannten, vor Allem aber die tiefen mythischen Schätze für das hellere Bewußtsein einer kritischeren Zeit ausbeuteten und ausprägten, und zwar nach allen Seiten des Culturlebens hin; bald wurden in der edlen Sprache einer tiefen Religiosität, die dem Schicksalsgedanken hingegeben alle menschlichen Zufälle einer

höheren Weisheit unterordnete, dennoch die freiesten kritischen Gedanken über das Verhältniß der Götter oder Gottes zu den Menschen, als dessen Prototyp und symbolischer Vertreter Prometheus erscheint, ausgesprochen, und so die naive Nationalreligion durchbrochen; bald wurde im Vollgefühl demokratischer Principien das sittliche Recht über die menschliche Satzung, der göttliche Wille der natürlichen Liebe über den Befehl der königlichen Willkür gesetzt; und solche Gedanken, in plastischen Gestalten lebendig, lebten sich tief in das Bewußtsein der Zeit ein, die immer drängender, immer kritischer, immer subjectiver wird, und selbst in der Dichtung ihren entschiedenen Ausdruck gewinnt. Beim Euripides bricht der psychologische subjective Charakter der handelnden Personen durch, die Handlungen und Verwicklungen werden fein motivirt, die großen Contouren verengen aber erhellen sich, und wenn Aeschylus, man möchte sagen völkerpsychologisch dichtete, so tritt uns in Euripides der individuelle Psycholog entgegen: darum sinkt der Chor, während der Dialog steigt und geistreich wird. Solche Gestalten gehen nicht an einem Platon vorüber, ohne daß sie ihn ergreifen, ohne daß er sie appercipirt. Er lernt sie kennen, nimmt sie ganz in sich auf, sie verschmelzen in seinem Bewußtsein mit derjenigen Dichtung, die die Bibel seines Jugendunterrichts war, und so kommt es, daß er später den epischen Homer in der Form der Tragödie zurückappercipirt, und ihn den Anführer und Urheber des tragischen Chors nennt. Für eine oberflächliche Betrachtung sagt er sich in der „Republik" von der Achtung los, die er der Dichtung schuldet. Für die tiefere liegt in dieser späten Kritik gerade der stärkste Beweis für seine innere, psychische Abhängigkeit von seinen tragischen Vordenkern. Plato verweist die Kunst in den zehn Büchern aus seinem Staate, wie Moses sie befeindet hat in den zehn Worten, und doch waren Beide vom heiligen Geist der Kunst erfüllt. Aber sie blieben nicht unter der dämonischen Einwirkung dieses Geistes stehen, erkannten seine Schranken und strebten über diese mit bewußter Reflexion hinaus; um ihn jedoch ganz zu überwinden, der ein Theil ihres Selbst geworden war, beständig mit ihm ringend, waren sie, insofern sie dieser reagirenden Reflexion sich hingaben, meist

unfähig, ihn objectiv zu beurtheilen: sie waren im eigenen Subject mit ihm verwachsen. Wo Plato aber über den Ursprung des Schaffens, der dem Dichter wie dem Denker gemeinsam ist, redet, da zeigt er deutlich, wie sehr er jenen „Nachahmern" durch die *θεῖα μανία* verwandt, wie sehr er selbst als *εἰδωλοποιός* sich fühlt. Besondere Aehnlichkeit finde ich in dem platonischen Geiste unter den Dichtern mit dem Aeschylos, so entschieden er diesen auch in der späteren Stimmung der Republik (II, p. 380, 383. A.) tadelt. Denn wie Aeschylos, wie vermuthet wird, in der „Niobe" gesagt haben soll: *θεὸς μὲν αἰτίαν φύει βροτοῖς, ὅταν κακῶσαι δῶμα παμπήδην θέλῃ*, so hat Plato von seinem pädagogisch = gesetzgeberischen Standpunkte in der Republik aus vollkommen Recht diese Verse zu verpönen, — aber gewirkt hat der große, universelle, wenn auch eiserne und kalte Schicksalsgedanke des Aeschylos in ihm darum nicht minder, wenn er, obschon durch ganz andre Gedankenwendungen, selbst sagt: *κακὸς γὰς οὐδεὶς ἑκών*. (Tim. 86. E. Sophist. 228 B. *νόσον τῆς ψυχῆς πονηρίαν*.) Plato hatte längst vom Aeschylos den großen sittlichen Gedanken gelernt, der auch in den oben angeführten Worten nur in stürmender Schroffheit ausgestoßen wird, den aber Plato in seiner tendenziösen Reflexion nicht in seiner Reinheit erkennen mochte, daß die sittliche Weltordnung, über Zeus stehend, wie sie im Prometheus 517 bis 523 so geschildert wird, nach einem gewaltigen, Alles umfassenden, nur in den Endzwecken klaren Princip die Welt und die Menschen leitet, und daß, wenn sie „den Menschen eine Ursache wachsen läßt, das Haus von Grund aus zu verderben", dieses Haus zuvor durch die innere sittliche Verderbniß das äußere Verderben verschuldet haben muß. Sind ja doch die Götter, die personificirte Weltordnung, es zugleich, die den Menschen den Weg zur Besserung bahnen (*τὸν φρονεῖν βροτοὺς ὁδώσαντα* Agam. 164 — *καὶ παρ᾽ ἄκοντας ἦλθε σωφρονεῖν*. 169. Für Platon lag ein ethisches System mit logischer Geschlossenheit von Ursache zu Wirkung und Zweck in dem *δράσαντι παθεῖν* (Choeph. 310) und — *πάθει μάθος*! (Agam. 164). Sehr interessant ist auch die Aehnlichkeit ihrer politischen Ansichten: *μήτε ἀνάρχετον βίον, μήτε δεσποτούμενον αἰνέσῃς*.

παντὶ μέσῳ τὸ κράτος θεὸς ὤπασεν. (Eum. 519.) Ebenso ist auch des Aeschylos Meinung von dem Wesen Gottes nicht unfruchtbar für Platon geblieben: Man vergleiche Agam. 152. Ζεὺς, ὅστις ποτ' ἐστὶν, εἰ τόδ' αὐτῷ φίλον κεκλημένῳ — mit Tim. 28. B. und Cratyl. 400. E. Unserem Zwecke aber liegt es nicht so nahe, zu zeigen, wie ähnlich sich der größte griechische Tragiker und der größte griechische Philosoph sind, wie sie sich nahe kommen an Großheit der Gesinnung und an Kraft und Höhe der Gedanken, auch nicht, wie Plato in einzelnen Punkten des Denkens von Aeschylos angeregt sein konnte, der auch seinerseits die alte Frage nach der Gerechtigkeit stellt, deren Wege dunkel sind (Eum. 376); alles dieses tritt zurück vor der Betrachtung: Welchen psychischen Eindruck die bloße Existenz der äschyleischen Tragödie auf den psychologisch forschenden Geist machen mußte. Wie sehr die Orestie, die antike Hamlettragödie, — wie denn überhaupt Shakespeare's Gedankenbildung und Ausdrucksweise frappante Aehnlichkeit bietet — in ihrer ethischen Bedeutung, durch die Collisionen, die sie in das Schlachtfeld des Gewissens und zum Siege der rächenden, freien, gerechten That führt — trotz den Eumeniden, dem Gewissen des Vorurtheils, nach glücklicher Entscheidung der athenischen Weisheit — wie sehr ferner die äschyleische Tragödie in ihrem prometheischen Ringen nach menschheitlicher Einheit und selbständiger Größe gegenüber der wechselnden Willkür sich ablösender Tyrannen, der Götter des Volksglaubens, wie mächtig und ergreifend in allen diesen weitblickenden Beziehungen die äschyleische Dichtung auf die Bildung der platonischen Weltanschauung einwirken mußte, — diese Betrachtung sei an diesem Orte zurückgedrängt von der Frage: Was mußte sich Plato antworten, wenn er nach dem Wesen dieser Kunst, nach dem schaffenden Begriff dieser Dichtung forschte, haben doch auch diese nachgeahmten Bilder ihr εἶδος (Rep. p. 597). Ja, der wahre Tragiker ist seinem Wesen nach der wahre Komiker (Symp. p. 223. D.) Welches ist dieses Wesen? Was ist diese τέχνη? — Hat er die Frage nicht beantwortet? Hat er sie gar nicht gestellt? Wir werden Beides untersuchen müssen, in der begründeten Voraussetzung, Plato habe auch in diesen

Gestaltungen Ideen gesucht und gefunden. Wer die platonische Ideenlehre in ihrem Ursprung und Wesen erkennen will, der muß Platon auf diese nothwendige und natürliche Richtung seines Geistes hin verfolgen. Wie in der dichtenden, so wollen wir ihn nun bei seinen vermuthlichen Betrachtungen der bildenden Kunst begleiten. In dieser hatte sich seit lange ein großer Umschwung vollzogen. Die früher hieratische Kunst war profanirt, zu Darstellungen des gewöhnlichen Interesses herabgezogen worden, dadurch wurde sie frei, legte die eng anschließende Gewandung und die unfreien Stellungen ab und wurde so auch selbst psychologischer. Momente des Affectes wurden in der Entwicklung dargestellt, die Seele wurde gemeißelt, während man früher nur die Körperformen abbildete, das moderne Bildwerk wurde seelisch belebt, und wenn man nun zur plastischen Darstellung eines Gottes schritt, so erschien dieser Gott einer höheren, einer neuen Culturepoche angehörig, er war das typische Ebenbild größerer, reiferer Menschen, die mehr gedacht und mehr erlebt hatten, und demgemäß auch ihren Gott größer und reifer dachten und belebten. Soll doch Plato selbst vom Phidias gedichtet haben: ἢ θεὸς ἦλθ' ἐπὶ γῆν ἐξ οὐρανοῦ εἰκόνα δείξων, Ἦ σύγ' ἔβης, τὸν θεὸν ὀψόμενος. Worin dieses Schauen Gottes bestand, das wollen wir später sehen. So standen die Dinge in Athen, und so unleugbare Schöpfungen des menschlichen Geistes waren in allen Richtungen des Denkens und Schaffens erzeugt worden, als die griechische Philosophie zu dem Stadium der sophistischen Negation gelangte, durch deren Skepsis sie noch drängender zu der Frage hingetrieben wurde: Was ist das Wesen aller dieser Schöpfungen? Was ihre psychologische Substanz? Was ihr beharrendes, constantes Sein? Plato hat die Philosophie die Tochter des Wunders genannt (Theaet. p. 155 D), das Wunder aber ist die Mutter des Zweifels und so sind Skepsis und Philosophie von Einer Mutter entweder zwei Schwestern oder Ein und dasselbe Kind. Der erste Schritt, den die Philosophie that, war ein Zweifel, und wenn wir die vorsokratische Philosophie bis zur Sophistik verfolgen, so werden wir eine planmäßig sich fortspinnende Reihe skeptischer Sätze finden, die die Sophistik ganz naturgemäß vor-

bereiten. Die vorsokratische Philosophie hat diesen Zweifel, der sie innerlich bewegt, nicht überwunden, weil sie ihn in seiner vollen Schärfe nicht erkannt hat. Zweifel werden dann aufgehoben, wenn sie durch die Dialektik zur Kritik werden, die sich selbst genügt; oder sie werden beseitigt, wenn man in Folge der antinomischen Natur des Zweifels an Stelle der mißlungenen Analyse eine kühne Synthese eintreten läßt. Die vorsokratische Philosophie kennt aber die Beziehung der Dinge und Erscheinungen auf den menschlichen Geist, in dem sie subjective Erfahrung werden, noch nicht, ihr fehlt das psychologische Bewußtsein. Wenn sie den Menschen erforschen will, so will sie ihn als objectives Naturwesen kennen lernen, nicht als ein Subject mit eigenem Centrum, um das alles Sein im Denken kreist. Der Zweck dieser gesammten Denkarbeit war Erforschung und Erklärung der objectiven Natur, zuerst mit dem Princip eines Urstoffes, dann mit dem einer Urbewegung, das aber bei den mangelhaften Mitteln experimentaler Beobachtung eine mechanische Naturerklärung nicht leisten konnte. Einen anziehenden Wendepunkt bildeten für Platon und besonders für dessen Psychologie die in diesen Wirren sich entwickelnden Lehren des Empedokles und des Demokrit. Bei Empedokles wird Jeder an den von Platon so oft angewendeten Satz erinnert, daß das Gleichartige durch das Gleichartige erkannt werde (Emp. bei Arist. de anim. I, 2. Sext. Emp. adv. Math. VII, 121). Er scheidet zuerst die Kraft vom Stoffe, und wenn er auch seine beiden Kräfte auf eine Einzige nicht zurückführt, so hat er damit doch die erste große Abstraction der Eigenschaften in Form der Kraft als deren Summe von dem Stoffe, einer Art des Wesens von den Erscheinungen, vollzogen, und verlangt so in entschiedenster Weise unsere Anerkennung in Beziehung seiner Einwirkung auf Platon, der überhaupt auch vor dem Timaeus mit den empedokleischen Mischungsbegriffen viel operirt. Man denke an den Philebus. — Demokrit hat zwar, wie ihm Aristoteles vorwirft, die teleologische Naturbetrachtung vernachlässigt (Arist. gen. anim. V, 8. 789, b, 2. *Δημόκριτος τὸ οὗ ἕνεκα ἀφεὶς λέγειν*), aber er hat dennoch — oder sollen wir sagen gerade deshalb? — die entwickeltsten Werthschätzungen der einzelnen

Organe des menschlichen Körpers gegeben. In solchen Betrachtungen lagen fruchtbare Keime für die späteren psychologischen Forschungen Platons und des Aristoteles. Doch es waren eben nur Keime, die in schweren, den ganzen Boden des Denkens durchwühlenden Gewittern befruchtet werden sollten; denn die Hauptfragen waren und blieben offen, von allen Einzelforschungen kam man zu der alten Frage der Kosmologen zurück: Woher ist Alles entstanden und welche Bürgschaft haben wir für das Bestehen? Mag die griechische Skepsis, wie Hegel meint, frei sein von dem ruhelosen Streben nach positiver Wahrheit und der verzweifelten Stimmung darüber, „daß sie nur Regenwürmer findet": Skepsis, Frage, und ernste, dringende Frage, wenn auch nicht trauervoll ringende, bleibt sie doch. Bedenkt man die klaffenden Widersprüche der großen Schulen, die von Heraklit und Parmenides ausgingen und die sich mit dem Erwachsen des subjectiven griechischen Volksgeistes in der attischen Demokratie bis auf Sokrates und über diesen hinaus hinziehen, so wird man die Erscheinung der Sophisten als vollauf bedingt in der Abfolge der geschichtlichen Entwickelung anerkennen müssen. Die argen Sophisten! Von Platon ab hat man sie zu allen Zeiten geschmäht und beschimpft. Sie haben es in vollem Maße verdient durch die laxe Methode ihres Denkens, die schlüpfrige Art ihrer Untersuchung, an die sie nicht mit dem sittlichen Ernst des Arbeiters und der frohen, begeisterten Zuversicht auf die Ergründung der Wahrheit gingen, sondern denkfaul im Wettstreit der Meinungen selbstgefällig herumtummelten (ούτος μὲν γὰρ ἂν ἀργοὺς ποιήσειε καὶ ἔστι τοῖς μαλακοῖς τῶν ἀνθρώπων ἡδὺς ἀκοῦσαι. ὁ δέ ἐργατικούς τε καὶ ζητητικοὺς ποιεῖ. Meno p. 81. D.). Aber man soll auch nicht vergessen, daß Plato bei der schroffsten, der beschimpfenden Charakteristik der Sophisten das historische Verdienst ihnen nicht streitig macht, ja zuerst ihnen zuerkennt, daß sie die Meinungen gereinigt, das Vorurtheil erschüttert haben. (ὅμως δὲ ἔθεμεν αὐτῷ συγχωρήσαντες δοξῶν ἐμποδίων μαθήμασι περὶ ψυχὴν καθαρτὴν αὐτὸν εἶναι. Sophist. p. 231 E.). Es ist nicht unwesentlich, daß er die Reinigung von solchen Meinungen den Sophisten zuschreibt, die einer rechten Kenntniß der Seele

hinderlich seien. Wir wollen deshalb das Verdienst des Sophisten gar nicht in Anschlag bringen, das zu allen Zeiten darin besteht, geschichtliche Widersprüche und Gegensätze zur schroffsten, extremsten Ausführung zu bringen. Denn nur im schonungslosen Kampfe aller Gegensätze werden diese ausgetragen, weil vernichtet und durch eine siegende junge Wahrheit überwunden. Wir werden Gelegenheit haben nachzuweisen, daß die Sophisten in der That solche Meinungen erschüttert haben, die eine Erkenntniß der Seele, eine psychologische Forschung, gehemmt hatten, und da ist es vor Allen Protagoras, dem wir in diesem gewichtigen Punkte eine innere Beziehung zu Platon zusprechen müssen. Es bedarf keines weiteren Nachweises, daß Plato zu Protagoras eine andere Stellung eingenommen hat, als zu allen übrigen Sophisten; denn wenn er denselben auch in der eigens gegen ihn gerichteten Digression über den Unterschied des Sophisten vom Philosophen, der vor Gericht nicht zu reden wisse (Theaet. p. 172—179 ἤ σύ, ὦ Πρωταγόρα), tief herabwürdigt, so beweist doch trotz dieser gerechten Verdammung der sittlichen Consequenzen, die sich aus der protagorischen Erkenntnißtheorie ergaben, die ganze Kritik derselben, daß sie Platon nicht leicht berührt, daß er sich gegen sie wehren, mit ihr abfinden mußte. Zu einer so tief eingehenden, die gesammten wissenschaftlichen Probleme in die Untersuchung ziehenden Kritik, wie eine solche Protagoras in dem wichtigen Dialog Theaetet erfährt, der mit dem Cratylus an der Eingangspforte der zweiten Schriftstellerperiode Platons steht und demnach in der Entwickelung der Ideenlehre geschrieben ist, hätte sich Plato wahrlich in so ernster, gereifter Zeit nicht herbeigelassen, wenn er nicht zu einer klaren, unzweideutigen Position dieser Theorie gegenüber sich hätte hindurcharbeiten wollen und müssen. In so allseitiger, so gründlicher Weise greift man nur dasjenige an, zu dem man innere Beziehungen, eigene Strebungen spürt, die man niederkämpfen will. Wem gelingt's aber, die eigene Natur zu vernichten? Anders wohin richten, auf andere Geleise bringen, das vermag der Mensch, und so nimmt ein ursprünglicher Zug einen anders gewendeten und anders gearteten Lauf. Wie diese Wendung in Platon sich vollzogen hat, das wird sich zei-

gen. Der Charakter und die Grundstimmung des „Theaetet“ wird nur aus diesem Gesichtspunkte klar und verständlich. Bezeichnend für diese Auffassung sind einzelne Sätze, die wir hervorheben wollen. So sagt Theaetet, nachdem Sokrates entwickelt hatte, wie durch die gemeinsame und gleichzeitige Bewegung des wahrzunehmenden Gegenstandes und der wahrnehmenden Kraft die Wahrnehmung entsteht, die somit eine Bewirkung ist, sehr naiv: *οὐκ οἶδα ἔγωγε, ὦ Σώκρατες, καὶ γὰρ οὐδὲ περὶ σου δύναμαι περινοῆσαι, πότερα δοκοῦντα σοι λέγεις ἢ ἐμοῦ ἀποπειρᾷ* (p. 157. C.). Und p. 161. B. sagt Sokrates selbst: *τὰ μὲν ἄλλα μοι πάνυ ἡδέως εἴρηκεν, ὡς τὸ δοκοῦν ἑκάστῳ τοῦτο καὶ ἔστι.* Nur die Folgerung, daß sonach aller Unterschied zwischen Wahrnehmen und Denken aufhören müsse, und die Kategorieen wahr und falsch in die von gut und schlecht sich auflösen (p. 167. B.) *ἐγὼ δὲ βελτίω μὲν τὰ ἕτερα τῶν ἑτέρων, ἀληθέστερα δὲ οὐδέν,* — diese gemeingefährliche, alle Wissenschaft im Keime ertödtende Sophistik ist es, die er mit geißelndem Spotte brandmarkt, wie denn auch Steinhart in der Einleitung zum Theaetet (S. 45) ganz richtig sagt: „Weit entfernt, Alles an derselben zu verwerfen, bekämpft er nur die alle Philosophie im Keime zerstörende Vermischung der Wahrnehmung mit der Erkenntniß.“ Wir nannten so eben die Wahrnehmung nach Protagoras eine Bewirkung, und durften dies; denn was auch Plato an eigenem Ausdruck der heraklitisch-protagorischen Lehre von der Bewegung beigemischt haben möge: die Unterscheidung einer thätigen und leidenden Bewegung scheint von Protagoras selbst gemacht zu sein [*δύναμιν δὲ* (sc. *τῆς κινήσεως*) *τὸ μὲν ποιεῖν, τὸ δὲ πάσχειν.* Th. p. 156 A.). Alle Dinge werden durch ihre gegenseitige Berührung und Einwirkung zu bestimmten Qualitäten und unsere Vorstellung wird nur erzeugt durch die auf unser leidendes Organ thätig einwirkenden und eine sinnliche Empfindung bewirkenden Dinge (p. 156 A.). Der metaphysische Ausdruck dieser Lehre war: *τοὺς λόγους πάντων τῶν φαινομένων ὑποκεῖσθαι ἐν τῇ ὕλῃ* (Sext. Emp. I, 217). Der Keim zu Allem, und gleichmäßige Möglichkeit der verschiedenartigsten Erscheinungen liegt im Stoffe, wie Zeller (Philos. d. Gr. I, S. 758)

sehr treffend erklärt. Der psychologische Ausdruck dieser Theorie aber ist in den bekannten Worten gegeben: *πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπον εἶναι, τῶν μὲν ὄντων ὡς ἔστι, τῶν δὲ μὴ ὄντων ὡς οὐκ ἔστιν* (p. 152. A.). Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Wenn nun die leichtfertige sophistische Skepsis daraus den Schluß zog, Nichts sei, weil dem alleinigen Maßstab aller Wahrheit, dem Menschen, Alles scheinen könne, und alle Wahrheit löse sich deshalb in Wahrnehmung auf — wer sieht hier nicht die Schlußlinie einer transscendenten sophistischen Dogmatik sehr scharf von der ursprünglichen Gedankenrichtung abgeschieden, so daß man die letztere verfolgen konnte, ohne auf den Schluß weiter zu irren? Wie, wenn Jemand sagte — was hier von der Wahrnehmung ursprünglich ausgesagt wird, daß sie nur scheine — daß die Wirklichkeit, die die Wahrnehmung vermittelt, weil das Ergebniß, so auch die Gewähr des Scheines sei: *πάνυ ἡδέως εἴρηκεν, ὡς τὸ δοκοῦν ἑκάστῳ, τοῦτο καὶ ἔστι.* Aber das gilt eben nur von der Wahrnehmung. In ihr ist nur was ihr scheint, was vermöge der Einwirkung des Dinges auf die wahrnehmende Kraft als sinnliche Empfindung bewirkt ist. Gäbe es freilich nichts weiter, als was Protagoras und sein theoretischer Gewährsmann, Heraklit, meint, nur Bewegung, nur Werden, dann wäre Protagoras nicht zu widerlegen. Vom Parmenides, dem Gewaltigen und Ehrfurchtgebietenden (*δεινὸς καὶ αἰδοῖος*) wissen wir aber, daß es Sein giebt, nur Sein, kein Werden. Verlangt nicht auch dieser Satz seine Prüfung? Sie wird ihm, er hält sie nicht aus — was thut's? Der Satz ist darum nicht mehr widerlegt als der des Heraklit, auf dem Protagoras steht, wie der schönredende Gorgias der Lehre des Eleaten eine scheinbare Stütze entlehnt, als ob diese Lehre selbst nicht dem Gesetz verfallen wäre, daß Nichts sei, Nichts erkennbar sei, Nichts mittheilbar sei. Diese Sätze sind nichts desto weniger beide vorhanden, so sehr sie in platter Einseitigkeit einander das Recht der Existenz bestreiten, sie leben und gelten in allen Verhältnissen des athenischen Volkslebens, in dem Recht, in der Sitte, in der Erziehung: überall drängt und kämpft sich die Individualität in ihrer ganzen Blöße mit der Naturgewalt eines lange Zeit

wachen, aber immer zurückgedämmten Triebes zur Erscheinung durch. Was in so drangvollen Wehen geboren wird, und ohne bildende Pflege, wie es geboren worden, in die Welt der rechtlichen und sittlichen Verhältnisse wie der theoretischen Begriffe ausgestellt wird, das kann nur rohe Typen zeigen: die geistige Entwicklung giebt der rohen Individualität den gebildeten Ausdruck der Idealität. Sollte die Idealität aber gebildet werden, so mußte die Individualität geboren sein. Das ist das unbestrittene Verdienst der Sophisten, daß sie die Individualität, die rohe, die gewaltthätige, die begrifflose, aber dennoch für den Fortschritt der Zeiten berechtigte zur Welt gebracht haben — mit Hülfe der heraklitischen Bewegung. In solcher Atmosphäre ist Plato herangewachsen, unter dieser heraklitischen Bewegung ist er zwanzig Jahre alt geworden. Denn wie Aristoteles ausdrücklich sagt (Met. I, 6), war er zuerst mit dem Herakliteer Kratylus bekannt, bevor er den Einfluß empfangen hat, von dem wir nun das Nöthigste berichten wollen. Mit der kritischen Einsicht und dem psychologischen Bewußtsein eines über allem Wissem stehenden Weisen hat Plato (Sophist. p. 246 ff.) den Kampf des Idealisten mit den sogenannten Materialisten als eine „Gigantomachie" bezeichnet. Beide Gedankenrichtungen sind Antinomieen der menschlichen Vernunft, die immer wieder in anderen Gestalten hervortreten, so oft sie gelöst, so oft sie vereinigt werden. Der heraklitische Gedanke hat seinen antinomischen Bruder in dem eleatischen und beide fanden ihre erste Vereinigung durch Sokrates. Empedokles hatte die den Sphairos ordnende Kraft abstrahirt, Anaxagoras den die Weltmischung leitenden Geist, — Sokrates sah ab von den großen Fragen der Schöpfung; ob es Götter gebe oder nicht, das mag er nicht untersuchen, weil er „ohne Muße für hausbackene Deutungen" von dem delphischen Gotte die Verpflichtung übernommen habe, sich selbst zu erforschen (Phaedr. p. 229. E.). Indem er sich selbst erforschen will, den Menschen, muß er sein scharfes Auge auf die Schöpfungen richten, die der Mensch hervorgebracht im Gebiete des gewerblichen Verkehrs nicht minder als im Reiche des Geistes. Daher kommt es, daß er von den höchsten Fragen der Sittlichkeit und der Wissenschaft, ohne seinem Gedanken

untreu zu werden, sondern gerade um diesen zu erfüllen und einheitlich zu begründen, auf den Steuermann, den Weber und den Tischler zu reden kommt, weil in diesen Fertigkeiten derselbe menschliche Schöpfergeist sich darlegt, wie in der höheren Thätigkeit des Denkens. Und wie den Handwerker, fragt er den Staatsmann und den Sophisten, den Philosophen und den Künstler, den Redner und den Dichter: was ist das Wesen deines Thuns, deines Schaffens, deiner Kunst? Diese scheinbar unbefangenen Fragen, die, wie wir aus Theaet. p. 148 E. (*ἀκούων τὰς περί σου ἀποφερομένας ἐρωτήσεις*) sehen, Stadtgespräch wurden, wurden als bedenkliche, drohende Fragezeichen von allen denen angesehen, die damals die an Macht oder an Bildung Hervorragenden waren; und wie die Tyrannen kurzsichtig sind, meinten sie durch das mit der Majorität von wenigen Stimmen zuerkannte Gift diese Fragezeichen ausmerzen zu können; aber die Verklärung des Sokrates hat sie nur um so leuchtender gemacht, so daß nach den verschiedensten Seiten hin von nacheifernden Jüngern ihre Lösung angestrebt wurde: die reinsten, die kräftigsten Strahlen, die von diesen im Princip einheitlichen sokratischen Fragezeichen ausgesendet worden sind, hat Plato aufgefangen, und so sind wir auch von dieser Seite auf Platon gestoßen, den wir nunmehr in seiner eigenen Schöpfung betrachten können, nachdem wir ihn, soweit dies möglich war und gestattet schien, von allen Seiten zu seiner eigenen Werkstatt begleitet haben. Eine Seite jedoch, oder genauer die besondere Richtung einer Seite muß noch näher hervorgehoben werden. Durch seinen ersten wissenschaftlichen Umgang mit dem Herakliteer Kratylus ist er früh angeregt worden, nach dem Wesen der Sprache zu forschen, wie sich die Worte zu den Dingen verhalten und welche Wesenheit ihnen zukomme, ob sie den Begriff decken, wie sie entstanden seien. Er selbst spielt gern und offenbar einem inneren Zuge seiner Natur folgend mit Etymologieen. „Allerdings", sagt Steinthal (Gesch. d. Sprachw. bei den Griechen und Römern I. S. 83), „sollen Sophisten verspottet werden; aber hinter diesem Spotte liegt in Platons Seele eine gewisse Selbstironie." Und nachdem der Kratylus längst geschrieben war, giebt er dieses Spiel dennoch nicht auf und noch in den

spätesten Dialogen begegnen wir oft feinen und sinnigen Deutungen der Worte. Was sonst aus diesem Kratylus für die platonische Sprachphilosophie zu lernen ist, welcher „Ernst“ dem Scherz zu Grunde liegt, das kann und braucht hier nicht erörtert zu werden. Die Principien seines etymologischen Strebens sind von Steinthal S. 96 ff. dargelegt. Wir lernen aus diesem Werke für unseren Zweck erstens: „Diese Principien sind prophetische Ahnungen, und wahrlich des tiefsten Geistes würdig.“ Ferner aber erschließt sich uns hier die hochwichtige Wahrnehmung, daß in Platon die innere Sprachform äußerst lebendig war. Wenn wir ihn mit diesen nachgewiesenen und begründeten Voraussetzungen betrachten, so sehen wir ihn von der einen Seite und zwar zuerst in die von Heraklit, Empedokles und Demokrit aus- und in Protagoras zusammengehende Gedankenströmung hineingerissen; als tiefer, umfassender Geist aber leben beide antinomische Naturen in ihm, und so ist er auch des anderen Triebes sich bewußt, den die Eleaten anreizen und der in Sokrates seinen theoretischen Ausdruck gewinnt. Vor aller Philosophie ist er aber sowohl selbst Dichter, nach der Bekanntschaft mit Sokrates soll er seine Gedichte verbrannt haben, als auch von dem Geiste und dem Gehalt der attischen Dichtung erfüllt. Bedenkt man nun ferner, was E. Curtius (Griechische Geschichte II. S. 247) über das Streben des perikleischen Zeitalters nach theoretischer Begründung der künstlerischen Schöpfungen sagt, so wird man eine bestimmte Stellung zu der Frage einnehmen müssen: Wie tritt Plato, von diesen mannigfachen großen Eindrücken voll, die die reizende Gewähr einer lebendigen Wahrheit in sich trugen, dem Kampfe der entgegenstehenden Meinungen der Herakliteer und der Eleaten, die in der Sophistik für das gewöhnliche Bewußtsein ihren nihilistischen Austrag, für Platon aber durch den protagorischen Sensualismus ihren psychologischen Wegweiser gefunden hatten, im Besitz ferner des sokratischen Begriffs, mit seiner eigenen schöpferischen Wesenheit entgegen? Hier soll nun endlich die Antwort gegeben werden. Plato hat gesagt: Wenn ich zwischen den Kategorieen des Seins und des Werdens schwankend, auf alles hinblicke, was existirt und was nach Sokrates' An-

leitung einen Begriff haben soll, so ist dieses begriffliche Sein, dieser seiende Begriff, bei Licht besehen, nichts Anderes, als das, was ich schaue, wie der Dichter seine Gestalten, wie der Künstler seine Schöpfungen im Geiste schaut und nach diesem Schauen schafft, wie der Handwerker, der Tischler und der Drechsler die Bilder zuvor im Geiste schaut, nach denen er die Gegenstände fertigt. Dieses Schauen aber ist nicht das protagorische Sehen, sondern der psychologische Grund des sokratischen Wissens, das begriffliche Schauen, das Schauen im Gedanken, in der Abstraction, die denkende Betrachtung, die Theorie. Wir wagen es auszusprechen, daß Plato, wenn wir den psychologischen Ursprung seiner Idee begreifen wollen, in Wahrheit das Schauen selbst für das Wesen erklärt hat, das Schauen aber des Wesens, das Schauen des Begriffs, wie Wesen und Begriff eben nur im Schauen zu erkennen sind und wie beim Schauen nichts Anderes als Wesen und Begriff erkannt werden. Hierdurch wird ein wirklicher Fortschritt über Sokrates hinaus klar und scharf gezeichnet. Sokrates hat das Wesen, den Begriff als das Seiende erklärt, aber die Frage offen gelassen: Wie erkennen wir dieses Wesen, diesen Begriff? Plato beantwortet diese Frage, indem er das Schauen als die eigentliche Thätigkeit des Denkers wie des Künstlers, als den Grund alles Schaffens, des niedrigen wie des hohen, mit der bedingten Originalität eines Entdeckers bezeichnet, und so ist er der frühe Ahnherr der intellectuellen Anschauung, des transscendentalen Idealismus. So sehr er aber durch den Protagoras scheinbar vorbereitet war, den Menschen als das Maß der Dinge in unerschrockener Consequenz durchzudenken, so war doch dieses Schauen eine zu neue, zu originelle Entdeckung, die allem Schaffen auf den Grund sah, und wie eine „prophetische Ahnung" in die Ewigkeit der Dinge eindrang, als daß dieses Schauen von seinem psychologischen Ursprung auf seine metaphysische Bedeutung hätte übertragen werden können. Man kannte die Autonomie und Tyrannis des Denkens wie des Schaffens, das von solchem Standort aus immer als Denken gilt, zu wenig, als daß man bei diesem consequenten Idealismus, der alles aus der ureigenen Thätigkeit des Schauens ableitet und dieses Schauen selbst

als wirklich setzt, hätte verharren, hätte fest bleiben können: die Gefahr war zu nahe und zu lockend, als daß sie hätte gemieden werden können, und so dehnte sich die ursprüngliche Wesenheit des Schauens unter der Hand zur Wesenheit des Geschauten. Wenn nun die Frage hervortrat: Was ist der sokratische Begriff, das Wesen des Kunstwerks, des Tisches, des Schönen? so war die platonische Antwort: Was ich als dieses Wesen schaue, das Bild, das sich mir im Schauen offenbart, auf das der Künstler blickt bei seinem Schaffen, der Tischler, der Drechsler beim Verfertigen des Stuhles und des Schützen. Was ist es, mag er gefragt haben, was uns am Zeus des Phidias entzückt? Dieses Entzücken selbst kann doch kein Sophist leugnen. Nun, was ist dieses Wesen im Zeus des Phidias? Giebt es ein Wesen in der Körperwelt, das ihm völlig gleicht? Nein. Ist es aber etwa ein rein spirituelles Wesen, in orientalischer Speculation geboren? Nein, es ist das Bild ächt hellenischer Plastik. Wenn es aber weder Körper, noch Geist ist, was ist es denn? Es ist die eigentliche Verbindung beider, die wir im Schauen erfassen, es ist das Gesicht, wie wir in der biblischen Sprache sagen, die intuitive Ahnung einer harmonischen Verbindung jener beiden Extreme, die sich in dem discursiven Denken nimmermehr vereinen lassen, dieses Gesicht in harmonischer Verschmelzung des Ewigen mit dem Vergänglichen, des Nothwendigen mit dem Zufälligen, des Geistigen mit dem Körperlichen, des Raumlosen mit dem Räumlichen — dies macht das eigentliche Wesen des Kunstwerks aus, das wir Alle bewundern. Doch hier müssen wir einen Halt machen, um Diejenigen zu beruhigen, die einen Grund suchen, nicht weiter lesen zu müssen. Die platonische Idee, wird man uns zurufen, soll ursprünglich der subjective Act des Schauens, und im besten Falle in Folge einer plötzlichen psychischen Nöthigung das in diesem subjectiven Act des Schauens erfaßte Wesen sein? Wo bleiben da die offenkundigen Bestimmungen, nach denen die platonische Idee an und für sich seiendes, ja präexistentes, ewiges Wesen ist, eine complette Substanz? Nun man nehme zur vorläufigen Beruhigung das Zugeständniß hin, daß auch ich die platonischen Ideen für Substanzen, nicht zwar halte, aber daß auch ich glaube, Plato habe in weiterer Ab-

irrung von seinem ursprünglichen Ausgangspunkte die Ideen zu Substanzen verkehrt; aber diese Thatsache darf unsere Entwicklung als solche nicht stören, die nicht von vornherein feststellen will, was Plato schließlich als Idee ausgegeben, sondern begreifen will, was er anfänglich als solche gedacht, welchen Weg er zu dieser Entdeckung genommen, welche psychischen Prozesse er durchlaufen, und wie er von einem schnellen Gedankenblitz, der wie eine plötzliche Ahnung seinen Geist durchzuckte, aufgehellt, der leuchtenden Spur unaufhaltsam folgte, ohne sie ganz und mit voller kritischer Einsicht erreichen zu können. Es war eben nur ein Lichtstreifen, ein einzelner Strahl, so hell er war, von dem er zuerst getroffen wurde: zur Sammlung des vollen idealistischen Gedankens mußten viele andere Strahlen nachgesendet und in dem sonnigen Geiste eines scharfen Denkers in einem geschichtlichen Brennpunkt vereinigt werden. Indem wir nun aber als den Ausgangspunkt dieser platonischen Entdeckung zuerst das Schauen und psychisch damit verknüpft das Geschaute bezeichnen, wie in „Gesicht“, in „visus“, in חזון beide Bedeutungen zugleich liegen, so haben wir zuerst zu untersuchen: 1) Ist dieser Ausgangspunkt an sich möglich? 2) Ist er in Platons Geiste möglich? 3) Ist er in Platons Schriften nachweisbar? Der sokratische Begriff, das Wesen alles Seins ist das „Gesicht“. Das ist ein Bild — können Bilder Gedanken schaffen? Sollte die Phantasie im Geiste des Denkers bei den wichtigsten Schöpfungen mitwirken können? „Es war meistens“, sagt Herder, der Etwas verstand vom Schaffen des Genius, „Ein neues Bild, Eine Analogie, Ein auffallendes Gleichniß, das die größten und kühnsten Theorieen geboren“ (Herder, vom Erkennen und Empfinden S. 4). Und Humboldt beweist (Ansichten der Natur I. S. 256—257) an Columbus, daß sich die dichterische Phantasie in jeglicher Größe menschlicher Charaktere ausspricht. Vgl. auch Kosmos I. S. 83. Ein plötzliches Bild ist der psychische Antrieb, die Wahrheit anschaulich zu denken, und im späteren Denken wird das ursprüngliche Bild geklärt und bewährt. Wie der Mythus die primitivste Form des Gedankens, die erste Apperception der Erscheinungen ist, die selbst Organ höher steigender Apperceptio-

n, wie jedes Wort ein Bild ist, mit dem der sich bildet, so kann sehr wohl ein allgemeines rceptionsorgan tiefer Speculationen werden; ja Bild im Gegensatz zum strengen Begriff als den danken ohne die begriffliche Ausführung des vollen so können wir sagen, daß jedem neuen Gedan- afte Umriß, dieses allgemeine Motiv schöpferisch Man vergleiche hierzu, was Trendelenburg in sei- ıngen zu den Elementen der aristotelischen Logik" n Schluß aus dem ἀδοξότερον sagt. So konnte ohl nach den allgemeinen Bedingungen der ıg die Idee zuerst unter dem Bilde des „Gesichts" ann dieses Gesicht, dieses Schauen mit dem vollen lektischen Erkennens, das Schauen zum Denken ben.

s aber Plato als Individuum, vermöge seiner und der geschichtlichen Bedingungen seines indi- ens? das ist die zweite Frage. Nach dem, was er die Natur des platonischen Denkens angedeutet geschichtlichen Voraussetzungen seiner Philosophie, ıdig appercipiren mußte, gesagt haben, unterliegt ifel, daß in Platons Geist der Ausgangspunkt lde möglich war. Lernen wir von einem großen vie das Philosophiren im Verhältniß zu anderen ngen beginnen nicht bloß könne, sondern müsse. ph", sagt Fichte, „bedarf der dunklen Gefühle oder des Genie, gerade so wie der Künstler und ser des Schönheits-, Jener des Wahrheitssinnes." egriff der Wissenschaftslehre S. 73). Diese psy- rwandtschaft aber zwischen Dichter und Denker, efer gefühlt, als Plato, der für beide, wenn auch r Abstufung, die θεῖα μανία in Anspruch nimmt. τικὴ von μανία abgeleitet sei (Phaedr. p. 244. C.) ich selbst einen Seher: in der Seele, als solcher ıtik; ὅσον μὲν ἐμαυτῷ μόνον ἱκανός . . . μαν- καὶ ἡ ψυχή (ib. 242. C.) und so ist die μανία s als das Genie, das aller Methode, aller Kunst-

übung im technischen Schaffen, wie im begrifflichen Denken — für Beides steht τέχνη — voraufgehen muß, wenn Künstler und Kunstwerk vollendet sein sollen. Phaedr. p. 245. ὃς δ' ἂν ἄνευ μανίας Μουσῶν ἐπὶ ποιητικὰς θύρας ἀφίκηται πεισθεὶς ὡς ἄρα ἐκ τέχνης ἱκανὸς ποιητὴς ἐσόμενος, ἀτελὴς αὐτός τε καὶ ἡ ποίησις, ὑπὸ τῆς τῶν μαινομένων ἡ τοῦ σωφρονοῦντος ἠφανίσθη. Man sieht, eine so geartete Denkernatur konnte einen mantischen Ausgang nehmen und von dem Bilde des Gesichts aus seine idealistische Erkenntnißtheorie begründen. Man beachte ferner, wie er selbst zur Verdeutlichung des Begriffs nach Bildern suchte und es bedauert, für die größten und erhabensten kein der menschlichen Fassungskraft angemessenes Bild zu finden. (Polit. p. 285. E. τοῖς δὲ μεγίστοις οὖσι καὶ τιμιωτάτοις οὐκ ἔστιν εἴδωλον οὐδὲν πρὸς τοὺς ἀνθρώπους εἰργασμένον ἐναργῶς κτλ.). Indem er aber an die eigene Methode denkt, durch die er alle Gegensätze schlichten zu können meint, erscheint sie ihm bald als ein „Traumgesicht", (Cratyl. p. 439. D. σκέψαι γάρ, ὦ θαυμάσιε Κρατύλε, ὃ ἔγωγε πολλάκις ὀνειρώττω. πότερον φῶμέν τι εἶναι αὐτὸ καλὸν καὶ ἀγαθὸν καὶ ἓν ἕκαστον τῶν ὄντων ἢ μή), bald erscheint sie ihm in späterer Entwicklung der Ideenlehre als ein Seherbild, also ganz eigentlich als „Gesicht". Nachdem er nämlich den ganzen Philebus hindurch von γένος und εἴδη gesprochen, zeugt es nicht wenig für die Möglichkeit unserer Auffassung — jetzt soll nur diese Möglichkeit nachgewiesen werden — daß er auf einmal, wo er sagen will, man solle in der reinen Mischung nicht untersuchen, welches Gut von Natur den Menschen und der Gesammtheit angeboren sei, und welche Idee dieses Guten sich erkennen lasse, für diese allgemeine Grundanschauung des Guten ἰδέα — was erst später begründet werden soll — für das Erkennen dieser Idee aber μαντεύεσθαι sagt: Phileb. p. 64. τί ποτε ἔν τε ἀνθρώπῳ καὶ τῷ παντὶ πέφυκεν ἀγαθὸν καὶ τίνα ἰδέαν αὐτὴν εἶναί ποτε μαντευτέον. Von schlagender Beweiskraft ist jedoch die Auseinandersetzung im Phaedon, die nach der Kritik des Anaxagoras und aller Naturphilosophen zur Entwicklung der Ideenlehre übergeht. Er habe gefürchtet, sagt er hier, von dem beständi-

gen Hinblicken auf die Dinge blind zu werden, wie es denen ergeht, die eine Sonnenfinsterniß beobachten, wenn sie nicht im Wasser das Bild derselben betrachten. Von dem beständigen Blicken auf die wahren Gegenstände glaubt er als zu einem Bilde zu Vernunftschlüssen flüchten zu müssen. Da sagt er denn, dieses Bild, die Methode des Denkens zu veranschaulichen, ist aber vielleicht kein passendes; er fühlt es, daß eine ausgebildete Theorie des Denkens nicht als Schauen von Bildern verrathen werden darf, sondern als das Schauen des Wesens proclamirt werden muß. Aber wie es sich auch damit vom Standpunkt der Metaphysik aus verhalten möge: wir lernen aus diesen Aeußerungen, wie seine Vorstellungen sich gebildet, wie der Entwicklungsgang seiner Theorie war. Der Gedanke ist ihm das Bild des Dinges, das der Geist, die Seele schaut, insofern gedacht wird. *ἴσως μὲν οὖν ᾧ εἰκάζω τρόπον τινὰ οὐκ ἔοικεν. οὐ γὰρ πάνυ ξυγχωρῶ τὸν ἐν τοῖς λόγοις σκοπούμενον τὰ ὄντα ἐν εἰκόσι μᾶλλον σκοπεῖν ἢ ἐν τοῖς ἔργοις.*

Zur Lösung der zweiten Frage dürfte noch die Erörterung nothwendig sein, wenn er sowohl den Gesetzen der allgemeinen Gedankenbildung wie der eigenen Natur seines Denkens gemäß die Idee unter dem Bilde des Gesichts als das Wesen der Dinge erklären konnte, wie er in ein bereits für andere Bedeutungen gültiges Wort dieses Schauen hineinlegen, hineindeuten konnte, und ob ferner, wenn dies ihm möglich war, *ἰδέα* dieser Etymologisirung entspricht, im Geiste Platons entsprechen kann. Die erste Frage muß entschieden bejaht werden. Wer Platon kennt, weiß, daß die innere Sprachform mehr als lebendig in ihm war, vielmehr in überwuchernder Kraft wirkte, und daß er überall, nicht nur im Kratylus, die Worte nicht wie eine geprägte Münze hinnimmt, sondern wie ein flüssiges Metall faßt, das sich in die elastischen Windungen seiner Gedanken schmiegsam fügen muß. *ἰδέα* ist schon von Herodot und Thukydides und zwar in der Bedeutung „Gestalt", „Form" gebraucht worden. Sollte nicht Plato, dem die Gestalt, die Form selbst ein Gedachtes, Immaterielles, Ideelles sein mußte, das man ebenfalls nur im Schauen erfassen könne, in dem

Worte, das diese „Form" bedeutete, die Möglichkeit erkannt haben, es für seine intellectuale Anschauung umzuprägen? Zudem lag in *ἰδέα* mehr noch als in *εἶδος* und deutlicher das Verbum *ἰδεῖν* zu Grunde. Nun wissen wir aber, daß in der W. *ϝιδ* zugleich das Erkennen, das Wissen ausgedrückt ist, wie Georg Curtius (Grundzüge der griechischen Etymologie I[1], S. 82) sagt: „An einer vierten Wurzel, die sich dem *ὄνομα* des Sehens unterordnet, der W. *ϝιδ* können wir wenigstens das als charakteristisch wahrnehmen, daß sich daraus in vier Sprachfamilien der Begriff des Wissens entwickelt: *οἶδα* — skr. vêda, aber auch vêdmi — goth. vait — ksl. ved-e-ti. Im Sanskrit treffen wir außerdem das augenscheinlich verwandte Verbum vi-n-d-â-mi, ich finde. Vermuthlich haftet daher an dieser Wurzel von Anfang an die Vorstellung des erkennenden, findenden Sehens."

Wenn nun aber Curtius unmittelbar fortfährt: „weshalb der Grieche sich diese Wurzel in ihrer sinnlichen Bedeutung für den Aorist vorbehielt", so sind wir in der Lage und für die genetische Entwickelung der Idee sowohl als unserer Auffassung von derselben genöthigt, hier mehrere Stellen zum Gegenbeweise anzuführen, daß Plato *ἰδεῖν* nicht in der sinnlichen, sondern in der ganzen Schärfe der Bedeutung genommen hat, die Curtius dem Praesensstamme vindicirt. Freilich braucht er *ὁρᾶν* auch in diesem Sinne für das reine Erkennen: Phaedo p. 83. B. *ὃ δὲ αὐτὴ ὁρᾷ νοητόν τε καὶ ἀειδές.* — 84. C. *θεωμένη τὸ ἀληθὲς καὶ τὸ θεῖον καὶ τὸ ἀδόξαστον.* Symp. p. 211. B. Der höchste Grad des Erkennens: *καθορᾶν ἐκεῖνο τὸ καλόν.* Tim. p. 39. E. *ᾗπερ οὖν νοῦς ἐνούσας ἰδέας τῷ ὅ ἐστι ζῷον, οἷαί τε ἔνεισι καὶ ὅσαι, καθορᾷ.* Auch *βλέπειν* verbindet er vermöge der inneren Sprachform mit *ἰδέα.* Euthyphr. p. 6. D. *ταύτην τοίνυν με δίδαξον τὴν ἰδέαν τίς ποτέ ἐστιν, ἵνα εἰς ἐκείνην ἀποβλέπων καὶ χρώμενος αὐτῇ παραδείγματι κτλ.* Rep. X. p. 596. u. B. *οὐκοῦν καὶ εἰώθαμεν λέγειν, ὅτι ὁ δημιουργὸς ἑκατέρου τοῦ σκεύους πρὸς τὴν ἰδέαν βλέπων, οὕτω ποιεῖ κτλ.* Tim. p. 28. *ὅτου μὲν οὖν ὁ δημιουργὸς πρὸς τὸ κατὰ ταὐτὰ βλέπων ἀεὶ κτλ.* Phaedr. p. 265. D. *εἰς μίαν τινὰ ἰδέαν συνορῶντα ἄγειν τὰ*

πολλαχῇ διεςπαρμένα. Wir wollen jedoch zeigen, daß Plato bei ἰδέα zuerst an ἰδεῖν dachte und erst in weiterer Association und Reproduction der Vorstellungen an ὁρᾶν denkt. Der Phaedrus selbst zeigt sehr deutlich, daß ἰδεῖν von dem rein geistigen Schauen gebraucht, ja als eine Thätigkeit des νοῦς und der ἐπιστήμη gefaßt wird. Phaedr. p. 247. D. ἅτ' οὖν θεοῦ διάνοια νῷ τε καὶ ἐπιστήμῃ ἀκήρατος στρεφομένη, καὶ ἁπάσης ψυχῆς, ὅση ἂν μέλλῃ τὸ προςῆκον δέξασθαι, ἰδοῦσα διὰ χρόνου τὸ ὂν ἀγαπᾷ τε καὶ θεωροῦσα τἀληθῆ τρέφεται καὶ εὐπαθεῖ. vergl. auch p. 248. τὰ μὲν εἶδε, τὰ δ' οὔ. ἰδεῖν τὸ ἀληθείας πεδίον. Symp. 211. D. ἐάν ποτε ἴδῃς. Rep. p. 476. B. αὐτοῦ δὲ τοῦ καλοῦ ἀδύνατος αὐτῶν ἡ δίανοια τὴν φύσιν ἰδεῖν τε καὶ ἀσπάσασθαι. p. 510 E. ζητοῦντες δὲ αὐτὰ ἐκεῖνα ἰδεῖν, ἃ οὐκ ἂν ἄλλος ἴδοι τις ἢ τῇ διανοίᾳ. Tim. p. 40. τοῦ μὲν οὖν θείου τὴν πλείστην ἰδέαν ἐκ πυρὸς ἀπειργάζετο, ὅπως ὅτι λαμπρότατον ἰδεῖν τε κάλλιστον εἴη. Es mag hier noch daran erinnert werden, daß Plato den Philosophen den die Wahrheit Schaulustigen nennt. Rep. p. 475. E. τοὺς δὲ ἀληθινοὺς (φιλοσόφους), ἔφη, τίνας λέγεις; τοὺς τῆς ἀληθείας, ἦν δ' ἐγώ, φιλοθεάμονας. Und vom Dialektiker, dem vollendeten Philosophen, sagt er: ὁ μὲν γὰρ συνοπτικός διαλεκτικός.

So glauben wir denn nachgewiesen zu haben, daß Plato, der nach dem Zeugnisse des Aristoteles (Met. I, 6 ff. XIII, 4.) als der Urheber der Ideenlehre gilt, die ἰδέα, die weder Euklides aus Megara, noch Phaedo aus Elis vor ihm gelehrt hat, wie man aus einer mißverstandenen Stelle (Sophist. 246. B. ff.), die sich mutatis mutandis auf Platon selbst wahrscheinlich bezieht, angenommen hat, mit diesem neuen apriorischen Moment des Schauens appercipirt haben kann, und daß es Platons Geiste entspricht, wie er neue Worte für seine Gedanken geschaffen (Diog. L. III, 24.), so auch alte Worte mit neuem Sinne befruchtet und zu neuer Geltung umgeprägt zu haben.

Wir kommen nun zu der dritten Frage: Ist die Bedeutung der ἰδέα, wie wir sie als Ausgangspunkt der neuen Lehre bezeichnet haben, in Platons Schriften und in seinen eigenen Darstellungen der Ideenlehre nachweisbar? Platon braucht, wie man

gemeinhin annimmt, für die Ideen zwei Namen: εἴδη und ἰδέα. Zeller hat ganz richtig geurtheilt, daß nach den bisherigen Auffassungen der Idee ein Unterschied zwischen εἶδος und ἰδέα nicht festgestellt ist. Unsere Entwicklung muß zu dieser Frage eine bestimmte Stellung einnehmen. Ich meine nun, daß in den Dialogen von der zweiten Schriftstellerperiode ab (nach K. F. Hermann's Eintheilung) zwischen εἶδος und ἰδέα scharf geschieden ist. Der Kratylus kämpft zu Anfang mit dieser Unterscheidung und setzt da, wo die Idee zuerst in ihrer psychologischen Bedeutung eingeführt wird, auch noch εἶδος, bald darauf aber, nachdem der Begriff erklärt ist, tritt ἰδέα dafür ein. Und so wird es einer aufmerksamen Interpretation, die sich in den platonischen Gedankengang versenkt, fast immer möglich sein, den Unterschied zwischen εἶδος und ἰδέα herauszufühlen und zu begründen, der ganz einfach darin besteht, daß εἶδος der sokratische Begriff ist und mit γένος, mit δύναμις, mit φύσις, mit οὐσία abwechselt, das was wir eben in unklarer Vorstellung Idee zu nennen mißbräuchlich gewohnt sind, während ἰδέα höchst selten im Plural vorkommt. Ganz richtig sagt Erdmann: „Wo wir Ideen sagen, sagt Plato meistens εἴδη." (Grundriß d. Gesch. d. Philos. I S. 46). Das bezeugt aber den Mangel der bisherigen Auffassung, der es nicht gelungen war, ein wahrhaft schöpferisches Element in der platonischen Idee zu finden, das über den sokratischen Begriff, über das Allgemeine, die Gattung, als welche man die Idee bisher definirt, wirklich hinausgeht; hält man hingegen unsre Entwicklung im Auge, so wird man an den überwiegend meisten Stellen der platonischen Schriften, wo ἰδέα gebraucht wird, die bestimmte Bedeutung der lebendigen Denkthätigkeit des Schauens, des vermittelst apriorischer Speculation in das Wesen und den Zweck, den Grund und die Einheit der Dinge Eindringens, mit unzweideutiger Klarheit erkennen. Den psychischen Proceß, in dem diese Action zu einer Substanz sich consolidirte, den wir bereits angedeutet, werden wir bei der Darlegung der dialektischen Entwicklung des „Parmenides", die uns eingehender beschäftigen soll, genau kennen lernen. Vorerst müssen wir auch für diese unsere Ansicht platonische Stellen heranziehen, deren mehrere schon zur

Bekräftigung unserer Meinung über die geistige Bedeutung von *ἰδεῖν* benutzt worden sind. Andeutungen finden sich schon im Hippias major 297. B. Das Schöne als die Ursache des Guten steht in der *ἰδέα* des Vaters zu dem Guten. *καὶ κινδυνεύει ἐξ ὧν εὑρίσκομεν ἐν πατρὸς τινὸς ἰδέᾳ εἶναι τὸ καλὸν τοῦ ἀγαθοῦ.* Offenbar ist hier *ἰδέα* nicht der Begriff; denn dieser ist das Gute, das das Schöne als seine Bedingung in sich aufnimmt. Man ist versucht, *ἰδέα* hier mit „Ansehen" zu übersetzen. Von der eigentlichen Bedeutung noch keine Spur; aber die innere Sprachform bricht schon hindurch. Klarer wird das Verhältniß schon im Euthyphron p. 6. D. *ἔφησθα γάρ που, μιᾷ ἰδέᾳ τά τε ἀνόσια ἀνόσια εἶναι .... ταύτην τοίνυν με αὐτὴν δίδαξον τὴν ἰδέαν ... ἵνα εἰς ἐκείνην ἀποβλέπων.* Hier ist *ἰδέα* bereits die Grundanschauung, mit *ἀποβλέπων* verbunden. Im Kratylus endlich wird die Idee in aller Form gelehrt, wie sie entsteht und was sie ist. p. 389. B. *τί δὲ ἂν καταγῇ αὐτῷ ἡ κερκὶς ποιοῦντι, πότερον πάλιν ποιήσει ἄλλην πρὸς τὴν κατεαγυῖαν βλέπων ἢ πρὸς ἐκεῖνο τὸ εἶδος, πρὸς ὅπερ καὶ ἣν κατέαξεν ἐποίει ... οὐκοῦν ἐκεῖνο δικαιότατ' ἂν αὐτὸ ὃ ἔστι κερκὶς καλέσαιεν;* — Sie ist dasjenige, auf welches der Drechsler hinblickt, wenn er den Schützen macht und auf das er wiederum blickt, wenn der eine Schütze zerbricht, um einen neuen zu fertigen. Hier nennt er das innere Bild, auf das der Drechsler blickt, noch *εἶδος*, weil der Begriff der Sache selbst noch erklärt werden soll; nachdem aber dies geschehen, tritt *ἰδέα* mit Entschiedenheit ein. *ἀλλ' ὅμως ἕως ἂν τὴν αὐτὴν ἰδέαν ἀποδιδῷ.* p. 390. Müller übersetzt hier mit richtigem Tact *ἰδέα* „Gedankenbild". Dasselbe Gefühl des Richtigen zeigt Müller auch Theaet. p. 184. D., wo er *εἰς μίαν τινὰ ἰδέαν* übersetzt: „die sich aber nicht insgesammt auf irgend ein Vorstellendes bezögen". Wir werden freilich ihm hierin nicht folgen können, sondern unsrer Auffassung getreu *ἰδέα* mit Grundanschauung übersetzen, wobei als selbstverständlich zu ergänzen ist, daß diese *ἰδέα* nur im *ἰδεῖν*, im reinen, begrifflichen Schauen erfaßt werden kann. Müller ist durch den Zusatz: *εἴτε ψυχὴν εἴτε ὅτι δὴ καλεῖν* zu dieser seiner Uebersetzung verleitet worden; welche Bewandtniß es indeß mit diesem Zusatz

habe, das wollen wir später erörtern, wenn wir das Verhältniß der Seele zur Idee untersuchen. Für jetzt lernen wir aus dieser Stelle nur, daß die ἰδέα im Theaetet noch kein fertiger, in die platonische Dialektik eingeführter Begriff war, wie dies aus μία τις (ἰδέα) hervorgeht, und daß sie nur eine allgemeine Gedankeneinheit der verschiedenen, ohne dieselbe wie in „hölzernen Pferden" gefesselten Wahrnehmungen bezeichnen soll. Diese allgemeine Einheit, ohne systematische Ausbildung des Begriffs, bezeichnet ἰδέα p. 203. C. φέρε δή, τὴν συλλαβὴν πότερον λέγομεν τὰ ἀμφότερα στοιχεῖα ... ἢ μίαν τινὰ ἰδέαν ... Auch hier μία τις. Wie sehr auf dieser Entwicklungsstufe und in den Augenblicken, wo er mit der Bildung seiner Idee rang, diese selbst von εἶδος verschieden war, sehen wir hier, wo er von dem εἶδος sagt, es habe μίαν ἰδέαν von sich selbst. Die Sylbe sei ein εἶδος, eine Formeinheit, abgesondert von den στοιχεῖα, die eine einheitliche ἰδέα, eine individuelle Anschauung von sich selbst habe. Der klare Sinn ist freilich der: die Sylbe ist eine eigene Form und gewährt eine eigene Anschauung von sich selbst. ἰδέα ist hier schon passivisch; aber die ursprüngliche active Bedeutung von Seiten des Anschauenden läßt sich noch frisch erkennen. χρῆν γὰρ ἴσως τὴν συλλαβὴν τίθεσθαι .... ἰδέαν μίαν αὐτὸ αὑτοῦ ἔχον, ἕτερον δὲ τῶν στοιχείων. vergl. 205. C. Sophist. p. 235. D. τὴν ζητουμένην ἰδέαν, ἐν ὁποτέρῳ ποτ' ἡμῖν οὖσα τυγχάνει .... Hier ist ζητουμένη ἰδέα geradezu das gesuchte Zufindende, die gesuchte Wesenanschauung. 236. C. ἐν ποτέρᾳ τὸν σοφιστὴν θετέον. Auch hier ist die Unterscheidung der ἰδέα als der zu setzenden Grundform von dem εἶδος, dem fertigen Begriff, der Gattung, durchsichtig. Wie sehr er übrigens das Sein für etwas Lebendiges, Bewegliches gehalten, das nicht in ehrwürdiger Ruhe verharrt, sondern der beständigen Bewegung des Erkennens unterliegt, sieht man Sophist. p. 249. τί δὲ πρὸς Διός. ὡς ἀληθῶς κίνησιν καὶ ζωὴν κτλ. Die dialektische Kunst wird darein gesetzt, nach Begriffen (εἴδη) zu scheiden, und weder denselben Begriff für einen verschiedenen, noch den verschiedenen für denselben zu halten. Da nun viele Begriffe sich miteinander verbinden, in eine Gemeinschaft treten können, so wird die Kunst

der Scheidung nach Begriffen darin bestehen, die Verbindungs- und Trennungsmöglichkeit der Begriffe zu erkennen, wie er ja Sophist. p. 256. E. von dem Nichtsein sagte, es habe ebenfalls sein *εἶδος*, das Nichtgroße sei ebenso wie das Große (vergl. p. 257), da das Nichtseiende nur ein Andersseiendes sei. (*ἐπεί-περ ἡ θατέρου φύσις ἐφάνη τῶν ὄντων εἶναι.*) Wie alle diese Bestimmungen mit höchster kritischer Klarheit ausgesprochen werden, so hebt er jeden Zweifel, indem er fortfährt, er wolle nicht etwa das Nichtsein als seiend beweisen, sondern nur zeigen, daß sich die Begriffe mit einander vermischen (p. 258. E.). Wer nun so die Kunst versteht, nach Begriffen zu scheiden und zu wissen, welche Begriffe einander anziehen und welche einander abstoßen, der spürt hindurch (*διαισθάνεται*) eine Grundanschauung (*μίαν ἰδέαν*), durch die vielen (nicht Dinge *χρημάτων*, sondern Begriffe *εἰδῶν* zu ergänzen) von denen ein jeder abgesondert liegt, sich hindurcherstreckend. Ferner erkennt der Dialektiker, wie viele durch den Zusammenhang der Begriffe entstandene höhere Gesammtanschauungen wiederum von Außen (*ἔξωθεν*) d. i. durch den erkennenden Geist von Einer noch höheren umfaßt werden. *οὐκοῦν ὅ γε τοῦτο δυνατὸς δρᾶν μίαν ἰδέαν διὰ πολλῶν ἑνὸς ἑκάστου κειμένου χωρίς, πάντῃ διατεταμένην ἱκανῶς διαισθάνεται καὶ πολλὰς ἑτέρας ἀλλήλων ὑπὸ μιᾶς ἔξωθεν περιεχομένας. κτλ.* p. 253 D. Der Sophist, der diese Kunst nicht versteht, ist weitaus vom Dialektiker verschieden: er flüchtet sich in das Dunkel des Nichtseienden und ist in diesem Dunkel nicht zu sehen. Der Philosoph aber, der durch Vernunftschlüsse dem Anblick, der Schau des Seienden obliegt, ist wegen der Helligkeit des Ortes nicht leicht zu erkennen: das Seelenauge der Meisten vermag nicht den Blick auf das Göttliche auszuhalten. *ὁ δέ γε φιλόσοφος, τῇ τοῦ ὄντος ἀεὶ διὰ λογισμῶν προσκείμενος ἰδέᾳ διὰ τὸ λαμπρὸν αὖ τῆς χώρας οὐδαμῶς εὐπετὴς ὀφθῆναι. τὰ γὰρ τῆς τῶν πολλῶν ψυχῆς ὄμματα καρτερεῖν πρὸς τὸ θεῖον ἀφορῶντα ἀδύνατα.* Sophist. 254. B. Hier steht also *ἰδέα* geradhin für „Anblick". Aber man beachte besonders die vielen Ausdrücke des Sehens und des Hellen, die durch die Lebendigkeit der innern Sprachform

mit diesem Worte zugleich reproducirt wurden. Ferner ist hier das begriffliche Schauen (διὰ λογισμῶν) ausgesprochen, das in ψυχῆς ὄμματα der πολλοί sein Correlat hat. Polit. p. 307. C. nennt er die φύσις σώφρονα und die φύσις ἀνδρεία ἰδέας πολεμίας διαλαχούσας στάσιν, feindselige Grundanschauungen. Hier wäre εἶδος ganz unpassend; denn die φύσις ist kein Begriff, wohl aber das allgemeine Bild einer bestimmten Sinnesrichtung. Zu beachten ist auch Phaedr. p. 246. Nachdem er dort die Unsterblichkeit der Seele besprochen, sagt er: περὶ δὲ τῆς ἀθανασίας αὐτῆς ἱκανῶς. περὶ δὲ τῆς ἰδέας αὐτῆς ὧδε λεκτέον. Gehört nicht aber auch die ἀθανασία zur Idee? Zum εἶδος, aber nicht für das ursprüngliche Bewußtsein zur ἰδέα. ἰδέα ist auch hier wiederum die allgemeine Anschauung von der Seele, abstrahirend von den den Begriff (εἶδος) der Seele constituirenden Merkmalen. Dem entsprechend ist auch die Methode, die er anwendet: er vergleicht die Seele, veranschaulicht sie unter einem Bilde. Das ist die menschliche Art, diesen so umfassenden Begriff anzuschauen. Hier springt das Schauen, dessen Mittel eigentlich der Begriff (λογισμός) sein soll, zur Phantasie, zum Gleichniß über. Auch mag nochmals auf p. 265. D. verwiesen werden, wo μία τις ἰδέα mit συνορῶντα verbunden und ἰδέα selbst berechtigt ist, weil eine innere Anschauungseinheit für zwei εἴδη gesucht wird. τούτων δέ τινων ἐκ τύχης ῥηθέντων δυοῖν εἰδῶν, εἰ αὐτοῖν τὴν δύναμιν τέχνῃ λαβεῖν δύναιτό τις, οὐκ ἄχαρι. Die τέχνῃ erfaßte δύναμις der beiden εἴδη ist aber die dialektische Zusammenfassung derselben zu Einer Idee (εἰς μίαν τινὰ ἰδέαν συνορῶντα ἄγειν. κτλ. 273. C. καὶ κατ' εἴδη τε διαιρεῖσθαι τὰ ὄντα καὶ μιᾷ ἰδέᾳ δυνατὸς ᾗ καθ' ἓν ἕκαστον περιλαμβάνειν.) Eine specifische Verschiedenheit der ἰδέα vom εἶδος zeigt sich auch Phaedo p. 104. B. Nicht bloß die entgegengesetzten Begriffe schließen das Gegentheil von sich aus, sondern auch diejenigen Dinge, die ohne entgegengesetzt zu sein, Entgegengesetztes enthalten, nehmen jene Idee nicht auf, die derjenigen entgegengesetzt ist, welche in ihnen selbst enthalten. Hier sagt er ἰδέα; denn hier ist ἰδέα die in den Dingen enthaltene, an den Dingen sichtbare Grundanschauung, nicht eine

Art, in der sie mit vielen anderen enthalten sind. οὐδὲ ταῦτα ἔοικε δεχομένοις ἐκείνην τὴν ἰδέαν, ἣ τῇ ἐν αὐτοῖς οὔσῃ ἐναντία ᾖ. Besonders schlagend ist Phileb. p. 65. οὐκοῦν εἰ μὴ μιᾷ ἰδέᾳ δυνάμεθα τὸ ἀγαθὸν θηρεῦσαι, σὺν τρισὶ λαβόντες .... λέγωμεν κτλ. „Wenn wir das Gute nicht in Einem (glücklichen) Blicke erjagen können, so wollen wir sagen, es in seinen drei Theilen erfassend, die Schönheit, das Ebenmaß und die Wahrheit, in diesen dreien wie in Einem besteht der Vorzug des Guten." Nun haben wir sein εἶδος; die Idee des Guten, ἡ τοῦ ἀγαθοῦ ἰδέα (Rep. 505) soll später bestimmt werden. Diese Anführungen mögen ausreichend erweisen, daß ἰδέα der ursprünglichen Bedeutung nach, die allein den wirklichen Sinn erkennen läßt, von εἶδος verschieden ist und daß ἰδέα selbst ursprünglich als lebendige Action des Schauens und psychisch damit verknüpft als die im Moment des begrifflichen Schauens erfaßte Grund- und Wesens-Anschauung anzusehen ist. Diese Grundanschauungen erzeugen und umschließen eine die andere: jedes Einzelding, ja jeder Bestandtheil des Einzeldings hat seine Idee, jede Art, jede Gattung als die Zusammenfassung vieler Einzeldinge hat ihre Idee, wird, müssen wir genauer sagen, in einer Idee erfaßt. Ehe wir jedoch dazu übergehen, zu entwickeln, was Platon als die allgemeinste Grundanschauung aller Dinge und aller Ideen, als die umfassendste Idee, erschienen ist, wollen wir zuvor auf die Entwicklung des Parmenides eingehen, die uns den sichersten, klarsten Aufschluß geben soll, weil wir in diesem Dialog die Bildung der Ideen vor sich gehen sehen.

Nachdem Parmenides die Schwierigkeit besprochen hat, die sich dem hier p. 129 von Sokrates eingeführten εἶδος, zunächst als dem εἶδος ὁμοιότητος in den Weg stellen, da die andern Dinge weder der Theile der Ideen, noch der gesammten Idee, also der Ideen schlechthin nicht theilhaftig werden können, weil die Idee einem Segeltuche gleiche, das viele Menschen umspannt, — Sokrates freilich vergleicht sie dem Alle gleich bescheinenden Tage — nachdem er diese Schwierigkeit berührt, sagt Parmenides, wie er sich eigentlich dieses sokratische εἶδος denke. p. 132.

οἶμαί σε ἐκ τοῦ τοιοῦδε ἓν ἕκαστον εἶδος οἴεσθαι εἶναι. ὅταν πολλ' ἄττα μεγάλα σοι δόξῃ εἶναι, μία τις ἴσως δοκεῖ ἰδέα ἡ αὐτὴ εἶναι ἐπὶ πάντα ἰδόντι, ὅθεν ἓν τὸ μέγα ἡγεῖ εἶναι. Sokrates giebt diese Entstehung ausdrücklich zu: ἀληθῆ λέγεις, φάναι. Hier wird also die Idee zuerst wieder eingeführt als μία τις ἴσως ἰδέα, welche erscheint ἰδόντι. Die Idee, die Anschauung der Größe als einer Einheit, wurde also von dem Schauen auf viele große Dinge gewonnen. Parmenides ist damit noch nicht befriedigt. Wird nicht, fragt er weiter, jene Idee der Größe zusammengeschaut mit den großen Dingen Eine Anschauung erzeugen müssen? ἐὰν ὡσαύτως τῇ ψυχῇ ἐπὶ πάντα ἴδῃς. Da Sokrates zugiebt, so folgert Parmenides, es müsse ebenso einen anderen Begriff geben, in dem die letzteren für die Anschauung der Seele zusammengefaßt sind u. s. f. Und so wird jede Idee nicht mehr Eines sein, sondern ἄπειρα τὸ πλῆθος. Hier antwortet nun Sokrates: Jede Idee ist aber (er spricht es in bescheidener Frageform aus, wissenschaftlich kritische Gewißheit ist ihm der Satz noch nicht geworden) ein Gedanke, und als solcher in der Seele, somit also immer Eines, so oft er sich auch wiederholt. ἀλλά, ὦ Παρμενίδη, φάναι τὸν Σωκράτη, μὴ τῶν εἰδῶν ἕκαστον ᾖ τούτων νόημα καὶ οὐδαμοῦ αὐτῷ προςήκῃ ἐγγίγνεσθαι ἄλλοθι ἢ ἐν ψυχαῖς. Parmenides antwortet: Das εἶδος als νόημα muß doch νόημα eines existenten Dinges sein, und zwar des Einen, was jener Gedanke denkt, als auf Alle sich erstreckend, als Eine Anschauungsform, als Eine Idee. p. 132. C. οὐχ ἑνός τινός, ὃ ἐπὶ πᾶσιν ἐκεῖνο τὸ νόημα ἐπὸν νοεῖ, μίαν τινὰ οὖσαν ἰδέαν. Während die Idee vorhin deutlich als später zur näheren Begründung des εἶδος entstanden sich darlegt, wie sie denn auch immer im Sophist und Theaetet τις und μία τις genannt ist, wird sie hier schon als οὖσα bezeichnet, und so ist hier schon der später hervortretende Prozeß der Umwandlung der Idee aus einer Form des Anschauens zu einer Form des Angeschauten angedeutet. Das εἶδος, ἐκεῖνο τὸ νόημα, soll jenes Eine Denken sein als sich erstreckend über Alles, als Eine seiende Anschauungsform. So naheliegend war der psychische Anlaß, εἶδος und ἰδέα zu

verschmelzen, d. h. die ἰδέα, ursprünglich das ἰδεῖν selbst, zu einem εἶδος, einem Anschaulichen, das Sehen zu einem Gesehenen, oder Gesicht im gewöhnlichen Sinne gleichzusetzen dem Gesicht im prophetischen Sinne. Hier ist der Punkt, wo sogleich im Beginn der Begriff schief gemacht wird. Wir haben oben gesehen, daß Sokrates auf die Frage nach der Einheit der Ideen erwiedert, sie brauchten nicht wegen der immer höher steigenden und immer weiter zusammenfassenden Anschauung (ἰδέα) ἄπειρα τὸ πλῆθος zu werden; denn jede Idee sei ein νόημα in der Seele, eine Denkart, eine durch die Seele gebildete gedankliche Anschauung. Hätte Sokrates dies festgehalten, oder vielmehr hätte er es klar und scharf verstanden, dann würde er die Frage leicht abgewiesen haben, die Parmenides später wiederholt: Wenn das Andere an den Ideen Theil haben soll, ist es da nicht nothwendig, daß, da die Ideen Gedanken sind, „entweder jeder Gegenstand aus Gedanken bestehe, und Alles denke, oder daß zwar Gedanken seien, Denken aber nicht?" Wie kann denn Parmenides sagen: „und Alles denke"; weil die νοήματα, an denen als den Ideen Alles theilhaben soll, Denken sind, nicht Gedanken? so daß dadurch der Widerspruch herauskommt: oder es wird überhaupt gar nicht gedacht als Handlung, und dennoch ist Alles Gedanke als That? Wie kann Parmenides dies fragen, nachdem er einmal gehört hat, die νοήματα erzeugen sich nur in der Seele, in der sie, wie oft immer wiederholt, dennoch stets ein ἕν sind. Als absolute Anschauung gefaßt ist die Idee nur einmal vorhanden, so oft sie auch durch das Denken wiederholt wird. Absolut heißt aber: in der Seele erzeugt. Wäre nun dieser psychologisch nothwendige und thatsächlich gegebene Gedanke klar und zu einer allseitigen kritischen Bestimmtheit geworden, dann hätte sich mit Leichtigkeit weiter ergeben, daß das Theilnehmen (μετέχειν) der Dinge an der Idee nichts Anderes bedeutet als: die Dinge unterliegen der Möglichkeit, angeschaut zu werden, Anschauungsformen zu offenbaren, Ideen an sich aufzuzeigen, sie fallen unter die Kategorie der Idee; und da diese auf Alles sich erstreckt, weil der Mensch eben Alles in seiner Seele anschauen kann, so heißt dies wieder nichts Anderes als: Alles ist Idee, oder

— gehen wir zurück — die Dinge sind insofern, als sie μετέχουσι τῆς ἰδέας, d. h. nach dem Obigen, als sie die ἕξις der ἰδέα mitbilden, mitconstituiren, insofern sie dasjenige sind, auf welches die Idee in ihrer Thätigkeit sich erstreckt (ἐπὸν ἐπὶ πᾶσιν), insofern sie das Object der Idee sind. Dies ist aber ein bedeutsamer Wendepunkt. Denn hier zeigt sich, daß die Dinge zugleich das Substrat der Substanz, das ὑποκείμενον der Idee nach der eigentlichen Form des Gedankens sind. Jedoch — alle diese Gedankenwendungen, so natürlich sie sich aus seinen Gesichtspunkten herausstellen, hat Plato nicht gemacht. Den gesunden Fortgang des Gedankens hat das „Staunen" gehemmt, das Herbart so treffend beschreibt: „Wer die Geschichte der Philosophie noch nicht kennt, wird sich nimmermehr vorstellen, wie viele hochberühmte Denker der verschiedensten Zeiten von solchem verkehrten Erstaunen bald über diesen, bald über jenen Begriff sind gefaßt und gleichsam starr und blind gemacht worden, so daß sie über einen gewissen Punkt nicht mehr hinweg kommen konnten." (H.'s Werke von Hartenstein I S. 199.) Der Gedanke, obwohl gefaßt, konnte nicht in seiner kritischen Nüchternheit festgehalten werden, weil er zu neu, zu frappirend, zu sehr und zu tief den ganzen Kopf des Denkers ergreifend war, als daß er eine nüchterne, besonnene Prüfung hätte zulassen können. Wäre er auf die Wendungen des Gedankens gekommen, die wir oben ausgeführt, so wäre es nicht möglich gewesen, wenigstens nach unseren historischen Erfahrungen, daß er die Idee entdeckt hätte, dann hätte er den im Keime bereits entdeckten Idealismus in consequenter Form ausführen, er hätte zuerst Kant und dann noch Fichte werden müssen. Denn bleibt er dabei stehen, daß Alles nur Anschauung ist, nimmt er also ἰδέα in dieser ursprünglichen Bedeutung, nun, so muß er zu Kant fortschreiten: Folglich können wir über das Wesen der Sache, das Ding an sich, Nichts ausmachen, Alles ist Erscheinung. Aber in weiterer Consequenz muß er dann, da nämlich die Dinge an den Ideen Theil haben, die Ideen aber die in der Seele des anschauenden Subjects sich erzeugenden Anschauungshandlungen sind, in Fichte sich verwandeln und dieses in der Anschauung thathandelnde Subject als alleinseiend

setzen. Man wird sagen, es sei dies keine psychologische Begründung, warum Plato seinen ursprünglichen, an sich verständlicheren, die Erkenntniß fördernden, weil die Forschung fordernden Gedanken nicht festhalten konnte; man wird die Apostrophe auf Kant und Fichte als ein empirisches Postulat ansehen. Nun gut, wir abstrahiren unsere psychologischen Gesetze von der theoretisch zu begreifenden Erfahrung. Wenn wir Kant und Fichte sehen, und aus der Analysis ihrer Gedanken die synthetische Aehnlichkeit und Beziehbarkeit derselben auf einander wahrnehmen, so schließen wir daraus, daß sie einen psychologischen Bezug auf einander haben, der bei diesen Denkern historisch gegeben ist. Nun fragen wir weiter: Warum ist denn Kant nicht Fichte geworden, wenn doch der Fortgang des Gedankens so nahe liegt? Fichte hat offenbar gedacht, er verstehe Kant besser, als dieser sich selbst verstehe. Er spricht es entschieden aus und zu Anfang glaubt er auch, Kant werde ihm, als einem Erklärer seiner Lehre, zustimmen; bis sich Kant ausdrücklich dagegen erklärt und er nun inne wird, daß er einen eigenen Weg verfolge, und daß Kant, von dem er doch ausgeht, — irre. Und wir, die wir Fichte verstehen und ihm dennoch nicht glauben, wie denken wir über Fichte? Nun wir verstehen ihn eben, sofern wir ihn verstehen, psychologisch, wir kennen insofern die Punkte, wo die psychischen Antriebe und Hemmnisse des Gedankens und bezüglich deren logisch strenger Ausführung lagen. Und ebenso bei Kant. Sofern wir ihn verstehen, kennen wir die Punkte, von denen sein Denken ausging, sich entwickelte, bald dem ursprünglichen Gedanken treu folgend, bald, als ob plötzlich der helle Geist verdunkelt würde und der normal psychologische Faden des Denkens abrisse, auf psychologisch zu erklärenden, d. h. mit dem ursprünglichen Ausgangspunkte zu verbindenden Irrwegen vom selbstgesteckten Ziele abschweifend. Für viele solcher historischen Phänomene mag nun als eine allgemeine Maxime der psychologischen Analyse die Betrachtung sich bewähren, daß jeder neue Gedanke mit überwiegend apriorischem Gehalt das Bewußtsein so völlig einnimmt, die vorhandenen Elemente des Wissens so erschöpfend appercipirt, daß für neue, höhere Apperceptionen, denen der neue

Gedanke selbst als zu appercipirendes Object zu Grunde läge, kein Raum im Geiste bleibt. Das Bewußtsein wird von dem neuen Gedanken offenbar ganz erfüllt. Jeder neue Gedanke aber ist nicht vollständig ausgebildet, wenn er nicht selbst schon appercipirt worden, selbst schon Mittel weiterer Apperceptionen geworden ist; dann erst wird sein Zweck und mit diesem seine Bedeutung klar: das οὗ ἕνεκα ist trotz unserem theoretischen Widerspruch gegen das constitutive Princip für unsere praktische Betrachtung doch immer das τὸ τί ἦν εἶναι. Daher kommt es, daß jeder Denker, der einen neuen Gedanken geschaffen, einen Gedanken, der, soweit wir überhaupt fähig sind, das Apriorische an weltgeschichtlichen Gedanken von den aposteriorischen vorbildenden Bedingungen scharf zu scheiden, einen vorwiegend apriorischen Charakter hat und durch mannichfache Apperceptionsprocesse noch nicht hindurchgegangen ist, sondern wirklich nach unseren zwar wissenschaftlich ungenauen, aber nach der einmal herrschenden Uebereinkunft bestimmbaren Begriffen eine Entdeckung genannt werden kann, daß jeder Denker, sage ich, einen solchen Gedanken in seinem logischen Gefolge und seiner psychologischen Reinheit nicht durchzudenken, d. h. durch andere von diesem selbst ausgehende Apperceptionsprocesse hindurchzuführen im Stande ist. Wir sind diesem Phänomen bei Kepler begegnet, der seine Entdeckung der elliptischen Bahn und der Proportionalität der Flächen mit den Zeiten einzeln von einem Planeten auf die andern übertrug. Der diesen Entdeckungen zu Grunde liegende Gedanke, der jene Keplerschen erst ergänzt und erfüllt, trat mit Newton als Gesetz der Gravitation ein. Nun war es bewußter, weil allseitig appercipirter, freier, principieller Gedanke. Jeder Gedanke, der ein bestimmtes Gebiet, und sei es noch so groß, weit und tief, durchzudenken hat ist seiner Natur nach erschöpflich, wenigstens läßt er sich für die Forderungen der Wissenschaft so vielfach appercipiren, daß er für den beschränkten Zweck ausgedacht werden kann. In den sogenannten empirischen Wissenschaften kommt man daher zu feststehenden Wahrheiten, zu unbestreitbaren, weiter zu verdichtenden Fundamentaltheorieen, so lange Zeit auch oft erforderlich ist, um dieselben vermöge vielfacher Apperceptionspro-

zesse zu klären und zu lichten. In den Speculationen oder Wissenschaften, die die Ermittelung der Beziehungen von Dingen und Gesetzen auf unser menschliches Bewußtsein zur Aufgabe haben, ist diese abschließende Apperception, so daß an Stelle ihrer eine bloße Verdichtung eintreten könnte, nicht leicht möglich. So ist der Prozeß der religiösen Idee von der ersten Religion bis zur letzten in einer beständigen Apperception, einer Verflechtung der Vorstellungen begriffen, Nichts ist da für die verschlingende Verdichtung reif. Für das Verständniß der speculativen Gedanken erscheint mir diese Digression nicht überflüssig. Die Geschichte der Philosophie läßt sich als Prozeß der speculativen Idee nur dann psychologisch begreifen, wenn man das psychologisch verwandte Streben gefühlt hat, das die gesammte Philosophie bis auf unsere Zeit, wir dürfen nicht sagen bis auf Hegel, verfolgt, und das mit Platon, dem Entdecker der Idee, beginnt. Denn nun wird es klar und begründet erscheinen, wenn wir die Idee ihrem psychologischen Ursprung und somit ihrer wesentlichen Bedeutung nach die absolute Anschauung nennen, die Plato mit der ahnenden Begeisterung, aber zugleich mit der kritischen Halbheit eines Entdeckers, zumal des Entdeckers eines speculativen, sagen wir, des philosophisch speculativen Gedankens, erfaßt hat.

Kehren wir nach diesen allgemeinen, grundlegenden psychologischen Betrachtungen zu der Entwickelung unsrer Idee im Parmenides zurück, so haben wir gesehen, wie Sokrates logisch hätte antworten sollen, zugleich aber, wie er psychologisch so nicht antworten konnte: sehen wir nun, wie er geantwortet hat, und suchen wir auch dies psychologisch zu erklären. Die Ideen (*εἴδη*) werden für die *παραδειγματα* erklärt, deren *ὁμοιώματα* die Dinge seien in Folge ihrer *μέθεξις* an den *εἴδη*. Parmenides wirft ihm nun ein, dies sei nicht möglich; denn der Aehnlichkeit eines Dinges mit der Idee wird wiederum eine Idee zu Grunde liegen müssen, und so erhebt sich immer eine neue Idee, so daß man den Schwierigkeiten nicht entgehen kann, wenn man für sich bestehende Ideen annimmt. p. 133. *ὁρᾷς οὖν ... ὅση ἡ ἀπορία ἐάν τις εἴδη ὄντα αὐτὰ καθ' αὐτὰ διορίζηται.* Parmenides baut auf die Frage weiter seine Widerlegungen.

Wer der Idee eine selbständige Wesenheit zugesteht, der reißt sie damit aus dem eigenen Bewußtsein, d. h. er sagt, sie befinde sich nicht in uns. Und während soeben Sokrates oben von der *ἰδέα* gesagt hat, sie sei als ein *νόημα* nur in der Seele erzeugbar, (*καὶ οὐδαμοῦ προςήκῃ ἐγγίγνεσθαι ἄλλοθι ἢ ἐν ψυχῇ* p. 132. B.) stimmt er jetzt in ganz anderem Sinne überredet bei: *πῶς γὰρ ἂν αὐτὴ καθ' αὑτὴν ἔτι εἴη*; denn daraus schließt Parmenides, daß die Idee nur auf sich selbst, nicht auf uns, nicht auf die Abbilder, oder wie man's nennen will, Bezug habe. Der Sklave ist Sklave nicht des *δεσπότης ὅ ἐστι δεσπότης*, sondern *ἄνθρωπος ὢν ἀνθρώπου. ἀμφότερα ταῦτά ἐστιν*. Das Herrenthum an sich hat Bezug auf das Sklaventhum an sich (p. 133. E.). Und so kommt er zu dem Schluß: *ἄγνωστον ἄρα ἡμῖν ἐστι καὶ αὐτὸ τὸ καλὸν ὃ ἔστι καὶ τὸ ἀγαθὸν καὶ πάντα ἃ δὴ ὡς ἰδέας αὐτὰς οὔσας ὑπολαμβάνομεν*. Aber mit dieser Dialektik ist Sokrates nicht überwunden und diese *ὑπόληψις* wird dennoch zur wahren *γνῶσις* und *ἐπιστήμη*: so tief war Sokrates und mit ihm der sokratische Plato von der Nothwendigkeit des Wissens überzeugt. Darum sagt er — wiederum sehr charakteristisch für den Unterschied der *ἰδέα* von dem *εἶδος*, — wer die *εἴδη* als selbständige Wesenheiten verwirft, der wird leicht nicht wissen, wohin er sich wenden soll, da er dann zugleich auch einst glauben wird, daß eine *ἰδέα*, die Grundanschauung aller Dinge vorhanden sein kann. *οὐδὲ ὅποι τρέψει διάνοιαν ἕξει . . . καὶ οὕτως τὴν τοῦ διαλέγεσθαι δύναμιν διαφθερεῖ*. p. 135. C. —

So ist nun die Idee, wie dies in der etymologischen Bedeutung des Wortes *ἰδέα* vorgebildet war, zur Substanz geworden. Das Unbegreifliche ist in der Philosophie wie in jeder systematischen Zusammenordnung von Erkenntnissen so oft gethan: Herbart hat diesen Vorgang mit „Staunen" bezeichnet und aus ihm die vielen unbegreiflichen Fehlgriffe bedeutender Philosophen erklären zu dürfen geglaubt. Wir sehen jetzt deutlich, es ergeht dem Platon, wie es Kepler gegangen ist, der mit den richtigsten Begriffen und den neuesten Wahrheiten unklare Vorstellungen und alte Vorurtheile verband. Wie Kepler durch den Mangel eines mechanischen Gesetzes dazu kam, die

Welt als ein lebendes Thier aufzufassen, so wurde Plato durch den Mangel einer kritischen Einsicht in den Prozeß des Denkens, durch den Mangel einer Kritik des Erkenntnißvermögens zur Substantialisirung der Idee als der absoluten Anschauung verleitet. Ueberdies lag für Platon außer dem etymologischen Anreiz, der freilich nicht gering anzuschlagen ist, da wir wissen, daß die Sprache den Gedanken mitbildet, und daß ein Wort, in dem ein Gedanke einmal gefaßt ist, zugleich das Gefäß ist, in das er gezwängt wird, in das er sich fügen muß, bis er so klar und mächtig wird, daß er es zersprengt und ein neues schafft — außer diesem Anlaß von Seiten des Wortes lag noch ganz besonders in der Philosophie der Eleaten das psychologische Motiv, die Idee zu hypostasiren. Denn wie die Eleaten Alles in eine namenhafte Einheit zusammenbliesen, so haben sie auch das Denken und das Sein, d. h. das Denken und des Denkens Gegenstand für dasselbe erklärt (Parm. fr. 40, 43, 93. ed. Karsten). Wenn wir nun in der Entwicklung der Idee die protagorische Skepsis und den sokratischen Begriff als die treibenden Mächte erkannt haben, so macht sich auf diesem Punkte der Ideenlehre, wo die Idee, obwohl immer noch, und viel später als der Parmenides abgefaßt ist, wie wir dies ja schon gesehen haben und noch sehen werden, die ursprüngliche Bedeutung fest gehalten wird, dennoch als Substanz erscheint, der ganze dogmatische Einfluß der Eleaten geltend. Aber auch unter diesem Einfluß verleugnet sich die ursprüngliche Tendenz seines Denkens nicht, und obwohl er nun ohne weiteren Zweifel die Idee als eine an und für sich in beständiger Unveränderlichkeit existirende Wesenheit hinnimmt und hinstellt, so bleibt er doch seiner psychologischen Grundanschauung treu und giebt das apriorische Element seines Entdeckergenius nicht auf.

Wie ist eine Vielheit von Ideen möglich? So hat man von jeher gegen die Ideenlehre gefragt. Die Frage ist ganz verkehrt. Da die Idee ursprünglich ein *νόημα* der Seele, ein Denkact, ein Schauen des Menschen ist, bezogen auf die vielen Dinge, so hat jeder Mensch, insoweit er des Schauens fähig ist — das Schauen aber ist seine Natur, ohne diese Fähigkeit wäre er nach der Lehre des Phädrus kein Mensch geworden —

viele Ideen, und viele Menschen um so viel mehr. Umgekehrt sollte die Frage lauten: Wie ist die Einheit von Ideen möglich? Diese Frage hat Herbart gestellt, der überall nach einer bewußten Methode forscht, und er hat sie dahin beantwortet, daß der Fortgang zu Einer Idee unnatürlich und folgewidrig ist. Die Eine Idee soll die Form sein, unter der der Begriff „Gott“ appercipirt worden sei. Diese Antwort ist ganz falsch, weil die Frage nur der Form, nicht der Sache nach richtig gestellt war. Herbart fragt: da die Ideen Qualitäten sind, wie ist die Zusammenfassung aller Qualitäten in Eine möglich? Wie kann über die Reihe gleichberechtigter Qualitäten eine höhere, gleichsam unebenbürtige, gestellt werden? Wir, die wir die Idee als eine allgemeine Anschauungsform der Dinge fassen, gehen von der Vielheit von Ideen aus und fragen: Wie erklärt sich die Einigung aller vieler Ideen zu der uns bekannten Einen platonischen Idee? Hier ist die Antwort. Wie die Dinge in allgemeinen Grundanschauungen zusammengefaßt werden, so werden diese Grundanschauungen selbst wiederum in allgemeineren, umfassenderen Blicken zusammengeschaut, und so erheben sich Ideen über Ideen, bis gemäß einer natürlichen Maxime der menschlichen Vernunft, in einem letzten x die Totalität der Erscheinungen zusammenzuknüpfen, alle die vielen Ideen in Einer höchsten Idee vereinigt, in einer großen und vollen Synthese, so weit das menschliche Denken verallgemeinern kann, geschlossen und geeint werden. Was ist denn nun wohl die umfassendste Anschauung, unter die Alles fällt, was göttliche und menschliche Kunst an Werken oder Bildern, die die Werke begleiten (Sophist. p. 265) hervorgebracht hat? Wir haben auch heute noch keine synthetischere Einheit als die Idee des Zweckes, und so bezeichnet auch Plato den Zweck, der schlechterdings das Gute sein muß, als die höchste Idee: die Einheit der Ideen ist die Idee des Guten. Bis zum Zweck entfaltet sich mit psychologischer Nothwendigkeit die höchste Idee aus der niedrigsten. Der Zweck ist die allbefassende Idee, in der der Tisch und das Kunstwerk, die Tragödie, der Mensch und die Sonne, der Schmutz und die Weisheit zusammengehen. Aber, fragen wir, mit welchem logischen Rechte ist der Zweck schlechterdings

das Gute, und die letzte Idee des Zweckes die höchste des Guten? Hier hat der psychologische Charakter des Idealismus sein Ende: es beginnt der teleologische, der allerdings, dahin ist Herbart's Recht zu verlegen, nicht weit abliegt vom theologischen, wie es denn Kant ausdrücklich ausspricht, daß der Begriff eines Dinges als eines Zwecks mit dem Begriff der Zufälligkeit desselben verbunden sei und auf die Abhängigkeit von Gott zurückschließe, so daß die Teleologie schließlich in Theologie sich auflöse (Kritik der Urtheilskraft S. 287 — 290). Dieser teleologischen Richtung des Geistes tritt Kant, der Fortbilder des wahren, consequenten Idealismus, mit aller Entschiedenheit der kritischen Erkenntniß entgegen, so sehr gerade er, wunderbar genug den Standpunkt begreift und würdigt, der hingerissen von der harmonischen Zweckmäßigkeit der Natur zur Schöpfung und Anerkennung von Ideen als objectiven Trägern jener im Grunde nur subjectiven Zwecke sich verleiten läßt. Er begreift, wie in der organisirten Natur die Verknüpfung der wirkenden Ursachen zugleich als Wirkung durch Endursachen beurtheilt, der nexus effectivus als nexus finalis betrachtet werden könne. (ibid. S. 244. 257.) Mit diesem teleologischen Schritt, so nahe er lag, ist Plato aber aus dem Idealismus herausgetreten, den wir als seine eigene Schöpfung kennen gelernt haben, und Kant, der ihn tief begriffen hat, läßt uns auch hier durch eine kleine Parenthese merken, welchem Einfluß folgend Plato diese Wendung gemacht hat. „Plato ...... gerieth über das Vermögen des Gemüths, die Harmonie des Wesens aus ihrem übersinnlichen Princip schöpfen zu können, (wozu noch die Eigenschaften der Zahlen kommen, mit denen das Gemüth in der Musik spielt) in die Begeisterung, welche ihn über alle Erfahrungsbegriffe zu Ideen erhob, die ihm nur durch eine intellectuale Gemeinschaft mit dem Ursprung aller Wesen erklärlich zu sein schienen." (S. 244.) Es ist der Pythagoreismus, der von der dritten Schriftstellerperiode ab, besonders aber im Philebus, der Republik und dem Timaeus, die Speculation leitet. Wie die Pythagoreer die Zahl, das Symbol des Weltgesetzes, als Substanz gefaßt haben, so hat auch Plato den Zweck als den schöpferischen Grund und die

letzte Ursache des Seienden angenommen. Aber wie wir in dem dialektischen Gang des Parmenides auf die Entwickelung der weiteren aus den engeren Ideen gekommen sind, bevor die Hypostasirung der Idee angenommen war, so dürfen wir erwarten, daß bei einer genaueren Prüfung der ursprüngliche Charakter der Idee auch in der späteren Darstellung der Idee des Guten unter dem Einfluß der Eleaten und der Pythagoreer sich erkennen lassen und daß auch in der späteren Form der Ideenlehre, in der die Idee nicht nur als ein constitutiver Begriff der Vernunft, sondern als eine schöpferische Macht bei der Weltbildung angenommen wird, dennoch ihr ursprüngliches Verhältniß, in dem sie ein regulativer Begriff für die reflectirende Urtheilskraft ist, hervorleuchten wird. — Die Frage von der Theilnahme der Dinge an den Ideen ist schon im Parmenides dahin gedeutet worden, daß die Dinge unter die Kategorie der Idee fallen, und daß die Abgeschiedenheit derselben von den Dingen nur eine logische ist, wie auch (Parm. p. 130. B.) *χωρίς* zuerst in seiner wahren Bedeutung der logischen Sonderung des *εἶδος* von den unter dasselbe fallenden Dingen [*τὰ τούτων* (*εἰδῶν* sc.) *μετέχοντα*]. Dem entsprechend ist auch im Philebus die Idee als den Dingen immanent bezeichnet worden. (p. 16. C. D.) Alles besteht aus Einem und Vielem, *πέρας* und *ἀπειρία* sind in ihm zusammengewachsen. *δεῖν οὖν ἡμᾶς τούτων οὕτω διακοσμημένων ἀεὶ μίαν ἰδέαν περὶ παντὸς ἑκάστοτε ζητεῖν. εὑρήσειν γὰρ ἐνοῦσαν.* Eine Idee soll man immer in jedem Ding suchen: man wird sie darin enthalten finden. Das ist kein Widerspruch gegen die Annahme, daß die Idee ein *νόημα* der Seele, mithin in derselben sei; denn bei dieser Annahme wird auf den psychologischen Ursprung der Idee Rücksicht genommen, an der vorliegenden Stelle soll aber das Wesen der Idee selbst in ihrem Verhältniß zu den Dingen beleuchtet werden, und da gilt der Satz, man solle mit dem Geiste, mit der Seele nur die Dinge suchen, man werde sie darin enthalten finden. „Dürfen wir uns wohl wundern“ sagt Plato mit heller kritischer Einsicht, „wenn unsre Seele ... dieselben Dinge nicht wieder erkennt, wenn sie dieselben in die zu-

sammengesetzten und schwierigen Verbindungen der Wirklichkeit versetzt sieht." (Polit. p. 278. D.) Der platonischen Seele ist es nicht anders ergangen, als sie auf die verwickelten Verhältnisse der Wirklichkeit ihr Auge richtete. Aber wir werden sehen, daß die ursprüngliche Richtung auch in diesen Untersuchungen, die von anderen Vorstellungsmassen getragen werden, sich deutlich erkennen läßt, und daß die Lösungen, die dieselben geben, so sehr sie auch äußerlich der wahrhaften ursprünglichen Entwickelung der Ideenlehre widerstreiten, dennoch bei einer psychologischen Diagnose als innerlich verwandt sich erweisen. Entspricht auch in den krankhaften Erscheinungen des Gedankens die pathologische Veränderung der normalen Bildung? — Wie das Auge erst durch das Licht der Sonne sieht, so erkennt die Seele erst durch die Idee des Guten, d. h. sie als der höchste Zweck erzeugt alle Ideen, alle gedanklichen Anschauungen, insofern diese jedes Ding nach seinem abgezogenen Zweck betrachten, die sich aber sämmtlich in der Idee des höchsten Zweckes, des Guten, zusammenschließen. Die Idee des Guten hat die anderen Ideen, *νοῦς* und *νοούμενα*, erzeugt, heißt nichts Anderes, als sie ist die höchste Consequenz und als letztes Ziel der erste Anfang des Denkens. Ebensowenig wie die Sonne die Sehkraft wirklich erzeugt, während vielmehr die Sehkraft nur das Sonnenähnlichste ist, so erzeugt auch die Idee des Guten die anderen Ideen nicht, sondern diese sind ihr verwandt, von ihrem Stamme und Geschlecht. *τοῦτον τοίνυν, ἦν δ' ἐγώ, φάναι με λέγειν, τὸν τοῦ ἀγαθοῦ ἔκγονον, ὃν τἀγαθὸν ἐγέννησεν ἀνάλογον ἑαυτῷ. ὅτι περ αὐτὸ ἐν τῷ νοητῷ τόπῳ πρός τε νοῦν καὶ τὰ νοούμενα, τοῦτο τοίνυν ἐν τῷ ὁρατῷ πρός τε ὄψιν καὶ τὰ ὁρώμενα.* (Rep. p. 508. C.) Die Idee macht die Dinge erkennbar, giebt dem Erkannten Wahrheit, dem Erkennenden dieses Vermögen des Erkennens, sie ist der Grund des Wissens und der Wahrheit. Erkenntniß und Wahrheit sind, wie die Sehkraft der Sonne, dem Guten ähnlich, das Wesen selbst aber steht höher als diese. Das heißt nichts Anderes, als die Erkenntniß unter der Kategorie des Zwecks, der in der höchsten Idee des Guten am vollendetsten erscheint, ist der Grund der Erkenntniß. Ohne Zweckbetrachtung keine Erkenntniß. Vergleiche die

ganze Stelle p. 508. E. Es ist daher nur eine Ausführung des Bildes mit der Sonne (*ἀλλ' ὧδε μᾶλλον τὴν εἰκόνα αὐτοῦ ἔτι ἐπισκόπει.* — p. 509. B) wenn er so fortfährt: Aber wie die Sonne nicht bloß den Grund des Sichtbarwerdens für das Sichtbare enthält, sondern auch den Grund ihres Werdens und Wachsens, obwohl sie selbst kein Werden ist, so ist auch die Idee des Guten nicht bloß der Grund der Erkennbarkeit des Erkannten (*νοούμενα*) sondern auch des Seins, ohne daß das Gute selbst ein Sein (*οὐσία*) ist, sondern seiner Würde und Kraft nach über das Sein sich erhebt. Die Sonne allein erzeugt die *ὁρώμενα* nicht, (vergl. 518. D. *οὐ τοῦ ἐμποιῆσαι αὐτῷ τὸ ὁρᾶν.*) ist also nicht der Grund ihres Werdens, wohl kann man sie aber in einer *δαιμονίᾳ ὑπερβολῇ* (509. C.) so nennen, und das Gleichniß weiter spinnend, den Zweck selbst als den Urheber, den Grund des Seins der erkannten Dinge angeben. Was wir des Ernsten und Wahren auch aus dieser erstaunlichen Vergleichung lernen können, daß ist die Bewährung unserer Auffassung auch von dieser Seite, daß die Idee (des Guten) keine *οὐσία* ist. Daß sie alle *οὐσία* überragt, ist ein anderes Prädikat, das an einem späteren analogen Beispiel seine psychologische Begründung findet: jedenfalls ist sie keine *οὐσία*; denn sie ist nur im *τόπος νοητός*, ihr Sein ist das Denken. (*καὶ τοῖς γιγνωσκομένοις τοίνυν μὴ μόνον τὸ γιγνώσκεσθαι φάναι ὑπὸ τοῦ ἀγαθοῦ παρεῖναι, ἀλλὰ καὶ τὸ εἶναι καὶ τὴν οὐσίαν ὑπ' ἐκείνου αὐτοῖς προςεῖναι, οὐκ οὐσίας ὄντος τοῦ ἀγαθοῦ, ἀλλ' ἔτι ἐπέκεινα τῆς οὐσίας πρεσβείᾳ καὶ δυνάμει ὑπερέχοντος.* 509. B.) Wenn nun ferner die Schöpfung der Idee auf Gott zurückgeführt wird, so heißt dies nur: Wenn man mehr als eine idealistische Erklärung verlangt, nach der das ist, was ich schaue, so ist ihr Ursprung unbekannt. *ἡ ἐν τῇ φύσει οὖσα ἣν φαῖμεν ἂν ὡς ἐγῷμαι, θεὸν ἐργάσασθαι. ἢ τίν' ἄλλον.* Auf diese Idee blickend schafft der Künstler, und dessen Werk bildet der Maler nach. Wie sehr indeß die ganze Auffassung subjectiv ist, zeigt sich besonders daran, daß Gott nur den Einen Tisch gemacht habe; denn wenn er zwei gemacht hätte, so wären diese Beiden wieder unter Einem Gattungsbe-

griff, einer höheren Anschauung, vereinbar gewesen. **Wir** fassen die Dinge in Einer allgemeinen Anschauung zusammen, und nennen Gott den Urheber dieses unerklärbaren Begriffes selbst. *εἰ δύο μόνας ποιήσει, πάλιν ἂν μία ἀναφανείη* p. 597. Man sieht daß es sich hier um die Frage handelt, wie die Idee als *νόημα τῆς ψυχῆς* zu der Idee *ἡ ἐν τῇ φύσει οὖσα* sich verhalte, ob nicht beide dasselbe seien. Da wird denn das Frühere, weil das Geringere, dem Späteren aber dem Höheren nachgesetzt, wie dies psychologisch von **Steinthal** bei den Vorstellungen über das Feuer nachgewiesen worden ist. Vergl. die ursprüngliche Form der Prometheussage, Zeitschr. für Völkerpsych. und Sprachwissenschaft II. S. 13—18. „So wird das Himmlische durch das Irdische vorgestellt, der Ursprung von diesem aber nach oben versetzt.“ Der transscendentale Idealismus will sich als empirischer Realismus etabliren; aber er fällt, jung, wie er ist, unter dem Spiel religiöser Mythen und einer mythischen Physik dem teleologischen Spiritualismus anheim. Es ringt hier der Dualismus des *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* und des *πρότερον τῇ φύσει*. s. Aristot. Analyt. post. I, 1, 2, wo von den Begriffen a priori und a posteriori gehandelt wird. Vergleiche die schöne Erklärung dieses wichtigen Grundsatzes bei Trendelenburg „Erläuterungen zu den Elementen der aristot. Logik“ S. 34. „Der Eindruck des Kunstwerkes, das uns entgegentritt, z. B. die Propyläen mit ihrer ernsten Säulenreihe, ist das *πρότερον πρὸς ἡμᾶς*; aber die schöpferische Idee, die sich in diesem Material, in diesen Formen Dasein giebt, z. B. der Zweck und die Stimmung, die in dem Gebäude zur Erscheinung kommen, bilden das *πρότερον τῇ φύσει*.“ Hierzu paßt es denn freilich nicht gut, wenn Trendelenburg unmittelbar weiter sagt: „Aber Plato (im Gegensatz zu den ältesten ionischen Physiologen, die die Welt aus dem sinnlichen Urgrunde im *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* begreifen wollten) entwirft die Welt aus dem ersten Gedanken Gottes (dem *πρότερον ἁπλῶς*) er war gut und außer dem Neide, und wollte, daß die Welt ihm so ähnlich als möglich sei.“ (S. 36). Wir haben vielmehr bereits eingesehen, daß Plato die Idee nach ihrem Eindruck auf uns als *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* als Zweck faßt, unter dem als der allgemeinsten,

umfassendsten Form alle Erscheinungen ihm zusammengehen. Nach einem gemeinsamen Schicksal der menschlichen Vernunft wird dieser regulative Gedanke für die reflectirende Urtheilskraft ein constitutiver Begriff, und so soll die Idee zugleich πρότερον τῇ φύσει sein. Ihm war die schöpferische Idee, der Zweck und die Stimmung, gleicher Natur mit dem Eindruck des Werkes: in der Idee als dem Gesicht in beiderlei Bedeutungen liegt zugleich das πρότερον πρὸς ἡμᾶς und das πρότερον ἁπλῶς. Denn wenn er nach der oben angeführten Stelle die Idee von Gott erschaffen läßt, so ist dies nur der mythische Ausdruck des kritischen Idealismus, daß die Vorstellungen und Gedanken nur bis auf unser Bewußtsein zurückgeführt, über dieses hinaus aber nicht erklärt werden können. Der ursprüngliche Charakter der Idee und ihre Coincidenz als πρότερον πρὸς ἡμᾶς mit dem πρότερον τῇ φύσει ergiebt sich aber auch hier ganz unzweideutig, indem der Handwerker und der Nachbildner auf dieselbe Idee blickend schaffen, die von Gott ausgeht. In dem μιμητής, soweit wir von seiner eigenen Schöpfung absehen, haben wir in ausschließlicher Beziehung zu dem δημιουργός das πρότερον πρὸς ἡμᾶς als Eindruck; da nun aber in dem gemalten Tisch dieselbe Stimmung und derselbe Zweck sich darlegt, wie in dem gezimmerten, so fallen hier die Idee des Tischlers, die der Idee des nachbildenden Malers gegenüber ein πρότερον ἁπλῶς ist, mit der Idee des Malers, dem πρότερον πρὸς ἡμᾶς, zusammen. Und so ist denn auch von dieser Seite die eigenthümliche Natur der ἰδέα gewahrt. Wie Aristoteles übrigens selbst zu diesem Gedanken steht, hat Steinthal in seinem Vortrage über „Philologie, Geschichte und Psychologie" S. 9. ausgesprochen. Erst als dieser apriorische Begriff im Geiste des Entdeckers selbst gefestet war, suchte und fand er eine Annäherung und Aussöhnung mit den im Leben und der Wissenschaft üblichen zusammenfassenden, ideellen Grundanschauungen, und assimilirt sich ihnen. Aber eine totale Verschmelzung der Idee des Guten mit der Vorstellung von Gott hat nicht stattgefunden, obschon ihm beide im Grunde dasselbe sein sollen. Der psychologische Charakter des τἀγαθόν als einer platonischen Idee schimmert dennoch in allen noch so sehr nivellirenden, theils religiösen, theils mythischen, theils ethi-

schen Darstellungen desselben als des höchsten Urhebers alles Seins hindurch; und wie wir verpflichtet sind, den metaphysischen Grundgedanken eines Philosophen von den Mischungen zu reinigen, in die derselbe mit den popular religiösen Vorstellungen gerathen ist, so steht es uns übel an, bei der Entwickelung des philosophischen Gehalts der platonischen Ideenlehre den mythischen Ausdruck derselben heranzuziehen.

Was bedeuten diese Mythen, die Typen eines popular-religiösen Vorstellungskreises, die so oft eine dogmatische Nebelhaftigkeit über die klare Speculation ausgießen? Dieser Nebel muß gelichtet werden. „Unbefangen betrachtet" sagt K. F. Hermann, „sind sie allerdings nur dazu bestimmt, die Blöße der Ideenlehre zu verdecken." (Gesch. der platon. Philos. S. 511.) Vergl. Max. Tyr. diss. X, 5. p. 175. *πραγμάτων γὰρ ὑπ' ἀνθρωπίνης ἀσθενείας οὐ καθορωμένων σαφῶς εὐσχημονέστερος ἑρμηνεὺς ὁ μῦθος.*) Selbst Baco, ein Mann, der die allgemeine Natur Platons wohl begriffen hat, wie sich aus der Beurtheilung ergiebt, die er über dessen Verhältniß zu Aristoteles ausspricht, sagt dasselbe in den schärfsten Worten: At manifestum est, Platonem virum sublimis ingenii, (quique veluti ex rupe excelsa omnia circumspiciebat) in sua de Ideis doctrina, Formas esse verum scientiae objectum, vidisse .... Unde factum est, ut ad speculationes theologicas diverteret, quod omnem naturalem suam philosophiam infecit et polluit. Und doch weiß Baco selbst, daß Plato nicht nur Denker, sondern zugleich Dichter ist. Vergl. Cog. et visa p. 585. ed. Amstel. Platonem ... prope ad poëtae partes accedere. Plato war Denker, und nicht auch Dichter, sondern zugleich und als Denker Dichter. Der ganze schöpferische Gedanke der platonischen Philosophie ist ein dichterischer, in den Geist der Dichtung, das ist in die Natur des geistigen Schaffens eindringend und von dem Geiste eines Dichters ausgedacht. Was ist denn der psychologische Grund alles dichterischen, alles künstlerischen Schaffens? Die Bilder leben so vollgestaltig, so farbenfrisch in dem Geiste des Künstlers, daß er sie fest und markig ausgestalten kann. Die Vorstellungen

sind so klar und geordnet, daß sie mächtig genug sind, die entsprechenden Reflexbewegungen aufzureizen. Ist es bei Platon anders? Die Stimmung, die Anschauung, die er von Allem ins Gesammt hatte, was der Mensch von seinem ego cogitans abstrahiren kann, diese Abstraction stand ihm so klar und leuchtend vor dem Auge, daß der Gedanke unvermeidlich war: Was ich so lebendig schaue, das i s t in Wahrheit, während alle Erscheinungen unstät und flüchtig, schattenhaft und wesenlos an mir vorüberrauschen. Was ich in so gediegener Lebendigkeit schaue, das ist das Sein, das ist die Wahrheit. Als wesentliche Thätigkeit des Dichters kennen wir nun diejenige, die wir nach einer unklaren Vorstellung der Phantasie zuschreiben. Die Phantasie dichtet die Mythen. Würden die Mythen bei Platon, dem Dichter, dem Griechen, fehlen, dann müßten wir uns wundern: so innig sind sie mit der ganzen Natur seines Denkens verwachsen. Weil sie aber so seiner Natur entsprossen und nicht als äußeres Beiwerk „zur Verdeckung der dialektischen Blößen" hinzugeworben sind, so werden wir in den Mythen stets einen adaequaten Ausdruck des in dialektischer Form gegebenen oder erstrebten Gedankens suchen müssen. Der mythische Ausdruck der Ideenlehre ist die Lehre von der Wiedererinnerung. Sehen wir, ob sie das Princip derselben vielmehr errathen läßt als verräth.

Wie können wir schauend das Schöne, das Gute, die Idee erkennen? Wie können wir mit anderem Worte Ideen haben? Diese Frage ist gegen die Möglichkeit des Idealismus selbst gerichtet, er kann sie nicht lösen: da tritt der Mythos scheinbar erklärend ein. Jede Seele hat oben geschaut, da sie als Reisegenossin eines Gottes durch den Himmel zog. Wenn sie hier schaut, so ist dies nur möglich, weil sie sich an jenes Schauen dort erinnert. Er nennt dieses Schauen selbst die vierte Gattung der *μανία*. Wenn wir also den Mythos in seine psychologischen Anlässe zerlegen wollen, so müssen wir sagen: Dieses Schauen ist ein Act des Genies, (*μαντικὸν γὰρ ἡ ψυχή*) der dadurch verständlich gemacht werden soll, daß er nach Analogie des vermittelten Denkens, welches von Erinnerungen zu Schlüssen aufsteigt, als eine Erinnerung aus jenem himmlischen Zustande

her gedeutet wird. Aber auch im Mythus bewährt sich der ernste Gedanke darin, daß dieser Act des Genies doch als ein allgemein menschlicher gefaßt wird, insofern jede Seele φύσει im praeexistenten Zustande schaut. πᾶσα μὲν ἀνθρώπου ψυχὴ φύσει τεθέαται τὰ ὄντα, ἢ οὐκ ἂν ἦλθεν εἰς τόδε τὸ ζῶον.

Die Wiedererinnerung ist also eine Wiederschauung, weil das dortige Denken ein Schauen ist, und so wird das irdische Denken, wenn anders Wiedererinnerung, Wiederholung des dortigen Denkens: Wiedersehen, Wiederschauen. Lassen wir nun aber den Mythus, einen so sicheren Anhalt er hat, insofern er das Schauen, das Erkennen, erklären will, fallen, so bleibt als auch von dieser Seite sich ergebende psychologische Wahrheit: das Erkennen ist Schauen, die θέα im übersinnlichen Zustande wird zur ἰδέα im irdischen. (Phaedr. p. 250.)

Wenn nun so die Ideen vom ethischen Standort aus in der von den Pythagoreern empfangenen Idee des Guten zu einer Einheit zusammengeschaut sind, die ihrerseits mit der Vorstellung Gott im Bewußtsein Platons sich abfand, sich vereinigte, wenn auch nicht mit Aufgebung ihres ursprünglichen Wesens verschmolz, so trat ihm doch in der geschichtlichen Entwickelung noch eine andere seiner Idee ähnlich zusammenfassende, ideale Abstraction entgegen, die eine Ausgleichung mit seiner Idee forderte. Thales schon hat den Kosmos beseelt genannt (καὶ τὸν κόσμον ἔμψυχον. Diog. L. I, 27). In der pythagoreischen Lehre hat diese frühe Ansicht eine weltgeschichtliche Gestalt gewonnen: wie sie den Begriff des Kosmos geschaffen, (Stob. Ecl. p. 360. ed. Heeren; Philolaus von Böckh 62 u. 90. vgl. Humboldt, Kosmos I, 76, Note 9.) so haben sie diesem auch eine Seele gegeben, den Begriff der Weltseele geschaffen. Den scharfen Begriff des Lebens, dessen Symbol die Seele ist, (κόσμον ζῶον ἔμψυχον Tim. p. 30. B.) nach dem wir unter Leben allein dasjenige verstehen, was eine Organisation von Zellen darbietet, dürfen wir bei so frühen Versuchen naturphilosophischer Systematik nicht erwarten: hat doch noch in unserem Zeitalter die platonisirende Naturphilosophie ihr Wesen getrieben; wollen wir es da Platon verdenken, daß er von dem Wahr-

heitssinn, der jener pythagoreischen Systematik zu Grunde lag, angeregt wurde? Wie verhält sich nun die Idee des Guten zur Weltseele? Sie ist derselbe Begriff als terminus der Ethik, der die Weltseele ist als terminus der Metaphysik. Um die Identität beider nachzuweisen, werden wir die Frage so stellen müssen: Wie verhält sich die Seele zur Idee? Diese Frage kann nun nicht etwa so verstanden werden, ob die Seele wirklich eine Idee ist; denn darüber kann nach unserer Entwickelung kein Zweifel mehr obwalten, die Seele ist die allgemeine Anschauung lebendiger Dinge, mithin ist sie als solche Anschauung Idee. (εἰς μίαν τινὰ ἰδέαν, εἴτε ψυχὴν εἴτε ὅτι δὴ καλεῖν Theaet. p. 184. D. und weiterhin 186 B. ist αὐτὴ ἡ ψυχή die μία τις ἰδέα.) Es kann nun gefragt werden, ob Plato die Identität beider ausdrücklich ausgesprochen, ausdrücklicher als in der eben angezogenen Stelle, in der wir fast mehr Gewicht auf den Zusatz εἴτε ὅτι δὴ καλεῖν als auf die offenbare Identificirung der μία τις ἰδέα mit der ψυχή legen. Zeller nimmt an, daß „die Seele keine Idee im eigentlichen Sinne sei" (Philos. der Griechen II, 1, 423). Was ist denn nun aber die Seele? Der Begriff der Seele nimmt eine so hervorragende Stellung in der platonischen Philosophie ein, daß wir nothwendig eine Begriffsbestimmung von Platon erwarten. Zeller weist uns aber auch hier mit enttäuschenden Erklärungen zurück: „Genauere Erklärungen über den allgemeinen Begriff der Seele suchen wir aber bei Platon vergebens. (II, 1. S. 526)" Wir unsrerseits erklären uns mit der Bestimmung die Plato (Phaedr. p. 245) gegeben hat als einer genauen und durchaus wissenschaftlichen, völlig zufrieden. Die Seele nennt er dort das sich selbst Bewegende (τὸ αὐτὸ κινοῦν). Zur Legitimirung dieser Definition mag nur angeführt werden, daß Aristoteles in seiner Kritik der platonischen Lehre von der Seele diese Definition im Auge hat (de anim. I, 2). Sodann spricht die Anwendung des metaphysischen Begriffs der Bewegung und der Selbstbewegung für die strenge Wissenschaftlichkeit derselben, die gar nicht angezweifelt werden kann, wenn sie richtig verstanden wird. Plato lebt in seiner Lehre von der Seele in einem bedenklichen Dualismus. In dem Menschen trat ihm ein leben=

diger, vernunftvoller, nach Zweckbegriffen wirkender Organismus entgegen, dieser muß sein leitendes Princip haben: es giebt eine Individualseele. Ferner ist aber auch der Kosmos lebendig, Leben geht von der Seele aus, also beseelt: es giebt eine Weltseele, die in ihrer zweckvollen Harmonie den Grund alles Geschehens bildet. Weil nun dieser Weltseele, insofern sie den Grund ihres Seins in sich selbst hat, die Kraft der Selbstbewegung zugeschrieben wird, (*ἡ δυναμένη αὐτὴ αὑτὴν κινεῖν κίνησις.* Legg. p. 896 A) so wird auch die Individualseele als das den Leib leitende das sich selbst bewegende genannt. Man beachte die doppelte Apperception: Zuerst wird die lebendige Welt von der menschlichen Individualseele als Seele appercipirt, sodann aber appercipirt die Weltseele, insofern sie den ewigen Grund des lebendigen Kosmos in sich enthält, mit dem Attribut der uranfänglichen Selbstbewegung bereichert, die Individualseele, die ihrerseits gleichfalls den Grund des menschlichen Lebens enthalten soll. Das tertium comparationis ist also das Leben und so bedeutet denn in der That das *αὐτὸ κινοῦν* nichts Anderes als *ζῶν.* Legg. p. 895 C. *μῶν ἄρα με ἐρωτᾷς εἰ ζῆν αὐτὸ τοῦτο καλοῦμεν, ὅταν αὐτὸ αὑτὸ κινῇ*; man sehe die ganze Stelle. Fassen wir diesen höchst wichtigen Punkt noch einmal zusammen. Bei der Betrachtung der Seele als eines Princips des Leibes ging die Speculation sofort zur Betrachtung der Weltseele über und das dieser zukommende Prädikat der Selbstbewegung wurde nun, da die beiden Vorstellungen der Seele sich associirten, auf die Individualseele übertragen. Da die Subjecte theilweise zusammenschmelzen, schmelzen auch die Prädikate theilweise zusammen, der Punkt, wo sie sich vereinigen, ist aber das Princip der Bewegung gleich dem des Lebens. In Bezug auf diesen Punkt des Lebens verschmelzen aber die Subjecte, so könnten auch die Prädikate der Bewegung als gleiche Selbstbewegung verschmelzen. Hierauf beruht die Möglichkeit eines Verständnisses der ganzen platonischen Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, wie deren Beweise auch nur von diesem Gesichtspunkte aus verständlich sind, d. h. der Punkt sichtbar wird, wo der Irrthum steckt, und wo die Dialektik strauchelt. Der Beweis im Phaedrus p. 245.

ψυχὴ πᾶσα ἀθάνατος ist damit von selbst erledigt: er geht nur auf die Weltseele. Der Beweis in der Rep. X. p. 608 D ff. hängt mit dem Satze, die Seele ist keine Harmonie, zusammen. Die Beweise im Phaedon, die von dem Satze ausgehen, daß sich Alles aus Gegensätzen bilde, leiden an demselben Trugschluß. Im besten Falle folgt nämlich daraus, daß sich das Leben **im Allgemeinen** aus dem Tode bilde, nicht aber dieselbe Seele in ihrer abgegrenzten Individualität. (αὖθις αὐτήν Phaed. p. 72. D.) Es ist hier nicht der Ort, auf diese Erörterungen weiter einzugehen: nur soviel sei angedeutet, daß wir in der That nicht glauben, Plato habe diese hinfälligen Beweise für zureichend gehalten. Man sehe Muret in seiner Rede de theologia.

Ueber die Tendenz des Phädon als eines philosophischen Nekrologs für den größten Lehrer vom größten Schüler kann hier nicht näher gehandelt werden: im Symposion erscheint die Unsterblichkeitslehre verschieden fortgebildet, ob mit vollem kritischen Bewußtsein? das muß bezweifelt werden, da die Republik jedenfalls später abgefaßt ist. Das Symposion aber setzen wir später als den Phaedon; denn während in diesem die Unsterblichkeit der Individualseele von dem sterbenden Sokrates gepredigt wird, lehrt derselbe im Symposion beim ernstheiteren Gelage sitzend in frischer, freudiger Zuversicht und Kraft des Lebens und der Liebe die Unsterblichkeit der Menschheit. καὶ τοῦτο ἐν θνητῷ ὄντι ζώῳ ἀθάνατον ἔνεστιν, ἡ κύησις καὶ ἡ γέννησις. p. 206. D. τί οὖν τῆς γεννήσεως; ὅτι ἀειγενές ἐστι καὶ ἀθάνατον ὡς θνητῷ ἡ γέννησις. 206. E. ἡ θνητὴ φύσις ζητεῖ κατὰ τὸ δυνατὸν ἀεί τε εἶναι καὶ ἀθάνατος. δύναται δὲ ταύτῃ μόνον τῇ γενέσει. p. 207. D. — ταύτῃ τῇ μηχανῇ . . . θνητὸν ἀθανασίας μετέχει, καὶ σῶμα καὶ τἆλλα πάντα. (τἆλλα πάντα ist nur die Seele) ἀθάνατον δὴ ἄλλῃ bezieht sich auf die Götter, die oben genannt werden, ὥσπερ τὸ θεῖον und mehrmals in diesem Zusammenhange. 208. B. Der genauere philologische Nachweis über die spätere Abfassung des Symposion als des Phaedon kann hier an dieser Stelle nicht gegeben werden. — So ist denn die Seele die Idee des Lebens, zuerst des Einzellebens, in entwickelterer

Fassung des Lebens der Menschheit, und endlich des kosmischen Lebens. Wie freilich mit dieser Auffassung die offenbaren Widersprüche sich vereinigen lassen, die die gesammte platonische Philosophie und so auch die Ideenlehre in dem Timaeus erfahren, das ist hier nicht ausführlich zu erörtern: Gegensätze lassen sich ausgleichen, Widersprüche müssen durch eine consequente Kritik aufgehoben werden. Wenn im Timaeus die Weltseele erschaffen, und als eine Mischung bezeichnet wird zwischen dem *ταὐτόν* und dem *θάτερον*, dem der Demiurg die *οὐσία* beimengt, um aus allen drei Ingredienzien Eine Idee zu formen (Tim. p. 35): nun so ist das eben ein offenbarer Widerspruch, der in keinerlei wissenschaftlichem Zusammenhang mit der Ideenlehre zu stehen scheint, und daher an diesem Orte seine psychologische Erklärung nicht finden durfte. Wir haben hier nur den Idealisten Platon zu begreifen: der Verfasser des Timaeus steht in ganz anderen wissenschaftlichen Stimmungen, und nur in einzelnen Bemerkungen spricht sich die ursprüngliche Natur aus. Vielleicht denkt der Leser über Platon, wie Laplace in seinem Précis de l'histoire de l'Astronomie von Kepler sagt: „Es ist betrübend für den menschlichen Geist zu sehen, wie selbst dieser große Mann in seinen letzten Werken sich in seinen phantastischen Speculationen gefällt, und sie gleichsam als das Leben, als die Seele der Astronomie betrachtet". (Whewell I, p. 416) Oder sollen wir an diesem verunglückten Versuche, den Plato in einem seiner letzten Werke als Greis noch unternommen hat, die ideale Naturbetrachtung durch eine mechanische Naturbeobachtung zu ergänzen, die weise Nothwendigkeit erkennen, die sich in jedem schöpferisch-philosophischen Geiste zeigt, das *ἕν* der speculativen Synthese zusammenzufügen aus den *πολλά* der mechanischen Analyse, und aus dem Reich der syllogistischen Wahrheit sich herabzulassen in das Gebiet der inductiven „Wahrscheinlichkeit"? (Tim. 29. D.) Sollen wir in diesem späten platonischen Versuche das Phänomen erkennen, das uns entschiedener wenn auch in anderer Weise in Aristoteles entgegentritt, in Bacon und Descartes, in Leibnitz und Kant? Ja auch Spinoza ist principiell der Naturforschung geneigt, insofern er auf die Erforschung der res singulares dringt, die, sub specie

aeternitatis gedacht, seinen Deus oder substantia constituiren. Von diesem Gesichtspunkte aus freilich findet auch der Timaeus sein Verständniß, und der Mythus von der Erschaffung der Weltseele seine der ursprünglichen Ideenlehre sich anschmiegende Deutung: Soll einmal eine Erklärung der Natur versucht werden, so muß das allgemeine Gesetz des Kosmos in Einer einheitlichen Grundanschauung (μιᾷ ἰδέᾳ) gefaßt werden, bezogen auf eine aus dem eleatischen Sein (ταὐτόν) und dem heraklitischen Werden (θάτερον) gebildete eigenthümliche ideale Wesenheit. „Indem der Demiurg die schwervereinbare Natur des Andern (des Werdens) gewaltsam mit der Natur des sich selbst Gleichen in Einklang brachte", (Tim. p. 35.) schuf er eine neue Art des Seins, ein Werdesein, und so ist die neue Idee des zu einer neuen Wesenheit verbundenen Seins mit dem Werden gebildet. Es ist ein kühner, eines dichterischen Geistes würdiger Gedanke, den Kampf der Idealisten mit den Realisten, den Plato so schön gezeichnet hat, (Sophist. p. 246.) diese „Gigantomachie" dahin zu schlichten, daß er die Idee eines neuen Seins schafft, das sich ebensosehr aus dem Werden, dem Object der Naturforschung, als aus dem Sein, dem der Philosophie zusammensetzt. Soviel über diese phantastische Ausbildung seiner idealistischen Gedanken in dem timäischen Mythus.

Eins ist hier noch unerörtert geblieben: wie verhalten sich die ursprünglichen platonischen Ideen zu den pythagoreischen Zahlen, mit denen Plato, nach dem Berichte des Aristoteles, die Ideen identificirt haben soll? Die richtige Beantwortung dieser Frage jedoch setzt ein volles widerspruchfreies Verständniß der wissenschaftlichen Beziehungen des Aristoteles zum Platon voraus, das bis jetzt trotz der verdienstvollsten Vorarbeiten noch nicht erzielt worden ist. Zur Entscheidung dieser Frage muß die aristotelische Kritik der platonischen Ideenlehre einer eingehenden Prüfung unterzogen werden, und erst wenn diese Prüfung ergiebt, daß die aristotelische Kritik nicht auf einem jede objective Verständigung ausschließenden, gegnerischen Standort steht, und von diesem aus die platonischen Gedanken aus ihren Zusammenhängen herausreißt und sie den geschlossenen Reihen des eigenen Systems bloßstellt, daß sie vielmehr aus dem tiefen

Verständniß des psychologischen Ursprungs der Idee heraus diese in ihrer Entwickelung bekämpft und in ihrer allgemeinen Wahrheit bestreitet, dann erst wird die volle Glaubwürdigkeit und Zeugnißfähigkeit des Aristoteles auch für solche platonische Lehren anerkannt werden müssen, die sich in Platons uns erhaltenen Schriften entweder gar nicht, oder doch nur in den allerschwächsten, nur durch jene Berichterstattung dahin zu verstehenden Andeutungen vorfinden.

Verbesserungen.

S. 420, Z. 3 v. u., ist die Stelle: „Es ist nicht unwesentlich . . . hinderlich seien" zu streichen. Indessen, wenn sich auch das Verdienst des Protagoras um die Psychologie nicht aus der angeführten Stelle ergiebt, so ist es doch unbestreitbar.

S. 442, Z. 3 v. o., ist hinter Gesehenen einzuschalten: zu machen.

S. 446, Z. 1, ist statt den zu lesen: denjenigen.

Zur Stylistik.

Die Stylistik ist sehr adliger Abstammung; denn sie ist ja die Tochter der γένει γενναία σοφιστική. Plato freilich meint, das sei nur ein Schein-Adel, der dem echten so ähnlich sehe wie der Wolf dem Hunde, das Wildeste dem Zahmsten. Wer deswegen Platon tadeln will, mag es thun. Der Vorwurf aber, den ich hier gegen die Sophisten schleudere, ist der, daß sie die Philisterei in die Wissenschaft eingeführt haben. Oder gibt es eine Disciplin, die ihrem Wesen nach so philisterhaft wäre, wie die Rhetorik? Gibt es etwas Philisterhafteres als die Meinung der Sophisten, es könne alles gelehrt und gelernt werden? Ja, schon Protagoras mit seinen Genossen steht an der Schwelle des Alexandrinismus. Wie hoch auch mit Recht Gorgias über Sextus Empirikus gesetzt wird: ohne den Aufschwung Athens, ohne Sokrates und seine Nachfolger wäre Hellas schon im 5. Jahrhundert in Schönrednerei und Pedanterei versunken; und der alte Sophist ist der Vater der Rhetorice Gerardi Joannis Vossii, wo Recepte zu allerlei Reden zu finden sind, der Vater aller jener Anweisungen und Institute, wo man glaubt, Demosthene, Raphaele, Pindare u. s. w. machen zu können.

Es steckt ein schöner Abschnitt Völkerpsychologie in der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Ich kann es mir nicht versagen, hier einige Gedanken darüber hinzustellen.

Man glaubt beobachtet zu haben, daß auch Thiere ihren Jungen Unterricht geben. Das mag in gewissem Sinne ganz richtig sein. Nichts desto weniger bleibt es ein immer hervor-

gehobener unterscheidender Zug des Menschen, daß er lernbegierig ist und auch alles lernen zu können meint, wenn es ihm nur gehörig gezeigt, vorgemacht werde. Daß diese Meinung aber eine ursprüngliche sei, muß mit Fug bezweifelt werden. Sie ist vielmehr, wie alles was Vernunft heißt, erst ein Erzeugniß der Bildung, also selbst erst des Gelernt-Habens. Zunächst galt gewiß jede Fertigkeit als eine unmittelbare Ausübung des Angeborenen. So lange sich niemand durch eine besondere Thätigkeit auszeichnete, konnte auch noch nicht einmal die Frage, selbst nicht in unbestimmtester Form, auftauchen, woher die Fähigkeit zu derselben. Diese Frage konnte sich erst erheben durch die Erkenntniß der eigenen Unfähigkeit etwas zu thun, was man doch den Andern ausüben sah. Dann aber wird die Antwort in der stillschweigenden Voraussetzung gelegen haben, daß der Andere eine besondere Kraft in derselben unmittelbaren Weise in Bewegung setze, wie jeder die seinige und die Allen gehörende. Seine Kraft aber fand man in sich als eine gegebene. Der Andre erschien also besonders begabt, dauernd oder vorübergehend von etwas Uebermenschlichem, Dämonischem besessen. Der Gedanke dagegen an ein Lehren und Lernen, eine Vermittelung, lag ursprünglich ganz fern. Aber auch später noch, unter entwickelteren Cultur-Verhältnissen, bei großen Unterschieden im Besitz von Kenntnissen, selbst heute noch bei weit verbreitetem Lernen läßt sich ein ruhiges Anstaunen beobachten der Fähigkeit und Leistungen Anderer ohne Wunsch, dasselbe machen zu lernen, erdrückt von dem Gefühl der Ohnmacht und Unmöglichkeit, so etwas zu lernen. Ja zu allen Zeiten, auch in den ersten, und unter den ursprünglichsten Verhältnissen, wird diese doppelseitige Thatsache anzutreffen sein. Einiges kann man lernen, Anderes ist eine göttliche Gabe: so urtheilte man wohl immer und überall; die Schwankungen nach Zeit und Ort betreffen nur die Fähigkeiten oder auch bloß Zustände, die man auf diese oder jene Seite zu stellen habe. Die Gabe galt als ein unmittelbarer Besitz in Folge eines Geschenks der Gottheit, das niemand erringen kann, dem es nicht gegeben ist; das Erlernen aber schien ein Aneignen, ein Ergreifen einer gewissermaßen vorliegenden Fertigkeit. Es läßt sich aber leicht beob-

achten, wie immer weniger von Gaben gesprochen wird, und immer mehr die Vorstellung des Unterrichts überwiegt; und hierin eben liegt in der That das Menschliche. Es fehlt natürlich nicht an Uebergangsstufen zwischen den beiden Ansichten. Bei dem mächtigen Gefühl der Zusammengehörigkeit des Sohnes mit dem Vater war es selbstverständlich, daß der Sohn die Gaben des Vaters besaß. Er galt in gleichem Grade nach dessen Tode als Erbe, wie vorher als ihm eigen und gehörig. Erbe sein hieß der erneute und fortdauernde Vater selber sein, körperlich wie geistig und im Besitz jeder Art. Daß sich gewisse Fähigkeiten vererben, ist eine unzweifelhafte Thatsache. Dazu kommt, daß der Vater dem Sohne ungewollt und unbeabsichtigt, aber auch mit Absicht Unterricht gibt. Das Wichtigste aber ist wohl Folgendes. Der Affe ahmt nach; so thut auch das Kind. Nachahmen aber ist bloß die Grimasse des Lernens. Der Affe nun bleibt bei dieser leeren Form des Handelns; das Kind wird Mensch, sein Nachahmen wird zum inhaltsvollen Nachahmen; und dieses führt, wo möglich, zum Fortschritt.

Bei diesem Verhältniß ist das bloße Sein und Wirken des Vaters, das bloße Sehen und Mitleben des Sohnes so sehr das Wesentliche, und die Vermittlung ist so gering und dunkel, daß hierbei die Vorstellung des Lernens und Unterrichtens noch nicht entstehen konnte. Ueberhaupt zeigt sich hier wohl menschliche Natur, aber nicht menschliche Freiheit, nicht Durchbruch durch die Natur. Die Freiheit aber ist in der Natur des Menschen vorbereitet, und so wird auch jenes Verhältniß von Vater und Sohn geistig erweitert. Wie fest die Vorstellung von dem im Sohne fortlebenden Vater sitzen mag: die Thatsachen entsprechen ihr nicht immer und lösen sie auf. Die Thatsache ist aber die, daß nicht jeder Mann einen Sohn hat, und daß nicht jeder Sohn seinem Vater gleicht. Sie kommt nicht sogleich zu Bewußtsein; aber sie gestaltet thatsächliche Verhältnisse: wie in dem Kreise, in welchem wir uns hier bewegen, immer die That vor dem Bewußtsein ist, dieses sich erst an jener erhebt. Die geistige Erweiterung der Vater- und Kind-

schaft aber, welche durch die Ungleichheit von Vater und Sohn hervorgebracht wird, ist die Adoption.

Die Adoption beruht auf einer Bewegung von beiden Seiten aus. Der Adoptiv-Sohn vertritt bei dieser geistigen Zeugung das weibliche Princip, das reizende und empfangende; er ist seine Mutter. Bald mag sein Wesen und unbewußtes Behaben und Handeln dem bedeutenden Manne gefallen, dessen suchendes Auge auf sich locken; bald mag er bewußter von Verehrung vor der Größe des Mannes sich ihm freiwillig untergeben, ihn aufsuchen, sich ihm anschließen, und dieser läßt es gern geschehen. Im Jünglinge wirkte der ursprüngliche Trieb der Verehrung *) und Hingebung, der Hang, „Meister" zu sagen; und im Manne war es das Streben, sich in dem, der dazu fähig scheint, fortzusetzen. Dergleichen kennen wir aus dem indischen wie aus dem hebräischen Alterthum. Seher und Sänger, ursprünglich nicht verschieden, und Richter und Könige, die Hirten der Völker, erwählten sich unter ihrer Heerde den Sohn und Erben ihres Geistes, ihres Gesanges und ihrer Sehergabe. Noch nicht Lehre und Unterricht herrscht hier ursprünglich, aber auch schon nicht mehr die Unmittelbarkeit des natürlichen Vaters und Sohnes, nicht die von selbst gegebene Fortpflanzung; sondern man erkannte hier in der Urzeit eine Uebertragung. Der Meister legt die Hand auf das Haupt des Jüngers und gibt ihm damit den Geist, der auf ihm lag. Vergleiche Moses und Josua, Elias und Elisa.

Was jene Meister besaßen, konnte nicht anders gelehrt werden als durch ihr Zusammenleben mit den Jüngern, nicht anders als der Sohn vom Vater durch Zusammenleben gelernt hatte. So lehrt auch Confucius, lehrt Pythagoras, ja Sokrates durch das Leben und durch die Rede, jenachdem das Leben, das Ereigniß, das Wort des Meisters oder die Frage des Schülers hervorruft. Aus Homer (Ilias 23, 306 ff.) ersehen wir, wie man nicht bloß durch Zeigen und Vormachen lehrte, son-

*) So drücke ich mich der Kürze halber ohne Scheu aus; der Leser weiß, daß darunter nur ein Verhältniß zwischen seelischen Momenten und nicht etwa ein Seelenvermögen verstanden wird.



dern durch das bloße Wort auf Vortheile (κέρδεα) hinweisen konnte. Je mehr der geistige Gehalt aus dem Dunkel der That und des Charakters in die Helle des Wortes trat; je mehr der kernige Seher-Spruch zum Gedichte ward; je mehr das Schauen der Einzelheiten sich in Sprüchen zusammenfaßte: um so mehr näherte man sich dem was wirklich lehren und lernen heißt. Als man nun gar anfing aufzuschreiben und immer mehr aufschrieb; als man nach geschriebenem Gesetze Recht sprach, nnd der Richter vom Gesetzgeber geschieden war; als man Beamte hatte, die darum Macht hatten, weil ein Amt, und als nicht mehr, wie einst, der Charakter und die persönliche Würde sich unmittelbar Macht und Amt und Ansehen schuf; als man Amt und Person trennte und damit eben zur Vorstellung „Amt" gelangte und nun wohl fragte: wer soll dieses und jenes Amt bekleiden? voraussetzend, daß sowohl Dieser wie Jener, daß Viele es bekleiden können, wenn auch die Meisten schlecht und nur Wenige gut, während einst der Seher und Richter dies waren, weil sie dies eben waren, weil sie die Gabe des Sehens und Rechtsprechens besaßen, nicht aber weil sie dieses Amt hatten; kurz als die Prosa aufkam in Schrift und Rede: da gab es auch Lehren und Lernen und — Sophistik.

Die patriarchalische Monarchie, wie sie bei den Völkern an der Schwelle ihrer historischen Zeit steht, ist wesentlich schon Aristokratie. Die Fürsten und der Haufe der Gemeinen sind streng geschieden. Der Unterricht aber ist bei beiden gleich, d. h. der Knabe übt spielend und der Jüngling macht nach, was er die Eltern thun sieht. Die Einführung der Schrift gestaltet das ganze geistige Leben um. Sie geschieht zunächst im höhern Stande, und hier entwickelt sich eine Kunst-Literatur, nicht von einem Sänger-Stande, sondern von Einzelnen ausgehend. Zugleich entstehen feinere Formen des geselligen Verkehrs im Gegensatze zu bäurischer Rohheit, und es werden gewisse Kenntnisse gefordert, die man als Knabe oder Jüngling erworben haben muß: Schreiben, Lesen, Singen, d. h. Kenntniß der Literatur. Hierin aber ertheilt nicht Vater und Mutter, sondern ein Lehrer Unterricht, zuerst ein bezahlter von untergeordnetem Range, dann ein Meister der Kunst und Bildung,

der innerhalb des Kreises der Gebildeten eine hervorragende Stellung einnimmt, und natürlich umsonst. So ist Sappho Lehrerin. Der Unterricht in der Leitung des Staates geschieht noch lange hin durch einfaches immer tiefer eindringendes Betheiligen an den Geschäften unter Aufsicht und Leitung älterer, verdienstvoller Männer.

Mit dem Emporkommen des Bürgerstandes ist die größere Mannichfaltigkeit der Beschäftigung, die Theilung der Arbeit verbunden, und immer weniger ergreift der Sohn nothwendig das Handwerk des Vaters. So lernt der Sohn des einen Bürgers vom andern Bürger dessen Geschäft auf besondere Veranstaltung, und solche ist es, wodurch erst die wirkliche und volle Vorstellung vom Erlernen entsteht. Diese Vorstellung trägt aber von dem Kreise her, innerhalb dessen sie entstanden ist, etwas Philisterhaftes, Banausisches an sich. Und der Sophist ist der unangenehmste Philister und am widerwärtigsten banausisch, weil er es auf geistigem Gebiete ist. Er ist so philisterhaft, zu meinen, Beredsamkeit und Staatsweisheit lasse sich lehren und lernen, wie Schuhe machen, und er ist so banausisch, dies für schweres Gold zu lehren. So entstand die Techne als Product der Sophistik.

Seitdem die alte Rhetorik verschollen ist, ist die Lehre vom Styl und die Betrachtung der Style in das Geistreiche verfallen, bald in das echte, bald in das scheinbare Geistreiche. Daher zeigen sich in den betreffenden Darlegungen nirgends Kategorieen, wenigstens nicht festgehaltene und folgerecht durchgeführte; sondern statt deren meist nur Gleichnisse, Metaphern — wenn nicht doch wieder zu den verachteten Kategorieen der alten Rhetorik zurückgegriffen wird.

Ein andrer Mangel liegt tiefer. Meist nämlich waltet bei Betrachtung des Styls die Rücksicht entweder auf den Erfolg, die ästhetische Wirkung, oder auf den Charakter des Schriftstellers und seiner Nation, der sich in der sprachlichen Darstellungsform kundgeben soll; d. h. man sieht bald auf das Ende, bald auf den Anfang, indem man von dem einen zu dem andern gewöhnlich unvermittelt überspringt, d. h. nur von Bildern und Metaphern getragen. Das hauptsächliche Streben geht

auf Charakteristik des Styls hinaus. So wird einerseits die Wirkung der Red- und Schreibart auf das Gefühl des Hörenden und Lesenden in analogen Vorstellungen appercipirt; andrerseits wird diese Wirkung in Vergleich gesetzt zum Charakter des Redners und Schreibers, wobei das Tertium auf irgend einer Analogie beruht.

Dieser Standpunkt des Geistreichen, den die alten Rhetoren neben ihren dürren Formeln doch auch schon einnahmen, muß überwunden werden, wenn die Styllehre eine Wissenschaft sein soll. „Ueberwunden" aber wird hier bloß so viel bedeuten wie ergänzt; nur daß diese Ergänzung allseitig und von wesentlichem Werth sein wird. Denn solche Charakteristiken, wie man sie angestrebt hat, können treffend und tief, klar und eindringend sein, und es fehlt an solchen mit Meisterhand gezeichneten Bildern in unsern guten Werken über Literatur-Geschichte wahrlich nicht. Sie würden aber doch nur den descriptiven Theil der Styllehre ausmachen, dem ein rationaler Theil als Grundlage unterbreitet werden muß. Denn was man entweder gänzlich vernachlässigt oder wenigstens nicht in wissenschaftlicher Strenge gesucht hat, sind die causalen Verhältnisse, auf denen sowohl die Gestaltung des Ausdrucks im Geiste des Darstellenden, als auch die Wirkung desselben auf den Geist des Empfangenden beruht.

Man hat vielfach von dem Werthe eines rationalen, d. h. causalen Theils einer Wissenschaft neben dem descriptiven nicht die richtige Ansicht; man hält jenen für eine schöne Zuthat, während in diesem das Wesentliche, das Thatsächliche, die wahre Forschung und das eigentlich Wissenswerthe liege. Wie ganz anders sich die Sache verhält, könnte ein einfacher Blick auf die Physiologie im Verhältniß zur beschreibenden Naturwissenschaft zeigen. So würde auch eine Darlegung eines eigenthümlichen Styls dadurch, daß eine Zurückführung der in derselben ausgesprochenen Sätze und gebrauchten Kategorieen auf einen causalen Theil der Styllehre möglich wäre, an Gehalt bereichert und vertieft werden, ohne daß ein Wort daran geändert oder zu ihm hinzugefügt würde; und der Leser würde bald jene Beziehung so unbewußt ausführen, daß er es kaum oder gar nicht

merkt, wie viel er zu den gegebenen Worten hinzudenkt. — Es scheint auch häufig, als wenn durch Anwendung fester Termini, wie eine Theorie sie gewöhnlich hervorruft, in der Sache nichts gewonnen, wohl aber der Ausdruck theils unklar, theils hart geworden wäre. Niemals aber würde ein hohler Kopf und Faselhans zum Mißbrauch der Termini gelangt sein, wenn nicht feststände, daß in letztern mehr oder wenigstens Bestimmteres gedacht werden soll, als der übliche Ausdruck enthält. Wenn der Leser dieses Soll nicht immer auszuführen vermag, so darf doch zunächst nur der Zweifel entstehen, ob hiervon die Schuld an ihm oder am Schriftsteller liegt: ob nur er nicht die im Terminus liegende bestimmte Kategorie zu denken vermag, oder ob der Autor eine solche Kategorie bloß simulirt.

Die rationale Styllehre hätte also zu zeigen, auf welchen Bedingungen die Eigenthümlichkeit und die Wirkung jedes Styls beruht, wobei sowohl die Verhältnisse der objectiv gegebenen Sprache als auch die psychischen im Hörer und Redner und beide in ihrer Wechselwirkung zu beachten wären.

Denn der Styl ist ein Verhältniß zwischen der Sprache und dem Ausgedrückten. Die Mannichfaltigkeiten dieses Verhältnisses sind die Style oder Styl=Arten. Während also die Grammatik die Sprache an sich betrachtet, als reine Form (allerdings als doppelte: Lautform und innere Form): hat die Styllehre dieselbe in ihrer Anwendung zum Gegenstand, insofern es sich fragt, wie diese Form den Inhalt darstellt.

Demnach ist die Styllehre der rationale oder allgemeine Theil der Literatur=Geschichte; und diese ist historische Styllehre.

Wenn wir nun dies wissen, daß der Styl eine Weise oder Form der Darstellung ist, d. h. ein bestimmtes Verhältniß zwischen der sprachlichen Form und dem darin dargestellten Inhalt oder Stoff, so ist unsere Einsicht noch sehr mangelhaft. Hinter den Wörtern Form und Stoff verbirgt sich eine große Unklarheit, die aufzuhellen ist.

Ist es denn wahr, was man so oft gesagt hat, daß Stoff und Form untrennbar sind, daß die Form das Wesen des Stoffes ist? Es wird wohl wahr sein; denn wenn es das nicht

wäre, würde man es so oft gesagt haben? Aber es wird in beschränkter Weise wahr sein. Der Marmor ist Stoff; daß wir ihn einen Apollo oder eine Venus nennen, beruht auf seiner Form. Ist nun nicht der Marmor ganz gleichgültig gegen seine Form? ist es ihm nicht ganz äußerlich angethan, Apollo darzustellen? Und eben darum weil in ihm selbst kein Hinweis auf den Apollo liegt, weil er als bloßer Block eben so gut Marmor ist, wie als Apollo: eben darum könnte er auch ein Jupiter sein. — Wir sollten aber vielleicht in dieser Rücksicht gar nicht von Stoff und Form, sondern von Stoff und Gestalt reden. Wenn wir nur dadurch über die Schwierigkeit hinausgehoben würden. Gestalt erinnert uns nämlich sogleich an den Kreis von Dingen, wo sie vorzugsweise wichtig ist, an die Organismen. Ist es nun etwa nicht wahr, daß die Gestalt der Organismen und jedes Organs das eigentlichste Wesen desselben ausmacht? Gebt dem Herzen eine andere Gestalt, so wird es kein Herz mehr sein, sondern vielleicht ein Magen. — Indessen auch hier zeigt sich, daß der Stoff sehr gleichgültig gegen die Gestalt ist. Es ist dem Kohlenstoff völlig äußerlich, Bestandtheil eines Blattes oder eines Menschen, eines Muskels oder eines Nerven zu sein.

Demnach müßten wir wohl so sagen: allerdings fallen Stoff und Form aus einander und kommen nur äußerlich und zufällig zusammen; denn wenn das nicht wäre, wie würde man es so oft gesagt haben! Aber erstlich ist doch jedes bestimmte Etwas eben dies nur durch seine Form in engster, unlöslicher Verbindung mit dem Stoffe; würde die Verbindung gelöst, so würde die Form geändert, und dieses Etwas würde zu einem andern Etwas. Kohlenstoff, Stickstoff u. s. w. können vielfache Gestalten annehmen; aber jenes Etwas, welches wir Mensch nennen, ist die Verbindung einer bestimmten Form mit bestimmten Stoffen. Zweitens aber ist der Eintritt der Stoffe in Formen gesetzmäßig geordnet. Nicht jeder Stoff verbindet sich mit jedem und in jedem Verhältniß. Es ist doch nicht ganz wahr, daß der Marmor und die Gestalt des Apollo ganz gleichgültig gegen einander sind. Aus Fichtenholz ließe sich kein solcher Apollo schnitzen; und ich vermuthe, daß sich der bedäch-

tige Künstler andern Marmor auswählt zu einer Venus und andern zu einem Athleten. Gehen wir noch einen Schritt weiter. Auch irgend eine Platte und Farbstoff sind Stoffe und können Inhalte darstellen, aber theils völlig andere als der Marmor, theils denselben, aber anders. Der Marmorblock bittet den Bildhauer, ihm die ebenbildliche Gestalt einer Gottheit zu geben. Dieser Satz drückt in phantastischer Form den Gedanken aus, daß der Stoff nach der Eigenthümlichkeit seiner Natur, seiner Leistungsfähigkeit, die Schöpfung des Künstlers in der innersten Werkstätte der Seele mit bestimmen hilft. Und die Sprache ist wiederum ein anderer Stoff zur Darstellung von Inhalten; sie kann jeden Inhalt darstellen, aber nur anders als in andern Stoffen möglich wäre.

Sehen wir hieran, inwiefern sich Stoff und Form gegenseitig bedingen, so sind wir hier auch unerwartet zu einer Wendung gekommen, die derjenigen ganz entgegengesetzt ist, von der wir ausgegangen waren. Oben nannten wir den in der Sprache vorgestellten Gedanken-Inhalt Stoff, und die Sprache Form. Soeben dagegen fanden wir, daß die Sprache wie der Marmor ein Stoff ist, — der ausgedrückte Inhalt die Form. Doch dieser Ausdruck ist noch nicht richtig. Er muß so lauten: Die Sprache stellt einen Inhalt dar, indem sie eine Form erhält, welche durch die Verbindung von Sprache und Inhalt zugleich die Form dieses Inhaltes ist. Es ist mit der Bildsäule nicht anders. Der Inhalt der apollinischen Gottheit soll mit dem Steine verbunden werden, was dadurch geschieht, daß dieser Stoff die Form oder Gestalt erhält, welche als Gestalt jenes Inhaltes angesehen wird.

Die Form ist also das Band zwischen dem Stoff als Darstellungsmittel und dem Inhalt als dem Dargestellten und gehört darum diesem wie jenem, ohne jedem als solchem zu gehören, da es beiden nur insofern zukommt, als sie mit einander verbunden sind.

Während die Grammatik die Sprache als Stoff behandelt, ist der Gegenstand der Styllehre die Form, welche der Sprache gegeben wird, um einen bestimmten Inhalt in bestimmter Form darzustellen.

Sowohl die Sprache als der ausgedrückte Inhalt sind Stoff für die rednerische oder litterarische (poetische und prosaische) Formung. Wir haben aber in diesem Satze immer noch einen Knäuel von Bestimmungen vor uns, den wir abwickeln müssen.

Erstlich erkennen wir an unserm innern Besitz psychologische Formen. Jede einfache Bewegung hat ihre Richtung, ihren Grad von Schnelligkeit und ist gleichmäßig oder ungleichmäßig, hat also ihre Form. Das Leben, das sich überall aus mannichfachen in einander greifenden Bewegungen zusammensetzt, hat allemal eine mehr oder weniger zusammengesetzte Form. So auch das Seelenleben und der Schatz seiner Ergebnisse. Wir unterscheiden hier bewußte und unbewußte Momente, Gefühls-, Vorstellungs- und Trieb-Elemente, die in das Bewußtsein gesetzmäßig kommen und aus demselben schwinden, die sich mit einander verbinden, die mit einander verschmelzen, oder sich trennen, und die auf einander wirken. Das sind Formen des Seelenlebens, Kategorieen der Psychologie.

Zweitens giebt es metaphysische und logische Formen des Gedankens, die nicht nur ganz unabhängig von den psychologischen Formen hingestellt werden, sondern ganz verschiedener Art sind. Die psychologischen Formen sind eben Formen des Lebens, Formen eines Werdens und Seins; die metaphysischen und logischen dagegen sind Erzeugnisse einer innern That, freie Schöpfungen. Durch die Bewegungen in unserer Seele nach ihren gesetzlichen Formen entsteht in uns ein geistiger Stoff, der zunächst durch diese seine Entstehung auch gewisse Bestimmungen (Formen) in sich trägt, wie der Stein, das Holz als bestimmter Stoff vermöge seiner Entstehung seine Form hat, ein bestimmtes Korn, bestimmte Faserung, also eine gewisse Festigkeit, Dichte u. s. w. Wie nun dieser materielle Stoff bearbeitet werden kann, so auch jener geistige; und diese Bearbeitung geschieht nach Kategorieen der Metaphysik und Logik, er wird metaphysisch und logisch geformt. Wie der Holzschnitzer und Steinhauer erstlich die physikalische Natur ihres Stoffes bei ihrer Bearbeitung desselben wohl beachten müssen, durch diese Natur in ihrer formenden Thätigkeit bedingt, beschränkt

sind; und wie sie zweitens von der Natur ihrer Mittel oder Werkzeuge, der Natur des eigenen arbeitenden Triebes, der Hand, des Armes, abhängig sind und die mechanischen Gesetze der materiellen Bewegung, des Hebels, der Optik u. s. w. nicht vernachlässigen können; ohne jedoch daß sie durch diese beiderseitige Beschränktheit gezwungen wären, dem Stoffe nur diese oder nur jene Gestalt zu geben, indem sie sich vielmehr den Zweck, zu dem sie den Stoff bestimmen, frei setzen und die Form nach diesem frei gesetzten Zwecke frei wählen: ebenso ist zwar auch der Metaphysiker und Logiker in seiner Gestaltung des Gedankens erstlich durch die psychologische Natur des zu bearbeitenden seelischen Stoffes, zweitens durch die Natur ihres Mittels, d. h. des Bewußtseins, beschränkt, ohne jedoch dadurch so gebunden zu sein, daß sie nicht drittens ihre Formen nach den frei erkannten Gesichtspunkten dem Gedanken anbildeten, nur daß freilich meistens die Erkenntniß dieser metaphysischen und logischen Gesichtspunkte auch selbst wieder psychologisch bedingt ist. So von allen Seiten von Beschränkungen umhegt ist die freieste That des Metaphysikers!

Und zu allen diesen Beschränkungen und Freiheiten, und das heißt Formen, tritt die Sprachformung hinzu, wiederum zwar frei, aber dennoch sowohl durch ihr eigenes Wesen als durch die Natur des Darzustellenden bedingt — ein neues Gemisch von Bedingtheiten und Freiheit, der Styl. Hat man eine klare Anschauung von dieser vielfältigen, ich weiß nicht wie vielfältigen, sei es sechs-, sei es zehnfältigen, Verschlingung von Bedingungsarten, in denen sich jeder Act unserer Rede, um wie viel mehr jede litterarische Thätigkeit bewegt, so begreift man wohl, wie leer jenes Gerede werden mußte, das sich nur um den kahlen Dualismus von Stoff und Form, Gedanken und Ausdruck dreht, wie natürlich man irrte, sobald man tiefer dringen wollte, wenn nicht (was freilich über alles hinaushebt) ein guter Genius, ein glücklicher Tact das Rechte zeigt.

Ueberlegt man es sich, was geschieht, indem wir eine Anschauung darstellen, so stößt man auf Wunder über Wunder. Man steht z. B. auf einer Höhe und überblickt einen weiten Horizont. In der Seele also, der unausgedehnten, ist das Bild eines weit

Ausgedehnten; dieses Bild vom Ausgedehnten, da es in der Seele ist, ist also nicht ausgedehnt. Wir nehmen farbenreiche Dinge wahr; aber unsere Anschauungen von den Farben sind nicht gefärbt. Nachdem aber in der Auffassung das Aeußere in Inneres verwandelt ist, was vielfacher Vermittelung bedarf, soll nun in der Darstellung das Innere wieder Aeußeres werden, sodaß es für einen Andern da ist, um in ihm wiederum so Inneres zu werden, wie es im Ersten war. Es soll aber das Innere, gleichviel aus welchen äußern Stoffen und Beschaffenheiten es gebildet ist, durchaus nur in dem einen und demselben Element, dem Sprachlaute, äußerlich werden; also die farblose und unausgedehnte Anschauung eines gefärbten Würfels von Blei soll wahrnehmbar werden durch den farblosen, nur zeitlich sich erstreckenden Laut (denn der Raum kommt dabei nicht in Betracht); kurz die Qualität des Schalls soll sämmtliche Qualitäten, der nur zeitlich ablaufende Laut soll das räumlich in unzähligen Linien sich Erstreckende faßbar machen. Die Sprache soll noch mehr: sie soll nicht bloß das durch Wandlung des Aeußeren in Inneres in der Seele psychologisch Entstandene, sondern auch die hieran ausgearbeiteten metaphysischen und logischen Formen darstellen; sie soll also das Materiellste und das Geistigste in einem bestimmten, sehr einfachen Materiellen, dem Laute, darstellen.

Wir sind mit der Vorführung der Wunder, die in der Rede geschehen, noch nicht zu Ende. Die Sprache ist nicht bloß ein physisches, sondern auch ein geistiges Material; der Laut hat zugleich eine ihm gehörende Bedeutung, und diese ist wichtiger als er. Der Redner bildet also einen geistigen Inhalt nicht einem natürlichen Stoffe ein, sondern zunächst ist der Stoff, in dem er arbeitet, selbst schon ein geistiger, die innere Seite der Sprache, und erst secundär, weil diese innere Seite unzertrennlich mit dem Laute, der äußern Seite, verbunden ist, hat der Redner auch in dem Laute zu arbeiten. Er bildet also Geist in Geist, welcher an Lauten haftet. — Was heißt das nun? Der Geist, der in den Sprachlauten lebt, ist nur Vorstellung. In Vorstellung also drückt der Redner Anschauungen und Begriffe, Gefühle und Begehrungen aus. — Wir kommen

hier auch zum Steckenpferd der alten Rhetoriker, zu den Figuren der Rede. Man stellt in der Synekdoche Allgemeineres dar durch weniger Allgemeines, das Ganze durch einen Theil, in der Metonymie die Wirkung durch ihre Ursache, die Form durch den Stoff, Dinge und Personen durch den Ort, wo sie sich befinden, und in der Metapher wird ein Ding genannt statt eines andern, dem es ähnlich ist. Heißt das nicht, in der Darstellung werde fortwährend ein x für ein u gemacht?

Gewiß geschieht das; und wie seltsam das auch scheinen mag, wir hätten uns dies schon längst sagen können. Alle Darstellung beruht ihrem Wesen nach auf dem Wunder, daß etwas vor das Auge gestellt und damit etwas andres dem Geiste gezeigt wird.

Wir sagten oben (S. 474), die Sprache stelle einen Inhalt dar, indem sie eine Form erhalte, welche durch die Verbindung von Sprache und Inhalt zugleich die Form dieses Inhalts sei. Das wird man doch nicht so mißverstehen, als ob die logische Form des Inhalts zugleich auch die Form der Sprache werde. Sondern so ist es gemeint, daß die Sprache eine Form zeige, welche die Form des ausgedrückten Inhalts ist, ganz abgesehen von dessen psychologischen und metaphysisch-logischen Formen; gerade so wie die Gestalt des Apollo die Form des Steines und der gedachten Gottheit ist, ohne daß der Stein die Formen trüge, welche der geistige Inhalt der apollinischen Gottheit irgend wie sonst noch an sich tragen mag. — Da aber kaum zu sagen ist, was von der Sprache übrig bleibe, wenn man an einer Rede das wegdenkt, was Form oder Ausdruck des Inhalts ist, so sieht man wohl, daß man die Sprache besser als reine Form faßt, die nicht mehr Stoff hat als nöthig ist, um eine materielle Existenz zu haben, keinen andern Stoff, als einen der im Aufbau der Form selbst erst gebildet wird. Sie ist also beinahe ganz und gar Form, und zwar zugleich eine Form an sich oder ihre eigene Form und Form des dargestellten Inhalts.

In der sprachlichen Darstellung wird uns also eine Form des Inhalts geboten und dadurch dieser Inhalt dargestellt, obwohl diese sprachliche Form gar nicht dem Inhalte als solchem inhärirt, so wenig wie ihm die Gestalt inhärirt, durch welche

ihn der bildende Künstler darstellt. Die Sprache hat also dies mit der Kunst gemein, Formen aufzubauen und dadurch Inhalt darzustellen, und sie thut dies reiner als jede Kunst, weil sie die Form fast rein und stofflos hinstellt.

Ist nun diese Form der sprachlichen Darstellung dem Inhalte gleichgültig? So gleichgültig wie den Dingen das Licht, durch welches sie gesehen werden. Denn Darstellen heißt zugleich und vor allem: Sehen, und die darstellende Form ist das Licht, welches den Inhalt sichtbar macht, zeigt. So nun wie die Dinge beleuchtet werden, werden sie gesehen. Die Beleuchtung kann freilich die Natur der Dinge nicht ändern; sie ist sogar von den Dingen selbst abhängig; es ist unmöglich, den Sandstein mit der Wirkung zu beleuchten, wie Marmor. Doch ist es nicht nöthig auszuführen, was Beleuchtung vermag, wie dasselbe unter verschiedener Beleuchtung als Verschiedenes erscheint. In demselben Maße ist nun auch der Inhalt von der Darstellung abhängig. Wie jeder ihn sieht, das heißt: wie er Jedem gezeigt, dargestellt wird, so ist er für ihn.

Wer nun darstellen will, der muß ja zuerst selbst sehen. So wie er sieht, wird er darstellen: das ist das erste Gesetz. Er wird aber versuchsweise diesen oder jenen Standpunkt einnehmen, sich diesen und jenen Anblick verschaffen, denselben Gegenstand unter verschiedener Beleuchtung ansehen, und nachdem er so von demselben Gegenstande verschiedene Anschauungen gewonnen hat, sich überlegen, welche dieser Anschauungen er darstellen soll. Ganz ebenso wird der rednerische Künstler seine Darstellungsform zu wählen haben. Derselbe Inhalt läßt mannichfache Darstellungen zu, — er wird bestimmen, welche er ausführen will.

Was soll ihn nun bei dieser Wahl leiten? Objective Gründe und subjective. Es kann seine Absicht sein, den Gegenstand so erscheinen zu lassen, wie er ihn wahrhaft zu sein dünkt, oder so wie er zwar nicht ist, jedoch scheinen soll. Dabei muß immer die Natur des zu beleuchtenden Objects und die des schauenden Subjects beachtet werden, um genau die Wirkung zu berechnen, die solche Beleuchtung haben muß, damit nicht

ein andrer Erfolg eintrete als der, welcher beabsichtigt ist. Das ist das zweite Gesetz.

Hiernach scheint die Thätigkeit des redenden Künstlers eine sehr reflectirte zu sein. Indessen auch so wäre sie es nicht in höherem Grade als die des bildenden Künstlers. Andrerseits freilich läßt sich sagen: wer so nur sucht und berechnet, wird nie ein Kunstwerk schaffen. Vielmehr fließt dem Redner das Wort zu aus unerreichbarer Tiefe, und der Strom des Wortes würde sich nie hervorpumpen lassen, wenn er nicht freiwillig hervorquölle. Es ist weder nöthig diese Ansicht, welche den Dichter und den Seher und — den Wahnsinnigen dicht an einander rückt, weiter auszuführen, noch auch zu versichern, daß auch ich an eine nicht berechenbare Schöpferkraft glaube. Aber Diejenigen täuschen sich völlig, welche meinen, diese Kraft überhebe den, der damit begnadet ist, der Arbeit, der Prüfung, der Reflexion und Berechnung, und also vielfacher Correctur. Man hat es tausendmal sehr schön ausgeführt, wie bei jeder wahrhaften Schöpfung alle Mächte des Geistes und Gemüths mit wirksam sein müssen. Wenn wir nur nicht in der Zeit lebten, in der wir uns unablässig ändern! wenn nur ein Kunstwerk in einem Augenblicke concipirt und zur Welt gebracht wäre, sodaß die Aenderungen die wir erleiden, nicht auf die Ausführung desselben einwirken könnten! wenn nur der Mensch die Kraft hätte, alle innern Mächte andauernd für eine Thätigkeit zusammenzuhalten! so zusammenzuhalten, daß jede Macht gerade in dem Maße eingreift, als die Harmonie aller erfordert. Da dem nicht so ist, so kann die Ausführung eines glücklich concipirten Werkes in jedem Augenblick auf Abwege gerathen, und ein prüfendes Urtheil muß den Künstler fortwährend begleiten und ihm sagen, ob er nicht das Ziel aus dem Auge verloren hat.

Ich breche hier ab, indem ich nur noch hinzufüge, daß wir mit der Analyse der stofflichen und formalen Elemente, auf deren Verknüpfung der Styl beruht, bei weitem noch nicht fertig sind. Wir werden die Aufgabe bald wieder vornehmen.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

(B. Studer, Professor der Geologie: Geschichte der physischen Geographie der Schweiz bis 1815. Bern und Zürich 1863.)

Die Geschichte der Wissenschaft ist schwer zu bewältigen. Das Interesse an ihr ist vielseitig und bedeutend; aber jede Seite bietet besondere Schwierigkeiten. Das tiefste Interesse ist unstreitig die Entwickelung der Wissenschaft selbst, die Einsicht in das Werden derselben und in die Gesetze, welche es beherrschen. Aber abgesehen davon, daß die Geschichte einer jeden einzelnen Wissenschaft fast immer in die vieler anderen eingreift, daß die gegenseitige Hebung und Befruchtung des Wissens die lehrreichsten Knotenpunkte seiner Geschichte darbietet, verlangt eine jede, wenn sie fruchtbar werden soll, die Bearbeitung eines übermäßig reichen Stoffes. Die bloße Aufzählung fertiger Entdeckungen, oder gar bloß die abstracte Inhaltsumschreibung der Werke, in denen sie niedergelegt sind, ist eben durchaus unfruchtbar.

Der Einblick in das eigentliche Geschehen der wissenschaftlichen That, die unmittelbare und empirische Wahrnehmung des Processes, um die Causalität und vollends die Gesetzmäßigkeit darin zu erkennen, ist unseren Augen meist entzogen, oder sie zerlegen sich in eine solche Masse einzelner Elemente ihrer Bewegungen, daß auch der unermüdlichste Eifer daran erlahmt. In den Briefen z. B. der gleichzeitig an einer Wissenschaft schaffenden Meister liegen häufig die Quellpunkte offen für die geistigen Ströme einer Zeit, so wie in Lehr- und Schulbüchern

und in den praktischen Anwendungen der theoretischen Entdeckungen die Mündungen derselben in den Ocean des öffentlichen Geistes liegen. Aber von A. v. Haller allein stehen 64 Quartbände wissenschaftlichen Briefwechsels in der Berner Stadtbibliothek! Für manche physiologische, für manche physikalische Entdeckung mag in einem Briefe die nachweisbare Quelle liegen; aber für welche in welchem? Wir werden immer darauf hingewiesen bleiben, durch die Anwendung erfahrungsmäßig begründeter psychologischer Gesetze den Prozeß des Fortschritts der Wissenschaft mehr aus den Thatsachen zu erschließen, zu diviniren wenn man will, als unmittelbar zu erkennen.

Den Vergleich der Geschichte der Wissenschaft mit der Geschichte überhaupt (der Cultur, der Politik) müssen wir hier bei Seite lassen, weil er uns zu weit führen würde; aber er würde, ja wir hoffen zuversichtlich, er wird einmal sehr fruchtbar werden für die Bearbeitung der letzteren; er wird auch zeigen, weshalb die Völkerpsychologie in der Geschichte der Wissenschaften und in der der Naturwissenschaften nicht am wenigsten einen hervorragenden Stoff und einen sicheren Leitfaden für ihre Entdeckung historisch-psychologischer Gesetze finden kann.

Daß von Entwickelungsgesetzen dabei nicht die Rede sein kann, (diesem beliebten und blendenden Schlagworte, das doch nur durch eine falsche Analogie von der Bildungsgeschichte organischer Wesen auf das Gebiet geistiger Schöpfungen spielend und schielend übertragen wird) muß sehr bald einleuchten. Schon bei der bloßen Ein- und Abtheilung des historischen Stoffes steht man vor einem unlösbaren Räthsel; sollen wir in ihm die Entwickelungsgesetze nur der Menschheit, oder einzelner Völker, oder von einzelnen Wissenschaften, oder gar von Individuen erkennen? Sollen wir diesen Globus nach Längengraden der Zeit oder Breitengraden der Gegenstände, oder nach einer dritten Theilung in Völker eintheilen? und wird die thatsächliche Verbindung aller dreier nicht forwährend unvergessen bleiben müssen? und wird man den Zusammenhang der bloß wissenschaftlichen Arbeit mit den übrigen Bedingungen und Erzeugnissen des Geisteslebens außer Acht lassen dürfen? sollen die Entwickelungsgesetze auch diese zugleich treffen und decken? Doch

genug! So lange man sich in den allgemeinsten Abstractionen ergeht, so lange man mit weit umfassenden Kategorieen operirt, ist eine Uebersicht der gesammten Geistesarbeit der Menschheit leicht und schön; schwer und verworren, sagen wir es gradezu, unmöglich und völlig unnütz aber ist es, den wirklichen Gang der Geschichte der Geister damit erkennen zu wollen. Das Spiel mit diesen hohen und hohlen Begriffen mag ein Vergnügen sein; eine fruchtbare Arbeit ist es nicht, und diese beginnt erst da, wo man in die wirklichen, concreten Ereignisse der geistigen Entwickelung auf irgend einem Gebiete wirklich eintritt.

Will man den Zweck der historischen Forschung beschränken, (und man wird es müssen, um allmählich, aber sicher höher steigen und weiter ausgreifen zu können) dann öffnen sich verschiedene Wege derselben. Ein specielles Gebiet des Wissens, ja von diesem wieder ein specielles Object derselben (wie z. B. die Isomorphie im ersten Hefte dieses Bandes) wird so durch alle Zeiten, Personen, Disciplinen, die zur Schöpfung seiner Erkenntniß thätig gewesen sind, verfolgt, daß die psychologischen Gesetze sichtbar werden, welche dabei zur Anwendung gekommen sind. Dächte man sich alle oder wenigstens eine große Anzahl von Gegenständen so am analytischen Faden im Labyrinth der Geschichte des Geistes verfolgt: dann würden nicht bloß die psychologischen Gesetze — deren weitere Entdeckung und Erklärung auch nicht ausbleiben könnte — mannichfach berührt, bewährt, bereichert und in sich gegliedert werden *), sondern auch auf den Einfluß der verschiedenen Wissenschaften auf einander, auf die Beziehungen derselben zu anderen Zweigen des Culturlebens, auf die Entfaltung des Volksgeistes, seine Verbindung

*) Ein solcher vorzugsweise der philosophischen Speculation und dem mathematischen Calcul entnommener Schematismus der geistigen Arbeit, wie ihn Kant in der Vernunft und dem Verstand aufgestellt hat, würde dann als die bloße, als solche höchst verdienstliche Anfangsarbeit erscheinen, welcher vor allem dies fehlt, daß sie zwar Elemente des geistigen Thuns durch Analysen gefunden, aber das eigentliche Geschehen, das Entstehen, die Bewegung und Fortbildung dieser Elemente kaum gelegentlich berührt hat. Daß auch die Anzahl der Elemente und Formen hier vermehrt und dort — wo unbewußte Vorliebe für Symmetrie Haare gespalten hat — vermindert würde, darf man sicher erwarten.

mit anderen, seine Wechselwirkung mit den Einzelnen würde ein helleres Licht fallen, so daß selbst die biographische Erkenntniß der einzelnen Forscher davon noch beleuchtet würde.

Mit dem glücklichsten Erfolge hat Studer in dem oben genannten Werk denselben Weg betreten; nur hat er, theils durch den Gegenstand selbst darauf hingewiesen, theils durch freie Absicht oder ein unwillkürliches Strömen aus dem reichen Füllhorn seines Wissens dazu angeleitet, die Aufgabe noch viel weiter gefaßt und gelöst. Was wir in einer Art von dem Zusammenwirken vieler Monographieen erwarten wollten, das hat er in anderer Art durch eine einzige, allerdings sehr umfassende glänzend vollbracht. Freilich ist so etwas wie die physische Geographie — im weitesten Sinne genommen — obendrein eines so vielgestaltigen und in aller und jeder Beziehung hervorragenden Landes wie die Schweiz, von den ältesten Zeiten bis fast auf die neueste, mit der ganzen Geschichte der Naturwissenschaften aufs innigste und so sehr verflochten, daß die Specialgeschichte jener kaum ohne den Hintergrund der allgemeinen Geschichte dieser auszuführen war. Es kommt aber noch als sehr wesentlich hinzu, daß Studer, von der Thatsache geleitet, daß die physische Geographie der Schweiz vorzugsweise auf dem Boden und von den Söhnen derselben geschaffen wurde, um diese vollständig zur Einsicht zu bringen, zugleich den jeweiligen Stand der Wissenschaften überhaupt und die schöpferische Betheiligung der Schweiz an ihr zur Anschauung gebracht hat, was in weiterer Abstufung ihn zu einer ergänzenden Darstellung der schweizerischen Cultur- und Litteraturgeschichte überhaupt geführt hat.

Verglichen mit einer allgemeinen Geschichte der Naturwissenschaften macht uns deshalb das vorliegende Werk den Eindruck wie eine gelungene und glücklich gewählte Querdurchschnittszeichnung von einem Bauwerk oder einem Organismus; zwar sieht man darin nicht den ganzen Bau, aber man kann ihn daraus schließen und mit der Phantasie ergänzen.

Es ist nicht unseres Amtes und nicht dieses Ortes über das Werk eine eigentliche Recension zu geben; wir wollen unsere Leser nur darauf hinweisen, welch eine vielseitige Belehrung aus demselben auch dem Gedankenkreise zufließt, welchem unsere

Zeitschrift vorzugsweise gewidmet ist. Wir müssen uns aber begnügen einige, und zwar, wie ich vorweg bemerke, sehr wenige Beispiele hervorzuheben, welche das Interesse bethätigen, das wir an dem durch Fleiß wie durch Kunst gleich ausgezeichneten Werke zu nehmen haben.

Der Verfasser selbst nennt es eine „culturhistorische Untersuchung", sie ist es aber noch in weiteren Beziehungen als die Bescheidenheit seiner Vorrede es angegeben hat. Der Verfasser weist außer anderen Gründen auf die tief eingreifende Umgestaltung der schweizerischen Culturzustände hin, welche gegenwärtig vor sich geht. Die Regierungen der alten Schweiz hätten sich passiv verhalten gegen alle Wissenschaft; die Schulen wären fast nur geistlich und dürftig gewesen, Naturwissenschaft und Landeskenntniß am wenigsten darin vertreten; „wer Studien dieser Art sich hingab, war auf sich selbst und auf die Belehrung angewiesen, die er im Auslande und in der Litteratur fand, und der Betrieb dieser Studien war meist auf kleinere freundschaftliche Kreise der Hauptstädte und auf einzelne Familien beschränkt, in denen er vom Vater auf den Sohn überging. Wie ganz anders in unserer Zeit der polytechnischen und Realschulen u. s. w."

In der That „es muß von hohem Werth sein, einst vergleichen zu können, ob der beharrliche, durch die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, gekräftigte Wille des vereinzelt Stehenden Schritt zu halten vermochte mit den Leistungen einer durch mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht gründlich vorbereiteten, aus allen Classen der Gesellschaft und vom Auslande her sich ergänzenden Gelehrtenzunft." Es knüpfen sich daran Culturfragen, welche sogar von pädagogisch-praktischer Bedeutung sind. Auch für Deutschland und Frankreich tritt die Befürchtung hervor, daß die Schulen des Guten so viel zu viel thun, daß es zum Uebel wird. Man wird es sehr bald gründlich und systematisch untersuchen müssen: ob wir nicht zu viel vorbereiten, die Wege zu sehr ebnen, ob wir nicht die Freiheit und Individualität hemmen und die Energie statt zu wecken erschlaffen. Man wird zu fragen haben, ob nicht das examinirbare Wissen zu hart auf freiwillige Thätigkeit drückt, ob Leitung und Dressur nicht viel deutlicher zu unterscheiden

seien, als es bis jetzt geschieht, ob die Oekonomie der Zeit und die methodische Basis und Führung, durch welche wir uns jetzt auszeichnen, alle freie Energie, alle spontane Thätigkeit, alles wirkliche Selbstergreifen ersetzen können ...... u. dgl. m.

Die andere Frage, welche mehr nur Deutschland und die (deutsche) Schweiz angeht, ist die, woher es komme, daß mehr als in anderen Ländern und früheren Zeiten alle Wissenschaft, alle schöpferische Thätigkeit für dieselbe fast ausschließlich in den Lehrsälen angetroffen wird. Es ist sehr schön, wenn auch unabhängige Gelehrte zu den Lehrstühlen dringen, um ihr Wissen unmittelbar zu verbreiten; muß man aber nicht fürchten, daß leider ein anderer Grund die Thatsache erklärt, daß nämlich vielmehr die begüterten und unabhängigen Männer immer seltener und seltener werden, die den Studien mit Ernst und Eifer so hingegeben sind, daß sie es zu schöpferischer Thätigkeit bringen und auch fern vom Katheder einen Namen erringen? —

An den großen spanischen Meistern der Malerei rühmt man, daß sie verstanden, nicht bloß für landschaftliche Perspectiven, sondern auch in den Bildern geschlossener Räume die Farbe der Luft so fein abzutönen, daß nähere und fernere Gegenstände in einem Zimmer, einer Kirche in verschiedener Beleuchtung erscheinen. Studer hat es verstanden den culturhistorischen Hauch der verschiedenen Zeiten und Räume, der Jahrhunderte wie der Provinzen (Cantone) anschaulich zu machen.

Es ist eben so charakteristisch, daß die Naturkunde der Alten (besonders Römer) von der Schweiz meist für militärische Zwecke gesammelt oder doch durch militärische Mittel geschöpft ist, wie daß das frühere Mittelalter auch an den berühmten Culturstellen wie St. Gallen keine Bereicherung des Naturwissens bietet; und charakteristisch genug, daß die Benedictionen der Klöster getreulich ihren täglichen Speisezettel, die Speisezettel aber ihre Flora und Fauna enthalten. Im 15. und 16. Jahrhundert sehen wir viele Theologen in Amt und Würden und theilweise von hervorragendem Einfluß auf die Ausbreitung der Reformation zugleich für die „naturhistorische Mission“ thätig; an Botanik, Zoologie, Landeskunde u. s. w. haben sie eifrig und glücklich gearbeitet. Wie weit sind unsere heutigen

Theologen davon verschlagen. — Ob sie auch nur für ihren speciellen Beruf, das religiöse Leben der Gemeinden zu wecken und zu pflegen, die besseren Männer sind als ihre Vorfahren, ob es ihnen zum Ruhme oder auch nur zum Nutzen gereicht, daß sie fast ausschließlich von dogmatisch-historischen und allenfalls philologischen Studien erfüllt sind? Es erweckt wenigstens keine günstige Voraussetzung, wenn wir sehen, daß diese liebevolle Theilnahme an den Naturstudien mit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges verschwindet, um nie wieder zurück zu kehren; in den katholischen Kantonen, weil man sich überhaupt „von den neugläubigen Nachbarn abschließt und an geistiger Anregung verliert"; in den protestantischen, weil die Sorge für die Reinheit des orthodoxen Glaubens die theologischen Zänkereien ausschließlich begünstigte, jedes andere geistige Streben aber gefährlich oder nutzlos erscheinen ließ. — Im 18. Jahrhundert finden wir schon in der Schweiz wie in Deutschland alle großen Denker und Forscher nicht mehr in der Theologie stehend, aber nach den ersten Studienjahren von derselben herkommend. Der Theologie, wenn sie denken wollte, sollte diese oft wiederkehrende Fahnenflucht derer, die dann auf anderen Gebieten Siege des Geistes erfochten haben, zu denken geben. Aber auch die anderen Facultäten, denen die Geister sich zugewendet haben, sollen den Einfluß nicht unbeachtet lassen, den der ideale Gedankenkreis religiöser und philosophischer Studien auf ihre Heroen ausgeübt hat. Ueberhaupt ist ja die Stellung der verschiedenen Facultäten zu einander für die Geschichte der Wissenschaft eben so wichtig, wie die Stellung der Stände und Berufsarten für die politische Geschichte. Studers Werk ist reich an speciellen Thatsachen über den mehrfachen Wandel dieser Stellung in den letzten Jahrhunderten.

Speciell für die Pflege der Wissenschaft in der Schweiz hat das Aufkommen der neuen Glaubenslehre und der Kampf um dieselbe noch eine besondere, bis heute fortwirkende Bedeutung. Aus dem benachbarten Frankreich haben von den dort Unterdrückten viele streitbare und strebsame Geister hier ein Asyl, eine neue Heimath, einen Boden der Wirksamkeit gefunden, den sie kräftig und eigenthümlich befruchtet haben. Man

denkt sogleich an Genf. Es wäre einer besonderen psychologischen Erforschung werth das Verhältniß der Quellen in der Entwickelung des genfer Geistes und seiner hervorragenden Schöpfungen zu ermitteln. Der Sprache nach mit den Franzosen vereinigt, zeichnet er sich doch scharf von dem französischen Geiste ab. Die Nationalität für sich allein scheint von keiner entscheidenden Bedeutung; der genfer Geist ist weder germanisch noch französisch und könnte wohl dazu beitragen den noch sehr schwankenden Werth dieser Unterschiede auf festeren Boden und schärfer ins Licht zu stellen; auch die politische Institution nicht mehr, als etwa auch in der deutschen Schweiz und zwar bis auf den heutigen Tag darin, daß manche geistige Kraft dort ein Asyl findet, die in Frankreich oder Deutschland ihren Flug nicht nach der Marschordre der weltlichen oder geistlichen Gewalt lenkt und hemmt. Der Sinn der Denker war dort tief und ernst; nicht wie stille Wehmuth, sondern wie Energie erweckendes Leid liegt es auf den Seelen, und sie ringen peinvoll aber emsig und gewaltig nach einer großen, die innerste Natur ergreifenden und die ganze Welt (kosmopolitisch) umfassenden Freiheit. Noch wage ich keine Deutung. Aber man begreift leicht, daß die aus den kleinen Städten und Staaten Griechenlands nach dem großen Rom kommenden Gelehrten — auch wenn sie aus besserer Zeit und besserem Stoff gewesen wären — in der Fülle der dort bewegten Interessen eine kleine Stelle einnehmen und darin verkommen; die Söhne aber einer großen Nation, aus einem großen Lande, das unter weit hin lastendem Drucke der Religionsverfolgung seufzte, in den kleinen, gastfreien Freistaat kommend, werden die Titanenarbeit eines neuen Idealismus desto rüstiger und ringender aufnehmen, je mehr sie von der verwirklichten Freiheit vor Augen haben, die ihrem Leben und Denken Schutz und Schirm gewährt.

Ob die, theils scheinbar, theils wirklich, widersprechenden Thatsachen, die Thatsachen der einseitigen Freiheit des religiösen Fanatismus und daneben der politischen Unfreiheit, jene Wirkung etwa aufheben oder nicht vielmehr gradezu verstärken mußten, das scheint mir unschwer zu entscheiden. Denn allerdings mußten in Genf (1630—1640) „in wenigen Jahren mehr als

500 Personen den Feuertod erleiden, weil sie beschuldigt waren mit dem Bösen im Bunde zu stehen", und Pfarrer Antoine wurde 1632 „wegen ketzerischer Ansichten über die Göttlichkeit Christi in Genf verbrannt." Die Regierung von Bern aber — deren „Regierungsfähigkeit" für so unfehlbar galt, daß die Aemter durch das Loos vertheilt wurden, untersagt (1766) der ökonomischen Gesellschaft, die durch wissenschaftliche Arbeiten über Topographie, Meteorologie, Botanik, Mineralogie u. s. w. nicht wenig Ruhm erwarb, „die Behandlung aller Gegenstände, die nicht ausschließlich die Landwirthschaft betrafen".

Aber auch auf dem Gebiete der Naturforschung selbst sehen wir die Genfer Schule bis in neueren Zeiten vor den analogen Bestrebungen der deutschen Schweiz dadurch ausgezeichnet, daß dort die philosophische Seite der Naturwissenschaft, die ernstere Richtung auf das Allgemeine vorzugsweise begünstigt ist. Ein Beispiel für viele: „De Luc trat gleich anfangs als selbständiger Physiker auf, der nicht die von Anderen erdachten Apparate und Theorien zur Anwendung bringen, sondern fester begründen und vervollkommnen, oder durch bessere ersetzen wollte. Das Sammeln von Thatsachen, das Beobachten und Experimentiren galt ihm als Mittel zur Ausbildung physikalischer d. h. die Natur erklärender Theorieen, und dieses Ziel stets im Auge haltend, arbeitete er nach einem bestimmten Plane u. s. w." — Es bedarf wohl kaum einer ausdrücklichen Hinweisung darauf, wie reich das vorliegende Werk an belehrenden Beispielen ist, um den aus Mangel an psychologischer Einsicht in den Prozeß des menschlichen Erkennens immer und immer noch einseitig geführten Streit zwischen Empirie und Theorie, Induction und Deduction, Analyse und Synthese, a priori und a posteriori schlichten zu helfen. Es wäre längst an der Zeit die Ueberzeugung zu begründen, daß eine ausschließliche Arbeit mit einer von beiden Methoden nicht bloß unfruchtbar, sondern streng genommen sogar unmöglich ist; immer nämlich wird jede Theorie sich auf Wahrnehmungen, Erfahrungen gründen, nur daß diese unbestimmt, ungeprüft, ungeordnet sind; jede Empirie aber wird ihre Wahrnehmungen nach irgend einem Gesichtspunkt, nach einer Kategorie, nach synthetischen Formen gewinnen, nur daß

diese **weil** unbewußt auch unvollkommen wirken. Daß vorweg alle Scholastik, das Wiederholen, Vergleichen, Discutiren früherer Meinungen ohne eine andere Quelle als diese früheren Meinungen selbst und die eigene Reflexion über dieselbe immer nutzlos, oft verderblich ist, das wird hier wieder durch die Geschichte von Jahrhunderten bezeugt. Jahrhunderte hindurch werden Angaben als Thatsachen wiederholt, die eine einfache Beobachtung als Unwahrheit erkennen mußte. Daß das Wunderbare, Auffällige auch hier die ersten Spatenstiche der Beobachtung veranlaßt, auf deren Mittheilung die Bodencultur sich fortpflanzt, versteht sich von selbst; aber auch dies ist öfter wahrzunehmen und leider nicht bloß historisch interessant, daß das Wunderbare, wie es zuerst die Beobachtung reizt, sie dann auch begrenzt, um das Wunder heil zu erhalten. Wie wenig man aber auch in der Naturwissenschaft mit bloßem Sehen und Hören ausrichten kann, wie unfähig auch die beste Absicht unmittelbar wahrzunehmen, zu beobachten bleibt, wenn der synthetische, leitende Gedanke als psychisches Organ der Beobachtung fehlt, davon liefern uns die ganze Geschichte der Botanik, die über 200 Jahre dauernde Controverse über die Petrefacten und vieles Andere lautredende Zeugnisse. Auch hier nur ein Beispiel. Conrad Geßner, dessen Ruhm als Botaniker unbestreitbar und unbestritten ist, hat alle drei Reiche der Natur bearbeitet; auch das Mineralreich kannte er (im Unterschied vom Thierreich) vorzugsweise aus eigener Anschauung; er hat alles mit Augen gesehen. Wie wenig ihm dies helfen kann, um die Natur der Mineralien zu erkennen, läßt sich aus der bloßen Zusammenstellung erkennen. Das erste Capitel handelt „von Steinen, an denen nur Linien und Punkte berücksichtigt werden; gefleckte und gestreifte, würflichte, säulenartige, pyramidale u. s. w. Steine. Zweites Capitel: Steine die etwas mit Himmelskörpern gemein haben, wie Sterncorallen, Encriniten, Taphrit, der dem neuen Mond ähnlich ist rc. Drittes Capitel: Steine, die etwas mit Meteoren gemein haben, Donnerstein, vom Himmel gefallene Steine, „wovon mehrere Beispiele angeführt werden, die Abbildungen zeigen als solche auch vorkeltische Steinhammer, Steine mit Regenbogenfarben.“ Viertes Kapitel: Steine und Metalle, die

nach irdischen, nicht lebendigen Dingen benannt werden; Pisolith, Regenstein ꝛc. In den folgenden 11 Capiteln werden nach anderen Aehnlichkeiten der Gestalt theils Steine und Metalle, theils Petrefacten von Pflanzen und Holz oder von Thieren aufgezählt und beurtheilt." Gewiß fehlten damals noch vielerlei sinnliche Organe, es fehlte aber vor Allem das einfachste psychische Apperceptionsorgan, um durch Beobachtung eine Erkenntniß von der Natur der Gesteine zu gewinnen. Grade wie zwischen den physikalischen Apparaten, als materiellen Hülfsmitteln, und dem physikalischen Wissen ein unentrinnbares Wechselverhältniß gegenseitiger Förderung und Abhängigkeit besteht, grade so findet es auch zwischen der empirischen Beobachtung und den theoretischen Kategorien statt, die sie leiten.

Studer hat die Geschichte mit 1815 abgeschlossen; nicht als ob sie von da ab das Interesse verlöre, sondern weil es anderweitig befriedigt werden könne. Die Gründe, die die Vorrede anführt, wird Jedermann billigen; nur wenn er es „vermeiden wollte von Zeiten zu reden, in denen die Namen so vieler noch lebender Männer hätten genannt werden müssen"; dürfen wir ohne auch dem größten Maß von Bescheidenheit zu nahe zu treten hinzufügen: und weil sein eigener Name so oft und weit unter den Vordersten hätte stehen müssen; denn von ihm gilt der ganze Spruch des Sallust: Et qui fecere, et qui facta aliorum scripsere, multi laudantur.

„Geflügelte Worte." Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Von G. Büchmann. Dritte Auflage. Berlin 1866.

Es liegt nicht in der Aufgabe unserer Zeitschrift, Bücher, welche, wie das vorliegende, offenbar einen in den Kreis der mit Sprachwissenschaft verbundenen Völkerpsychologie einschlagenden Gegenstand behandeln, darauf anzusehen, ob die Be-

handlung im Einzelnen richtig und vollständig, sondern ob sie überhaupt nach richtigen und insbesondere in der angegebenen Richtung bedeutsamen und fruchtbaren Gesichtspunkten geschehen sei. Da nun der Verfasser des oben genannten Buches zwar einige uns interessirende Gesichtspunkte, die ihn bei der Wahl und Bearbeitung seines Gegenstandes geleitet haben, in der Einleitung bespricht, aber mehrere andere sowol dort als in der Ausführung nicht hervorgehoben hat, so wünschen wir seinen übrigens von allen Seiten mit Recht günstig aufgenommenen Versuch von unserm Standpunkte aus einigermaßen zu ergänzen.

Wenn Sprichwörter und sprichwörtlich gewordene Citate zusammen den Gedankenreichthum einer Nation ausmachen sollen (S. 6), so ist dieser damit nach unserer Ansicht viel zu eng begränzt und es muß, wohl im Sinne des Verfassers selbst, wenigstens hinzugedacht werden: so weit dieser Gedankenreichthum überhaupt in Form lebendiger Sprache sich bewegt und mehr oder weniger alle Schichten und Individuen des Volkes durchdringt. Denn was einzelne hervorragende Geister in Formen der Schriftsprache an Gedanken produziren, gehört doch mit zum Nationalgut, auch wenn es nicht bis zur Popularität des Citates (als Schaum) emporsteigt oder (als Hefe) herabsinkt. Allerdings ist diese Zugehörigkeit eine nur mittelbare und schwer bestimmbare, sei es, daß wir auf die Quelle schriftstellerischer Gedanken oder auf deren nachherige Verbreitung sehen, und es liegen hier die höchsten Aufgaben der litteraturgeschichtlichen Volkspsychologie. Aber ausschließen kann man doch einen Anspruch der Nation auf Miteigenthumsrecht gerade an den Produkten genialer Schriftsteller nicht: denn der Stolz jeder Nation auf die ihrigen beruht doch nicht darauf, daß diese Einzelnen zufällig gerade in dieser Umgebung aufgetreten seien oder auch daß die Nation sie zu würdigen wisse, sondern daß sie dieselben zu erzeugen und groß zu ziehen vermocht habe.

Die Aehnlichkeit und Zusammengehörigkeit von Sprichwort und Citat liegt im Uebrigen so auf der Hand, daß es nöthiger sein wird, ihren Unterschied hervorzuheben. Der Verfasser findet diesen theils in der Verschiedenheit der Stände, bei welchen das eine von beiden vorzugsweise in Gebrauch sei, — das

Sprichwort beim sogenannten „gemeinen Volk“, das Citat bei der sogenannten „gebildeten Gesellschaft“ —, theils in der Verschiedenheit des Ursprungs, welcher beim Sprichwort unbekannt, beim Citat hingegen nachweisbar sei (S. 3. 4). Die Relativität des erstern Unterschiedes sieht der Verfasser selbst ein, indem er gemäß den verschiedenen Graden der „Bildung“ auch eine Rangverschiedenheit der Citate einräumt. Wichtiger wäre es vielleicht, die unbestreitbare Thatsache zu erklären, daß in neuerer Zeit das Sprichwort auch beim Landvolk mit den andern alten Bräuchen und Vorstellungen in Abnahme gerathen, dagegen das Citat auch beim städtischen Pöbel in Aufnahme gekommen sei. Wenn übrigens die Sprichwörterlitteratur unserer Tage, wie die Sammlungen von Sagen und Aberglauben, als ein Anzeichen des Verschwindens dieser Alterthümer gelten, so haben wir dagegen die „Geflügelten Worte“ des Herrn B. freilich erst als ein Symptom des Aufkommens der Citate selbst und darum gewiß im Sinne des Verfassers keineswegs auch nur als einen Versuch vollständiger Sammlung der bereits im Umlauf begriffenen zu betrachten; jene Sammlungen können wohl Vollständigkeit und Abschluß erstreben, für diese bringt gegenwärtig jeder Tag in den Zeitungen und Unterhaltungsschriften neuen Zuwachs; jenen muß ein künstliches Gedächtniß gesichert, diese müssen als eine neue Naturerscheinung im Schooß der Gesellschaft signalisirt werden.

Noch weniger Halt bietet, abgesehen von dieser zeitlichen Geltung, der Unterschied von Citat und Sprichwort nach ihrem Ursprung. Allerdings muß sich bei einem Citat der Urheber angeben lassen, das gehört zum gewöhnlichen wissenschaftlichen Begriff dieses Wortes; aber von den „geflügelten Worten“, um deren volksthümlichen Gebrauch es sich hier handelt, kann man höchstens sagen: es gehört zum Wesen eines solchen Citates, daß der dasselbe Anführende sich dabei bewußt sei, Worte irgend einer schriftstellerischen oder politischen Autorität anzuführen, welche nöthigenfalls (wenn auch nicht von ihm selbst) nachzuweisen wäre; aber es gehört fast ebenso sehr dazu, daß jenes Bewußtsein ein mehr oder weniger dunkles sei, so daß die Autorität bereits von einer bestimmten Person her-

überschwankt zu der vagen Vorstellung einer bedeutenden, aber nicht genau bekannten, und bis an die Grenze von volksthümlichem Gemeingut. Auch wo dem Citirenden die Quelle seines Spruches bekannt ist, reflectirt er in diesem Moment und für den gegenwärtigen Zweck nicht auf diese Kenntniß als solche, und das ist der vom Verfasser nicht genug berücksichtigte Unterschied des volksthümlichen Citates einerseits vom wissenschaftlichen, andererseits von dem individuellen, welches aus irgend einem persönlichen Beweggrunde einem sonst weniger, von dem Betreffenden aber um so mehr gekannten und geschätzten Autor oder Werke entnommen ist.

„Vielfachen Uebergang" von Citat und Sprichwort in einander nimmt der Verfasser selbst an (S. 8), aber ohne die verschiedenen Arten desselben näher anzuführen und ohne zu bedenken, daß durch solche Uebergänge auch die Verschiedenheit des Ursprungs noch mehr an Bedeutung verliert, als wir bereits gefunden haben. Der häufigste Fall wird allerdings sein, daß ein schlagendes Wort eines „Schriftstellers" (wobei für die ältere Zeit nur nicht immer gerade an wirkliches Schreiben und Lesen zu denken ist) nach Inhalt und Form ganz in die Reihe der bereits geläufigen Volkssprichwörter trat (welche ja doch in letzter Instanz auch dem glücklichen Einfall eines Einzelnen ihren Ursprung verdanken) und in seiner Verbreitung und Fortpflanzung immer mehr von dem anfänglich noch mitkursirenden Namen seines Urhebers sich ablöste. Es verhält sich damit ganz wie mit den sogenannten Volksliedern, von denen ja auch manches ältere noch in neuester Zeit auf seinen bestimmten Urheber hat zurückgeführt werden können, und es wäre hier nur die Frage aufzuwerfen, welche Eigenschaften ein Dicherspruch haben müsse, um durch häufige Anführung Sprichwort zu werden, und ob nicht auch dann und trotz des volksthümlicheren Charakters aller Poesie in älterer Zeit, solche Sprichwörter sich von den ursprünglichsten in Form und Gehalt immer einigermaßen merklich unterscheiden werden.

Es kommt aber auch das Umgekehrte vor, daß Schriftsteller, je volksthümlicher sie sind oder sein wollen, bereits übliche Sprichwörter in größerer oder geringerer Zahl in ihren

Text aufnehmen, theils als ausdrückliche Citate aus dem Volksmund, theils volksthümlichen Charakteren in den Mund gelegt. Ein dritter, mittlerer Fall tritt ein, wenn Schriftsteller, mit mehr oder weniger Bewußtsein, Absicht und Kunst, Sprichwörter aufgreifen, um sie an gelegener Stelle zu verwerthen, aber nicht in der volksthümlichen, in ihrer Kürze oft etwas herben und derben Gestalt, sondern mit einer Umbildung der Form, welche zugleich den Gedanken erweitern, vertiefen oder zuspitzen kann, und mit solcher Verschmelzung oder Verwebung in den übrigen Styl, daß es zweifelhaft bleiben kann, ob sie mehr Eigenes oder Geliehenes enthalten. Jedenfalls erwirbt sich durch solches Verfahren der Schriftsteller eine Art von persönlichem Eigenthumsrecht auf das sonstige Gemeingut, er hat ihm den Stempel einer theilweise neuen, eigenthümlichen Auffassung aufgedrückt und damit den Proceß der Gedankenerzeugung auf seinen immer individuellen Ausgangspunkt zurückgebogen, ohne daß doch ein so zu einem Sinnspruch umgemodeltes Sprichwort unfähig wäre, von neuem in den Kreislauf gangbarer Gedankenmünze einzutreten, ja sogar das Gepräge der zweiten („vielfach vermehrten und verbesserten") Auflage wieder bis zur Unkenntlichkeit abzuschleifen. Von solchem Hergang spricht Zingerle in der Einleitung zu seinen „deutschen Sprichwörtern im Mittelalter" (S. 3—4); er charakterisirt das verschiedene Verfahren verschiedener Dichter mit den Sprichwörtern des Volkes und schließt mit dem Geständniß, daß es schwer sei, „eine untrügliche Scheidungslinie zwischen dem volksthümlich ausgedrückten Erfahrungssatze eines Dichters und dem Sprichwort im engsten Sinne zu ziehen". Dieselbe Schwierigkeit kennen auch unsere Sammlungen aus neuerer Zeit, welche fast nicht umhin können, in die Reihe der naiven und kurzen echten Volkssprichwörter auch zierlichere Sinnsprüche dichterischer Reflexion aufzunehmen, welche in höheren Volksschichten fast dieselbe Geltung genießen, wie jene in den untern, und bereits hart an unsere modernen Citate streifen. Wo auf diesem allerdings schlüpfrigen Boden die philologische Kritik an der Ausscheidung verzweifelt oder aus Mangel an Daten ohnehin ihr Ende findet, da beginnt eben erst das Interesse und die Arbeit

der Völkerpsychologie, so lange sie als besondere Wissenschaft dastehen muß.

Noch wichtiger als die Quellen, aus denen Citate geschöpft werden, und auch wichtiger als die absolute Zahl derselben und der Unterschied einheimischer und fremder — Thatsachen, aus denen man leicht zu viel zu schließen geneigt ist — ist ihr Sinngehalt und die Art und Weise ihrer Anwendung, beides nicht leicht von einander trennbar. Man könnte hier zunächst untersuchen wollen, welchen Gebieten des Lebens die Citate ihrem Gedankengehalt nach zumeist angehören, und es könnte nicht ohne Interesse sein, den Umfang und das gegenseitige Größenverhältniß jener Gebiete in den Citaten kennen zu lernen; aber bestimmte Realkategorieen darüber aufzustellen und festzuhalten wird so schwer sein wie bei den Sprichwörtern. Bei den Citaten kommt noch der Umstand hinzu, daß sie, meist aus einem wenig bewußten Zusammenhang entnommen und seit geraumer Zeit nur in dieser „geflügelten" Natur umgehend, ihrem ursprünglichen Sinne meistens entfremdet sind und immer mehr entfremdet werden, bis zur Entstellung ihres Wortlautes selbst. Sie erleiden daher in ihrer complicirteren Gestalt ein ähnliches Schicksal wie die einfachen einzelnen Wörter, deren Laut und Begriff, wenn einmal ihr ursprünglicher Zusammenhang aus dem Gefühl geschwunden ist, im Verlauf der Geschichte der Sprache jedes seine eigene Entwickelung durchlebt und von Verkümmerungen und Abschweifungen nicht frei bleibt. Bedeutsame Worte sind schon an sich, auch wegen der Vielbedeutigkeit der Wörter und nicht weniger als diese allein, verschiedener Auffassung und Ausdeutung fähig und fast sicher, auch von Seite derer, die sie aus erster Hand, an Ort und Stelle empfangen: wie viel mehr muß dies Platz greifen und die Auffassung mit Mißverständniß, die Ausdeutung mit Umdeutung sich mischen, wenn die Fortpflanzung der Worte eine immer weitere und mittelbarere wird! Der erste Urheber des Citates machte vielleicht mit echtem Witz eine Gleichung zwischen dem Gedanken eines Schriftstellers und einem irgendwie zutreffenden Falle möglicher Anwendung desselben; er war sich dabei der Differenz zwischen den Gliedern der Gleichung bewußt

(denn der Witz verlangt ja Hervorhebung einer Aehnlichkeit aus einem vorliegenden Contrast): aber Alle, die nicht so „an der Quelle saßen", haben über jenen Sachverhalt kein Wissen und machen sich daher auch, wenn es sie juckt einen Witz zu reißen, kein Gewissen daraus, ein oberflächlich aufgeschnapptes Wort zu mißbrauchen. Daher rühren dann nicht bloß die Entstellungen der Citate (ähnlich den Corruptionen alter Handschriften durch unberufene Glossen), sondern die ebenso zahlreichen „schlechten", d. h. bloß scheinbaren, sinnesarmen, frostigen Witze, an denen die heutige Welt um so fruchtbarer zu werden scheint, je mehr förmliche stehende Witzblätter, welche sich selbst großentheils von Citaten nähren, ihr die Mühe, aber auch das Verdienst und den Genuß selbstthätiger Witzproduction ersparen zu müssen glauben. Nicht alle Citate werden zu „schlechten Witzen" verbraucht, aber eine so beträchtliche Zahl derselben, daß diese Verwendung als ein wesentliches Moment am Begriff des Citats scheint bezeichnet werden zu müssen. Manche kommen fast nur als Parodieen vor, d. h. in parodischem Sinne, ohne daß eine entsprechende Umformung damit verbunden sein muß, welche sich freilich leicht genug einstellt. Diesen komischen, humoristisch-satyrischen Anflug oder Beigeschmack haben freilich auch viele Sprichwörter; aber beim Sprichwort liegt das Komische in der aufgefaßten Lebensregel selbst oder deren bildlichem Ausdruck, beim Citat oft nur in der äußerlichen Uebertragung eines ursprünglich ernsten Sinnes auf einen innerlich heterogenen Fall. Ein anderer, zum Theil verwandter Unterschied zwischen beiden in Ansehung des Inhaltes und der Form zugleich liegt darin, daß das Sprichwort immer einen vollständigen Lehrsatz, sei er nun edel und richtig oder nicht, aussprechen will, das Citat aber sehr oft auf der Stufe einer bloßen „sprichwörtlichen Redensart" (dergleichen freilich viele auch in die Sammlungen von Sprichwörtern aufgenommen werden) stehen bleibt, einen selbständigen Inhalt gar nicht darbietet und erst durch seine Anführung in anderweitigem Zusammenhang einen Sinn empfängt, dessen Beziehung überdies oft genug sehr undeutlich und willkürlich bleibt.

Von dieser Seite berühren sich die Citate am nächsten und

fallen als „historische" theilweise zusammen — mit manchen von den „historischen Wörtern und Redensarten", von welchen Wurzbach (Prag 1863) eine Sammlung herausgegeben hat, die freilich im Einzelnen ihrer Etymologieen und Realerklärungen nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist, übrigens auch historische Entstehung oder Anwendung von Sprichwörtern umfaßt (letzteres z. B. in „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich", angeblich Worten einer alten Frau zu Friedrich dem Großen nach dem zweiten schlesischen Kriege). Von eigentlichen „historischen Wörtern und Redensarten" unterscheiden sich die Citate zunächst dadurch, daß sie beim Sprechenden und Angeredeten immer das Bewußtsein voraussetzen, daß das betreffende Wort von einer bestimmten und bedeutenden Person herrühre, wenn man auch den Namen derselben entweder überhaupt nicht oder im Augenblicke nicht gleich weiß und angeben kann oder will, während die „historischen Wörter und Redensarten" als historische durchaus ungekannt und unbewußt (ausgenommen die Fachgelehrten in ihrem wissenschaftlichen Bewußtsein) unter dem übrigen gemeinen Sprachgut herumtreiben. Am nächsten berühren sich historische Wörter und [illegible] Redensarten mit denjenigen Citaten, welche Herr B. selbst als „historische" von den übrigen (litterarischen) unterscheidet; nur beschränken sich jene nicht auf Worte, welche bei bestimmtem Anlasse von bestimmten [illegible] Personen selbst ausgesprochen wurden, sondern sie können auch über[illegible] solche Personen, etwa durch eine Handlung derselben veranla[illegible] beim Volke aufgekommen sein (z. B. „Vornehme Frauen gebä[illegible] drei Monaten", ursprünglich von der römischen Kaiserin Li[illegible] als sie drei Monate nach der Hochzeit den Claudius Tiberius gebar).

Neben diesen Unterschieden haben aber Citate und historische Wörter und Redensarten gegenüber allem übrigen Sprachgut das gemein, daß ihre Entstehung und Geltung auf irgend einen besondern Anlaß aus geschichtlicher Zeit nachweislich zurückgeht, der ja auch bei den Citaten oftmals so sehr verdunkelt ist oder allmählich in Vergessenheit zu fallen droht, daß sie, ihrem ursprünglichen Sinn entfremdet, vielleicht gerade zu historischen Wörtern oder Redensarten herabsinken, diese also

zum Theil aus einst noch lebendig, bewußt gewesenen Citaten entstanden sein können, etwa so wie wir es oben an Sprichwörtern fanden.

Wie nun Sprichwörter und „historische Wörter und Redensarten" den Unterschied von den Citaten mit einander gemein haben, daß diese ausdrücklich Einzelnen, nicht dem Volke, als ursprüngliches Eigenthum zuerkannt werden, so berühren sie sich unter einander auch dadurch, daß Sprichwörter, wie sie noch später vielfach am Schluß von Fabeln erscheinen, ihren Ursprung wirklich oft von bestimmten einzelnen Vorfällen genommen zu haben scheinen, an welchen der Lehrsatz nicht bloß eine besonders anschauliche Bewährung, sondern erst seine eigene Entstehung fand. Es wären das solche gleichsam classische Fälle, in welchen ein causaler Zusammenhang in besonders prägnanter, vollständiger Weise zur Erscheinung kommt, ähnlich denjenigen Gleichnissen, in welchen Homer statt des (spätern) Präsens noch den Aorist des Verbums setzt, der ja auch in der Prosa als Ausdruck des Pflegens üblich war, in sogenannten allgemeinen Sätzen, die entweder aus Wiederholung vieler ähnlichen Einzelfälle oder aus einem, aber dann gleichsam künstlerisch collectiven und repräsentativen, Beispiel abstrahirt werden*). Solche Sätze sind oft wirklich Sprichwörter, oder kommen diesen nahe, und so gibt es denn ja auch (besonders in Norddeutschland) wieder umgekehrt ziemlich viele sogenannte apologische Sprichwörter, in welchen eine Lehre einem bestimmten Subject, meist in einem concreten Falle, in den Mund gelegt wird, nach der Formel:

(das und das) sagt(e) (der und der), (wenn) als er (das und das) that (thut)

z. B. „de ålle mout füär ghoan", sach de junge, då stodd'e sin får de trappe af. Daß jenes Subject oft ein erdichtetes ist, thut nichts zur Sache, vielmehr gehört es zu dem trotz aller Aehnlichkeit bleibenden Unterschiede zwischen Sprichwörtern und historischen Wörtern oder Worten. Wenn das Subject ein Thier ist, was nicht selten vorkommt, so haben wir eine Fabel in gedrängtester, vielleicht ältester Gestalt; ist es ein Mensch,

*) Vgl. Frommann, Zeitschr. f. deutsch. Mundart. 3, 253—259.



so darf es doch kein ganz gewöhnlicher, obscurer, sondern es muß eine Persönlichkeit sein, die dem Landvolk eines engern oder weiteren Bezirkes irgendwie als typischer, stehender Vertreter eines Charakters oder Standes bekannt ist, also ein wirklicher Eigenname, wie z. B. Eulenspiegel, oder einer jener appellativen, die das Volk selbst gebildet hat. In diesem Zusammenhange ist schließlich auch noch anzuführen das Verhältniß von span. refran, Sprichwort, zu franz. refrain, was ebenfalls darauf zu deuten scheint, daß Sprichwörter früher, öfter als noch später geschieht, den integrirenden Schlußbestandtheil eines kleinen poetischen Ganzen ausmachten. Umgekehrt enthalten jene apologischen auch gar nicht immer eine Lehre, sondern oft nur eine Begebenheit mit einer lustigen Bemerkung darüber (z. B. „so mußte es kommen, wenn ich Bauer werden soll", sagte der Junge, als sein Vater todt gefallen war), und wenn eine Lehre darin enthalten ist, so ist die Meinung (auch des Volkes) nicht, daß sie aus diesem Anlaß erst entstanden sei.

Wenden wir uns schließlich auf die eigenthümliche Natur zurück, welche den Citaten, trotz der vorigen Vergleichungen, als einer neu aufkommenden Erscheinung anhaftet, so kann es sich nur noch um die psychologischen Gründe dieser Neigung und um ihren ethischen Werth handeln.

Fragen wir zunächst, welche psychologischen Formen der Entstehung von Citaten, noch abgesehen von ihrer Anwendung, zu Grunde liegen, so werden wir dies Phänomen in das freilich vielumfassende Capitel der Ideenassociation einzureihen haben. Eine unwillkürliche Erinnerung an wiederholt Gelesenes oder Gehörtes und ein damit verbundenes Wohlgefallen schweben auf der Oberfläche des Vorgangs. Die Association selbst nun können wir freilich hier nicht in alle die Zufälligkeiten verfolgen, welche ihr in den einzelnen Fällen zur Stütze oder Brücke dienen. Die Citate können Ansichten oder Anschauungen enthalten, die uns vielleicht erst aus den betreffenden Stellen bekannt, jedenfalls aber aus irgend einem persönlichen Grunde besonders lieb geworden sind, daher sehr leicht und oft ins Bewußtsein treten und dann jene mit ihnen verflochtenen Stellen als ihre Quelle oder als Parallele mit sich

führen. Oder wenn nicht der Inhalt unsere Subjectivität besonders anspricht, so ist es vielleicht eine Vortrefflichkeit der Sprachform für gewisse Anschauungen oder Ansichten, welche unser objectives ästhetisches Urtheil lebhaft erregt und befriedigt hat, von uns im Stillen, unwillkürlich oder absichtlich, als musterhaft oft wiederholt wurde und daher durch eine Menge rein sprachlicher Complexionen jeden Augenblick emporgehoben werden kann. Es kann aber der Hebel auch außerhalb der Eigenschaften des Citates selbst, in Nebenvorstellungen liegen, welche nur mittelbar, aber sehr lebhaft durch jene herbeigerufen werden. Dies ist der Fall bei Citaten, welche weder an Inhalt noch Form etwas besonders Anziehendes oder Bedeutendes darbieten, aber für die erinnernde Phantasie mit einem anderweitigen lebhaften Eindruck verflochten sind, wie z. B. die gemein gewordenen Worte:

„Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber“

mit der Vorstellung vom Aufgehen des Vorhangs und der ganzen Herrlichkeit des Theaters, was zufällig zeitlich mit jenen Worten zusammentrifft und ihnen Halt giebt. Allerdings mag dann hier auch Association von den beiden erstgenannten Arten hinzukommen, um das Wort zum Citat zu erheben; denn der Inhalt desselben findet, gerade weil er nichts besonders Tiefsinniges ist, vielfachen Anklang in den Vergänglichkeiten des alltäglichen Lebens und ist doch zugleich in eine zierliche Form gefaßt. Aber dergleichen Nachhülfe ist nicht nothwendig: es kann gerade der bloße Contrast zwischen Herrlichem und Gemeinem, die in Einen Moment zusammenfallen, das Eine zur bleibenden Stütze des Andern machen.

Sind nun so gewisse Verbindungen innerlich angelegt, um gleichsam das Material zu Citaten zur Verfügung zu stellen, so bedarf es, um Citate nun auch wirklich als solche hervorzubringen und zu einem stehenden Artikel zu machen, noch einer zweiten Reihe von Motiven, welche natürlich ebenfalls psychologischer Natur, aber durchweg persönlicher Art sind. Die beiden Reihen können dann wie Zahnräder in einander eingreifen, es kann jede die andere in Bewegung setzen; aber meistens wird eine jener sachlichen Associationen, welche zufällig ins Be-

wußtsein tritt, von einem jener persönlichen Motive ergriffen und weiter geführt werden. — Diese Motive sind nun, je nach der geistigen und sittlichen Bildungshöhe der Individuen:

1) unschuldige Eitelkeit, sich mit einiger Kenntniß der schönen Litteratur zu brüsten.

2) Damit oft verbunden eine schon etwas reinere Freude über den Mitbesitz und -genuß eines allgemeinen Bildungsfonds, innerhalb dessen daher jeder Einzelne mit Leichtigkeit und Behagen in einer anerkannten Gedankenmünze seine Beiträge und Bedürfnisse auswechseln kann.

3) Das Streben, eigene Gedanken in bessere, classische Form zu kleiden und dadurch auch ihrem Gehalt etwas mehr Glanz zu geben.

4) Freude an vielseitiger Bedeutung und eigener neuer Ausdeutung von Worten bedeutender Autoritäten, welche dadurch gleichsam einen Zuwachs von unserer bescheidenen Mitwirkung erhalten, sei es auch nur durch contrastirende Parodie.

Indem nun alle diese Motive nebst dem zugehörigen Mechanismus der Associationen bei einer großen Zahl von Individuen in ziemlich gleicher Weise vorkommen und sich wiederholen, gewinnen sie den Anschein von Bestandtheilen und Kräften des Volksgeistes; aber sie können doch nicht zu demjenigen „objectiven Geist“ gerechnet werden, dessen Functionen, aus bloßer Quantität in neue und höhere Qualität übergehend, das eigentliche und würdige Object der Völkerpsychologie ausmachen. Sie bleiben auf der Stufe einer Mode, welche gerade die gebildetsten Kreise niemals ergreifen und beherrschen wird, denn diese wissen ihre Classiker im Ganzen ihrer Werke, nicht in so zerpflückter Gestalt, zu genießen, zu verwerthen und zu verehren.

Wir können daher den moralischen und ästhetischen Werth des Aufkommens der Citate nicht hoch anschlagen, dasselbe ist, so charakteristisch es für die Zeit sein mag, theilweise nur zu beklagen. Der Werth der Citate besteht oft nur darin, daß sie einen aus tiefem Zusammenhang herausgerissenen Gedanken in verfälschter Auflage nachdrucken. Wollte man wenigstens das Gute an ihnen finden, daß sie beweisen, wie tief die classischen Schriftsteller bereits ins Volk gedrungen seien, so kann dies

nicht einmal von Lectüre, geschweige vom Verständniß gelten; denn abgesehen von dem berechtigten Zweifel, ob das Publikum gerade das Beste aus den Classikern zum Citat auswähle und ob der allfällige Werth des Citirten nicht gerade durch diese Mode und Weise des Citirens vernichtet werde, muß man leider eingestehen, daß ein großer Theil des Citate liebenden Publikums die betreffenden Schriftsteller und Schriftstellen eben nur aus gehörten Citaten kennt und in dieser Form genügend zu kennen wähnt. Für manche der „historischen" Citate mag es weniger Schade sein, wenn sie entstellt werden; andere beweisen nur, daß das geflügelte Wort „du sublime au ridicule il n' y a qu' un pas" leider auch hier in hohem Maaße sich bewährt.

Geleugnet kann nicht werden, daß durch die Citate unter Anderm auch neue Ideen bei der Masse in Umlauf gebracht werden; aber Ideen, die man nicht selbst erzeugt oder wenigstens durch eindringendes Verständniß selbstthätig zu reproduciren und richtig zu gebrauchen gelernt hat, sind ein todtes oder ein zweifelhaftes Capital; wirkliche Vermehrung des Ideenreichthums einer Nation kann nur auf eigenem Zuthun aller Einzelnen beruhen, wie dasselbe Gesetz auch für die leiblichen Güter gilt. In demselben Maaße wie an die Stelle der Selbstthätigkeit und Naturwüchsigkeit eine bloße äußerliche Mittheilung und mechanische Fortpflanzung tritt, verlieren auch die Citate an Werth und werden vielmehr Zeugnisse von Armuth, „l'esprit de ceux qui n'en ont pas"; statt geistiger Beweglichkeit nähren sie Bequemlichkeit und statt Feinsinnigkeit eine Roheit, die auch das Werthvollste antastet und zum Spielzeug einer Selbstgefälligkeit herabwürdigt, in der die Bewunderung des Classischen erstirbt.

Aber wie ist es möglich, daß eine Menge ernster und gehaltvoller Gedankenaussprüche der gefeiertsten Schriftsteller solchem Mißbrauch zu armseligem Spaß verfallen? Das erklärt und entschuldigt sich zum Theil durch die der Rohheit zu Grunde liegende Unwissenheit vieler Individuen über den wirklichen Ursprung und Werth der Citate, zum andern Theil aber ist es nur Erscheinung einer viel allgemeineren Thatsache, welche wirklich dem psychischen Mechanismus des Gesammtlebens angehört

und mit elementarer Gewalt oft auch höher stehende Individuen ohnmächtig fortreißt oder wider Wissen und Willen ansteckt. Oeftere Wiederholung, wie sie gerade classischen Worten, ursprünglich aus reiner Bewunderung, zu Theil wird, vermag die Empfänglichkeit für Alles abzustumpfen und würde, nach rein psychischen Gesetzen, immer diese Folge haben, wenn nicht ethische und ästhetische Momente, an der Sache selbst hervortretend, den psychologischen Verlauf aufhielten, modificirten und zum Theil sogar in sein Gegentheil umzubiegen vermöchten, obwol doch Ethisches und Aesthetisches auch nur, freilich complicirte, Producte psychischer Elementarprocesse sind, die durch specifische Empfänglichkeit der menschlichen Seele für gewisse Gefühlsreflexe von Vorstellungsverhältnissen eine so ausgezeichnete Stellung im Gesammtleben gewinnen. Jener ethisch-ästhetische Widerstand gegen die bloß mechanische Abstumpfung ist nun eben von verschiedener Größe, jenachdem in den Individuen die ethisch-ästhetischen Vorstellungsverbände zahlreicher und fester angelegt sind; darum sind glücklicher Weise die Werke classischer Kunst (denn auch die Musik mit gewissen Lieblingsmelodieen, die bis zu Drehorgeln und Spieldosen herabsinken, gehört hierher) nicht bei Jedermann gleicher Entwerthungsfähigkeit unterworfen. Daß aber jenes allgemeine Gesetz eine unbeschränkte Vollziehung findet auf dem Gebiete der Sprache, welche ursprünglich und rein als solche, gegen ästhetische und ethische Werthbestimmungen indifferent und daher dem ganzen Einflusse des sinnlichen Mechanismus ausgesetzt ist, gedenken wir nächstens einmal nachzuweisen an der längst beobachteten, aber nicht erklärten Erscheinung, daß manche Wörter im Laufe der Zeit ein Sinken des ästhetischen oder moralischen Werthes ihrer Bedeutung zeigen. Dieses Sinken oder Gesunkensein wird von keinem Einzelnen weder empfunden noch verschuldet, sondern es ist, wie alles Sprachliche, das still herangereifte Product Aller in ihrem unwillkürlichen Zusammenwirken. — Wenn also das an Wörtern geschieht, warum sollte nicht Aehnliches an Worten geschehen?

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Stellt ja ein Wort zu rechter Zeit sich ein.“ —

Bern, Weihnacht 1865. L. Tobler.

Cultur und Rechtsleben von Wilhelm Arnold, Prof. d. Rechte in Marburg. Berlin, 1865.

Der Verfasser drückt sich im Anfange seiner Vorrede über die Tendenz seines Buches in einer Weise aus, die nicht leicht noch unklarer, noch widerspruchsvoller sein könnte. Er sagt, seine Schrift „hätte vielleicht am besten als Versuch einer Physiologie des Rechts bezeichnet werden können". Warum denn? Das würde ja doch wohl von seinem Principe und seiner Methode abgehangen haben. Der Verfasser sagt in der That: „Physiologisch ist wenigstens die Methode, die ich befolgt habe". Das sehe ich nun zwar nicht im entferntesten ein: weder daß er die physiologische Methode angewandt hat, noch auch daß er sie nach der Natur seines Objects hätte anwenden können. Indessen, da er es glaubt, nun, warum hat er sein Buch nicht Physiologie des Rechts genannt? „Aus verschiedenen, zum Theil sehr begreiflichen Gründen. Das Recht bleibt, wie man es auch auffassen mag, schließlich immer ein Erzeugniß des menschlichen Geistes. Bei allem Geistigen aber hört, wie der Naturforscher am besten weiß, die eigentliche Physiologie bald auf." Das finde ich so sehr begreiflich, daß ich nicht begreife, wie der Verfasser dennoch meinen konnte, seine Schrift würde „am besten" als eine „Physiologie des Rechts" bezeichnet. Auch nicht einmal das kann ich zugestehen, daß auch „nur insofern der Titel das Richtige getroffen hätte, als er eben die Methode am schärfsten bezeichnet hätte" — er hätte sie nur nach einer nichtssagenden und darum unverständlichen Analogie bezeichnet. Und wollte ferner der Verfasser den Gedanken andeuten, „daß auch bei rein geistigen Erzeugnissen keine unbedingte Freiheit stattfindet, vielmehr eine Menge natürlicher oder physischer Einflüsse sich geltend machen, die unsere Freiheit mannigfach beschränken", so ist das wahrlich ein Gedanke, der nicht angedeutet zu werden braucht; denn jedes Kind weiß, daß es mit dem Kopfe nicht durch die Wand rennen kann. Der Verfasser hat sich auch in der That noch nicht genug gethan und fährt fort: „Nur *insofern* könnte allerdings in *ähnlicher Weise* von einer Physiologie des Rechts geredet werden, *wie* es eine Physiologie der Sprache gibt, *wenngleich*

die physische Bedingtheit dort eine andre ist als hier". Bedarf denn ein solches „Wie", dem ein solches „Wenngleich" nachgeschickt wird, nicht einer nähern Erklärung? Und nicht bloß dies; sondern diesem „Insofern" folgt wieder unmittelbar: „dabei wäre freilich nicht zu übersehen, daß die physische Seite nicht die einzige ist und die freie, geistige jedenfalls die Hauptsache bleibt". Jenes „Insofern" bezieht sich also nicht auf die Hauptsache, und dennoch soll ihr zu Liebe „Physiologie des Rechts" der treffendste Titel sein. Endlich aber schließt der Verfasser mit einem Also: „Es ist also kein rein juristischer, sondern vielmehr ein geschichtlicher Versuch" — also kein physiologischer.

So wenig versteht der Verfasser sein Ziel zu bezeichnen; so unklar ist es ihm!

Nicht was er sagen wollte, aber was er hätte wollen müssen, ist Folgendes: Der Geist ist nicht unbedingt frei; er ist nicht nur durch die Natur, innerhalb deren er lebt und wirkt, sondern auch durch seine eigene Gesetzmäßigkeit gebunden. Heißt nun die Lehre von der Gesetzmäßigkeit der Natur Physiologie, so könnte man die von der Gesetzmäßigkeit des Geistes in gewisser Analogie Physiologie des Geistes nennen. Ich entgegne aber: statt für die Lehre von den Gesetzen des geistigen Lebens einen schiefen Namen neu zu bilden, verwende man doch den althergebrachten nach gerader Analogie gebildeten Namen Psychologie.

Ist das nun ein Wortstreit? Wer im Vorstehenden weiter nichts sähe, mit dem könnte ich nicht weiter reden. Es geht ja schon aus dem Angeführten und ebenso aus dem Anfange seiner Einleitung klar hervor, daß der Verfasser nur den Gegensatz von Natur-Nothwendigkeit und Geistes-Freiheit kennt. Dieser Gegensatz ist ein absoluter. Er soll freilich nach dem Verfasser nicht absolut sein. Wir kennen die Schlaffheit, mit der die romantische Speculation und die Empirie Begriffe behandeln. Man spürt, daß die Wirklichkeit einem aufgestellten Gegensatze nicht entspricht. Flugs ist das Absolute für relativ erklärt, das Gesetzte ist halb gesetzt, halb nicht gesetzt oder wieder aufgehoben, jenachdem die Setzung bequem ist oder nicht. Daß man sich sagen sollte: die Erfahrung bewährt den aufgestellten

Gegensatz nicht; folglich enthält er eine falsche Erkenntniß, setzt er ein falsches Verhältniß; und folglich muß er in seinem Inhalte verändert werden, muß er fallen oder ergänzt oder berichtigt werden: dazu vorzuschreiten fehlt die Energie des Denkens. Daß es außer der Natur-Nothwendigkeit und der Geistes-Freiheit auch eine Geistes-Nothwendigkeit giebt, daß die Freiheit auf psychisch-mechanischer Nothwendigkeit ruht, das Wesen des Geistes gesetzlich organisirt ist, das weiß der Verfasser nicht, das läßt sich auch freilich nicht vom Titelblatt unserer Zeitschrift ablesen. Hatte aber der Verfasser eine Ahnung davon, daß eine „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", von deren Existenz er Kunde erhielt, seine Bestrebungen wohl berühren könnte, so hätte er besser gethan, statt es bei dieser Kunde bewenden zu lassen und sogleich eine Kritik des Unternehmens zu wagen, doch lieber nähere und sorgfältige Kenntniß von demselben zu nehmen; dann hätte er vielleicht gefunden, daß der Ausdruck Völkerpsychologie kein bildlicher, sondern ein ganz eigentlicher ist, und er hätte wohl nicht solche Vorrede geschrieben, noch auch eine Einleitung, wie er sie gegeben hat.

In letzterer ist vom Volksgeist und dessen Offenbarungsformen die Rede. Er geht richtig davon aus, daß der Gegenstand der Geschichte weder das menschliche Geschlecht noch der einzelne Mensch ist; sondern „alle Geschichte ist zunächst Völkergeschichte" (folglich, sagen wir, alle Geschichtspsychologie Völkerpsychologie). Andrerseits, fährt er fort, sei auch das Volk nur zum Theil noch ein naturgeschichtlicher Begriff; in weit höherm Sinne gehöre dieser Begriff der Geschichte an. Aber, fragt nun der Verfasser, „worauf ruht nun diese geistige Einheit und Gemeinschaft des Volkes, die alle seine Glieder beseelt und durchdringt und sie erst zu Gliedern dieses Volkes macht? ... Und wie kommt es, daß die verschiedenen Seiten des nationalen Lebens alle auf das engste mit einander zusammenhängen und sich wechselseitig in ihrer Eigenartigkeit bedingen, so daß auch hier eine nothwendige Einheit und Uebereinstimmung besteht?" — Wie lautet die Antwort?

Die Annahme einer ursprünglichen besondern nationalen

Anlage, geistiger Nationaltypen oder Charaktere, Ideen der nationalen Entwicklung, welche von Hause aus bestanden hätten, sei zwar höchst wahrscheinlich und fast gewiß; aber sie gestatte keine weiteren Schlüsse und erkläre nichts. Indem der Verfasser dies weiter darlegen will, zeigt er seine Unfähigkeit, Probleme scharf zu fassen. Ganz Verschiedenartiges wird durch einander geworfen. Der Volksgeist werde erst erschlossen aus der Eigenthümlichkeit seiner Lebensäußerungen, denn er schwebe nicht als eine mystische Kraft in der Luft, sondern habe sein lebendiges Dasein in den Einzelnen; also sei er das mögliche Resultat, nicht die Grundlage unserer Untersuchung. Es verhalte sich mit ihm wie mit der Lebenskraft. Auch sei es nicht allein unmöglich, ihn anders als aus seinen Wirkungen zu erkennen, sondern man wisse auch nicht, wie viel auf Rechnung einer ursprünglichen Anlage und wie viel auf Rechnung seiner geschichtlichen Ausbildung komme. Dies in Betreff der ersten Frage, woher die geistige Einheit der Glieder eines Volkes. In Betreff der andern Frage, wie die verschiedenen Lebensäußerungen eines Volkes mit einander zusammenhängen, wird die Behauptung, das Volksleben sei ein Organismus, als unklar und nichts erklärend abgewiesen. Also: „Wir müssen es aufgeben, mit den Schlagwörtern Volksgeist und Organismus noch etwas ausrichten zu wollen. Es sind leere Worte, mit denen wir die Probleme statt sie zu lösen bei Seite schieben. Weil wir vorläufig weder die Natur des Volksgeistes noch den organischen (oder mechanischen) Zusammenhang seiner verschiedenen Aeußerungen kennen, dürfen wir nicht von ihnen als den höchsten Entwickelungsgründen beginnen. Wir müssen eine Stufe tiefer anfangen, da wo sich die verschiedenen Formen der geistigen Thätigkeit bereits getrennt haben. Jede von diesen müssen wir selbständig entwickeln und an die Stelle ihrer Herleitung aus einander die Untersuchung ihrer Wechselwirkungen setzen."

Es ist so schon klar, daß dies nicht Ergebniß einer Kritik, sondern Resignation ist. Daher behält das Verworfene seine Geltung, und es laufen Aeußerungen zwischendurch, wie: „Wenn wir im Stande wären, den Geist anders als aus seinen Wirkungen zu bestimmen", „wenn wir eigentlich wüßten, was ein

Organismus sei", „könnten wir den Strom bis zur Quelle hinauf verfolgen und die ursprünglichen Anlagen, Keime untersuchen, mit denen die Natur ein jedes Volk ausgestattet hat"; „wir müssen darum die verschiedenen Seiten oder Factoren des nationalen Lebens als Ausflüsse des gesammten ungetheilten nationalen Geistes, also vor allem auch der in ihm enthaltenen sittlichen Kraft ansehen". Ja endlich heißt es sogar: „Erst wenn wir den Einfluß der Gebiete auf einander ermittelt haben, können wir vielleicht angeben, inwiefern sie wirklich Ausflüsse einer bestimmten geistigen Natur des Volkes sind, und was zuletzt etwa als solche, als unerklärbarer Volksgeist, für uns übrig bleibt." Und so sieht man, wie der Verfasser alle fehlerhaften Voraussetzungen einer organischen Entfaltung des mysteriösen Volksgeistes, der vollgepfropft ist von allerlei Keimen, beibehalten hat, und wie fern seine physiologische Methode von der exacten Methode ist, die wir fordern.

Werden wir nun beim Verfasser weder besondere Schärfe noch ausgezeichnete Tiefe erwarten, so scheint mir doch eine sorgsame und geistreiche Umsicht in die Breite seinem Buche ein nicht zu unterschätzendes Verdienst zu geben. „Also der Zusammenhang des Rechts mit der Cultur überhaupt und zwar nicht bloß bei seiner ersten Entstehung, sondern auch im Fortgang und weitern Verlauf der Entwicklung; das lebendige Wechselverhältniß, in welchem es jederzeit mit den übrigen Seiten des Volkslebens, insonderheit mit dessen wirthschaftlichen Zuständen sich befindet" (S. XII), das ist es, was der Verfasser betonen wollte. Die Formen des Volkslebens, Sprache, Kunst und Wissenschaft, Sitte und ferner Wirthschaft, Recht und Staat, sind ihm feste Kategorieen (Kräfte, Keime, Aeußerungen), um die sich sein Gedanke bewegt, während sich ihm die wirkliche Bewegung der Sache selbst ganz entzieht. Sein Denken ist kein discursives (noch weniger speculatives), sondern ich möchte sagen ein spazierengehendes. Der Verfasser gestattet, daß wir ihn begleiten; er weiß uns vorzüglich zu unterhalten. Er besitzt eine seltene Gelehrsamkeit, und, was noch seltener ist, dazu obenein viel Geist. Er spricht nie pedantisch oder philosophisch von einem Dinge, sondern immer von zweien, oder vielmehr von keinem, sondern nur von dem

was zwischen ihnen vorgeht. So gelangt man von einem zum andern und immer wieder herüber und hinüber. A übt Einfluß auf B, dieses aber wirkt zurück auf jenes. Wechselwirkung! jedes ist vom andern abhängig und alles hängt mit einander zusammen. Man ersteigt eine kleine Anhöhe, um einen größern Kreis zu überblicken; und man bückt sich und hebt ein Steinchen auf oder pflückt ein Pflänzchen. Unser Führer weiß eben so anziehend jene Aussicht zu beschreiben, deren sich unser Auge erfreut, als einzelne Beobachtungen aller Art zu machen. Dabei ist er auch niemals parador, niemals extrem. Er weist zwar ab, und manches ganz entschieden, aber doch immer nur relativ, und so läßt man es doch wieder gelten, nur nicht absolut. Er spricht vom nationalen Leben, wie jemand vom individuellen leiblichen Leben spricht, der dabei allerlei vom Einflusse des Herzens auf den Magen und der Rückwirkung des letztern auf jenes, vom Zusammenhang zwischen Blut und Muskel, Blut und Nerven u. s. w. zu sagen weiß, aber nie des Gehirns oder Rückenmarks gedenkt, dafür aber am Schlusse jedes Absatzes plötzlich mit Gesundheit und Lebenskraft hervortritt, mit dem Zusatze jedoch, daß dieses eigentlich nur leere Worte sind.

Man fragt: was hast du auf solchem Spaziergange gehört? theile mit! — Ja, wer kann das alles behalten! Er hat über die Sprache, Kunst u. s. w. viel Schönes gesagt. Er hebt auch nicht bloß die Uebereinstimmungen in den einzelnen Richtungen des Volkslebens hervor, sondern auch ihre Verschiedenheiten; so erinnert er „an die Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur und die stille Heiterkeit und durchsichtige Klarheit der deutschen Musik zu Ende des vorigen Jahrhunderts." Es kann sich auf dem einen Gebiet die altnationale Tugend erhalten, während auf andern schon volle Verderbniß einreißt. Und — geht hin, und hört ihn selbst.

In der That, in demselben Maße als der Verfasser in die geschichtlichen Einzelheiten eingeht, um so belehrender wird er. Das zeigt sich schon im ersten Buche seines Werkes: „Volksleben und Recht". Ist er hier im ersten Capitel, welches die gegenseitige Beziehung aller Factoren des nationalen Lebens betrachtet, ganz so wie wir eben aussprachen, so wird sein Gang

schon im andern Capitel fester, wo specieller „Wirthschaft und Recht", „Wirthschaft und Staat", „Recht und Staat" behandelt wird. Im zweiten Buche werden dann „die Elemente des Rechts" betrachtet: erstlich der Stoff, auf den das Recht angewandt wird, die wirthschaftliche Seite, dann die sittliche Seite des Rechts, drittens die formale Seite desselben, d. h. sein Ausdruck durch Symbol, Sprache, Begriff. Dagegen finden wir wieder wenig im dritten Buche „Geschichte und System des Rechts". Hier wird im ersten Capitel vom Gewohnheitsrecht, vom Gesetz, von der Rechtswissenschaft gesprochen, wesentlich wie dies schon längst von Savigny und Puchta geschehen ist, — ohne Fortschritt wie uns scheint. Aber mit Begierde sehen wir den versprochenen folgenden Bänden entgegen, in denen der Verfasser erstlich das römische Recht, dann das deutsche vor Aufnahme des römischen, endlich das Recht der Deutschen nach letzterer, jedes im Zusammenhange mit der ganzen Cultur, innerhalb deren es erwachsen ist, betrachten will. Hier läßt sich nach den Proben, die der Verfasser schon im vorliegenden Bande gegeben hat, wirklich Bedeutendes von ihm erwarten.

Der Verfasser sagt, er habe den Beweis liefern wollen, daß der Jurist mit der reinen Logik nicht auskomme, sondern daß die juristische Speculation noch der Bestätigung durch die Empirie bedürfe, daß die Arbeit noch an andere Objecte gebunden sei, als an die überlieferten Bestandtheile des Rechts. Das ist sehr klar und sogar so sehr von selbst einleuchtend, daß sich der Laie wundern muß, wenn so etwas dem Juristen erst noch durch ein besonderes Werk bewiesen werden muß. Wer aber Aufgaben sucht und sich stellt, die, in solchem Umfange und Grade wenigstens, gar keine mehr sind, von dem steht allemal zu fürchten, daß er die wahre Aufgabe wenigstens nicht vollständig erfaßt, geschweige gelöst hat. Mag es aber nöthig sein, unsern Juristen dergleichen zu sagen oder nicht, mag es nöthig sein, zu erklären, der Jurist dürfe weder Romanist noch Germanist sein, oder nicht: der Laie wird gern zugestehen, der Verfasser habe seinen Beweis genügend geliefert; aber der Laie, der dem Juristen tausendmal zugerufen hat: „keine Gesetze vom grünen Tisch", wird schwerlich hoffen, der Verfasser sei in sei-

ner Schlußfolgerung bis zum Ziele gelangt, sei nicht schon vorher ermattet stehen geblieben.

Wir stehen jetzt beim Kernpunkt, bei dem wir den Verfasser zu richten haben. Weiß er, worauf es ankommt, weiß er es nicht? Hat er erkannt, daß und wie Savigny von einer genialen Anschauung des Rechts und der geschichtlichen, nationalen Entwickelung ausgehend zu der vollen Sophistik gelangte, die Gesetzgebung zu leugnen? Nein! Der Verfasser meint, die Sache der Gesetzgebung stehe heute „noch ziemlich gerade so wie zur Zeit des Allgemeinen preußischen Landrechts, des code français und des östreichischen Gesetzbuches", d. h. der Verfasser steht wo Savigny stand. Der Nachtheil einer voreiligen Gesetzgebung sei heute noch größer als damals, und für das dringendste Bedürfniß sei gesorgt. „Freuen wir uns lieber über unsern Particularismus, der soweit er den ernsten und gebieterischen Forderungen einer nationalen Politik nicht in den Weg tritt, die tiefste Quelle unserer nachhaltigen Kraft und Gesundheit ist".

Hieraus geht hervor, daß der Verfasser so wenig im Stande ist, Savignys großen Grundgedanken fortzuentwickeln, daß vielmehr die besten Sätze seines Buches bei ihm leere Phrase sind. Phrase ist es, wenn das Recht eine nationale Lebensfunction heißt, wenn die Unzertrennlichkeit von Wirthschaft und Recht behauptet, jedes wirthschaftliche Institut ein Rechtsinstitut genannt wird; denn wie könnte sonst das Recht zum Stillstande verdammt sein! Es müßte denn die ganze Cultur der Nation in gleich unglücklicher Lage sich finden. Phrase ist es, wenn der Jurist der Grammatiker des Rechts heißt; denn die Sprache wartet nicht, daß ihr der Grammatiker die Grammatik gebe. Und dennoch ist Dieser ein Gesetzgeber der Sprache, wie Jacob Grimm einer war — nämlich ein Gesetzfinder. Der Verfasser hat sein Buch „dem Andenken Jacob Grimms" gewidmet; aber er hat von ihm nicht gelernt, weder wie das Rechtsleben, Recht erzeugendes Leben unmittelbar mit dem Leben der Nation gesetzt ist, noch auch was in Folge solcher lebendigen Kraft der Jurist zu thun habe. Freilich wer das von Grimm lernen wollte, der mußte Völkerpsychologie „nicht im bildlichen Ausdrucke", sondern mit exacter Methode treiben.

Ich will hier kurz aussprechen, was ich vom Juristen fordere:

1) Kann es der Jurist nicht unterlassen von Volk und Volksgeist zu reden, wie Savigny und Puchta dies gethan haben, so muß er eine klare Einsicht in das Wesen jener Einheit haben, welche durch die genannten Worte bezeichnet werden. Er muß wissen, wie es sich mit der Einheit eines Bewußtseins überhaupt verhält, und besonders wie mit der eines nationalen Bewußtseins, der complicirtesten Einheit, die es auf Erden giebt.

2) Die metaphysische Methode, nach der von Recht und Staat und Sitte und Wirthschaft und wovon sonst noch der Jurist zu reden hat in einer Weise gesprochen wird, als wären dies alles jedes für sich selbständige Mächte, Keime, Kräfte, Ausflüsse, muß der Betrachtung weichen, welche im Volksleben einen einheitlich bestimmten und gegliederten Complex von lebendig bewegten Bewußtseins-Momenten unter bestimmten physischen Bedingungen sieht. Diese Momente oder Factoren des Bewußtseins schließen sich nach sehr einfachen Krystallisationsgesetzen an einander, bilden kleinere, und diese wieder größere und immer größere Einheiten oder Complexe. Diese Complexe, deren jeder für sich ein System lebender Elemente ist, schließen sich wieder an einander, schieben sich durch einander, verflechten sich mit einander, theils durch ihre gegenseitigen Beziehungen, die mit ihrem Wesen, ihrem Inhalte, gegeben sind, theils durch die Einheit, die sie als Erzeugnisse einer und derselben Seele oder zusammenwirkender Seelen erhalten.

3) Kein Bild! Denkt euch auf einem Thurme stehend, die Stadt mit ihren Straßen und der umliegenden Gegend vor euch, auch alle Dächer abgenommen, und ihr sähet das Treiben der Menschen im Freien und in den Stuben. Da sähet ihr, beachtet es wohl, Gedanken. Dieses Gewühl ist das Gewühl seelischer Momente in einem Bewußtsein. Füße schreiten, Arme rühren sich — für euer sinnliches Auge; es sind die Leiber von Gedanken. Da hättet ihr Staat, Recht, Sitte u. s. w. vor euch, nicht als abgesonderte Gebiete; nicht in diesem Palaste ist der Staat und in jenem Hotel das Recht; sondern da liegt

das Leben vor euch, innerhalb dessen sich nur ideale Linien ziehen lassen. So sehet nun, wie hier überall Sprache und Sitte und Recht erzeugt wird, indem gesprochen und gewirthschaftet wird. Gerade wie die Natur, indem sie wächst und zeugt, Gesetze offenbart, die der Naturforscher erkennt, deutet: so entstehen im geistigen Leben, ebenfalls unbewußt, Sprach-, Rechts-Gesetze, welche der Grammatiker, der Jurist nur in das Bewußtsein zu heben haben.

4) Was ist das nun also für eine Sophistik, welche sagt: Zeiten, die ein Gesetzbuch machen könnten, bedürfen dessen nicht; die dessen bedürfen, können es nicht machen; also kein Gesetzbuch, um so weniger, je mehr wir uns danach sehnen! Ganz wie der alte Sophist, welcher sagt: die sich verstehen, bedürfen der Sprache nicht; die sich nicht verstehen, denen ist sie unmöglich; also keine Sprache! — Recht und Gesetz ist nicht ein fertiges Ding, und kein Ding, das man fertig zu machen hat, ganz wie die Sprache das nicht ist. Sprache ist Thätigkeit, ist fortdauernde Sprach-Erzeugung; und so ist auch Recht und Gesetz nur in dem lebendigen Verkehr ein fort und fort neu Erzeugtes. Es ist weder etwas Gemachtes, noch etwas was darauf wartet, erst noch gemacht zu werden; es ist immer da, nur erfaßt muß es werden.

5) Und endlich wenn sich der Verfasser auf eine Höhe stellen kann, höher als das Straßburger Münster, auf eine Höhe, von der aus er das Leben der Deutschen überschauen kann, soweit die deutsche Sprache klingt: so mag er sich fragen, ob die Linien, welche der Particularismus durch dieses Bild geistigen Lebens zieht, sich nicht gerade so ausnehmen, wie Schmutzstriche über ein Altarbild Holbeins — und freue sich, wer kann.

Steinthal.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstraße 47.

